JULES MICHELET
GESCHICHTE DER FRANZOESISCHEN REVOLUTION

Geschichte der französischen Revolution



GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BEARBEITET
UND HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH M. KIRCHEISEN
NACH DER ÜBERSETZUNG VON
RICHARD KÜHN

BAND 5—6

GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH



GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 5

DER STURZ DES KÖNIGTUMS
BEGINN DES KRIEGES GEGEN FRANKREICH
(AUGUST BIS DEZEMBER 1792)



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH

Erstes Kapitel

Die Invasion — Entsetzen und Wut des Volkes (Ende August 1792)

Entsetzen in Paris bei der Nachricht der Invasion (August—September 1792). — Erwartung einer feierlichen Verurteilung der Revolution durch die Könige. — Frankreich sieht sich überrumpelt und verraten. — Wie gewaltig der gefangene König noch war. — Heldenhafte Begeisterung in ganz Frankreich. — Unsere Feinde haben in diesem ungeheuren Gemälde nur einen Punkt sehen wollen, einen blutigen Fleck. — Das ganze Frankreich weihte sich dem Vaterland. — Herzzerreißende Aufopferung der Frauen und Mütter. — Danton war nun Frankreichs Stimme. — Er fordert die Haussuchungen. — Kampf zwischen der Nationalversammlung und der Kommune. — Gewalttätigkeit der Kommune. — Die Versammlung versucht sie zu zerschmettern. — Die Kommune will sich mit allen Mitteln halten. — Bestimmungen zur Metzelei (Ende August 1792).

Der Verrat Longwys, der von Verdun, den man bald darauf erfuhr, erfüllten Paris mit finsterem, schwindelndem Entsetzen. Es gab nicht die geringste Sicherheit mehr. Es war allzu sichtbar, daß das Ausland überall Verbindungen hatte. Es schritt mit einer Festigkeit, einem so bezeichnenden Selbstvertrauen voran, wie im eigenen Land. Wer würde ihm vor Paris Halt gebieten? War denn ein Widerstand möglich inmitten so vieler Verräter? Wie sollte man diese Verräter herausfinden? Jeder sah sich den Nachbar an; auf Plätzen und Straßen warf ein Vorübergehender dem anderen mißtrauische, besorgte Blicke zu; alle vermeinten in allen die Freunde des Feindes zu sehen.

Kein Zweifel, daß ein beträchtlicher Teil schlechter Franzosen ihn erwartete und rief, sich über sein Nahen freute und in der Hoffnung einer Niederlage der Freiheit und Demütigung ihrer Heimat schwelgten. In einem Brief, der am 10. August in den Tuilerien gefunden wurde (und den unsere Archive besitzen), verkündete man mit Vergnügen, daß hinter den Armeen die Gerichte herkamen, daß die ausgewanderten Parlamentarier unterwegs im Lager des Königs von Preußen den Prozeß gegen die Revolution einleiteten, die Galgen herrichteten, an denen die Jakobiner hängen sollten. Zweifellos um diese Gerichtshöfe zu versorgen, entführte die österreichische Kavallerie in der Gegend von Saarlouis die patriotisch gesinnten,



die bekannten Republikaner. Oft, weil sie es eilig hatten, schnitten die Ulanen den Gemeindebeamten, die sie erreichen konnten, die Ohren ab und nagelten sie ihnen an der Stirn fest.

Diese letztere Einzelheit wurde im amtlichen Kriegsbericht mitgeteilt; es war nicht unwahrscheinlich nach den fürchterlichen Drohungen, die sogar der Herzog von Braunschweig gegen die eroberten Gegenden, die belagerten Städte schleuderte, nach dem Aufruf zum Beispiel, den er an Verdun erließ. Die Hand der Emigranten ist unverkennbar; in diesen rasenden Worten, die ein gewöhnlicher Feind nicht ausgesprochen hätte, findet man ihren Geist wieder. Schon Bouillé drohte in seinem berühmten Brief vom Juni 1791, in Paris keinen Stein auf dem anderen zu lassen.

Paris fühlte sich in Gefahr; ganz sicher wollte man an ihm ein Exempel statuieren. Ein jeder prüfte sein Gewissen, und da war keiner, der Grund gehabt hätte, sich sicher zu fühlen. Lafayette, der unvorsichtige Verteidiger des Königs, der, wie es scheint, seine revolutionären Kühnheiten genügend im Blute vom Marsfeld, in seinem Schritt der Nationalversammlung gegenüber reingewaschen hatte, war er nicht in einer Zelle eingesperrt? Was würde mit den dreißigtausend weit Schuldigeren geschehen, die den König aus Versailles geholt hatten, den zwanzigtausend, die am 20. Juni ins Schloß eingefallen, es am 10. August erstürmt hatten? Alle waren bestimmt des Majestätsverbrechens schuldig. Die Frauen in jeder Familie wurden sehr besorgt; sie schliefen fast gar nicht mehr, und ihre ganz verstörte Phantasie, die nicht wußte, woran sie sich zu halten hatte, erfand grausige Vorstellungen.

Die gleichen Ängste, die gleiche Bedrängnis führen zum gleichen Entsetzen. Diese armen erschreckten Geister werden durch eben ihre Schwäche zu Dichtern, zu großen und finsteren Legendendichtern, wie jene aus dem Mittelalter. Die Philosophie hat damit nichts zu tun. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nach Voltaire, nach einem ganzen zweifelnden Jahrhundert ist die Phantasie dieselbe geblieben; und wieso? Weil die Angst dieselbe ist. Wie zur Zeit der Barbareneinfälle, wie zur Zeit der Kriege mit England ist es die „Geißel Gottes", die sich naht, ist es das „Jüngste Gericht".

Sehen wir nun, wie dieses Gericht stattfinden wird (wir halten uns hier an die Volksmeinung, wie die damaligen Zeitungen sie wiedergeben). In einer großen wüsten Ebene, wahrscheinlich in der Ebene Saint-Denis, wird man die ganze Bevölkerung versammeln, herdenweise den verbündeten Königen vor die Füße jagen. Vorher wird die Erde verwüstet worden sein, werden die Städte in Brand stehen. „Denn," so haben die Herrscher gesagt, „die Wüsten taugen

noch mehr als das aufrührerische Volk." Es verschlägt ihnen wenig, ob Ludwig XVI. ein Königreich behält, ob er lebt oder stirbt; seine Gefahr wird ihnen kein Hindernis sein. Hier nun, vor diesen mitleidlosen Eroberern, wird man die Guten von den Schlechten sondern, die einen zur Rechten, die anderen zur Linken. Welche Schlechten? Unzweifelhaft die Revolutionäre; sie werden zuerst sterben; man wird sie guillotinieren. Die Könige werden die Revolution auf die Art richten, die sie selber erfunden hat . . . „Schon schwelgen die Adligen in ihren Hotels bei ihren geheimen Orgien in der Hoffnung auf dieses Schauspiel; zwischen die Schüsseln lassen sie kleine Guillotinen aufstellen, um nach Wohlgefallen das Bild der Patrioten zu köpfen."

Nicht nur die Menschen sind es, die umkommen werden, sondern Frankreichs großer Gedanke. Wir haben närrischerweise geglaubt, die Gerechtigkeit sei gerecht, das Recht sei das Recht. Die Autorität aber, die souverän und ungerufen daherkommt, wird das ändern. Sie kommt nicht nur, um zu siegen, sondern um zu richten, um die Gerechtigkeit zu verurteilen.

Frankreich erwachte, und es war überrascht. Die ganze Welt schien hinter ihm herzusetzen, es war das gescheuchte Wild. Spanien und Sardinien hielten hinter ihm das Netz gespannt; vorn zeigten ihm Preußen und Österreich das Fangeisen; Rußland stieß zu und England lachte . . . Es jagte zum Lager zurück . . . und das Lager war verraten!

Das Lager war völlig frei, ohne Mauer, ohne Verteidigung. Seitdem wir eine Österreicherin geheiratet haben, haben wir klugerweise an der bedrohtesten Grenze alle unsere Wälle am Boden liegen lassen. Gute und gläubige Nation! Im Vertrauen auf Ludwig XVI. hatte es geglaubt, er werde ernstlich den Armeen der Könige, seiner Befreier, Halt gebieten; seinen Ministern vertrauend, den angeblich revolutionären, hatte es die angenehmen Worte Narbonnes geglaubt. „Ich habe alles gesehen", hatte er gesagt. Er hatte Waffen gesehen, und es gab keine; Munition, und es gab keine; Heere, sie waren gleich null, unorganisiert, moralisch vernichtet. Ein unsicherer Mann, Dumouriez, der einzige, der vor dieser verzweifelten Lage nicht zurückgeschreckt wäre, sah sich im Augenblick nur im Besitz von fünfzehn- bis zwanzigtausend Mann gegenüber hunderttausend geübten Soldaten.

Und die äußere Gefahr war noch nicht die größte. Die Preußen waren nicht so schlimme Feinde wie die Priester; die Armee, die im Osten anrückte, war gering im Vergleich mit der großen Verschwörung der Geistlichkeit, um die Bauern des Westens zu den Waffen



zu rufen. Paris hatte kaum den Verrat Longwys gehört als es erfuhr, daß die Landbevölkerung der Deux-Sèvres sich bewaffnet hatte; es war der Anfang eines weit um sich greifenden Lauffeuers. Sogleich bricht es an anderer Stelle aus, und das Morbihan steht in Flammen. Das demokratische Grenoble selber ist der Herd eines Komplotts der Adligen. Diese Botschaften ereilten die Nationalversammlung Schlag auf Schlag; sie hatte nicht Zeit, sich von einer Nachricht zu erholen, als schon eine schrecklichere eintraf. Man war ganz unter dem Eindruck dieser inneren Gefahren, als man erfuhr, daß im Norden die Nachhut des großen feindlichen Einmarsches anrückte, ein Korps von dreißigtausend Russen.

Alles das waren keine Zufälle, keine Einzelfälle; es waren ersichtliche Teile eines umfangreichen, wohlbedachten, erfolgsicheren Systems, das sich mehr und mehr enthüllte. Worauf verließen sich das Ausland, der Emigrant, der Priester, wenn nicht auf den Verrat?

Und der Mittelpunkt, der Knoten des von den Verrätern gesponnenen großen Netzes befand sich in den Tuilerien.

Der 10. August hatte die Kräfte des Feindes nicht geschwächt. Siebenhundert Schweizer waren umgekommen; doch die Masse der Royalisten blieb heimlich lauernd unter Waffen. Abgesehen von einem sehr beträchtlichen Teil der Nationalgarde, der für immer in die Sache des Königtums verwickelt war, war Paris auch voll von Fremden, von Provinzlern, von Agenten des ancien régime oder des Auslands, von Militärs ohne Uniform und mehr oder weniger verkleidet, falschen Abbés zum Beispiel, deren kriegerisches Auftreten und energisches Gesicht ihre Kleidung Lügen straften. Sogar England, unser Freund, hatte in dieser Zeit hier unzählige bezahlte und unbezahlte Agenten, viele ehrenwerte Spione, die kamen, um zuzusehen, zu studieren. Der Sohn des berühmten Burke schrieb an Ludwig XVI. ein äußerst wahres Wort: „Sorgen Sie sich nicht; ganz Europa ist für Sie, und England ist nicht gegen Sie.“ Es wurde dem Könige um so günstiger gesinnt, je mehr das Königtum der Feind Frankreichs wurde.

So war Ludwig XVI., entthront, gestürzt, im Temple sogar noch mächtig. Er hatte die Tuilerien verloren und behielt Europa; er hatte alle Könige zu Verbündeten, Frankreich stand allein. Er hatte alle Priester bei allen Nationen zu Freunden, Verteidigern und Anwälten; jeden Tag wurde auf der ganzen Erde für ihn gepredigt; man gab ihm die Herzen der gläubigen Völkerschaften, man schuf ihm Soldaten und der Revolution tödliche Feinde. Es war hundert gegen eins zu wetten, daß er nicht untergehen würde (das Haupt eines solchen Pfandes war zu kostbar), sondern daß Frankreich



untergehen würde, das nach und nach nicht allein die Könige, sondern die Völker gegen sich hatte, deren Einsicht man untergrub.

Die Geschichte hat von keinem Volk zu melden, das so weit in den Tod hineinging. Als Holland, da es Ludwig XIV. vor seinen Toren sah, keine andere Rettung wußte, als sich unter Wasser zu setzen, sich selber zu ertränken, war es in geringerer Gefahr; es hatte Europa auf seiner Seite. Als Athen den Thron des Xerxes auf dem Felsen von Salamis errichtet sah, den Boden unter den Füßen verlor und sich aufs Schwimmen verließ, nur noch das Wasser zur Heimat hatte, war es in geringerer Gefahr; es stützte sich ganz auf seine machtvolle, organisierte Flotte, in der Hand des großen Themistokles, und es hatte nicht den Verrat in seiner Mitte.

Frankreich war zerrüttet, fast zersetzt, betrogen, ausgeliefert und verkauft.

Und gerade in diesem Zustand, da es die Hand des Todes auf sich lasten fühlte, brachte es durch eine heftige und furchtbare Kontraktion aus sich selbst eine unerwartete Macht hervor, ließ eine Flamme von sich ausgehen, wie die Welt sie nie gesehen, wurde wie ein Vulkan des Lebens. Der ganze Boden Frankreichs leuchtete auf, und überall brach es wie eine Feuergarbe von Heldentum empor und sprühte gen Himmel.

Ein wahrhaft wundersames Schauspiel, dessen ungeheure Vielseitigkeit jeder Beschreibung spottet. Solche Szenen entziehen sich der künstlerischen Wiedergabe durch ihre Überlebensgröße, durch eine unendliche Vielheit erhabener Einzelheiten. Die erste Regung will es niederschreiben, diese heldenhaften Anstrengungen, will diesen göttlichen Aufschwung der Willenskraft dem Andenken überliefern. Je mehr man davon sammelt, desto mehr berichtet man, desto mehr findet man zu berichten. Da kommt die Entmutigung; die Bewunderung erschöpft sich nicht, sie ermattet und verstummt. Lassen wir sie, diese großen Dinge, die unsere Väter zur Befreiung der Welt vollbracht oder gewollt haben, lassen wir sie im heiligen Schrein, wo nichts verloren geht, im ewigen Andenken des Volkes.

Die einzelnen Anerbietungen waren zahllos, manche übertrieben. Zwei Männer brachten jeder eine bewaffnete, berittene, voll ausgerüstete Eskadron zur Stelle. Manche gaben rückhaltlos alles, was sie hatten. In einem Dorfe, nicht weit von Paris, bot sich, als man die Tribüne zur Aufnahme der Einschreibungen und Anerbietungen errichtete, das ganze Dorf einmütig an, überbrachte die ungeheure Summe von fast dreihunderttausend Franken. Geht der Bauer einmal so weit, daß er sein Geld anbietet, so gibt er sein Blut ohne weiteres; er gibt, er verschwendet es. Väter gaben alle

ihre Kinder her, glaubten noch nicht genug getan zu haben, griffen zu den Waffen, marschierten selber mit.

Die Gaben regnen nur so auf die Nationalversammlung, mitten in den düsteren Septemberereignissen. Und warum erinnern diese Tage nur an eine Sache, eine lokale Sache, an das Massaker? Warum erinnert man sich nicht, daß sie durch die großartige Begeisterung eines großen Volkes, so vieler Millionen Menschen, durch tausend rührende, erhabene Einzelheiten wert sind, in Andenken gehalten zu werden?

Paris glich einer Festung. Man konnte sich in Lille oder Straßburg glauben. Überall Instruktionen, Schildwachen, militärische Vorkehrungen — übereilte, um die Wahrheit zu sagen; der Feind war noch fünfzig bis sechzig Meilen entfernt. Was feierlicher und rührender war, das war das tiefe, wundervolle Gefühl der Solidarität, das sich allenthalben zeigte. Jeder wendete sich an alle, sprach, bat für das Vaterland. Jeder machte sich zum Werber, ging von Haus zu Haus, bot dem, der mitziehen konnte, Waffen, Uniform an, alles, was man hatte. Alle Welt wurde zu Rednern, predigte, sang vaterländische Lieder. Wer in dieser einzigartigen Stunde verfaßte, druckte, plakatierte keine Aufrufe? Wer spielte nicht mit in diesem großen Schauspiel? Die kindlichsten Szenen, darin alle mitspielten, ereigneten sich auf den Plätzen, den für die Anwerbung errichteten Amphitheatern, den Tribünen, wo man zur Einschreibung erschien; rundum gab es Gesang und Geschrei, Tränen der Begeisterung und des Lebewohls. Und über all diesem Lärm ertönte eine Stimme in den Herzen, eine lautlose, doch um so innigere Stimme . . . das war die Stimme Frankreichs selbst, beredt in jeglichem Symbol, ergreifend in dem tragischsten von allen, der heiligen und furchtbaren Standarte, die besagte: „Das Vaterland ist in Gefahr", die am Hôtel de Ville aus den Fenstern hing. Eine ungeheure Fahne, die, im Winde flatternd, die Legionen des Volkes durch Zeichen aufzurufen schien, von den Pyrenäen bis zur Schelde, von der Seine bis zum Rhein in Eile zu marschieren.

Um zu verstehen, was für ein Opfer dieser Augenblick verlangte, müßte man in jeder Hütte, in jeder elenden Behausung mit ansehen, wie die Frauen sich losreißen, die Mütter wie zerfleischt sind von diesen zweiten, hundertmal schlimmeren Wehen als denen, da das Kind sich zum erstenmal von ihrem blutenden Leibe trennte. Man müßte sehen, wie das alte Mütterchen trockenen Auges und mit gebrochenem Herzen in Eile die paar Sachen zusammenrafft, die er mitnehmen wird, die ärmlichen Ersparnisse, die sie durch Fasten sich abgespart hat für den Sohn, für diesen Tag des letzten Kummers.

Ihre Kinder diesem Kriege geben, der so aussichtslos begann, sie der gewagten und verzweifelten Sache opfern, das war mehr, als die meisten fertig brachten. Sie unterlagen ihren Gedanken, oder vielmehr, sie verfielen infolge einer natürlichen Reaktion in Raserei. Sie schonten nichts, fürchteten nichts. Ein solcher Geisteszustand schrickt vor nichts zurück; was kann den erschrecken, der den Tod erwählt hat?

Man hat uns berichtet, daß eines Tages (wahrscheinlich im August oder September) ein Haufe dieser rasenden Frauen auf der Straße mit Danton zusammentraf, daß sie ihn beleidigten, wie sie den Krieg selber beschimpft haben würden, ihm schuld an der ganzen Revolution gaben, an allem Blutvergießen und dem Tode ihrer Kinder, ihn verwünschten und Gott anflehten, es möge alle Schuld auf sein Haupt fallen. Er verwunderte sich nicht; und obgleich es aussah, als wollten sie ihn zerkratzen, wandte er sich plötzlich um und sah die Frauen an, bemitleidete sie; Danton hatte ein weiches Herz. Er stieg auf einen Grenzstein, und um sie zu trösten, beschimpfte er sie in ihrer Redeweise. Seine ersten Worte waren heftig, burlesk, roh. Da sind sie alle verblüfft. Seine echte oder gemachte Wut beraubt sie der ihren. Dieser wundervolle, instinktmäßige und berechnete Redner hatte als volkstümliche Grundlage ein empfängliches und starkes Temperament, ganz zur körperlichen Liebe geschaffen, in der das Fleisch, das Blut die Herrschaft hat. Danton war zunächst und vor allem ein Mann; es war in ihm etwas vom Löwen und von der Dogge, auch viel vom Stier. Sein Äußeres entsetzte. Die großartige Häßlichkeit eines zerwühlten Gesichtes verlieh seinen groben, herausgeschleuderten Worten eine Art wilden Reiz. Die große Masse, die das Starke liebt, brachte ihm die Gefühle entgegen, die jeder gewaltsam schöpferische Mensch erweckt: Angst und Zuneigung. Und dann, man spürte auch hinter dem heftigen, wütenden Wesen das Herz; man kam dahin, sich zu fragen, ob dieser schreckliche Mann, der nur in Drohungen sprach, nicht im Grunde ein guter Mensch war . . . Die aufgehetzten Weiber um ihn her hatten ein dunkles Empfinden für das alles; sie duldeten die Ansprache, ließen sich beherrschen, meistern; er brachte sie dahin, wo er sie haben wollte. Er erklärte ihnen grob, wozu das Weib, die Liebe, die Generation da sei, und daß man die Kinder nicht für sich gebiert, sondern fürs Vaterland . . . Und hier erhebt er sich plötzlich, sprach nicht mehr zu den Leuten, sondern (so schien es) zu sich selber . . . Sein ganzes Herz, so sagte man, entströmte seiner Brust, in Worten voll wilder Zärtlichkeit für Frankreich . . . Und auf das seltsame, pockenzerfressene Antlitz, das den Schlacken des

Vesuvs oder Ätnas glich, traten große Tropfen, und das waren Tränen . . . Die Frauen konnten sich nicht mehr halten; sie beweinten Frankreich, anstatt ihre Kinder zu beweinen, und entflohen schluchzend, das Gesicht in der Schürze verborgen.

Danton war, das muß man sagen, erhaben und düster gewesen, als habe die Revolution und Frankreich selber gesprochen; in ihm fand es das willensstarke Herz, die gewaltige Lunge, die großartige Haltung, um sein Bekenntnis zu verkünden. Man sage nicht, das Wort bedeute in solchen Momenten wenig. Wort und Tat, das ist alles eins. Die machtvolle, die energische Versicherung, die den Herzen Beruhigung gibt, das ist eine schöpferische Tat; was sie sagt, das bringt sie hervor. Hier ist die Handlung die Dienerin des Wortes; sie folgt willig hinterher, wie am ersten Schöpfungstage: Er sprach, und es wurde die Welt.

Dantons Redeweise (wir würden das auseinandersetzen, wenn hier der Ort dazu wäre) ist so sehr eine Tat, eine heroische Sache (erhaben und gegenständlich zugleich), daß sie sich nicht klassifizieren läßt. Er allein war damals nicht von Rousseau abzuleiten. Und seine Verwandtschaft mit Diderot ist ganz äußerlich; er ist nervig und positiv, Diderot geschwollen und unbestimmt. Wiederholen wir es, sein Wort war nicht bloß Wort, es war die sichtbar gewordene Energie von ganz Frankreich, ein Herzensschrei des Vaterlandes.

Die tragische Erinnerung an Dantons Namen wird — wie sehr er selbst oder die Parteien ihn auch beschmutzt und entstellt haben mögen — darum nicht weniger zu den teuren und beklagten Erinnerungen Frankreichs zählen. Wie könnte es sich den aus dem Herzen reißen, der in seinen schlimmsten Tagen sein Glaube gewesen war? Er selber hielt sich für geweiht und wollte an seinen Tod nicht glauben. Man kennt seine Worte, als man ihn auf die Gefahr hinwies: „Mich rührt man nicht an, ich bin die Bundeslade.“ Das war er 1792 tatsächlich gewesen; und wie sie, die den Glauben Israels enthielt, war er damals vor uns hergegangen . . .

Danton hat nur einen ernstlichen Ankläger gehabt, das ist er selbst. Man wird später die seltsamen Gründe sehen, die ihn veranlassen konnten, Verbrechen auf sich zu nehmen, die er gar nicht begangen hatte. Es sind ungewisse, unwahrscheinliche Verbrechen, was auch die Liga der Royalisten und Robespierristen, die sich gegen sein Andenken verschworen hatten, gesagt haben mögen. Das Gewissere ist, daß er die Initiative zu verschiedenen großen und klugen Maßnahmen hatte, die Frankreichs Rettung waren; und ebenso, daß er zum Schluß gemeinsam mit seinem Freund, dem

großen Schriftsteller jener Zeit, dem armen Camille, auch die Initiative zur Zurückforderung der Menschlichkeit hatte[1]).

Am 28. August erschien Danton abends in der Nationalversammlung und beantragte, Haussuchungen vorzunehmen. Zweifellos wären wir in einer so außerordentlichen Gefahr, als ein — man kann nicht anders sagen — ganzes Heer von Royalisten sich in Paris befand, umgekommen, hätten wir ihnen nicht fühlen lassen, wie stark Frankreichs Hand auf ihnen lag. Es war nötig, daß diese sehr starke feindliche Masse moralisch geschwächt, gelähmt, gebannt wurde, daß jeder zitterte, weil er die Revolution mit offenen Augen und erhobenem Arm über sich sah. Es war nötig, daß die Revolution in solcher Lage alles wußte, daß sie sagen konnte: „Ich kenne die Hilfsquellen, ich kenne die Hindernisse, ich weiß, wo und wer die Leute sind, und ich weiß, wo die Waffen sind." — „Wenn das Vaterland in Gefahr ist," sagte Danton sehr gut, „so gehört alles dem Vaterland zu eigen." Und er setzte hinzu: „Indem wir die Gemeindebeamten ermächtigen, das zu beschlagnahmen, was gebraucht wird, verpflichten wir uns, die Besitzer zu entschädigen."

„Jede Gemeindeverwaltung," sagte er ferner in der Nationalversammlung, „soll ermächtigt werden, die besten der gut gerüsteten Männer ihrer Gemeinde auszuwählen." Und gleichzeitig schlug er der Kommune vor, diejenigen waffenfähigen Bürger, die man brauchte, anzuwerben und ihnen einen Sold zu zahlen. Es war zweifellos nach zwei Seiten hin von Vorteil, den verworrenen Massen eine militärische Ordnung zu geben und einen Teil gegen den Feind zu schicken, so daß Paris entlastet wurde.

Am 29., an einem schönen Augusttage, wurde um vier Uhr der Generalmarsch geschlagen und jeder aufgefordert, um sechs Uhr pünktlich zu Hause zu sein, und das eben noch so belebte, bevölkerte Paris war im Augenblick verödet. Jeder Laden geschlossen, jede Tür verwahrt. Die Tore waren besetzt, der Fluß bewacht. Die Haussuchungen begannen erst um ein Uhr nachts. Alle Straßen wurden von starken Patrouillen, jede zu sechzig Mann, besetzt; die Sektions-

[1]) Die Tatsachen selbst übernehmen es, Danton in verschiedener Hinsicht in dieser großen und furchtbaren Krise zu charakterisieren. Wir werden nicht vorgreifen. Man gestatte nur, hier das Urteil eines ernsten Mannes wiederzugeben, das auch unser Urteil ist. Ein junger Mann, der aus Arcis-sur-Aube, Dantons Heimat, kam, hatte dort allerlei ihn ehrende Dinge vernommen. Als er sich in Paris bei Herrn Royer-Collard befand, erkühnte er sich, vor dem royalistischen Redner zu äußern: „Es will mir aber scheinen, als habe dieser Danton eine großmütige Seele gehabt . . ." „Sagen Sie hochherzig, mein Herr," sagte Royer-Collard. — Ich habe diesen Ausspruch von unserem berühmten Béranger.



kommissare betraten jedes Haus und jedes Stockwerk, pochten an: „Im Namen des Gesetzes!" Diese Rufe, die Schläge an die Türen, das gewaltsame Öffnen der unbewohnten Häuser, alles hallte erschreckend wider in der Nacht. Man beschlagnahmte zweitausend Gewehre, nahm etwa dreitausend Personen fest, die größtenteils am anderen Tage wieder freigelassen wurden. Die gewünschte Wirkung war erreicht: die Royalisten zitterten. Nichts beweist das besser, als der Bericht eines der Ihrigen, Peltier, eines lügenhaften, mittelmäßigen Schriftstellers, hier aber aufrichtig, beredt, von wundervoller Offenheit und Angst. Alle anderen Historiker haben ihn getreulich abgeschrieben.

Diese Untersuchung war im Grunde nichts anderes, als eine obrigkeitliche Regelung dessen, was das Volk bereits ohnedies tat. Schon war die Menge auf die Gerüchte hin, daß manche Privathäuser Waffenniederlagen verbargen, in die Häuser eingedrungen; besonders machte man es so mit Beaumarchais' Haus und Gärten an der Porte Sainte-Antoine. Das Volk verlangte ihre Öffnung und untersuchte sie sorgfältig, ohne etwas anzurühren oder fortzunehmen. Beaumarchais erzählt es selbst; nur eine Frau unterstand sich, eine Blume zu pflücken, und die Menge wollte sie dafür in den Gartenteich werfen.

Überflüssig zu sagen, daß diese schreckliche Maßnahme der Haussuchungen sehr schlecht ausgeführt wurde. Der unwissenden und ungeschickten Händen anvertraute Vorgang war ein Zufallswerk, das äußerst willkürlich gehandhabt wurde; die Erfolge waren unendlich verschieden. Einige der Kommissare glaubten alle Leute festnehmen zu müssen, die unter die royalistische Eingabe gegen den 20. Juni ihre Unterschrift gesetzt hatten. Solcher Unterzeichner gab es zwanzigtausend. Die Kommune traf schleunigst die Verfügung, sie wieder freizulassen, es genüge, daß man sie entwaffnet habe.

Zwei Dinge waren zu fürchten:

Die Haussuchungen, die der Masse der bewaffneten Sektionäre die Hotels der Reichen erschlossen, ihnen eine unbekannte Welt von Unmäßigkeit und Genußsucht aufgedeckt hatte, weckte ihre Begierde, gab den Armen nicht das Verlangen, zu plündern, sondern einen verdoppelten Haß, eine düstere Wut; sie wollten sich selber nicht eingestehen, welche Triebe in ihnen am Werk waren, und vermeinten, in den Reichen nur die Aristokraten, die Feinde Frankreichs zu hassen. Eine große Gefahr für die öffentliche Ordnung. Hätte der Volksschrecken nicht seinen Gegenstand umgrenzt gehabt — wer weiß, was aus den wohlhabenden Vierteln geworden wäre, besonders



aus den Häusern der Geldmakler, von denen die Kommune sehr unvorsichtig erklärt hatte, sie hätten den Tod verdient.

Eine andere ebenso ernstliche Gefahr der Haussuchungen war, daß sie die dumpfe Feindseligkeit, die seit zwanzig Tagen zwischen der Nationalversammlung und der Kommune herrschte, in offenen Krieg verwandelt hatte.

Betrachten wir diese zwanzig Tage.

Die wenig selbstsichere Versammlung hatte sich von der Kommune ins Schlepptau nehmen lassen und nur versucht, das, was diese tat, wieder umzustoßen; wenn sie dann aber die Zähne zeigte, so wich die Versammlung ungeschickt zurück. Die Versammlung hätte das ausschließlich royalistische Departementsdirektorium seines Amtes entsetzen müssen; die Kommune tat es für sie. Schnell beschließt darauf die Versammlung, daß die Sektionen neue Departementsverwalter ernennen sollen; sie trifft eine Verfügung, daß die Sicherheitspolizei, die den Gemeinden untersteht, nur mit Autorisation der Departementsverwalter vorzugehen habe, die selbst wieder nur im Einverständnis mit einem Ausschuß der Nationalversammlung ihre Genehmigung geben dürfen.

Damit alles dies von der gefürchteten Kommune glatt angenommen werde, bewilligte die Versammlung ihr großmütig die ungeheure Summe von fast einer Million monatlich für die Polizei von Paris. Diese Gabe besänftigte aber die Kommune keineswegs; sie erklärte, sie wolle keinen Vermittler zwischen sich und der Versammlung, sie werde kein Direktorium von Paris dulden und fügte die Drohung hinzu: „Andernfalls müsse das Volk sich wieder zur Rache rüsten." Die Versammlung schämte sich, ihren Erlaß zu widerrufen; Lacroix fand einen Ausweg, um sich anständig zurückzuziehen; man entschied, es solle ein Direktorium geben, das aber nichts anordnen, sondern sich darauf beschränken werde, die Kontributionen zu überwachen.

Man muß sagen, daß die Kommune ihre Diktatur den furchtbarsten Händen anvertraut hatte, nicht Männern aus dem Volk, sondern elenden Schreibern, Hébert und Chaumette. Sie übertrug dem letzteren die seltsame Befugnis, die Gefängnisse zu öffnen und zu schließen, Gefangene zu machen und freizulassen. Sie traf in dieser Sache noch eine andere äußerst gefährliche Entscheidung, nämlich an jedem Gefängnistor die Namen der Gefangenen zu verzeichnen. Diese Namen, die das Volk las und wieder las, wurden ihm zu einer beständigen Aufreizung, einer Aufforderung zur Gewalttätigkeit, einem Kitzel zu allen grausamen Wünschen, die schließlich unwiderstehlich werden würden. Wer die Menschennatur kennt,



der weiß, daß eine solche Anzeige das Verhängnis von Mord und Blutvergießen heraufbeschwor.

Das ist nicht alles; die sonderbare Diktatur, weit entfernt, sich um das Leben so vieler Geächteten zu beunruhigen, scheute sich nicht, noch mehr zu schaffen, Listen aufzustellen. Sie ließ die Namen der adligen Wahlmänner der Sainte-Chapelle drucken. Sie verfügte, die Geldmakler hätten die Todesstrafe verwirkt. Nichts hemmte sie. Sie gab über Personen Urteile ab, zu einer Zeit, da ihr Meinungsausdruck Tod bedeutete. Ich weiß nicht, wer es war, der bei der Kommune um die Feststellung ersuchte, daß Herr Duport das Vertrauen der Nation verloren habe. Nachdem diese Entscheidung einmal getroffen, wird man sehen, daß es der unerhörtesten Anstrengungen Dantons bedurfte, um zu verhindern, daß der berühmte Abgeordnete der Konstituierenden, der so dem Tode preisgegeben war, drei Wochen später nicht umgebracht wurde.

Nicht damit zufrieden, alle persönliche Freiheit mit Füßen zu treten, machte sie am 29. August einen direkten Angriff auf die Pressefreiheit. Sie zitierte vor ihre Schranken den jungen und kühnen Girondisten Girey-Dupré, und verfolgte ihn wegen eines Zeitungsartikels; sie ging so weit, das Kriegsministerium, wohin Girey-Dupré sich, wie es hieß, geflüchtet haben sollte, umzingeln zu lassen. Die Nationalversammlung ihrerseits zitierte den Präsidenten der Kommune, Huguenin, vor ihre Schranken, der nicht zu erscheinen wagte. Da faßte sie einen natürlichen, aber in der gegebenen Lage gefährlichen Beschluß, nämlich den, die Kommune zu sprengen.

Diese zersprengte sich selbst durch ihren rasenden Geist anarchistischer Tyrannei. Jedes Mitglied der seltsamen Vereinigung maßte sich die Diktatur an, handelte selbständig und als Gebieter, ohne sich um irgendeine andere Autorität zu kümmern, ja oft sogar ohne die Kommune selbst zu Rate zu ziehen. Das ist nicht alles; jeder dieser Diktatoren glaubte seine Gewalt auf gute Freunde übertragen zu können. Die heikelsten Angelegenheiten, in denen Leben, Freiheit, Besitz der Leute auf dem Spiele stand, wurden von Unbekannten ohne Mandat, ohne Befugnis gehandhabt, von eifrigen, hingebungsvollen Patrioten, voll guten Willens, aber ohne Amt und Titel. Sie gingen zu den Verdächtigen (und jeder Wohlhabende war verdächtig), ließen beschlagnahmen, machten Verzeichnisse, nahmen kostbare Waffen oder andere Gegenstände an sich, die, wie sie sagten, von allgemeinem Nutzen seien.

Ein erstaunlicher Fall dieser Art wurde der Nationalversammlung bekanntgegeben. Irgendeiner, der sich Mitglied der Kommune nannte, läßt sich die königliche Gerätekammer öffnen, gewahrt eine silberne

Kanone, die seiner Zeit Ludwig XIV. zum Geschenk erhalten hatte, findet, daß es eine gute Prise sei und läßt sie wegschaffen. Cambon, der strenge Hüter des Allgemeinvermögens, erhob sich entrüstet gegen eine solche Ordnungswidrigkeit und ließ den Mann, der einen solchen Gebrauch von der Macht der Kommune machte, an die Barre kommen. Der Mann kam, er leugnete nicht, entschuldigte sich nicht, sagte kühl, er habe gedacht, das Ding sei ziemlich gefährdet, andere hätten es fortnehmen können, und um dies Mißgeschick zu verhüten, habe er es zu sich schaffen lassen.

Mehr verlangte die Versammlung nicht. Eine solche Tatsache sprach laut genug. Eine Sektion, die der Lombarden, der der junge Louvet präsidierte, hatte erklärt, der Generalrat der Kommune sei der Usurpation schuldig. Cambon beantragte und ließ von der Nationalversammlung beschließen, daß die Mitglieder dieses Rates die Vollmachten repräsentierten, die ihnen vom Volk verliehen worden: „Wenn sie das nicht können, so muß man sie zur Verantwortung ziehen," sagte er. Am gleichen Tage, dem 30. August, entschied die Versammlung um fünf Uhr nachmittags gemäß dem Antrag Guadets, daß der Präsident der Kommune, dieser Huguenin, der es verschmähte, zu erscheinen, gewaltsam an die Barre geführt werden solle, und daß von den Sektionen innerhalb vierundzwanzig Stunden eine neue Kommune zu wählen sei. — Im übrigen erklärte man, um die Strenge dieser Entscheidung zu mildern, die alte Kommune habe sich um das Vaterland verdient gemacht. Man belobte sie, und man jagte sie davon.

Die Kommune vom 10. August versteifte sich auf ihr Fortbestehen. Sie wollte weder verjagt noch belobt werden. Ihr Sekretär, Tallien, verlangte in der Sektion der Thermes, nahe bei den Cordeliers, man solle bewaffnet gegen die Sektion der Lombarden losgehen, die sich des Tadels der Kommune schuldig gemacht habe. Und was besorgniserregend schien, war, daß der vorsichtige Robespierre in demselben Sinne sprach, sogar im Generalrat selbst, im Hôtel de Ville. Ein Mann Robespierres, Lhuillier, von der Sektion von Mauconseil, vertrat den gleichen Standpunkt, daß das Volk sich erheben und mit der Waffe die Kommune gegen die Nationalversammlung verteidigen solle.

Es war klar, daß die Kommune entschlossen war, sich mit allen Mitteln zu halten. Tallien beschloß, der Versammlung einen Schreck einzujagen. Noch in der Nacht kam er mit einer Masse Pikenträger hin und erinnerte unverschämt daran: „daß die Kommune allein es gewesen sei, die der Versammlung wieder zum Rang von Repräsentanten eines freien Volkes verholfen habe," rühmte die Taten der



Kommune, besonders die Festnahme der widersetzlichen Geistlichen: „In wenigen Tagen," sagte er, „wird der Boden der Freiheit von ihrer Gegenwart gesäubert sein."

Diese entsetzlich zweideutige Äußerung lüftete einen Zipfel des Schleiers. Die Führer waren entschlossen, die Diktatur, wenn es sein mußte, durch ein Massaker festzuhalten. — Tallien sprach nur von den Priestern; Marat aber, der wenigstens stets das Verdienst der Deutlichkeit hatte, verlangte in seinen Anzeigen, man solle lieber die Nationalversammlung niedermetzeln.

Es war zwei Uhr nachts; die Bande, die das Volk vorstellte und die Tallien folgte, verlangte, im Saal zu defilieren, „um," wie es hieß, „die Vertreter der Kommune zu sehen," als glaubte man, sie seien hier in der Versammlung in Gefahr. Diese zeigte sich sehr fest, ließ sagen, man werde nicht hineingelassen. „So sind wir also nicht frei," sagte der Sprecher der Bande in albern wütendem Ton. Die Wirkung war gerade umgekehrt, als man gedacht hatte. Die Versammlung reckte sich auf, zeigte sich bereit, strenge, gewagte Maßnahmen zu ergreifen, und der Prokurator der Kommune, Manuel, hielt es für klug, diese Entrüstung zu dämpfen, indem er den unglücklichen Sprecher festnehmen ließ.

Am anderen Tage erschien Huguenin, Präsident der Kommune, um die Versammlung durch den aussichtslosen Vorschlag einer Genugtuung zu erfreuen. Der Zweck war offenbar, das, was die Führer bezweckten, zu verdecken. Fest überzeugt, daß nur sie allein das Vaterland befreien könnten, wollten sie sich ihre Wiederwahl durch die Schreckensherrschaft sichern. Seitdem war die Metzelei bei ihnen im Geiste beschlossen.

Man brauchte keinen Befehl zu geben, es genügte, Paris in dem Zustand dumpfer Wut zu belassen, der in den Massen gärte. Dieser große Haufe von Männern, die vom Morgen bis zum Abend als Nichtstuer mit leerem Magen das Pflaster traten, litt unsäglich, nicht nur aus Elend, sondern aus Untätigkeit. Die Leute hatten nichts zu tun und verlangten danach, etwas zu tun; sie streiften umher, verdrießliche Arbeitslose, die wenigstens ein Werk des Verderbens und des Todes zu vollbringen suchten. Die Bilder, die sich ihnen boten, waren nicht geeignet, sie zu beruhigen. In den Tuilerien hatte man ein Sinnbild der Trauerfeier für die Toten des 10. August aufgestellt, die beständig nach Rache verlangten. Die rastlose Guillotine am Carrousel gab wohl Zerstreuung, die Augen waren beschäftigt, aber die Hände blieben untätig. Vorübergehend hatten sie sich damit befaßt, die Standbilder der Könige zu zerschmettern. Doch warum Abbilder vernichten? Warum nicht Wirklichkeiten? Hätte man sich nicht



lieber, statt die Könige in ihrem Bilde zu strafen, an den halten sollen, der sich im Temple befand, an seine Freunde, an die Adligen, die das Ausland herbeiriefen? „Wir gehen, um die Feinde an der Grenze zu schlagen," so sagte man, „und wir lassen sie hier zurück!"

Das Benehmen der Royalisten war äußerst herausfordernd. Kaum je ging man an den Gefängnismauern entlang, ohne daß man sie drinnen singen hörte. Die in der Abbaye riefen den Leuten dieses Viertels hinter den Gittern beleidigende Worte zu, Drohungen, machten verletzende Gebärden. Das kann man in den über die Septembermorde später gemachten Untersuchungen lesen. Eines Tages versuchten die in La Force ihr Gefängnis in Brand zu stecken, und man mußte als Verstärkung Nationalgarden herbeiholen.

Die Gefangenen, meist reiche Leute, die keine Ausgabe scheuten, verbrachten die Zeit bei fröhlichem Gelage, tranken auf den König, auf die Preußen, auf die baldige Befreiung. Ihre Mätressen besuchten sie, speisten mit ihnen. Die Gefängniswärter, zu Kammerdienern und Boten geworden, kamen und gingen im Auftrag ihrer vornehmen Herren, holten und trugen vor aller Augen die feinen Weine und köstlichen Gerichte hinauf. Das Gold rollte nur so in der Abbaye. Die Hungernden auf der Straße sahen zu und entrüsteten sich; sie wollten wissen, wie die Gefangenen zu der unerschöpflichen Goldquelle kamen. Man vermutete, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, daß die Unmenge falscher Assignaten, die zur Verzweiflung der Bevölkerung in Paris in Umlauf waren, in den Gefängnissen verfertigt wurden. Die Kommune gab diesem Gerücht neue Nahrung, indem sie eine Untersuchung anordnete. Die Menge hatte große Lust, die Untersuchung zu vereinfachen und alle miteinander umzubringen, die Adligen, die Urkundenfälscher und Falschmünzer, ihnen die falschen Assignaten um die Ohren zu schlagen.

Dieser Versuchung zum Morden schloß sich ein anderer Gedanke an, eine barbarische, kindische Vorstellung, die man so häufig im Anfangsstadium der Völker findet, im hohen Altertum, der Gedanke an eine große und radikale moralische Reinigung, die Hoffnung, die Welt durch absolute Vernichtung des Bösen gesund zu machen.

Die Kommune, hierin das Organ des Volkswillens, erklärte, sie werde nicht nur die Adligen festnehmen, sondern die Betrüger, die Spieler, alle, die ein böses Leben führten. Es ist eine wenig bemerkte Tatsache, daß die Metzelei im Châtelet, wo die Diebe untergebracht waren, schlimmer hauste, als in der Abbaye und in La Force, wo sich die Adligen befanden. Die feste Absicht zu einer moralischen Reinigung gab vielen eine gefährliche Gewissensruhe,



einen grauenvollen Eifer, keinen zu schonen. Ein paar Tage später kam ein Mann zu Marat mit dem Geständnis, er habe die Schwäche gehabt, einen Adligen zu schonen; die Tränen standen ihm in den Augen. Der Volksfreund sprach gütig mit ihm, erteilte ihm Absolution; der Mann aber konnte sich selber nicht verzeihen und wußte sich nicht zu trösten.

Zweites Kapitel

Vorspiele zu den Gefängnismorden (1. September 1792)

Weder Danton noch Robespierre beherrschten die Lage. — Charakterverschiedenheit derer, die die Abschlachtung wollten. — Der Einfluß der Anhänger Marats auf die Kommune. — Die Kommune entschlossen, sich nicht aufzulösen. — Vorspiele zum Massenmord. — Die Nationalversammlung zieht ihre Verfügung zurück, um die Kommune zu beruhigen. — Robespierre rät der Kommune, die Gewalt wieder dem Volk zu übertragen. — Vom Überwachungskomitee, Sergent, Panis. — Panis, Santerres Schwager, ein gemeinsamer Freund von Robespierre und Marat. — Er bringt Marat ins Überwachungskomitee.

In dieser tiefen Finsternis hätte sich das öffentliche Gewissen vielleicht wiedergefunden, wenn wenigstens ein Mann stark genug gewesen wäre, sich selber sein Gewissen zu bewahren, entschlossen und hochherzig zu sein.

Es galt nicht, sich der Volkswut entgegenzustellen; es galt, darüber zu schweben, der Menge eine heldenhafte Unbekümmertheit zu zeigen, die ihr Sicherheit und Stärke gab, sie aus den niedrigen und grausamen Furchtgedanken heraushob. Es fehlte der wahrhaft große Mann.

Robespierre hatte Autorität, Danton Kraft. Keiner von ihnen war jener Mann.

Weder der eine noch der andere wagte es.

Weder der Führer der Jakobiner, mit seiner Würde, seiner Zähigkeit, seiner moralischen Gewalt, noch der Führer der Cordeliers, mit seiner fortreißenden Willenskraft und seinen edelmütigen Instinkten hatten jene erhabene Eigenschaft, die einzige, welche die düstere Wut des Augenblicks aufhellen, sie verwandeln konnte. Es fehlte ihnen völlig an dem einen, was heute sehr allgemein geworden, damals aber seltener war, als man glaubt. Um den Dämon des Blutrauschs aus den Herzen zu verjagen, ihn vor sich selber erröten zu lassen und in seine Abgründe zurückzutreiben, mußte man

den edlen unbekümmerten Schlachtengeist haben, der ohne Angst und Zorn losschlägt und geruhig den Tod mit ansieht.

Wer dieses Genie besessen, der hätte eine Fahne ergriffen, hätte die Banden gefragt, ob sie sich denn nur mit Entwaffneten schlagen wollten; er hätte jeden, der die Gefängnisse bedrohte, für einen Nichtswürdigen erklärt. Wenngleich ein großer Teil des Volkes dem Gedanken an das Blutbad geneigt war, so waren doch die Totschläger, wie man sehen wird, wenig zahlreich. Und es war durchaus nicht notwendig, sie dadurch in Schach zu halten, daß man sie selber umbrachte. Wiederholen wir, daß es genügt hätte, keine Angst zu haben, aus der gewaltigen militärischen Hochflut, in der Paris sich befand, Nutzen zu ziehen und jene kleine Zahl in der Masse und dem Wirbelsturm untergehen zu lassen, der sich aus wahrhaft soldatischen Freiwilligen und dem patriotischen Teil der Nationalgarde gebildet hätte. Der gute und gesund empfindende Teil der Bevölkerung, der ungleich zahlreicher war, hätte beruhigt, ermutigt werden müssen, durch Männer, deren Name im Volke etwas galt. Wer wäre nicht Robespierre und Danton gefolgt, wenn sich beide in dieser Krise einander genähert hätten und eins geworden wären, um Frankreichs Ehre zu retten, wenn sie verkündet hätten, die Fahne der Menschlichkeit sei die des Vaterlandes.

Sehen wir uns diese beiden Führer der öffentlichen Meinung recht genau an, deren moralische Gewalt dem beschämenden Ereignis gegenüber versagte.

Man muß sagen, Robespierres Autorität war ein wenig erschüttert. Ganz Frankreich hatte den Krieg gewollt; Robespierre hatte zum Frieden geraten. Der Krieg gegen den König, der Aufstand, waren von ihm keineswegs ermutigt worden; er hatte versichert, er halte sich innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen. Das Aufstandskomitee vom 15. August hatte sich sogar für kurze Zeit im nämlichen Hause versammelt, das Robespierre bewohnte, und er war nicht erschienen. Als man ihn zum Staatsanwalt beim obersten Kriminalgericht ernannte, hatte er diese traurige und gefahrvolle Ehre zurückgewiesen, mit dem Begründen, die von ihm so lange Zeit verfolgten Adligen seien seine persönlichen Feinde und hätten als solche ein Recht, ihn abzulehnen. Der „Moniteur“ hatte ihn als Dantons Ratgeber beim Justizministerium bezeichnet; was hatte er da getan? Er nahm als Mitglied des Generalrats der Kommune an den Sitzungen teil. Und selbst hier merkte man mit Ausnahme einer Rede in der Nationalversammlung nicht viel von seiner Aktivität.

Gleichwohl befand er sich da auf dem Boden der brennendsten

Leidenschaften; hier gab es kaum einen Ausweg, sich an die allgemeinen Grundsätze zu halten, wie bei der Konstituierenden, oder an haltlose Verdächtigungen, wie bei den Jakobinern. Zum ersten Male im Leben mußte er handeln, deutlich reden oder sich für immer unmöglich machen. So gewaltsam die Kommune vom 10. August auch war, so zählte sie doch zwei Parteien: die Nachsichtigen und die Grausamen. Sich für die ersteren entscheiden, hieß sich der Gefolgschaft Pétions und Manuels anschließen und Danton die Führung der Revolution, wahrscheinlich auch die Initiative zur Gewalt überlassen. Danton erschien wenig in der Kommune; keine der abscheulichen Maßnahmen wurde von ihm empfohlen. Die Kommune hatte aber einen sehr feurigen Dantonisten als Sekretär, der sagte und glauben machte, er habe Dantons Einwilligung; ich spreche von dem jungen Tallien.

Zweifellos war es Robespierres Rivalität gegen Danton, die Furcht, er könne zu mächtig werden, während er selbst an Einfluß verlor, die ihn stark beeinflußte. Da lag ein verhängnisvoller Antrieb, der ihn zu allem bringen konnte. Er fand in der Kommune und draußen unter den Vorgeschrittensten eine Klasse von Männern, die ihm sehr zusetzten, ihn vor die sofortige Entscheidung stellten. Diese Aufgeregten, die direkt oder indirekt (einige unbewußt) zum Massaker drängten, waren durch einen seltsamen Widerspruch gerade jene, die man die Künstler und empfindsamen Leute nennen konnte. Es waren, wenn ich so sagen darf, Leute von angeborener Trunkenheit, rührselige Redner; allen saßen die Tränen locker: Hébert weinte, Collot weinte, Panis weinte, usw. Trotzdem hatten sie alle, da es meist Autoren dritten Grades, mittelmäßige Künstler, ausgepfiffene Schauspieler waren, unter ihrer Menschenliebe einen festen Untergrund von Rachsucht, von Galligkeit, die gelegentlich in Wut ausartete. Der Typus dieser Art war Collot d'Herbois, ein unbedeutender Schauspieler und ebensolcher Schriftsteller moralischer und patriotischer Sachen, ein empfindsamer Mensch, wie nur je einer war. Immer angeheitert und oft betrunken, in Tränen und Branntwein gebadet. Man kennt seinen Rausch in Lyon, die Vernichtungspoesie, die er in den Kartätschensalven fand, sich (gleich jenem anderen Künstler, Nero) an der Zerstörung einer Stadt berauschend. Im Bestreben, die Dosis Branntwein und Rührung zu steigern, endete er sein Leben würdig durch eine Flasche Scheidewasser.

Nicht alle standen auf der Stufe; aber alle aus diesem Künstlerstand wollten, dem dramatischen Geist entsprechend, die Situation bis zum äußersten treiben. Sie brauchten schnelle und rühr-



selige Krisen, vor allem wechselnde Bilder. Unter solchem Gesichtspunkt scheint der Tod eine künstlerische und packende Sache. Das Leben wirkt unkünstlerischer, weil die Wandlungen hier langsam und allmählich erfolgen. Um die langsamen Verwandlungen des Lebens zu sehen und zu genießen, die gebärende Natur zu schauen, muß man Augen und Herz am rechten Fleck haben. Die Zerstörungswut aber packt auch den unbedeutendsten Menschen. Die schwachen und schlechten Dramaturgen, die machtlosen Redner, die nach großen Effekten suchen, gefallen sich in plötzlichen Zerstörungen. Sie halten sich dann für große Zauberer, für Götter, weil sie Gottes Werk vernichten. Sie finden es schön, was so viel Zeit gekostet hat, mit einem Worte abzutun, das lebendige Hindernis mit einem Wimpernzucken hinwegzuräumen, ihre Feinde mit einem Atemzug verschwinden zu lassen. Sie schlürfen die alberne und barbarische Poesie des Ausspruchs: „Ich ging vorüber, sie waren nicht mehr . . .“

Diese Klasse von Leuten war zwar nicht gerade so voll wütender Narrheit wie Marat, teilte aber mehr oder weniger seine überspannten Launen und schlossen sich ihm an. Sie waren das ganze Hindernis für Danton und Robespierre. Die beiden Rivalen im Streben nach Einfluß wagten um so weniger den Anhängern Marats entgegenzutreten, weil der von beiden, der ein einziges Wort des Widerstandes gewagt hätte, seine Partei seinem Rivalen ausgeliefert und sich selbst preisgegeben hätte, als sei er in der Gironde aufgegangen.

Danton, der Justizminister, hatte in seinem Amt einen scheinbar triftigen Grund, um in dieser furchtbaren Krise nicht in der Kommune zu erscheinen. Man wird sehen, wie er vor und während des Massakers mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Robespierre, als Mitglied der Kommune und ohne anderes Amt, nahm notgedrungen an ihren Sitzungen teil. Er wartete lange genug, bis zum Abend des 1. September mit der Entscheidung, dem Anschluß an die Gewaltparteien. Als der Schritt aber getan war, holte er die verlorene Zeit wieder ein, erreichte, übertraf die anderen.

Der große Tag des 1. September sollte zwischen der Nationalversammlung und der Kommune entscheiden. Die Versammlung hatte am 30. August verfügt, daß die Sektionen innerhalb vierundzwanzig Stunden einen neuen Generalrat der Kommune zu wählen hätten. Die vierundzwanzig Stunden begannen mit dem Verfügungserlaß (vier Uhr nachmittags); er mußte am folgenden Tage zur gleichen Abendstunde in Kraft treten. Die Kommune hielt aber die Sektionen in solchem Schrecken, daß die meisten nicht wagten, dem



Beschluß der Versammlung nachzukommen. Sie gaben vor, der Erlaß sei ihnen nicht offiziell bekanntgegeben worden. Was würde am 1. September geschehen, wenn die Versammlung ihren Erlaß bestätigte, wenn der Kampf zwischen den Gehorchenden und den sich Weigernden begann? In diesem Fall hätte die Versammlung Unglück gehabt, wenn nämlich die Royalisten sich ihr anschlossen, vielleicht für sie rüsteten, sie bloßstellten, während sie doch darauf warteten, sie zu stürzen. Wenn sie siegte, war sie verloren, und Frankreich vielleicht mit ihr.

Die Kommune hatte, so unwürdig auch viele ihrer Mitglieder sich durch ihre Tyrannei, ihre Wildheit erwiesen, immerhin das zu ihren Gunsten, daß die Royalisten nie mit ihr paktieren konnten. Sie repräsentierte den 10. August. Alle Welt anerkannte oder übertrieb auch — den Anteil, den sie an dieser großen Volkstat genommen hatte. Sei es nun eine Ruhmestat oder ein Verbrechen — der Kommune jedenfalls schrieb man den Sturz des Königtums zu. Sie war ganz gewiß eine antiroyalistische Macht, der sicherste Schutz gegen die Verschwörungen im Innern, wie gegen das Ausland. Jeder Patriot mußte trotz der Übergriffe der Kommune genau zusehen, ehe er sich gegen sie erklärte.

Sie hatte Vertrauen zu sich selbst. Viele ihrer Glieder glaubten ernstlich, sie allein könnten Frankreich retten. Sie wollten um jeden Preis die Diktatur der Volkswohlfahrt in Händen behalten. Andere wurden, wie man sagen muß, in diesem Glauben nicht wenig durch ihren Tyranneninstinkt bestärkt; sie waren seit dem 10. August Könige von Paris, und Könige wollten sie bleiben. Sie verfügten über ungeheure Summen, Gemeindesteuern, Gelder für öffentliche Arbeiten, Instandhaltung, usw. Sie wollten die für den Polizeidienst von der Versammlung ausgeworfene hohe Summe von monatlich einer Million erhalten. Man stahl noch nicht viel im Jahre 1792, vor der Sittenlosigkeit, die den Septembermorden folgte. Bei allen herrschte eine gewisse Reinheit der Jugend und Begeisterung; die Habsucht kam später. Immerhin warfen auch die Anständigsten mit dem Gelde um sich; sie liebten es zum mindesten als volkstümliches Machtmittel.

Aus diesen Gründen war die Kommune völlig entschlossen, den Beschluß der Nationalversammlung nicht in Kraft treten zu lassen, sondern sich mit Gewalt auf ihrem Platz zu halten.

Die in höchstem Maße stürmische Lage in Paris mußte natürlich für Vorwände zu Gehorsamsverweigerungen herhalten.

Am 31. August war es bei der Abbaye zu einer Bewegung gekommen. Als ein Herr de Montmorin freigesprochen worden war,

verwechselte ihn die Menge mit dem Minister dieses Namens und drohte das Gefängnis zu stürmen und sich selbst Genugtuung zu verschaffen.

Am 1. September ereignete sich am Grèveplatz eine furchtbare Szene. Ein Dieb, der hier am Pranger stand und offenbar betrunken war, erdreistete sich zu dem Ruf: „Es lebe der König! Hoch die Preußen! Nieder mit der Nation!“ Im Nu war er vom Schandpfahl gezerrt und sollte in Stücke gerissen werden. Der Prokurator der Kommune, Manuel, stürzte vor, befreite ihn aus den Händen des Volkes und rettete ihn ins Hôtel de Ville. Aber er selbst war in äußerster Gefahr; er sah sich zu dem Versprechen genötigt, daß ein Geschworenengericht den Schuldigen aburteilen werde. Dieses Gericht verkündete das Todesurteil. Die Behörde erachtete das Urteil für gut und rechtsgültig; es wurde vollzogen; der Mann wurde am anderen Tage hingerichtet.

Alles drängte so zur Gewalttat. Am gleichen Tage, dem 1. September, brachte ein Polizist eine goldene Uhr auf die Kommune, die er am 10. August an sich genommen hatte, und fragte, was er damit beginnen solle. Der Sekretär Tallien sagte, er solle sie behalten. Das war ein großer Ansporn zum Morden. Manche fühlten sich versucht, aus diesem Einzelfall den Schluß zu ziehen, der erbeutete Nachlaß der großen Herren, der Reichen, die in der Abbaye saßen, gehöre denen, die es fertig brächten, die Nation von diesen allgemeinen Feinden zu befreien.

Die Sitzung des Generalrats der Kommune wurde bis fünf Uhr abends vertagt. Die von dem Ereignis, das alle Welt für den kommenden Sonntag erwartete, erschreckte Nationalversammlung, versuchte während dieser Pause ein letztes Mittel, es zu verhindern. Sie bemühte sich, die Kommune zu beruhigen, sie widerrief den Erlaß, der ihren Mitgliedern vorschrieb, die Gewalt, die sie am 10. August erhalten hatten, zu beweisen.

„Das ist nicht alles,“ sagte ein Mitglied der Nationalversammlung; „Sie haben vor zwei Tagen beschlossen, die Kommune habe sich um das Vaterland verdient gemacht. Diese Fassung hat keinen Wert; es bedarf einer neuen Abstimmung, in der man ausdrücklich sagt, ‚die Vertreter der Kommune‘.“ In Wahrheit hätte man bei allem Lob für die Kommune im allgemeinen später recht gut diesen oder jenen ihrer Mitglieder wegen allerlei ungesetzlicher Handlungen verfolgen können. Die neue Fassung sicherte indes jedem einzelnen die weitgehendste Unverletzlichkeit. Die Versammlung wollte in solchem Augenblick nicht streiten; sie beschloß, was man verlangte.

Die Sitzung der Kommune wurde um fünf Uhr wieder aufgenom-



men. Und zunächst schien es, als sei der friedliche Erlaß der Nationalversammlung hier noch nicht bekannt genug. Robespierre sprach von den neuen Wahlen. Die Verfügung wurde aber zweifellos während der Sitzung bekannt, und Robespierre, durch die Winkelzüge der Versammlung dreist gemacht, nahm nun in ganz anderem Ton, mit unvermuteter Heftigkeit, das Wort. Er redete lange von den Manövern, mit denen man versucht hatte, dem Generalrat das öffentliche Vertrauen zu rauben, und trat dafür ein, daß der Rat, so sehr er auch dieses Vertrauens würdig sei, zurücktreten und das einzige Mittel anwenden müsse, das zum Heile des Volkes bleibe: dem Volke die Gewalt zurückgeben.

Dem Volke die Gewalt zurückgeben? Wie war dieses Wort zu verstehen? Hieß das, man solle das Volk laut der Verfügung und unter dem Einfluß der Nationalversammlung die Neuwahlen vornehmen lassen? Keineswegs. Robespierre hatte soeben der Versammlung selbst den Prozeß gemacht, indem er die gegen die Kommune gerichteten Machenschaften aufzählte. Er hätte sich bedenklich widersprechen müssen, wenn er nun vorschlug, man solle das Volk den Wünschen einer verdächtigen Versammlung gemäß wählen lassen. Dem Volke die Gewalt zurückgeben hieß offenbar: die rechtmäßige Gewalt niederlegen, um sich auf das revolutionäre Handeln der Massen zu verlassen, das Volk gegen die Nationalversammlung aufzurufen.

Solange der neue Rat nicht gewählt war, der alte sich aber zurückgezogen hatte, wäre Paris ohne Obrigkeit gewesen. Wenn die Kommune vom 10. August, die große volkstümliche Autorität, die schon einmal das Vaterland gerettet zu haben schien, selber erklärte, daß sie zu seinem Heil nichts mehr vermöge, wem übergab sie dann die Gewalt? Keinem anderen als der Verzweiflung, der Volkswut. Während sie also sagte, sie handle nicht, es sei an den Massen zu handeln, so wirkte in Wirklichkeit doch sie und auf die schauerlichste Art; es war, als würde sie die Verteidigung des Gefängnistores preisgeben, es weit aufmachen . . . Die Metzelei war vorauszusehen; aber gerade das Übermaß an Verwirrung, das Entsetzen von Paris, würde notwendig zur Wiedereinsetzung der Kommune geführt haben. Auf Knien würde man sie suchen, sie anrufen kommen; sie würde im Triumph wieder ins Hôtel de Ville einziehen. Die Nichtigkeit der Nationalversammlung wäre entscheidend bewiesen; die Kommune von Paris, die große revolutionäre Gewalt, würde allein herrschen und Frankreich befreien.

Man kennt Robespierre zu gut, um anzunehmen, er habe schon am ersten Tage seine Beschuldigungen präzisiert. Zunächst nur in un-

klarer Gestalt, hinter furchtbar drohenden Schatten gezeigt, hatten sie eine um so größere Wirkung. Jeder begriff ohne weiteres, was die Freunde der Kommune seit acht Tagen durch ganz Paris verbreiteten, was Robespierre am folgenden Tag, dem 2. September, während der Metzelei aussprach: Daß eine mächtige Partei dem Herzog von Braunschweig den Thron angeboten habe. Keine andere Partei als die Gironde war gegenwärtig mächtig. Die sträfliche Narrheit, Frankreich dem Ausland anzutragen, hatte das Ministerium Narbonne begangen. Es war furchtbar böswillig, das den Girondisten unterzuschieben, die Narbonne vertrieben hatten. Es war der Ruhm der Girondisten, den kriegerischen Aufschwung Frankreichs begriffen und trotz Robespierre den Kreuzzug der Freiheit gepredigt zu haben. Den Aposteln des Krieges den Plan dieses verruchten Friedens anzudichten, zu behaupten, daß Vergniaud, daß Roland, Frau Roland, die ehrenhaftesten Leute im Lande, Frankreich verkauften, auslieferten, das war so unglaublich, so lächerlich abgeschmackt, daß zu jeder anderen Zeit diese Verleumdung auf ihren Urheber zurückgefallen und er an seinem eigenen Gift zugrunde gegangen wäre.

Konnte eine solche Dummheit von einem so ernsten Kopf wie Robespierre aufrichtig geglaubt werden? Das nimmt wunder, und dennoch erwidern wir unbedenklich: Ja. Er war von Natur so gläubig veranlagt für alles, was Haß und Furcht ihm zu glauben anrieten, war so von sich selbst hingerissen und so geneigt, seine Phantasien zu verehren, daß er von jeder Beschuldigung, die er gegen seine Feinde schleuderte, vollständig überzeugt war. Je weiter er in seinen leidenschaftlichen Behauptungen ging, sich abmühte, ihnen Farbe und Wahrscheinlichkeit zu geben, desto überzeugter, aufrichtiger wurde er. Die übertriebene Hochachtung, die er vor seiner eigenen Rede hatte, ließ ihn schließlich glauben, jeder Beweis sei überflüssig. Seine Reden ließen sich in den Ausspruch zusammenfassen: „Robespierre kann es getrost beschwören, da es Robespierre einmal gesagt hat."

Bei dem ungeheuren Mißtrauen der krankhaft verwirrten Geister wurden die Dinge je mehr geglaubt, je wundersamer, je unglaublicher sie dem Geist erschienen. Wenn der Generalrat solche Anschuldigungen in der Menge verbreitete, konnten sie eine ganz unberechenbare Wirkung haben. Wer konnte vorhersagen, ob die rasende, betrunkene und tollgemachte Masse nicht statt der Gefängnisse die Nationalversammlung stürmen und in ihren Reihen mit gezücktem Dolch die Verräter, die Abtrünnigen, die Renegaten der Freiheit suchen würde, die man ihr im Vergleich mit den royalistischen Gefangenen als die hundertfach Schuldigeren bezeichnete?



Der Prokurator der Kommune, Manuel, erwiderte auf Robespierres Rede. Er war nicht der Mann, sich gegen eine solche Macht, die größte der Zeit, behaupten zu können. Manuel war ein armer Pedant, früherer Lehrer oder Erzieher, ein lächerlicher Gelehrter, der zu seinem Unglück durch Schwatzhaftigkeit zu der verhängnisvollen Ehre gekommen war, die ihm den Strick um den Hals legte. Immerhin nahm er den Kampf auf; sein gutes Herz und seine Menschlichkeit liehen ihm Kräfte. Obgleich er seinem gefährlichen Gegner hochtrabendes Lob spendete, erinnerte er die Mitglieder des Generalrates an ihren Eid: „Erst dann von ihrem Posten zu weichen, wenn das Vaterland nicht mehr in Gefahr sei." Die Mehrheit dachte wie er. Am Vorabend des schrecklichen Ereignisses, das sich vorbereitete, wollten manche es durch ihren Einfluß beschleunigen; andere dagegen dachten, wenn sie schon als Körperschaft und als öffentliche Behörde nichts verhindern konnten, so könnten sie doch wenigstens durch ihren Titel und ihre Schärpe, die sie als Mitglieder der Kommune kennzeichnete, einzelne erretten.

Von dieser schutzbringenden Schärpe machte Manuel auf der Stelle glücklichen Gebrauch. Es fiel ihm ein, daß er einen persönlichen Feind im Gefängnis hatte, Beaumarchais. Manuel war eins der literarischen Opfer, die der Verfasser des „Figaro" mit seinen Pfeilen zu spicken liebte; er hatte ihn durchbohrt, aufgespießt. Manuel läuft zur Abbaye, läßt sich Beaumarchais vorführen. Dieser wird verwirrt, entschuldigt sich. „Davon ist nicht die Rede, mein Herr," sagt Manuel zu ihm, „Sie sind mein Feind; was würde man sagen, wenn Sie hier blieben, um morgen umgebracht zu werden? Daß ich mich hätte rächen wollen? . . . Gehen Sie, und auf der Stelle." Beaumarchais sank ihm in die Arme. Er war gerettet. Manuel nicht weniger, für die Ehre und die Zukunft.

Keiner zweifelte an dem kommenden Blutbad. Robespierre, Tallien und andere ließen sich aus den Gefängnissen einige Priester, ihre früheren Lehrer, herausgeben. Auch Danton, Fabre d'Églantine, Fauchet retteten ein paar Leute.

Robespierre hatte eine ungeheure Verantwortung übernommen. In diesem Augenblick höchster Erwartung, da Frankreich zwischen Leben und Tod schwankte und nach einem festen Halt in seinem Taumel suchte, hatte Robespierre es dahin gebracht, alles ungewiß, schwankend, jede Autorität verdächtig zu machen. Was an Kraft übrig blieb, war von dieser Todesmacht wie gelähmt. Das Mini-

sterium und die Nationalversammlung, von seinem Dolch verwundet, lagen träge am Boden und vermochten nichts [2]).

Sogar der Generalrat, den Robespierre zu der Erklärung aufgefordert hatte, daß er sich dem Volk überantworte, und der das nicht getan hatte, war dann nicht weniger erschüttert und im Zweifel, was zu tun ihm zukomme. Wollte er, wollte er nicht? Würde er eingreifen oder nicht eingreifen? Er wußte es selber kaum.

Und wenn der Generalrat nichts wollte, nichts tat, wenn er sich am Sonntag auflösen oder, wie es vorkam, in ungenügender Zahl versammeln würde, wer blieb dann, um zu handeln, außer dem Überwachungskomitee? In der großen Versammlung des Generalrates, so gewalttätig er auch sein konnte, hätten nichtsdestoweniger die Blutdürstigen nie die Majorität gehabt. Im „Überwachungskomitee" dagegen, das aus fünfzehn Personen bestand, war die einzige Unstimmigkeit die, daß die einen die Metzelei wollten, die anderen sie zuließen.

Zwei Leute traten in diesem Komitee hervor, Sergent und Panis. Sergent, ein bis dahin schätzbarer, arbeitsamer und anständiger Künstler, ein Mann mit einem feurigen, leidenschaftlichen, romantischen Herzen (der lieben konnte bis in den Tod), hatte die Ehre, der Schwager des erlauchten Generals Marceau zu werden. Er ist es, der wenige Tage vor dem 10. August mit eigener Lebensgefahr, gerührt von der Verzweiflung und den Tränen der Marseiller, sich im Einverständnis mit Panis entschloß, ihnen die Patronen auszuliefern, die ihnen den Sieg brachten. Sergent hatte für Robespierres Scheinheiligkeit und Marats Wüten nur Widerwillen (er versichert das in seinen „Notizen", herausgegeben von Herrn Noël Parfait). Er behauptet, der Affäre vom 2. September ferngestanden zu haben. Er war der Anstifter zu einem schrecklichen Totenfest gewesen, das mehr als irgend etwas anderes in den Massen den Keim zur Rache und zum Morden legte. Als aber der Mordtag kam, hielt Sergents Herz nicht stand, und wenngleich er zweifellos die damalige wahnwitzige Anschauung teilte, daß eine Metzelei Frankreich retten könne, so verschwand er doch aus Paris. Er selber macht in den „Notizen" zu seiner Rechtfertigung das niederschmet-

[2]) Die Kommune stimmte nicht für Robespierres Schlußfolgerungen, aber sie machte sich seine Rede in gewissem Sinne zu eigen, ließ sie auf der Stelle drucken und verteilen. Ein bedeutsamer Umstand, den weder Barrière noch Buchez in ihren Auszügen festgehalten haben, den aber die Originalpapiere bezeugen. Archives de la Seine. Procès-verbaux du conseil général, register XXII, S. 4.



ternde Bekenntnis: daß er am Morgen des 2. September aufs Land ging und erst am Abend wiederkam.

Panis, Exprokurator, Verfasser lächerlicher Verse, kleingeistig, streng und falsch, war unfähig, aus sich selbst heraus Einfluß zu erlangen. Er war aber der Schwager des berühmten Faubourg-Brauers Santerre, des neuen Kommandanten der Nationalgarde. Diese Verbindung und seine Stellung beim Überwachungskomitee gaben ihm große Bedeutung. Im Komitee traf er Verfügungen, und durch seinen Schwager konnte er auf ihre Ausführung einwirken, konnte antreiben oder zurückhalten. Selbst wenn die Majorität gegen ihn war, war er noch immer in der Lage, durch Santerre die Ausführung dessen zu verhindern, was die Mehrheit beschlossen hatte.

Panis hatte eine Gabe, die nicht alle Dummköpfe besitzen, er war fügsam. Er erkannte zwei Autoritäten an: Robespierre und Marat. Robespierre war sein Arzt, Marat sein Prophet. Der „göttliche Marat" kam ihm vielleicht etwas überspannt vor, doch hatte man das nicht auch von Jesaias und Hesekiel sagen können, mit denen Panis ihn verglich? Robespierre jedoch war für Panis ganz einfach das Glaubensbekenntnis. Jeden Morgen traf man ihn in der Rue Saint-Honoré vor der Tür seines Beichtvaters; er erschien bei Robespierre, um anzufragen, was er für diesen Tag zu tun und zu sagen habe. Das bezeugt Sergent, sein Kollege, der ihm fast nie von der Seite ging, solange das Überwachungskomitee bestand. Panis war Robespierre so ergeben, daß er nicht an sich halten konnte. Er ist es, der, als er vor dem 10. August zwei Ungläubige, Barbaroux und Rebecqui zu dem Abgott führte, die Unklugheit beging, zu sagen: „Man brauche einen Diktator, einen Mann wie Robespierre," und von den Marseillern die oben geschilderte heftige Antwort bekam.

Robespierre, von Panis umkrochen, umschmeichelt, angebetet, hatte eine Schwäche für ihn. Panis war ihm unentbehrlich, als Schwager des plumpen Menschen, der das Faubourg beherrschte und der die starke Pariser Armee in Händen hielt. Panis war es allem Anschein nach, der die natürliche Entfernung zwischen Robespierre und Marat überbrückte. Ersterer, ein Politiker, ein Mann von straffer Haltung, abgemessen, gepflegt, gepudert, hatte einen Abscheu vor dem Schmutz des anderen, seiner sowohl gewöhnlichen als verwilderten Persönlichkeit, seiner seichten, überschwenglichen Geschwätzigkeit. Marat wiederum verachtete Robespierre als einen schüchternen Politiker ohne Fernblick, ohne Kühnheit. Sie hatten sich eines Tages besucht, und als Marat sah, daß Robespierre seine

Abschlachtungsideen nicht völlig teilte, daß er sich noch Skrupel über das Gesetzliche machte, hatte er die Achseln gezuckt.

Der Widerwille war gegenseitig. Wahrscheinlich war es der Robespierres für Marat, was diesen, nachdem er in der Kommune so gefeiert worden war, doch nicht zu ihrem Mitglied werden ließ. Immerhin beschloß die Kommune am 23. August, daß im Saal für einen Journalisten, für Herrn Marat, eine Tribüne zu errichten sei. Sein Einfluß nahm stetig zu; ohne Zweifel hatte Robespierre nunmehr Angst, sich zu widersetzen; er empfahl Marat den Wahlmännerversammlungen. Robespierres Mann war es, Panis, sein Geschöpf, sein serviler Schüler, er, der — noch einmal sei es gesagt — keinen Tag vergehen ließ, ohne bei ihm Rat zu holen, er war es, der am 2. September im Überwachungskomitee (der verantwortlichen Leitung für das Morden) den Würgeteufel Marat festsetzte.

Robespierre hat dreist behauptet, er habe am 2. September nicht mitgetan. In Taten nicht, das ist wahr. In Worten aber viel, und an jenem Tag waren Worte soviel wie Taten. Am 3., als der Stein ins Rollen gebracht war, tauchte er unter und erschien nicht mehr. — Am 1. September jedoch hatte er die Gewalttätigen mit seiner moralischen Bedeutung gedeckt, der Kommune angeraten, sich zurückzuziehen, sich auf das Eingreifen des Volkes zu verlassen. Am 2. errichtete sein Jünger Panis im Hôtel de Ville dem personifizierten Mord den Thron, dem Mann, der seit drei Jahren den 2. September forderte. Noch am 2. sprach Robespierre während der Bluttaten, und keineswegs, um zu beruhigen, sondern weit entfernt, auf äußerst aufreizende Art.

Marats Einführung war sehr ungesetzlich, war ganz unerhört. Kein städtischer Beamter, kein Gemeinderatsmitglied, besonders keins vom Überwachungskomitee durfte außerhalb des Generalrates, außerhalb der großen Volksgemeinde der Sektionskommissare, die den 10. August gemacht hatten, gewählt werden.

Marat gehörte nicht zu diesen Kommissaren; er konnte nicht gewählt werden. Panis aber wußte durch Santerre und Robespierre gleichzeitig einen solchen Druck auf den Gemeinderat auszuüben, daß der ihn ermächtigte, drei Mitglieder zu wählen, die das Überwachungskomitee vervollständigen sollten.

Panis, mit der eigenartigen Befugnis ausgestattet, selbständig erwählen zu können, wagte das aber nicht allein. Am Morgen des 2. September rief er seine Kollegen Sergent, Duplain und Jourdeuil zu Hilfe und sie ordneten sich fünf Personen zu: Deforgues, Lentant, Guermeur, Leclerc und Durfort.

Das Schriftstück mit vier Unterschriften versehen, weist am



Rande einen Nachtrag [3]) auf, der den unsicheren Namenszug von einem einzigen der vier aufweist. Dieser Nachtrag ist nichts anderes, als der Name eines nachträglich hinzugefügten sechsten Mitglieds; und dieser sechste ist Marat [4]).

[3]) Das in der Form ebenso ungehörige, wie im Grunde sträfliche Schriftstück ist im Original in den „Archives de la Préfecture de police" aufbewahrt. Der Beschluß des Gemeinderats, auf den es sich stützt, findet sich nicht in den Protokollregistern der Kommune (Archives de la Préfecture de la Seine).

[4]) Sei mir's auszusprechen erlaubt: ich durchschreite als einziger diese düsteren Septemberregionen. Allein. Keiner vor mir hat noch den Fuß hierher gesetzt. Ich gehe dahin wie Äneas in der Hölle, den Degen gezogen, die leeren Schatten zerteilend, mich gegen die lügnerischen Legionen wehrend, von denen ich umringt bin. Ich habe ihnen allen eine unbeugsame Kritik entgegengestellt, sie an allerlei Beweisen nachgeprüft, denen sie nicht standzuhalten vermögen, besonders durch eine sehr eingehende Chronologie der Tage und der Stunden. Vor allem hier bekomme ich sie zu fassen. — Der erste dieser Lügner, bald durch Unterlassung, bald durch Begehung, ist der „Moniteur", der, dauernd in den Händen der Machthaber, von ihnen in den großen Krisen stets verstümmelt oder gefälscht wurde. Man nehme als Beispiel die bedeutsame Sitzung vom 1. September, in der die Nationalversammlung ihren Erlaß vom 10. August gegen die Kommunen zurücknahm. Der damals von den Girondisten überwachte „Moniteur" sagt nicht ein Wort von diesem demütigenden Zugeständnis der Versammlung: man findet es in den Nationalarchiven bei den handschriftlichen Protokollen der gesetzgebenden Versammlung. Am 6. September gibt dasselbe Blatt unter dem Einfluß der neuen Macht, der Kommune, einen lügenhaften Bericht vom Beginn der Metzelei, einen zweideutigen Bericht, der fast eine Lobrede ist: „Da faßte das Volk den denkbar kühnen Entschluß, usw." — Ich werde im Verlauf dieses Werkes die verschiedenen Dokumente und die hauptsächlichen Berichterstatter begutachten; ihn besonders, den alle abgeschrieben haben, den Schmähschriftenverfasser Peltier, der noch im gleichen Jahre (1792), ganz aufgewühlt von Angst und Wut nach London übersiedelte, Frankreich für tot hielt, von Europa ermordet, und der glaubte, es sei weiter kein Wagnis, nach einer Leiche zu treten und sie zu bespeien. Die Engländer, für die der Autor schrieb, haben das Buch mit Gold aufgewogen, haben es auswendig gelernt. Die ganze europäische Presse wurde aufgeboten, um die nichtswürdige Legende zu verbreiten. Von Mund zu Mund gehend, hat sie ihrerseits eine falsche mündliche Tradition geschaffen. Mehr als ein Geschichtsschreiber geht und holt sich vom Munde der Vorübergehenden als eine Sache der Tradition, der Volksautorität, einen Bericht, dessen eigentliche Quelle eben jenes Lügenbuch ist.

Drittes Kapitel

Der 2. September

Vermittelnder Antrag Thuriots. — Zwei Sektionen von achtundvierzig beschlossen das Blutvergießen. — Die Kommune wollte die Metzelei und die Diktatur. — Mutige Rede Vergniauds. — Man beantragt bei der Nationalversammlung die Diktatur für das Ministerium. — Die Versammlung mißtraut Danton, der sich dessenungeachtet der Kommune nicht anschließt. — Das Überwachungskomitee überliefert vierundzwanzig Gefangene dem Tode. — Massaker in der Abbaye. — Danton folgt der Einladung der Kommune nicht. — Wer die Mörder in der Abbaye waren. — Massaker bei den Karmelitern. — Ohnmacht der Behörden. — Rolands Haus wird gestürmt. — Robespierre deckt eine große Verschwörung auf. — Bemühung der Minister, das Volk zu beruhigen. — Manuel und die Kommissare der Nationalversammlung machen nutzlose Vermittlungsversuche. — Massaker im Châtelet und in der Conciergerie. — Maillard errichtet in der Abbaye einen Gerichtshof und rettet dreiundvierzig Personen. — Opferfreudigkeit der Damen Cazotte und Sombreuil, Geoffroy Saint-Hilaires.

Am Sonntag, dem 2. September, brachte bei der Eröffnung der Nationalversammlung morgens um neun Uhr der Abgeordnete Thuriot, Dantons Freund, einen vermittelnden Antrag ein, der das Unglück, das man kommen sah, fernzuhalten suchte.

Thuriot hatte bei mehr als einer Gelegenheit die Kommune verteidigt, gerechtfertigt. Die am 10. August geborene Kommune schien ihm die Revolution an sich; sie stürzen, das hieß für ihn, den 10. August stürzen. Anderseits aber hatte er sich darum nicht weniger den beleidigenden Zumutungen aufs heftigste widersetzt, welche die Kommune der Versammlung machte. In dieser ganzen Sache wird sein Auftreten der kühne Ausdruck für den zurückhaltenden Gedanken des vorsichtigen Danton gewesen sein. Dieser gründete in seinen Reden, seinen Zirkularen die Hoffnung des Vaterlandes auf das Einvernehmen zwischen Nationalversammlung und Kommune. Wir zweifeln nicht, daß er es ist, der nach einem Ausweg suchte, um das Einvernehmen wiederherzustellen, und der ihn der Versammlung durch Thuriot unterbreiten ließ.

Der Vorschlag war dieser: „Den Generalrat der Kommune auf dreihundert Mitglieder zu erhöhen, so daß die alten, am 10. August aufgestellten, beibehalten und die neuen aufgenommen werden konnten, die sofort von den Sektionen in Verfolg des Erlasses der Versammlung zu wählen wären."

Dieser Vorschlag hatte zwei ganz entgegengesetzte Seiten.



Einerseits hatte er die revolutionäre Wirkung, das Ansehen von Paris auf eine feste Grundlage zu stellen, vor ganz Frankreich die wirkliche Bedeutung, das Ansehen der großen Stadt darzutun, die, selber aus allen Elementen Frankreichs gebildet, sein Haupt und sein Hirn ist und die so oft den Antrieb zu den Gedanken gab, von denen ihm die Rettung kam.

Anderseits hatte der Antrag bei der gegenwärtigen Lage eine praktische Wirkung, welche die Krise viel ungefährlicher machte. Er wußte die Kommune dadurch unschädlich zu machen, daß er sie vergrößerte; er steigerte ihre Zahl und milderte ihre Gesinnung; er führte ihr mit den Neugewählten, den Mitgliedern aus den der Nationalversammlung ergebenen Sektionen, ein ganz neues Element zu. Wäre er am Morgen beschlossen worden, so hätte er den Sektionen viel Mut gemacht, sie aus ihrer Bestürzung befreit; die Neugewählten hätten sich sogleich an Hand dieses Erlasses zur Kommune begeben, und aller Wahrscheinlichkeit nach wären die Anhänger Marats lahmgelegt worden.

Das ist nicht alles. Ein Schlußartikel, sehr geeignet, die Kommune vom 10. August zur Selbstbesinnung zu bringen, besagte ganz einfach und ohne Umschweife, daß die Mitglieder des Generalrates nicht unabsetzbar seien, daß die Sektionen, von denen sie ernannt wurden, stets das Recht hatten, zu widerrufen und sie abzusetzen. Da, wo der Artikel stand, schien er nur von den neuen Mitgliedern zu reden; doch stellte er darum nicht weniger die Regel auf, das unverjährbare Recht des Volkes, gegen das ersichtlich selbst die alten Mitglieder, in der königlichen Stellung, die sie sich geschaffen hatten, keine Auflehnung wagten. Sie hatten also Grund, nachdenklich zu werden; gerade als sie bereit waren, die Initiative zu ergreifen, legte das Gesetz ihnen sozusagen die Hand auf die Schulter und erinnerte sie an den großen Richter, das Volk, der sie stets aburteilen konnte.

Thuriot würzte den Antrag mit Lobreden auf die Kommune, mit Schmeicheleien; er sprach sie von manchem Vorwurf frei. Er sagte — offenbar, um die Mitglieder der Kommune selbst für die Tat zu gewinnen, die er gegen sie im Schilde führte —, die Erhöhung der Mitgliederzahl gestatte es, aus dem eigenen Kreise die Beamten zu wählen, deren die Exekutivgewalt etwa bedürfen sollte. Ein direkter Aufruf an das Interesse; die Kommune würde zu einer Pflanzschule für Staatsmänner werden, denen die Regierung ehrenvolle oder einträgliche Missionen anvertrauen würde.

Thuriot erging es wie denen, die allzusehr auf den Scharfsinn der Versammlung rechnen. Sein gründlicher Meister, Danton, hatte ihn für diesen Tag offenbar zu gut belehrt, zu sehr zur Heuchelei veran-



laßt. Die Versammlung begriff nicht. Thuriot hatte die Kommune so gepriesen, daß die Versammlung den Antrag als der Kommune günstig erachtete; sie dachte, diese bekomme Angst und lasse durch Thuriot versöhnende Schritte einleiten. Sie nahm den Antrag sehr kühl auf und erkannte keineswegs den Vorteil, den es hatte, sogleich abzustimmen. Sie forderte einen Bericht, wartete und vertagte die Sache. Der Bericht kam gegen Mittag und war wenig günstig. Die Girondisten, die ihn machten, hatten keine Vorliebe für das, was von Dantons Freunden kam. Sie meinten, er sei der Mann der Kommune, wie er das am 10. August gewesen war; sie begriffen nichts von den vorsichtigen Wegen dieses Politikers. Der Plan mißfiel ihnen auch, weil er die Wichtigkeit von Paris noch erhöhte, diese bis dahin unorganische Macht regelte und fest begründete und eine gefährliche Körperschaft aufstellte, mit der zu rechnen die ganze Nationalversammlung genötigt war. Sie hätten es lieber gesehen, wenn die Kommune ganz neu gegründet worden wäre. Sie bekamen die Versammlung nicht auf ihre Seite, die allmählich die Zweckmäßigkeit des Antrags erkannte und schließlich gegen die Girondisten für den Dantonisten Thuriot stimmte. Das geschah gegen ein Uhr; da aber war es zu spät; der Orkan war entfesselt.

Kehren wir zum Morgen zurück und zur Kommune.

Was wollte sie? Was wollten die paar Mitglieder, die den Generalrat leiteten? Was wollte die Majorität im Überwachungskomitee? Gewiß, das Vaterland erretten, aber mit den Mitteln retten, die Marat seit drei Jahren anriet: durch Blutvergießen und Diktatur.

Dieses Morden im großen war noch gar nicht so leicht herbeizuführen, wie man hätte denken können, wie furchtbar erregt das Volk auch war und wie heftige Reden es führte. Des Nachts und am Morgen durcheilten die wütendsten Schwätzer, die seit langem Marats Theorie predigten, die fast verödeten Sektionsversammlungen, die auf eine kaum wahrnehmbare, für die Gesamtheit beschließende Minorität zusammengeschmolzen waren. Sie verlangten hier individuelle Haftbefehle, die einem Todesurteil gleichkamen, und erhielten sie. Was aber die allgemeinen Maßnahmen anbetraf, so scheinen ihre Worte kein genügendes Echo gefunden zu haben. Es waren nur zwei Sektionen (die von Luxembourg und die Sektion Poissonnière), bei denen der Antrag auf eine Gefangenenmetzelei angenommen wurde. Zwei Sektionen von achtundvierzig beschlossen das Massaker. Die Sektion Poissonnière faßte folgenden Beschluß:

„Die Sektion beschließt in Anbetracht der dem Vaterland drohenden Gefahr und der teuflischen Machenschaften der Priester, daß alle Priester und verdächtigen Personen, die sich in den Pariser

3*



Gefängnissen, in denen von Orleans und anderswo befinden, den Tod erleiden."

Die Diktatur war noch schwieriger zu organisieren als die Metzelei. Kein Mann war vom Volke genügend anerkannt, um sie allein auszuüben. Es bedurfte eines Triumvirats. Marat sagte das selbst.

Der Prophet Marat, den Panis ins Überwachungskomitee gebracht hatte, verfehlte nicht, sogar seine Bewunderer gelegentlich zu entsetzen. Seine außerordentliche Heftigkeit schien aber von Robespierre gestützt, genehmigt zu werden, der noch am vergangenen Abend gesagt hatte, man müsse das Handeln dem Volk überlassen. Marat war bereits im Komitee, Robespierre kam zur Tagung des Generalrats.

Wenn man ein Triumvirat brauchte, so konnte der dritte Triumvir nur Danton sein. Man war seiner nicht sicher. Er sang bei jeder Gelegenheit das Lob der Kommune, und sein Freund Thuriot hatte es noch heute getan, gleichzeitig mit einem Antrag, der die Kommune unwirksam machte. War er wirklich für die Kommune oder für die Nationalversammlung? Man sah es nicht recht. Seit dem 29. kam er nicht mehr ins Hôtel de Ville. Würde er lieber die neue Macht mit Marat und Robespierre teilen oder Justizminister bleiben, allmächtiger Minister, infolge der Nichtigkeitserklärung der Versammlung, die Früchte der Metzelei einheimsend, ohne sich daran beteiligt zu haben, um schließlich der einzige Mann der Situation zu sein, zwischen der im Blute watenden Kommune und der gedemütigten Gironde? Das war die Frage; und letztere Auffassung war nicht unwahrscheinlich. Danton war ein Politiker voll Kühnheit, aber nicht weniger voll List.

Wie dem nun sei, als die Kommune am 2. September früh unter dem Vorsitz Huguenins versammelt war, verkündete der Prokurator, Manuel, die Gefahr von Verdun und beantragte, daß noch am nämlichen Abend die eingetragenen Bürger auf dem Marsfeld kampieren und sogleich abmarschieren sollten. Paris wäre so von einer gefährlichen Masse befreit worden, die in Erwartung des Wegzugs sich herumtrieb, sich berauschte und jeden Augenblick statt eines fernen Krieges vorziehen konnte, hier gegen die reichen und unbewaffneten Feinde einen einträglichen Feldzug zu beginnen.

Diesem klugen Vorschlag fügte irgendwer einen unendlich gefährlichen hinzu, der ebenfalls angenommen wurde. Man beschloß: „Es seien sofort Alarmschüsse abzugeben, die Sturmglocke solle geläutet und der Generalmarsch geschlagen werden." Eine fürchterliche Panik konnte die Wirkung sein — in einer so aufgeregten Stadt — eine mörderische Panik; nichts ist grausamer als die Angst.

Zwei Mitglieder des Gemeinderats wurden beauftragt, die Nationalversammlung von den Anordnungen der Kommune zu unterrichten. Sie wurden von einer ungemein sicheren Rede Vergniauds empfangen, einer kühnen Rede angesichts der drohenden Metzelei und sozusagen unter den gezückten Dolchen. Er beglückwünschte Paris, daß es Mut faßte, daß es endlich die erwachte Energie entfaltete; er riet ihm, dem panischen Schrecken zu widerstehen. Er fragte, warum man so viel rede, so wenig handle: „Warum sind die Verschanzungen des Lagers, das unter den Wällen dieser Stadt ist, nicht weiter gediehen? Wo sind die Spaten und Hacken und alle die Werkzeuge, die den Altar der Verbrüderung errichtet und das Marsfeld geebnet haben? . . . Sie haben einen großen Eifer für die Feste bewiesen; sicherlich haben Sie für die Kämpfe keinen geringeren. Sie haben die Freiheit besungen, gefeiert; sie muß verteidigt werden. Wir haben keine erzenen Könige mehr zu stürzen, sondern Könige, die von mächtigen Armeen umringt sind. Ich beantrage, daß die Kommune von Paris mit der Exekutivgewalt übereinkommt, welche Maßnahmen sie zu ergreifen beabsichtigt. Ich beantrage auch, daß die Nationalversammlung, die im gegenwärtigen Augenblick eher ein großer Militärausschuß ist als eine gesetzgebende Körperschaft, sofort und jeden Tag zwölf Kommissare ins Lager entsendet, nicht, um durch müßige Reden die Bürger zur Arbeit zu ermahnen, sondern um selber die Haue zu führen; denn es ist keine Zeit mehr zum Reden, das Grab unserer Feinde ist zu graben; oder jeder Schritt, den sie vorwärts tun, wird das unsere graben."

Diese, unter den gegebenen Umständen so gewagte Rede erhielt nicht nur von der Versammlung, sondern auch von den Tribünen Beifall, von gerade der Bevölkerung, deren Untätigkeit sie streng brandmarkte.

Man sah es, der große Redner wollte dem Volkswirbel, der sich so furchtbar um sich selbst drehte, einen geregelten Lauf geben, ihn in der Gefolgschaft der Abgesandten der Versammlung aus der Stadt hinauslocken, damit er im militärischen Antrieb die Panik und das Entsetzen verliere.

Er beabsichtigte, die Kommune den Ministern unterzuordnen, die Minister der Nationalversammlung. Konnte diese Hierarchie, die zu gewöhnlichen Zeiten im Gesetz selbst und in der Vernunft begründet war, an einem solchen Tage hartnäckig aufrechterhalten werden? Mußte man nicht die Beratungen, die Worte unterlassen, wenn je nach den eintretenden Fällen die verschiedenen Entscheidungen sogleich zu treffen waren, mit Gedankenschnelle? Man konnte nicht die Gewalt in der höheren Sphäre schweben lassen, fern der Tat,

in den weichen und langsamen Händen einer feierlichen Versammlung, die redete, redete und Zeit verlor. Man konnte sie nicht der Kommune nach Gefallen überlassen, die, blind und rasend und in Wirklichkeit schon aufgelöst, unter Marats Atem nur noch ein blutendes Chaos war. Der einfache gesunde Menschenverstand konnte sich sagen, daß die Gewalt, wenn sie denen oben oder denen unten, den beiden beratenden Körperschaften, der Nationalversammlung oder dem Rat der Kommune überlassen blieb, keine Gewalt mehr war. Sie mußte da festgelegt werden, wo sie tatkräftig sein konnte, wo sie überdies durch die Natur der Sache hingehörte, in die Hände der Minister; man mußte sich bei dieser großen Gelegenheit auf sie verlassen, sie bitten, sie beschwören, stark zu sein; wenn nicht, würde alles zugrunde gehen.

Unglücklicherweise hatte das Ministerium selber keine Einmütigkeit, weder der Anschauung, noch des Willens. Es hätte sich verständigen müssen, hätte einmütig die Diktatur fordern, sie unter Aufsicht der Kommissare der Nationalversammlung ausüben müssen.

Das Ministerium hatte zwei Häupter, Roland und Danton.

Danton erschien vor zwei Uhr, um ein letztes Mal die Dispositionen der Versammlung zu erforschen.

Er beantragte zu beschließen: „Daß wer immer sich weigere, persönlich Dienst zu tun oder seine Waffen abzugeben, mit dem Tode zu bestrafen sei.“

Und Lacroix (der zugleich sowohl den Girondisten wie Danton angehörte) forderte überdies: „Daß man auch jene mit dem Tode bestrafe, die direkt oder indirekt die Ausführung verweigerten oder, auf welche Art es auch sei, die von der Exekutivgewalt verfügten Anordnungen und ergriffenen Maßnahmen behinderten.“

Die Versammlung schien zuzustimmen; statt aber auf der Stelle zu beschließen, zögerte sie hin, wollte nichts ohne das Gutachten ihrer außerordentlichen Kommission (Vergniaud, Guadet, die Gironde) entscheiden. Sie beauftragte diese Kommission, die schon so gut redigierten Erlasse neu abzufassen und sie ihr um sechs Uhr abends vorzulegen.

Das war ein Aufschub von vier Stunden. Er hat die Vorrechte Europas vielleicht um ein Jahrhundert zurückgedrängt.

Danton trug damals die Strafe davon für seinen schlechten Ruf, seine traurige Vergangenheit. Die Versammlung weigerte ihm die Mittel zur Rettung des Staates. Sie wagte es nicht, einem so verdächtigen Manne eine solche Gewalt anzuvertrauen.

Zwei Dinge stürzten ihn: erstens, Roland kam nicht, stützte ihn

nicht; Danton erschien allein; es schien, als fordere man für ihn selbst eine unbegrenzte Machtbefugnis; zweitens, während er verlangte, die Versammlung solle mit den Ministern wetteifern, die Bewegung des Volkes zu lenken, lobte er gleichzeitig die von der Kommune ergriffenen Maßregeln; sagte folgendes: „Die Sturmglocke, die geläutet werden soll, ist kein Alarmzeichen; es ist der Angriff auf die Feinde des Vaterlandes (Beifall). Um sie zu besiegen, meine Herren, brauchen wir Kühnheit, und nochmals Kühnheit, und wiederum Kühnheit, und Frankreich ist gerettet."

Die Versammlung sah in Danton nur den Mann der Kommune und sie hütete sich wohl, ihm die Gewalt zu verleihen.

Wäre er das wirklich gewesen, wie die Versammlung annahm, so hätte er sich ins Hôtel de Ville begeben, wo man ihn erwartete; er ging aufs Marsfeld. Eine große Menschenmenge folgte ihm. Hier, auf dieser riesigen Ebene, unter freiem Himmel, redete er zu einem ganzen Heere, predigte den Kreuzzug, wie Peter der Einsiedler getan haben mochte oder der Heilige Bernhard. Aus der Ferne donnerte die Kanone, die Sturmglocke läutete, und Dantons machtvolle Stimme, die alles beherrschte, schien wie die Stimme der erschauernden Stadt selbst, die Stimme Frankreichs.

Die Zeit ging hin; es war zwei Uhr vorbei.

Als Danton das Marsfeld verließ, ging er nicht mehr zur Kommune. Er ging nach Haus. Begab er sich zum Ministerrat? Die Sache ist umstritten. Schließlich wartete er, daß die Gefahr die Nationalversammlung zwinge, dem Ministerium die Diktatur zu übertragen, dem populären Minister, der allein sie ausüben konnte. Er hätte sie lieber von der Nationalversammlung, der von ganz Frankreich anerkannten, erhalten; er zögerte, von der Kommune von Paris ein Drittel der Diktatur entgegenzunehmen und sie mit Robespierre und Marat zu teilen.

Nachdem der Generalrat der Kommune, wie man gesehen hat, beizeiten die Proklamation beschlossen hatte, verschoben Kanone und Sturmglocke (die sich um zwei Uhr hören ließen) die Tagung bis auf vier Uhr, und man löste sich auf. Es blieb nur das Überwachungskomitee, das heißt Panis, Marat, einige Freunde Marats.

Das Komitee konnte bald Kunde haben von den in mehreren Sektionen befürworteten Vorschlägen zum Massaker und dem Beschluß, den zwei der Sektionen gefaßt hatten. Es handelte demgemäß; es veranlaßte oder gestattete die Verbringung von vierundzwanzig Gefangenen aus der Bürgermeisterei, in der man tagte (der heutigen Polizeipräfektur), zum Gefängnis der Abbaye. Von diesen Gefangenen trugen einige das Gewand, das den heftigsten Haß des Volkes



erregte, das Gewand derer, die den Bürgerkrieg im Süden und in der Vendée entfesselt hatten, das geistliche Gewand. Sowie die Kanone sich hören läßt, dringen bewaffnete Männer in das Gefängnis der Bürgermeisterei; sie sagen zu den Gefangenen, es solle zur Abbaye gegangen werden. Dieses Eindringen geschah nicht durch eine Volksmasse, sondern durch Soldaten, Föderierte von Marseille oder Avignon, was darauf hindeutet, daß die Sache nicht zufällig geschah, sondern autorisiert, daß das Komitee, mindestens durch eine mündliche Genehmigung, seine Gefangenen dem Tod überlieferte.

Man hätte sie sehr bequem innerhalb des Gefängnisses umbringen können; dann aber hätte man es nicht als eine unvermutete Volkshandlung darstellen können. Es mußte den Anschein der Zufälligkeit haben; hätte man den Weg zu Fuß gemacht, so wäre der Zufall den Absichten der Mörder schneller zu Hilfe gekommen; doch sie verlangten Wagen. Die vierundzwanzig Gefangenen nahmen in sechs Wagen Platz; das schützte sie ein wenig. Die Mörder mußten Mittel und Wege finden, entweder die Gefangenen durch Herausforderung so zu reizen, daß sie die Geduld verloren, sich hinreißen ließen, ihr Leben aufs Spiel setzten und ihr Unglück, selbst herbeigeführt, verdient zu haben schienen; oder noch besser, man mußte das Volk aufreizen, seine Wut gegen die Gefangenen entfesseln; das war es, was man zunächst versuchte. Der langsame Zug der sechs Wagen hatte ganz den Charakter einer grausigen Schaustellung. „Da sind sie," schrien einige, „da sind sie, die Verräter! Die Verdun ausgeliefert haben; die eure Frauen und Kinder umbringen wollten . . . Vorwärts, helft uns, tötet sie!"

Der Erfolg blieb aus. Die Menge ereiferte sich wohl, schimpfte in der Runde, handelte aber nicht. Auf der ganzen Länge des Kais erzielte man kein Ergebnis, auch nicht beim Übergang des Pont-Neuf, ebensowenig auf der Rue Dauphine. Man gelangte an den Carrefour Buci, dicht bei der Abbaye, ohne die Geduld der Gefangenen erschöpft oder das Volk dahin gebracht zu haben, Hand an sie zu legen. Man würde gleich das Gefängnis erreichen; es war keine Zeit zu verlieren; tötete man sie nach Ankunft, ohne daß die Sache gewissermaßen durch eine Volksdemonstration vorbereitet worden war, so wurde es sichtbar, daß sie auf Befehl und von der Hand der Obrigkeit starben. Am Platz, an dem sich das Amphitheater für die Einschreibungen erhob, gab es viel Gedränge, einen großen Auflauf. Hier machten die Mörder sich die allgemeine Verwirrung zunutze und stießen mit Säbel und Piken in die Wagen hinein. Ein Gefangener, der einen Stock bei sich hatte, hieb einen von ihnen mit dem Stock



ins Gesicht — sei es aus Selbstverteidigungstrieb oder aus Verachtung für diese Elenden, die nach wehrlosen Leuten schlugen. So gab er den erwarteten Vorwand. Einige wurden noch in den Wagen umgebracht, die anderen, wie man sehen wird, als sie im Hof der Abbaye ausstiegen. Diese erste Metzelei fand nicht im Gefängnishof statt, sondern in dem Hof der Kirche (der heutigen Rue d'Erfurth), in den man die Wagen einfahren ließ.

Es war gegen drei Uhr. Um vier Uhr trat der Generalrat der Kommune wieder zusammen, unter dem Vorsitz Huguenins.

Das Überwachungskomitee hatte es eilig, seine entsetzliche Initiative vom Generalrat gebilligt, gerechtfertigt zu sehen. Das wurde indirekt und geschickt erreicht. Es erzielte die Annahme folgenden Antrags: „Daß man die wegen Schulden, Alimenten und anderen Zivilklagen verhafteten Gefangenen in Schutz nehme." Nur diese Klasse von Gefangenen beschützen, das hieß, die politischen Gefangenen nicht beschützen, sie im Stich lassen, sie dem Tode ausliefern und die Toten als gerecht getötet erachten.

Ein Meisterstreich wäre es gewesen, auch für das Blutvergießen eine individuelle Autorität zu besitzen, die gegenwärtig von ungeheurem Einfluß und jeder Körperschaft überlegen war, die Ermächtigung Dantons. Die Kommune hatte ihm beizeiten geschrieben, ins Hôtel de Ville zu kommen; aber er erschien nicht. Das gab ein großes Verwundern, als man gegen fünf Uhr den Kriegsminister, den Girondisten Servan, verwirrt und ziemlich unsicher eintreten sah, der sich erkundigte, was man von ihm wollte. Das Mißverständnis klärte sich auf. Der für den Justizminister bestimmte Brief war dem Kriegsminister überbracht worden. Der Unterbeamte habe sich in der Adresse geirrt, hieß es. Man muß sich erinnern, daß der Sekretär der Kommune, Tallien, ein glühender Dantonist war; ohne Zweifel diente er seinem Herrn so wie dieser bedient sein wollte [5]). Danton hatte keine Eile, zwischen Marat und Robespierre die dritte Rolle zu übernehmen. Er zeigte zur Genüge, daß er den Irrtum nicht bedauerte, der in weniger als einer halben Stunde behoben sein konnte; er hielt sich der Kommune fern, als lägen hundert Meilen

[5]) Eine sehr vertrauenswürdige Person, die am Abend des 1. September im Franziskaner-Klub war, hat mir berichtet, daß die Sitzung vertagt wurde, weil der Präsident Tallien vor die Tür gerufen wurde. Der Betreffende ging hinaus und sah den Mann, der Tallien herausgerufen hatte und der (er versichert, ihn erkannt zu haben), kein anderer war als Danton. Wenn der Justizminister selber diesen Schritt tat, so war es, weil er ohne Brief oder Mittelsmann dem jungen Sekretär der Kommune seine Absichten kundgeben wollte. Im übrigen weiß man, daß Danton niemals schrieb.



zwischen dem Hôtel de Ville und dem Justizministerium. Er kam nicht am Abend des 2., ebensowenig am 3. September.

In der Abbaye nahm das Abschlachten seinen Fortgang. Es ist interessant, festzustellen, wer die Totschläger waren.

Die ersten waren, wie wir wissen, Föderierte, Marseiller, Avignoner und andere Leute aus dem Süden, denen sich, wenn man der Überlieferung glauben will, einige Metzgergesellen anschlossen, junge Burschen vor allem, kräftige Kerle und Tunichtgute, Lehrjungen, die man grausam mit Hieben traktiert, und die bei solchen Gelegenheiten das Erlittene dem ersten besten heimzahlen; unter anderen war da ein kleiner Friseurgehilfe, der mit eigener Hand mehrere Männer tötete.

Die Untersuchung jedoch, die später gegen die Septembermörder *) eingeleitet wurde, erwähnt weder die eine noch die andere dieser beiden Klassen, weder die Soldaten aus dem Süden noch die Leute aus dem Volk, die allerdings, da sie sich verlaufen hatten, nicht mehr gefunden werden konnten. Sie nennt lediglich Geschäftsleute, an die man Hand legen konnte, alles in allem dreiundfünfzig Personen aus der Nachbarschaft, fast lauter Händler aus der Rue Sainte-Marguerite und den Nachbarstraßen. Sie gehören zu allen Berufen, Uhrmacher, Limonadehändler, Fleischwarenhändler, Obstverkäufer, Seifensieder, Kistenmacher, Bäcker usw. Nur ein einziger Metzgermeister ist dabei. Mehrere Schneider sind darunter, zwei davon Deutsche oder vielleicht Elsässer.

Wenn man der Untersuchung glauben will, so haben sich diese Leute nicht nur gerühmt, eine beträchtliche Anzahl Gefangene niedergemacht, sondern an den Leichnamen entsetzliche Greuel verübt zu haben.

Waren diese Kaufleute aus dem Umkreis der Abbaye, die den Cordeliers und Marat benachbart und zweifelsohne seine gewohnten Leser waren, welche die Kommune aufrief, um die Nationalgarde in die Metzelei zu verstricken, sie mit der Bürgeruniform zu decken und zu verhindern, daß die große Masse der Nationalgarde eingreife, um dem Blutvergießen ein Ende zu machen? Das ist nicht unwahrscheinlich.

Es ist jedoch durchaus nicht notwendig, zu dieser Mutmaßung seine Zuflucht zu nehmen. Sie erklärten selbst beim Verhör, daß die Gefangenen sie kränkten, sie täglich hinter den Gittern hervor

*) Die Kenntnis dieses wichtigen Aktenstücks und einiger anderer erhielt ich durch die Güte des Herrn Labat, Archivar der Polizeipräfektur, dem ich nicht genug Dank sagen kann.



aufreizten, ihnen mit der Ankunft der Preußen und den Strafen drohten, die ihrer warteten.

Die grausamste empfand man schon: das war die völlige Stockung des Handels, die Konkurse, die Schließung der Läden, der Ruin und der Hunger, das Sterben in Paris. Der Arbeiter erträgt oft den Hunger besser als der Ladenbesitzer den Konkurs. Das liegt an vielerlei Gründen, vor allem an einem, dem man Rechnung tragen muß: daß nämlich in Frankreich der Konkurs nicht einfach ein Unglück ist (wie in England und Amerika), sondern ein Ehrverlust. „Faire honneur à ses affaires" ist ein französisches Sprichwort, das nur in Frankreich besteht. Hier wird der Ladenbesitzer, wenn er Konkurs macht, sehr bösartig.

Diese Art Leute hatten drei Jahre gewartet, daß die Revolution ein Ende nehme, hatten eine Zeitlang geglaubt, der König werde ihr, gestützt auf Lafayette, ein Ende machen. Wer hatte ihn daran verhindert, wenn nicht die Hofleute, die Priester, die man in der Abbaye festhielt? „Sie haben sich und uns ins Unglück gestürzt," sagten die wütenden Händler, „mögen sie sterben!"

Zweifellos hat auch die Verwirrung großen Teil an ihrer Wut. Die Sturmglocke verwirrte ihnen den Geist; die Kanonenschüsse klangen ihnen wie die Schüsse der Preußen. Ruiniert, verzweifelt, von Wut und Angst wie rasend, stürzten sie sich auf den Feind, auf diesen wenigstens, den sie vor dem Hause fanden, waffenlos und unschwer zu besiegen, den sie nach Belieben niedermachen konnten, fast ohne sich von der Stelle zu rühren.

Das dauerte nicht lange, bis die vierundzwanzig Gefangenen totgemacht waren; es war nur so viel, um Geschmack an der Sache zu finden. Auch Priester waren darunter. Man begann die anderen Priester niederzumachen, die sich in der Abbaye befanden, dort das Kloster innehatten. Man entsann sich aber, daß die Mehrzahl sich bei den Karmelitern, Rue de Vaugirard, befand; einige liefen hin, verließen die Abbaye.

Bei den Karmelitern stand ein Posten von sechzehn Nationalgarden: acht waren abwesend; von den acht vorhandenen aber war der Sergeant ein Mann von ungewöhnlicher Entschlossenheit, ein kleiner, untersetzter Rotkopf, sehr stark und blutstrotzend. Das große Tor war geschlossen, er stellte sich in das kleine, füllte es gewissermaßen mit seinen breiten Schultern aus und hielt die Stürmenden auf.

Dieser Haufe war nicht eindrucksvoll; es gab da viele Schreier, Burschen und Weiber, aber nur zwanzig bewaffnete Männer; und ihr Führer, ein einäugiger, hinkender Seifensieder, der über einer



abscheulichen Hose von gestreiftem Kattun seine Lederschürze trug, besaß als Waffe nur eine an einen Stock genagelte Klinge. Die anderen [7]) erkannte man auf den ersten Blick als betrunkene Wasserträger. Dahinter kamen die Gaffer, die den ganzen Tag einander bei dem schönen Schauspiel ablösten. Der Bekannteste war ein Schauspieler, ein lächerlicher Schwätzer und hübscher Junge von absonderlichen Sitten, der für ein Weib gelten konnte. Diesmal spielte er den Tapferen und kam sich selbst sehr mannhaft vor.

Der Rothaarige warf dem Haufen einen verächtlichen Blick zu und erklärte, er werde bleiben, und man werde nicht durchgelassen, sofern ihn nicht der Offizier selbst, der ihn hierhergestellt, abberufe. Man holte einen Befehl von der Sektion, den er nicht anerkennen wollte, dann einen Befehl des Bataillonschefs, dem er nicht Folge leistete. Er verließ den Platz nicht eher, als bis man seinen Hauptmann gefunden und hergebracht hatte, einen Malermeister aus der Nachbarstraße, der den Posten aufhob.

Die Mörder drangen ein mit dem Ruf: „Wo ist der Erzbischof von Arles?“ Dies Wort „Arles“ war bezeichnend. Es genügte, um an den rasendsten gegenrevolutionären Fanatismus zu erinnern, an die unter dem Namen „la Chiffonne“ nur zu bekannte Vereinigung, den gefährlichen Herd des Bürgerkrieges für den ganzen Süden. Und wie das Bistum, so der Bischof; der von Arles war der Mann des Widerstandes, ein harter Kopf, der sogar bei den Karmelitern seine Haftgenossen in dem verstockten, engherzigen Geist befestigte, der sie in einer ganz fernliegenden und Disziplinfrage den Untergang der Religion erblicken ließ. Er hatte zwei Bischöfe bei sich, große Herren, die durch ihren Namen, ihr Vermögen auf diese armen Priester einwirkten, sie beherrschten, sie in ihrem armseligen Ahnenstandpunkt bestärkten.

Der nächst dem Erzbischof von Arles bekannteste Priester war der Beichtvater Ludwigs XVI., der Vater Hébert, der am 20. Juni und am 10. August das Gewissen des Königs in Händen hielt, ihn in seinem Widerstand bekräftigte und ihm wenige Augenblicke vor dem Blutbad die Absolution erteilte. Diese Priester, die den König und sich selbst vernichteten, waren sie aufrichtig? Wir glauben es gern.

Ein Schatten haftet jedoch an ihnen und läßt uns zweifeln, ob diese Märtyrer Heilige gewesen sind; das ist, daß sie Ludwig XVI.

---

[7]) Ich verdanke einige Einzelheiten einem anderen Augenzeugen, Herrn Villiers, dessen Werke ich oft nutzbringend zu Rate zog. Die handschriftlichen Notizen und das bewunderungswürdige Gedächtnis, das ihn trotz seines hohen Alters von mehr als neunzig Jahren nicht im Stiche läßt.

zu dem unheilvollen Doppelspiel ermutigten, das ihn ohne Unterlaß die Verfassung gegen die Verfassung anführen ließ, sie nach dem Buchstaben einhalten ließ, um ihren Geist um so leichter unwirksam zu machen.

Paris brachte ihrem Schicksal die höchste Gleichgültigkeit entgegen. Im Théâtre-Français (Odéon) gab es eine Versammlung von Freiwilligen und Nationalgarden, die beim Sturmläuten zusammengestürmt waren. Da waren noch dreihundert andere, die im Jardin du Luxembourg Übungen abhielten. Hätte Santerre ihnen das geringste Signal gegeben, so wären sie bei den Karmelitern, der Abbaye, erschienen und hätten ohne jede Schwierigkeit die Metzelei verhindern können. Da sie keinen Befehl erhielten, rührten sie sich nicht vom Platz.

Der Generalrat der Kommune, um vier Uhr wieder zur Sitzung zusammengetreten, erhielt, wie man weiß, Nachricht von dem Massaker und ließ sich nicht weiter aus der Fassung bringen. Er war gegenwärtig die einzige wirkliche Autorität in Paris, und er schickte zur gesetzgebenden Gewalt, zur Nationalversammlung, mit der Frage, was sie zu tun gedenke.

Gleichzeitig, und wie um diese scheinbare Menschlichkeit zu widerrufen, ermächtigte er die Sektionen, „die Auswanderung auf dem Wasserwege zu verhindern“. Er bezeichnete die selbstverständliche Flucht derer, die man aufs Geratewohl und ohne Aburteilung hinschlachtete, als „Auswanderung“.

Der Bürgermeister von Paris war seit langem abgetan. Die Kommune hatte, eins nach dem anderen, alle seine Funktionen an sich gerissen; sie behielt gewissermaßen ein wachsames Auge auf ihn. Pétion wohnte nicht einmal im Hôtel de Ville, sondern in der Bürgermeisterei (heute, wie wir schon sagten, die Polizeipräfektur am Quai des Orfèvres), unter den feindseligen, besorgten Blicken des Überwachungskomitees, das als absoluter Herrscher, umgeben von seinen Agenten, im gleichen Gebäude tagte.

Pétion schrieb am 2. und am 3. September an Santerre, den Kommandanten der Nationalgarde, der keine Antwort gab. Und wie hätte er antworten sollen? Hatte doch Panis, Santerres Schwager, Marat ins Überwachungskomitee hineingebracht.

Da die Behörden von Paris nichts ausrichten konnten oder wollten, so blieb zu erfahren, was die Minister vermochten.

Die girondistischen Minister hatten am Abend vorher von Robespierre den Todesstreich empfangen. Die Führer der Nationalversammlung, diese Verräter, diese Freunde Braunschweigs, die ihm den Thron anbieten ließen — wo hatte man sie zu suchen? . . .



Man weiß nicht, ob Robespierre Roland und die anderen genannt; doch ist es gewiß, daß er sie so gut beschrieb, daß alle Welt sie nannte.

Am 2., am 3. und 4. handelte sich die ganze Debatte in der Kommune um die Frage, ob sie gegen den Minister des Innern einen Vorführungsbefehl erlassen, ihn in die Abbaye abführen werde. Ein derart bezichtigter und verdächtigter Beamter wäre allein dadurch erledigt gewesen, selbst wenn die Verfassung von 1791 ihm ein Eingreifen gestattet hätte; doch diese Verfassung, die ersonnen war, um die Zentralgewalt zugunsten derjenigen der Kommune zu entkräften, gestattete dem Minister nur durch eben die Vermittlung der Kommune von Paris einzugreifen, die gerade unterdrückt werden sollte.

Um Roland sicherer lahm zu legen, umringten am 2. September um sechs Uhr während der Gefängnismorde zweihundert Menschen lärmend das Ministerium des Innern, nach Waffen rufend, Waffen fordernd. Was wollte man? Herr und Frau Roland isolieren, ihren Freunden Angst einjagen.

Die Zweihundert schimpften über den Verrat, schwangen Säbel. Roland war abwesend. Frau Roland entsetzte sich nicht; sie sagte ihnen kühl, daß es im Ministerium des Innern nie Waffen gegeben habe, daß sie das Haus durchsuchen könnten; wenn sie Roland sehen wollten, so müßten sie zum Marineministerium gehen, wo der Ministerrat versammelt sei. Sie wollten nur dann abziehen, wenn sie einen Sekretariatsbeamten als Pfand mitbekämen [8]).

Was den Justizminister, Danton, anlangte, so hat man gesehen, daß er die Aufforderung der Kommune, an ihrer Tagung teilzunehmen, geflissentlich übersah, er bewahrte eine abwartende, zweideutige Haltung, zwischen der Kommune und der Nationalversammlung. Am 2. September erneuerte Robespierre im Gemeinderat seine Anklagen vom vergangenen Tage, präzisierte sie und sagte, es bestehe eine große Verschwörung, um dem Herzog von Braunschweig den Thron anzutragen. Billault-Varennes stimmte zu. Der

[8]) Einen Angestellten, sagt Roland selber (Brief vom 13. September), und nicht einen Kammerdiener, wie Frau Roland in ihren Memoiren sagt. Da sie beide aus dem Gedächtnis schreiben, sind sie hier beide sehr ungenau. Sie glaubt, die Metzelei habe um fünf Uhr begonnen. Sie sagt, Danton habe sich am 2. zum Überwachungskomitee begeben, um es davon abzuhalten, gegen Roland einen Vorführungsbefehl zu erlassen; sie nimmt an, daß er dann Pétion usw. aufsuchte. Alles das begab sich am 4., als bereits die Reaktion einsetzte, und Pétion, demgegenüber Danton sich rühmte, lächelte über diese verspätete Einmischung; am 2. hätte er ganz gewiß nicht gelächelt.



Generalrat applaudierte. Alle Welt begriff, daß die Verschwörer die Minister selbst waren, daß das Exekutivkomitee Frankreich ausliefern wollte. Das Gerücht verbreitete sich sogleich durch ganz Paris. Man sagte, gab es weiter und glaubte, „daß die Kommune die Exekutivgewalt des nationalen Vertrauens verlustig erkläre“. Die wenige moralische Macht, die sich das Ministerium noch bewahrt hatte, war vernichtet.

Eine Sektion (l'Ile Saint-Louis) hatte nichtsdestoweniger den Mut, sich genau zu unterrichten, was sie davon zu halten habe. Sei es durch eine spontane Regung, sei es, daß die Minister sie dazu drängten — sie ließ bei der Versammlung anfragen, ob es ganz sicher sei, daß die Kommune so beschlossen habe? Die Versammlung erwiderte verneinend, und dieses Nein blieb auf die öffentliche Meinung ohne Wirkung. Die Minister waren und blieben gestürzt.

Es scheint immerhin, als hätten sie am Abend versucht, wieder Kraft zu gewinnen; sie brachten Pétion zum Handeln. Der unsichere, unbewegliche Bürgermeister von Paris bekam plötzlich wieder Leben. Er ersuchte die Präsidenten aller Sektionen, sich bei ihm zu versammeln, um, wie er sagte, einen Bericht des Kriegsministers über die Vorbereitungen zum Abmarsch der Freiwilligen entgegenzunehmen. Als diese Versammlung zusammengetreten war und eine Art Körperschaft bildete, die man dem Generalrat der Kommune entgegenstellen konnte, beantragte und beschloß man eine sehr gewagte Maßnahme, die dahin zielte, die Kommune zum großen Teil dadurch unschädlich zu machen, daß man es ihr an revolutionärer Schwungkraft gleichtat, sie übertraf. Man beschloß, daß, unabhängig von der Löhnung, den Freiwilligen eine Geldsumme zur Unterstützung ihrer Familie zugesichert werden solle; — daß man ferner die durch die Nationalversammlung von Paris und den angrenzenden Departements geforderten dreißigtausend Mann auf sechzigtausend bringen würde, indem man, was an der Zahl durch freiwillige Einschreibungen nicht erreicht wurde, durch das Los vervollständigen ließ; — drittens, daß man für die Verwendung der Waffen einen Überwachungsausschuß gründen wolle (tatsächlich wurden sie bisher unerhört verschleudert, oft gestohlen und verkauft), und daß man Kugeln gießen und sogar das Blei der Särge dazu verwenden werde.

Dieser Vorschlag war dreifach revolutionär. Er tat durch die einfache Macht von Paris drei Dinge, die zu tun nur die Nationalversammlung ein Recht zu haben schien: er prägte eine (dauerhafte und ansehnliche) Steuer;, er änderte das Rekrutierungsverfahren,



gab ihm sichere, präzise, wirksame Erfolge; er verdoppelte die von einem Gesetz geforderte Zahl an Männern. Wenn Pétion die Sektionskommissare bei sich versammelte, um eine derart außergesetzliche Maßnahme von ihnen beschließen zu lassen, so war es, weil er sicher vom Ministerrat dazu ermächtigt war. Der Kriegsminister war bei der Versammlung anwesend.

Es war die klügste Maßregel in der gegebenen Lage. Sie konnte die Herzen beruhigen und sie steigerte den militärischen Antrieb. Was beunruhigte diejenigen, die abzogen? Das war nicht der Abmarsch selbst, es war fast allgemein die Hilflosigkeit, die Armut, in der sie ihre Familien zurückließen. Nun also, das Vaterland war da, würde sie aufnehmen, sie adoptieren; beim herzzerreißenden Abschied würden die trostlose Gattin, die Kinder, den Arm des Vaters nur lassen müssen, um in die guten, mütterlichen Hände Frankreichs zu fallen. Wer wäre da nicht mit heldenhaftem, friedlichem Herzen ausgezogen, mit dem heiteren Mute, mit dem der Mann so gern von vornherein das Leben, so gern den Tod begrüßt?

Wäre diese Maßnahme am 1. September erfolgt, so hätte sie eine großartige Wirkung gehabt. Am 2. war sie verspätet. Nun wurde sie erst am 3. bekannt und kaum beachtet.

Am 2. abends, während man so bei Pétion die Mittel sucht, um das Volk zu beruhigen, gehen bei den Karmelitern und in der Abbaye die Metzeleien weiter. Bei den Karmelitern hatte man zunächst die Bischöfe und dreiundzwanzig Geistliche getötet, die sich im Hintergrund des Gartens in die kleine Kapelle geflüchtet hatten. Andere, die durch den ganzen Garten zu entkommen oder über die Mauern zu klettern suchten, wurden verfolgt, mit grausamem Gelächter niedergeschossen. In der Abbaye machte man an die dreißig Schweizer nieder und ebensoviel von des Königs Garden. Es gab keine Möglichkeit zu ihrer Rettung. Manuel, der sehr beliebt war, kam von der Kommune, predigte, machte die äußersten Anstrengungen, und er mußte zu seinem Leidwesen sehen, wie wenig es ihm half, daß er die Liebe des Volkes genoß. Es fehlte nicht viel, so hätten die Rasenden gegen ihn die Hand erhoben. Auch die Nationalversammlung hatte einige ihrer volkstümlichsten Mitglieder entsandt: den guten alten Dusaulx, dessen vornehmes, militärisches Gesicht, die schönen weißen Haare dem Volk die Zeit seiner heroischen Reinheit ins Gedächtnis rufen konnten, die Einnahme der Bastille; ferner Isnard, den Redner des Krieges, mit den feurigen Worten. Ihnen hatte man einen Volkshelden zugesellt, der, derb und fröhlich, geeignet schien, den bösen Leidenschaften zu begegnen,

vielleicht sie zu mäßigen, indem er auf sie einging; ich meine den Kapuziner Chabot.

Alles das war vergeblich. Die Menge war taub und blind; sie trank mehr und mehr und begriff immer weniger. Die Nacht kam; die düsteren Höfe der Abbaye wurden noch düsterer. Die Fackeln, die man anzündete, ließen das, was ihr Glanz nicht erhellte, noch finsterer erscheinen. Die Abgeordneten waren inmitten des erschreckenden Tumultes nirgends in Sicherheit. Chabot bebte an allen Gliedern. Er hat später versichert, er habe die Empfindung gehabt, unter einer Wölbung von zehntausend Schwertern hinzugehen. Ein so gewohnheitsmäßiger Lügner er auch war, ich glaube gern, daß er nicht gelogen hat. Die Angst mag ihn geblendet und ihm die Dinge unendlich vervielfacht gezeigt haben. Übrigens genügt es, sich den Ort des Schauspiels anzusehen, die Höfe der Abbaye, den Vorplatz der Kirche, die Rue Sainte-Marguerite, um zu verstehen, daß ein paar hundert Menschen den von allen Seiten eingeengten Platz vollauf füllen.

Was dem Massaker einen grausigen Charakter zu geben begann, das war eben diese Beschränktheit des Raumes, die den Zuschauer mit der Handlung verschmolz, ihn mit dem Blut und dem Toten fast in direkte Berührung brachte, ihn mit dem magnetischen Wirbel umgab, der die Mörder fortriß. Die Zuschauer tranken mit den Henkern und wurden zu solchen. Das grauenhaft Phantastische dieser nächtlichen Szene, die Schreie, die düsteren Lichter hatten sie zunächst gepackt, an Ort und Stelle gebannt, schließlich taten sie wie die anderen.

Hatten sie erst einmal getötet, so kannten sie sich nicht mehr und wollten immer weiter töten. Wie stumpfsinnig wiederholte ihr Mund ununterbrochen: „Heute muß man ein Ende machen." Und darunter verstanden sie nicht nur den Tod der Adligen, sondern ein Ende machen mit allem Schlechten, Paris reinigen, nichts entkommen lassen, was gefährlich sein konnte, die Diebe, die Falschmünzer, die Assignatenfälscher töten, die Spieler und die Betrüger, sogar die käuflichen Frauen umbringen . . . Wo würde der Mord auf dieser abschüssigen Bahn innehalten? Wie sollte man dieses Rasen nach völliger Säuberung begrenzen? Was würde geschehen, und wer wäre seines Lebens sicher, wenn außer der Branntweintrunkenheit und der Todestrunkenheit noch eine andere in Tätigkeit trat, der Rausch nach Gerechtigkeit, einer falschen und rohen Gerechtigkeit, die nichts mehr beurteilen konnte, einer umgekehrten Gerechtigkeit, die einfache Vergehen durch Verbrechen bestrafte?

In dieser fürchterlichen Geistesverfassung fanden viele, die Abbaye



sei ein zu kleines Betätigungsfeld; sie liefen zum Châtelet. Das Châtelet war kein politisches Gefängnis; es war zur Aufnahme der Diebe bestimmt und der für geringere Vergehen zur Haft Verurteilten. Als diese Gefangenen am Abend vorher vernahmen, die Gefängnisse sollten bald geleert werden, hofften sie, in der allgemeinen Verwirrung ihre Freiheit zu finden, in der Meinung, beim Nahen des Feindes könnten die Royalisten ihnen doch gut die Tore öffnen; sie hatten am 1. September ihre Vorbereitungen zur Flucht getroffen; einige wanderten durch die Höfe, ihr Bündel unterm Arm. Sie kamen heraus, aber anders, als sie gedacht. Um sieben Uhr abends ergießt sich eine ungeheure Woge von der Abbaye nach dem Châtelet; es beginnt ein unterschiedsloses, wütendes Töten mit Säbel und Flinte. Nirgends war man mitleidloser. Auf fast zweihundert Gefangene kamen kaum mehr als vierzig Verschonte. Diesen ließ man, wie es scheint, das Leben, als sie beschworen, in Wahrheit wohl gestohlen zu haben, aber stets bedacht gewesen zu sein, um die Diebe zu bestehlen, die Reichen und Adligen.

Das Châtelet lag an einem Ende des Pont au Change; am anderen lag die Conciergerie. Dort befanden sich unter anderen Gefangenen acht Schweizer Offiziere. Gerade jetzt wurde einer von ihnen, der Major Bachmann, durch den außerordentlichen Gerichtshof abgeurteilt; er allein von allen wurde aufgespart, für das Schafott zurückgestellt. Die Ermordung der Schweizer und der anderen Gefangenen geschah ganz in der Nähe der Gerichtssitzung, und diese wurde alle Augenblicke durch Schreie unterbrochen. Nichts war in den fürchterlichen Tagen so entsetzlich, wie diese Annäherung, diese Vermischung der regelrechten Justiz mit der summarischen Justiz, der Anblick der auf ihren Sitzen erbebenden Richter, die in unnützen Formalitäten fortfuhren, einen Scheinprozeß führten, während der Angeschuldigte nur die Wahl hatte, heute ermordet oder morgen guillotiniert zu werden[9]).

So tötete man denn ohne Zögern die Diebe, die Schweizer und die Priester. Eine Schwierigkeit ergab sich erst, als in der Abbaye einige der noch lebenden Priester sich zum Sterben bereiterklärten, aber Zeit zum Beichten verlangten. Das Verlangen erschien gerecht; man gewährte ihnen einige Stunden.

Es waren jetzt weniger Leute in der Abbaye. Abgesehen von der Abteilung, die bald zu den Karmelitern geschickt worden war, weilten viele, wie man weiß, im Châtelet. Man versuchte (vermutlich gegen sieben Uhr abends) in der Abbaye ein Tribunal zu errichten,

[9]) Wir berichten das nach der Überlieferung. Es gibt, glaube ich, keine urkundlichen Aufzeichnungen über das Blutgericht in der Conciergerie.



so daß man nicht mehr unterschiedslos tötete und einige Personen verschonte. Dieses Tribunal hatte in der Tat das Glück, eine ganze Anzahl zu retten. Lernen wir den Mann kennen, der den Gerichtshof bildete und ihm vorstand.

Es gab im Faubourg Saint-Antoine eine seltsame Persönlichkeit, von der wir schon gesprochen haben, den Pedell Maillard. Es war ein düsterer und wilder Fanatiker von äußerst kühlem Auftreten, von seltener und ganz besonderer Entschlossenheit und Kaltblütigkeit. Als bei der Einnahme der Bastille die Zugbrücke zerschmettert war, legte man statt ihrer eine Planke; der erste, der hinüberging, fiel in den dreißig Fuß tiefen Graben und war auf der Stelle tot. Maillard ging als zweiter hinüber, und ohne Zögern, ohne Schwindel erreichte er die andere Seite. Man hat ihn am 5. Oktober wiedergesehen, als er den Frauenzug anführte und unterwegs weder Plünderung noch Unordnung gestattete; solange er an der Spitze der Menge war, gab es keine Gewalttätigkeit. Es war seine Eigentümlichkeit, selbst bei den stürmischsten Szenen die ordnungsmäßigen und sozusagen gesetzlichen Formen zu wahren. Das Volk liebte ihn und fürchtete ihn. Er maß fast sechs Fuß; seine Statur, sein schwarzer, ehrwürdiger, abgetragener und sauberer Anzug, seine feierliche, mächtige, düstere Erscheinung wirkte gebietend.

Maillard wollte die Metzelei, daran war nicht zu zweifeln; aber, vor allem ein Mann der Ordnung, hielt er gleichermaßen auf zwei Dinge: erstens, daß die Adligen umgebracht wurden; zweitens, daß sie regelrecht, unter gewissen Formalitäten, durch ein wohlbegründetes Urteil des Volkes, dem einzigen unfehlbaren Richter, umgebracht wurden.

Er ging mit Methode vor, ließ sich das Register der Gefangenen bringen und richtete die Vorführungen danach, so daß alle der Reihe nach darankamen. Er schuf sich einen Gerichtshof, und er wählte ihn nicht unter den Arbeitern, sondern unter den Kleinbürgern aus der Nachbarschaft, den Familienvätern, kleinen Kaufleuten. Diese Bürger sahen sich durch Maillards Gnade mit dem Einverständnis der Menge den angesehenen Volksgerichtshof bilden, der durch ein Zeichen Leben oder Tod gab. Blaß und stumm hielten sie hier in der Nacht und den folgenden Tagen ihre Sitzungen ab, fällten ihr Urteil durch Zeichen, äußerten ihre Meinung durch eine Kopfbewegung. Manche wagten gelegentlich, wenn sie sahen, daß die Menge dem und dem Gefangenen günstig gesinnt war, ein nachsichtiges Wort.

Vor der Gründung dieses Gerichtshofs war ein einziger Mann verschont worden, der Abbé Sicard, Taubstummenvorsteher, für den



übrigens die Nationalversammlung eintrat. Seit Maillard mit seiner Jury tagte, machte man Unterschiede, es gab Schuldige und Unschuldige; viele Leute entkamen. Maillard befragte die Menge, in Wirklichkeit aber war seine Autorität so groß, daß er sein Urteil diktierte. Es wurde, wie es auch ausfiel, geachtet, selbst wenn es ein Freispruch war. Wenn das schwarze Phantom sich erhob, dem Gefangenen die Hand aufs Haupt legte, ihn für unschuldig erklärte, so wagte keiner nein zu sagen. Diese feierlich verkündeten Lossprechungen wurden von den Mördern meistens mit Freudenrufen begrüßt. Manche, von einer eigenartigen Gefühlsreaktion ergriffen, vergossen Tränen und sanken in die Arme dessen, den sie einen Augenblick früher noch umbringen wollten. Es war keine geringe Prüfung, den blutigen Händedruck zu empfangen, von diesen empfindsamen Mördern an die Brust gedrückt zu werden. Sie ließen es nicht hierbei bewenden. Sie führten „den braven Mann, den guten Bürger, den guten Patrioten“ nach Hause. Sie zeigten ihm voll Glück, voll Begeisterung der Menge, empfahlen ihn dem Mitleid der Bevölkerung. Wenn sie ihn nicht kannten, nichts von ihm zu sagen hatten, half ihre erregte Plauderei aus und schuf ihm eine Legende; diese erzählten sie unterwegs, und, merkwürdig, wie sie das da improvisierten und es den Passanten glaubhaft machten, glaubten sie selber daran. „Mitbürger,“ sagten sie, „ihr seht hier den Patrioten; also hört, man hatte ihn eingesperrt, weil er von der Nation zu gut gesprochen hatte . . .“ „Seht den Unglücklichen,“ rief ein anderer, „seine Verwandten hatten ihn dem Kerker überantwortet, um sich seines Guts zu bemächtigen.“ — „Gleichzeitig,“ sagt der, dem wir diese Einzelheiten entnehmen, „drängten sich die Vorübergehenden um den Wagen, in dem ich mich befand, umhalsten mich durch die Tür . . .“

Wer einen Gefangenen heimführte, machte sich ein Gewissen daraus, nichts von ihm zu empfangen, nahm höchstens ein Glas Wein entgegen von den Freunden oder Verwandten, zu denen er ihn brachte. Man sagte, man sei durch den Anblick einer solchen Freudenszene reichlich belohnt, und weinte oft vor Freude.

Es herrschte, wenigstens beim Beginn dieses entsetzlichen Blutvergießens, eine wirkliche Uneigennützigkeit. Die ansehnlichen Summen in Louisdor, die man in der Abbaye bei den ersten Opfern fand, wurden sofort zur Kommune gebracht. Ebenso war es bei den Karmelitern. Der Seifensieder, der hier als erster eingedrungen und sich zum Anführer gemacht hatte, gab gewissenhaft acht auf alles, was man fortnahm. Ein Augenzeuge, der es mir berichtet hat, sah ihn am Abend mit seiner Bande in die Kirche Saint-Sulpice ein-



treten; in seinem blutigen Lederschurz trug er einen Haufen Gold und Edelsteine, Bischofsringe von großem Wert. Er übergab alles getreulich vor Zeugen der Obrigkeit.

Noch am nächsten Tage, dem 3. September, gab es ein bemerkenswertes Beispiel von Uneigennützigkeit. Man meinte, das Abschlachten der Diebe im Châtelet sei eine unvollständige Sache, wenn man nicht die ungefähr sechzig Sträflinge hinzunahm, die bei den Bernhardinern auf den Abtransport warteten. Man ging sie niedermachen und warf die Kleider auf die Straße; man verbot, daran zu rühren. Ein Wasserträger, der vorbeiging, betrachtete sich neugierig einen Anzug am Boden und hob ihn auf, um ihn näher zu besehen; er wurde sofort erschossen.

Diese Zufallsjustiz, die bald aus Wut, bald aus Mitleid, sogar aus Uneigennützigkeit und Ehrgefühl Schwankungen erlitt, bestrafte mehr als einen Republikaner und rettete umgekehrt Royalisten. Im Châtelet konnte d'Esprémenil sich als Mörder mit durchschmuggeln, so groß war die Verwirrung. Noch mehr verblüfft die Tatsache, daß manche Royalisten einfach deshalb verschont wurden, weil sie sich mutig als Royalisten bekannten, aussagten, daß sie es aus Empfindung und von ganzem Herzen seien, ohne sich eine Tat vorzuwerfen zu haben. Auf die Art entkam ein sehr aristokratischer Journalist, einer der Redakteure der „Actes des Apôtres", Journiac de Saint-Méard. Er hatte einen seiner Wächter, einen Provenzalen gleich ihm, zu interessieren gewußt, der ihm eine Flasche Wein verschaffte; er leerte sie auf einen Zug und sprach mit einer Sicherheit, die das Tribunal entzückte. Maillard verkündete, die Gerechtigkeit des Volkes bestrafe die Taten und nicht die Gedanken. Es entließ ihn als freigesprochen.

Man sieht an diesem einen Beispiel die außerordentliche Kühnheit des Richters aus der Abbaye. Er stellte zuweilen den Gehorsam der Mörder auf eine harte Probe. Manchmal entrüsteten sie sich, erschienen im Gerichtshof, den Säbel in der Hand. Standen sie aber erst vor Maillard, so waren sie eingeschüchtert und machten sich davon.

In der Abbaye war ein reizendes junges Mädchen, Fräulein Cazotte, die sich mit ihrem Vater hatte gefangensetzen lassen. Cazotte, der geistvolle Verfasser komischer Opern, war darum nicht weniger adlig; gegen ihn und seine Söhne lagen sehr schwerwiegende schriftliche Beweise vor[10]). Es war nicht viel Aussicht, ihn retten zu kön-

[10]) Der Aktenstoß, den wir darüber in den „Archives nationales" besitzen, zeugt von dem Leichtsinn der royalistischen Verschwörer. Einer der Spießgesellen Cazottes schickt ihm, um ihm Mut zu machen, die Prophezeiungen des Nostradamus.



nen. Maillard gewährte der jungen Dame die Gunst, der Verhandlung und der Metzelei beizuwohnen, frei herumzugehen. Das kühne Mädchen machte es sich zunutze, um die Mörder günstig zu stimmen; es gewann sie, entzückte sie, eroberte ihre Herzen, und als ihr Vater erschien, fand sich niemand mehr, der ihn töten wollte[11]).

Das ereignete sich am 4. September. Drei Tage waren es schon, daß Maillard unentwegt zu Gericht saß, verurteilte und freisprach. Er hatte zweiundvierzig Personen gerettet. Die dreiundvierzigste schien schwierig, unmöglich zu retten. Es war Herr von Sombreuil, als erklärter Feind der Revolution bekannt. Seine Söhne befanden sich damals im feindlichen Heer, und einer von ihnen schlug sich so ausgezeichnet gegen Frankreich, daß er vom König von Preußen dekoriert wurde. Sombreuils' einzige Glücksaussicht war, daß seine Tochter sich mit ihm hatte gefangensetzen lassen.

Als er vor dem Gerichtshof erschien, der zügellose Royalist, der Schuldige, der Aristokrat, und als man dennoch in ihm einen alten Militär gewahrte, der zu anderen Zeiten Frankreich tapfer gedient hatte, übte Maillard Selbstbeherrschung und sprach ein edles Wort: „Schuldig oder unschuldig, ich glaube, es wäre des Volkes unwürdig, seine Hände in das Blut dieses Greises zu tauchen."

Fräulein von Sombreuil bemächtigte sich kraft dieses Ausspruches unerschrocken ihres Vaters und führte ihn in den Hof, küßte ihn,

---

[11]) Eine Aufopferung, wie die der Damen Cazotte und Sombreuil war immerhin vom Pflichtgefühl und von der Natur diktiert. Andere, noch spontanere, waren in diesem Sinne noch mehr zu bewundern. Der Uhrmacher Monnot rettete den Abbé Sicard mit eigener Lebensgefahr. Geoffroy Saint-Hilaire begnügte sich nicht damit, für seinen Lehrer Hauy die Freiheit erlangt zu haben, sondern entwarf den kühnen Plan, seine Lehrer, die Professoren aus Navarra, die in Saint-Firmin gefangen saßen, zu befreien. Dieser junge Mann von zwanzig Jahren dringt am 2. September um zwei Uhr mit der Karte und den Abzeichen eines Kommissars in das Gefängnis. Die Gefangenen wagten nicht, ihm zu folgen, sei es, daß sie den Erfolg bezweifelten, sei es, daß sie fürchteten, denen zu schaden, die nicht entweichen konnten. Die Nacht kam, und in dieser Schreckensnacht wurde die Menschlichkeit in diesem wahrhaft heldenmütigen Herzen noch stärker. Er nahm eine Leiter, lehnte sie an die Mauer von Saint-Firmin, zwei Schritt von den Wachen, und wartete in so außerordentlicher Gefahr acht Stunden, daß die Gefangenen entweichen sollten. Zwölf Priester wurden von ihm gerettet. Einer davon fiel und verletzte sich. Geoffroy-Saint-Hilaire nahm ihn in die Arme und trug ihn auf einen benachbarten Holzhof. Und er kehrte wieder zur Leiter zurück; aber der Morgen kam, er wurde von den Wachen bemerkt und erhielt einen Flintenschuß in den Rock. — Ihm, der sich so tapfer für das Menschenleben einsetzte, gewährte Gott als Gegengabe, in die Mysterien des Lebens einzudringen, seine Wandlungen zu begreifen, wie keiner das je gekonnt. Sein Heldenmut aus Liebe enthüllte ihm die Natur, er durchdrang sie mit dem Herzen.

hüllte ihn ein. Sie war dabei so schön und rührend, daß nur ein Ruf der Bewunderung laut wurde. Einige jedoch machten sich nach so viel vergossenem Blut für das, was sie für die Gerechtigkeit hielten, Skrupel, ihrem Herzen zu folgen, dem Mitleid nachzugeben, den Schuldigsten zu schonen. Man hat, ohne irgendwelche Beweise, aber nicht ohne Wahrscheinlichkeit gesagt, daß sie von Fräulein von Sombreuil als Entgelt für das Leben ihres Vaters verlangten, daß sie sich der Revolution zuschwöre, dem Adel abschwöre, und daß sie den Haß gegen die Adligen beweise, indem sie von ihrem Blut trinke.

Es ist nicht unmöglich, daß Fräulein von Sombreuil ihren Vater so zurückkaufte. Aber man hätte ihr nicht einmal diesen Handel angeboten, noch den Eid zugeschoben, wenn nicht der Richter der Abbaye selber die Großmut des Volkes angerufen hätte, und wenn die Parole des Lebens nicht aus dem Munde des Todes erklungen wäre.

Das war der letzte Akt des Gemetzels. Maillard begab sich aus der Abbaye fort und nahm das Leben von dreiundvierzig Personen, die er gerettet hatte, und die Verwünschungen der Zukunft mit[12]).

---

[12]) Die ganz blutbefleckten Register der Abbaye tragen am Rande den verhaßten Namen, gewöhnlich unter dieser Notiz: „durch Urteilsspruch des Volkes getötet", oder „vom Volke freigesprochen. Maillard." Seine Schrift ist sehr schön, sehr groß, monumental, vornehm, gesetzt, die Schrift eines Menschen, der sich ganz in der Gewalt hat, der weder Verwirrung noch Angst kennt, dessen Seele und Gewissen vollkommen ruhig sind. — Maillard erscheint in der ganzen Revolution nicht wieder: er blieb wie im Blut begraben. — Den schönen Ausspruch, den er zur Rettung Sombreuils tat, kann man nicht in Zweifel ziehen, wir haben ihn in dem Blatt gefunden, das den Männern des September höchst feindlich gesinnt ist, in Brissots Zeitung „Le Patriote français". — Eine mit der Geschichte der Revolution sehr vertraute Persönlichkeit, die auch die Männer und die Charaktere jener Zeit vollkommen kennt, sagte mir, sie vermute, Maillard sei von Danton abgesandt worden, um ein Mustertribunal zu begründen, das man in anderen Gefängnissen nachahmen könnte, um auf die Art einen Teil der Gefangenen zu retten. Das wäre möglich. Immerhin dünkt es mich ebenso wahrscheinlich, daß der unerschrockene Pedell nur allein und impulsiv gehandelt hat.

Viertes Kapitel

Der 3. und 4. September

Allgemeiner Schrecken in der Nacht vom 2. zum 3. September. — Berechnete Unentschlossenheit Dantons. — Zunahme der Barbarei am 2., 3. und 4. September. — In der Abbaye wird die Metzelei zu einem Schauspiel (3. September 1792). — Angriff auf das Frauenhospiz. — Gefahr der Frauen in La Force. — Bluttaten in La Force (3. September 1792). — Tod der Frau von Lamballe. Frau von Lamballes Kopf wird zum Temple getragen (3. September 1792). — Die Minister fordern vergeblich, daß die Nationalversammlung die Nationalgarde zu den Waffen ruft. — Brief Rolands an die Versammlung. — Rundschreiben Marats, der im Namen der Kommune den Departements das Massaker anrät. — Ermordung der Frauen und Kinder in der Salpêtrière und in Bicêtre (4. September 1792).

Niemand gab sich in der Nacht vom 3. zum 4. September noch Rechenschaft von der Tragweite und dem Charakter des schrecklichen Ereignisses. Dem Schleier der Nacht fügten der Taumel und das Entsetzen einen doppelten Schleier hinzu. Viele Männer, die seitdem auf dem Schafott oder in den Schlachten so gut zu sterben wußten, verloren in dieser Nacht die Besonnenheit und hatten Angst.

Man ahnte keineswegs, wie klein die Zahl der Mitwirkenden bei der Tragödie war. Die große Menge der Zuschauer, der Neugierigen, täuschte vollkommen darüber. Die Mörder waren zu Anfang kaum fünfzig; und wie viele auch hinzukamen, so überstieg ihre Zahl doch nie drei- bis vierhundert. Die Abbaye war gewissermaßen ihr Hauptquartier; hier „arbeiteten“ sie drei Tage lang, und von hier aus begaben sich die meisten zu den verschiedenen Gefängnissen, am 2. September zu den Karmelitern, am 3. nach La Force, nach Saint-Firmin, zu den Bernhardinern. Am 4. verließen sie in großer Zahl Paris und unternahmen den Zug nach der Salpêtrière und nach Bicêtre.

Die Phantasie stellte aber nicht solche Berechnungen an. Chabot, der in der Abbaye zugegen gewesen war, hatte zehntausend Säbel zu sehen geglaubt. Diejenigen, die nicht dabei waren, sahen hunderttausend.

Die Ansteckungsgefahr der Volkswut ist oft so groß und schnell um sich greifend, daß man tatsächlich glauben konnte, der erste Funke werde eine gewaltige Feuersbrunst entfachen. Würde nicht die Masse der Freiwilligen, deren Zahl keiner kannte, sich in Bewegung setzen, gegen die Gefängnisse zu Felde ziehen, dann vielleicht



gegen die Nationalversammlung, Haus um Haus gegen die Aristokraten? . . . Man konnte es nicht vorher wissen. Was tun, wenn es so käme? Welche Kraft ihnen entgegenstellen? Es sei denn, daß man die Royalisten zu Hilfe rief, anders gesagt, den Feind, daß man den Temple aufmachte, den 10. August rückgängig machte.

Um ein Uhr morgens (am 3.) kamen die Kommissare der Kommune, um den paar Abgeordneten, die zu dieser vorgerückten Nachtstunde allein die Nationalversammlung repräsentierten, über die Metzelei Meldung zu machen. Sie gaben zu verstehen, daß alles beendet sei, sprachen davon als einer vollzogenen Tatsache. Einer von ihnen, Truchon, schilderte kummervoll die geringen Resultate, die seine Einmischung in La Force erzielt hatte. Tallien aber und ein anderer gaben unschwer zu erkennen, daß sie die gerechte Rache des Volkes gewissermaßen anerkannten, die ohnedies nur wohlbekannte Schurken getroffen habe; sie sprachen von der Uneigennützigkeit der Mörder und von der schönen Organisation des Gerichtshofes in der Abbaye. — Alles das wurde in düsterem Schweigen aufgenommen.

Jede öffentliche Gewalt sah sich lahmgelegt. Die Minister verließen Paris.

Und jede moralische Gewalt schien ebenfalls vernichtet. Robespierre war verborgen. Er hatte noch in dieser Nacht das Haus der Duplays verlassen und sich zu einem eifrigen Jünger geflüchtet, der soeben in Paris angekommen war, dem damals unbekannten, inzwischen allzubekannt gewordenen Saint-Just. Man versichert, Robespierre habe sich nicht einmal schlafen gelegt.

Wenn man Thuriot glauben wollte, der allerdings Dantons Freund war, so wäre dieser in der furchtbaren Nacht der einzige gewesen, der aufrecht und fest blieb, „der entschlossen war, den Staat zu retten".

Der heftige und cholerische Thuriot hatte ein schönes Wort gesagt, als er sich in der Nationalversammlung den mörderischen Anmaßungen der Kommune widersetzte: „Die Revolution gehört nicht nur Frankreich; wir sind der ganzen Menschheit dafür verantwortlich." Man darf mit Recht annehmen, daß er von Danton Rechenschaft forderte über das vergossene Blut.

„Den Staat retten", dies Wort umfaßte zwei Dinge: Trotz allem in Paris bleiben, bis zum Tode hier ausharren und die anderen bleiben machen; — anderseits die Einigkeit der öffentlichen Gewalten erhalten oder wiederherstellen, einen Zusammenstoß zwischen den beiden übrigbleibenden Gewalten vermeiden, der Nationalversammlung und der Kommune.

Die Hand gegen die Kommune erheben, in einer so verzweifelten Krise die letzte Macht vernichten, die noch Kraft besaß, das war ein schreckliches Vorhaben, bei dem das im Sterben liegende Frankreich verenden konnte. Wenn man hingegen die Kommune gewähren ließ, die Augen vor dem Blutvergießen schloß, so hieß das, sich durch diese erzwungene Duldung demütigen, sich nachsagen lassen, man habe Angst, man sei schwach, feige, gemein und der Knecht Marats.

Blieb noch ein dritter Standpunkt, der des Hochmuts: die Metzelei als gut zu bezeichnen, der Kommune recht zu geben — oder sogar zu verstehen geben, man habe es so gewollt, habe es befohlen, die Kommune habe lediglich gehorcht.

Dieser ungeheuer dreiste dritte Standpunkt hatte das Verführerische, daß Danton, wenn er ihn wählte, sich an die Spitze der Gewalttäter stellte, sich Marat unterwarf, die unbestimmten Beschuldigungen zerstreute, in die man ihn zu hüllen suchte.

In dem Mann war, wie ich schon sagte, etwas vom Löwen, aber auch von der Dogge, auch vom Fuchs. Und dieser behütete um jeden Preis die Haut des Löwen.

Was sagte er in der Nacht des 2. September? Ich kann nicht glauben, daß er bereits die volle Verantwortlichkeit für das Verbrechen auf sich genommen habe. Der Erfolg war noch zu ungewiß. Wir werden sehen, wie gradweise Danton es übernahm und vertrat.

Die Dinge wurden also dem Verhängnis, dem Zufall überlassen, dem furchtbaren „crescendo“, dem das ungezügelte Verbrechen unvermeidlich folgt.

Seit der Nacht vom 3. auf den 4. konnte man wahrnehmen, wie die Metzelei einen anderen Charakter annahm, wie sie nicht mehr das Bild einer wilden, doch uneigennützigen Volksjustiz bot, das man ihr zuerst zusprechen wollte.

Wir haben gesehen, daß die Mörder von verschiedenen Elementen durchsetzt waren, die, am ersten Tage noch unklar und zurückgedämmt, in der Folge nach und nach losbrachen; das Böse riß alles mit. Es gab bezahlte Leute; es gab Trunkenbolde und Phantasten; es gab Räuber; diese traten nach und nach hervor.

Abgesehen von den fünfzig und einigen Bürgern, die in der Abbaye das Umbringen besorgten und sicher kaum vom Platze gingen, zogen die anderen (im ganzen zwei- bis dreihundert) von Gefängnis zu Gefängnis, berauschten sich und wälzten sich mehr und mehr in Blut und Schmutz. Die Metzelei, die am 2. für viele eine Anstrengung war, wurde am 3. zu einem Genuß. Allmählich mischte sich der Diebstahl drein. Man begann Frauen zu töten. Am 4. gab es Vergewaltigungen, man tötete sogar Kinder.

Der Anfang war bescheiden. In der Nacht vom 2. oder der Nacht vom 2. zum 3. sahen von denen, die in der Abbaye mordeten und weder Schuhe noch Strümpfe hatten, manche mit Neid auf die Fußbekleidung der Adligen. Sie wollten sie ihnen nicht nehmen, ohne dazu ermächtigt zu sein. Einige begaben sich zur Sektion, deren Bureau in der Abbaye selbst seinen Sitz hatte, und bekamen die Erlaubnis, die Schuhe der Toten anzuziehen. Da die Sache leicht zu erlangen gewesen war, kam ihnen der Appetit, und sie verlangten mehr: Bons auf bei den Händlern zu entnehmenden Wein, um die Arbeiter aufrecht zu halten und sie bei Bedarf anzufeuern.

Die Dinge blieben hier nicht stehen. Je mehr man sich berauschte, desto mehr Leute wagten es, Kleidungsstücke zu stehlen. Einer von denen, die in dieser Nacht am eifrigsten auf diese Art „arbeiteten" war ein Trödler vom Quai du Louvre, genannt Laforêt. Sein fürchterliches Weib tötete auch und stahl unverschämt; es waren bekannte Plünderer. Später, am 31. Mai, beklagte Laforêt sich bitter, daß keine Plünderung in den Häusern stattfand: „An einem solchen Tag," sagte er, „hätte ich mindestens fünfzig Häuser auf mein Teil haben müssen."

Mochte Maillard finden, daß diese Diebe ihm sein Blutgericht verdarben und daher die Kommune benachrichtigen, oder wollte sie selbst dieser schönen Volksjustiz eine gewisse Reinheit erhalten? Kurz, eins ihrer Mitglieder erschien um halb ein Uhr nachts in der Abbaye, ein Mann mit sanftem Antlitz, braunem Anzug und einer kleinen Perücke. Es war Billault-Varennes. Er versuchte nicht, der Metzelei Einhalt zu tun; das Beispiel Manuels, Dusaulx' und der anderen Abgeordneten bekundete zur Genüge, daß die Sache unmöglich war. Er bestand nur darauf, daß man die Beute rettete. Immerhin, da jede Mühe einen Lohn verdient, versprach er den „Arbeitern" eine regelrechte Löhnung. Diese sehr gehässige Maßnahme, die auch eine Billigung bedeutete, war deshalb nicht weniger von guter Wirkung; von dem Zeitpunkt an, da sie regelrecht bezahlt wurden, „arbeiteten" sie viel weniger und ließen langsam nach.

Ein großer Teil der Mörder war nach dem Châtelet und La Force gestürmt. Die Schlächterei in der Abbaye wurde eine Sache des Vergnügens, der Belustigung, ein Schauspiel. Man häufte in der Mitte des Hofes Kleidungsstücke zu einer Art Matratze auf. Das Opfer, das aus der Tür in diese Arena geschleudert und von Säbel zu Säbel, von Pike zu Pike weitergegeben wurde, sank nach manchem Kreislauf blutüberströmt auf die Matratze nieder. Die Anwesenden beobachteten mit Interesse, auf welche Art ein jeder lief, schrie und niederfiel, den Mut, die Feigheit, die der und der gezeigt



hatte, und urteilten als Kenner. Vor allem die Frauen fanden großes Gefallen daran; war ihr erster Widerwille einmal überwunden, so wurden sie zu schrecklichen, unersättlichen Zuschauern, wie rasend vor Lust und Neugier. Die Mordgesellen, entzückt über das Interesse, das man an ihrem Werke nahm, hatten rund um den Hof, von Lämpchen gut erhellt, Bänke aufgestellt; doch nicht wahllos für Zuschauer beiderlei Geschlechts; es gab Bänke für die Herren und Bänke für die Damen, mit Rücksicht auf Ordnung und Moralität.

Zwei Zuschauer verwunderten sich sehr und beteiligten sich an dem Schauspiel: es waren zwei Engländer; der eine fett, der andere mager, in langen Überröcken, die ihnen bis auf die Schuhe fielen. Sie standen, einer rechts, der andere links, Flaschen und Gläser in Händen; sie hatten das Amt übernommen, die Tätigen zu erfrischen und reichten ihnen die ganze Nacht Wein und Branntwein. Man hat gesagt, es seien Agenten der englischen Regierung gewesen. Nach einer anderen und wahrscheinlicheren Mutmaßung (die durch ein in London veröffentlichtes Werk, das offenbar den einen der beiden Engländer zum Verfasser hat, bestärkt wird), waren es lediglich neugierige Reisende, überspannte Menschen, die starke Erregungen suchten, übrigens betonte Radikale, die nur eins an der Sache bedauerten: daß sie nicht in London stattfand.

Das Blutbad, das für die einen die Gelegenheit zur Räuberei, für die anderen ein Schauspiel war, wurde immer unschöner. Einige — man sah es nur zu deutlich — fanden Gefallen am Töten. Diese ungeheuerliche Neigung enthüllte sich noch in der Nacht in den ausgesuchten Martern, denen man ein Weib unterzog. Es war eine bekannte Blumenhändlerin des Palais-Royal.

Das empörende Vergnügen, das man darin gefunden hatte, ein Weib leiden zu sehen, beschmutzte die Seelen, die Metzelei artete immer mehr aus. Gegen Morgen begab sich ein Haufen Männer zur großen Frauenherberge, der Salpêtrière. Hier gab es Frauen jeden Alters und jeder Klasse, junge und alte, schon sieche, schließlich öffentliche Dirnen. Diese waren, wie wir erwähnten, alle des Royalismus verdächtig. Immerhin — war dieser patriotische Zorn, der sich gegen meist junge und hübsche Mädchen wandte, ein reiner Fanatismus? Oder hatte der Gedanke an Vergewaltigung Herrschaft über die Geister gewonnen? . . . Wie dem auch sein mag, man fand dort eine große Anzahl Nationalgarden vor, und da man noch wenig zahlreich war, vertagte man die Unternehmung.

Der 3. September war vor allem durch die Metzelei in La Force bemerkenswert; es gab viele Frauen in diesem Gefängnis, die sehr



in Gefahr waren. Die Kommune hatte noch nachts hingeschickt, um wenigstens die fortzuführen, die nur wegen Schulden dort waren. Es war halb ein Uhr nachts, und die Mörder waren schon an den Toren — wenig zahlreich allerdings. Es war eine schmachvolle Sache, zu sehen, wie eine Schar von kaum fünfzig vom Volke keineswegs gestützten Männern, im Namen des Volkes sprach und seine wahren Repräsentanten, die Mitglieder der Kommune, zum Weichen brachte. Diese Volksbeamten wurden nicht im geringsten geachtet; man bedrohte sie mit dem Säbel. Indessen führten sie nicht nur die Schuldgefangenen mit fort, sondern auch Frau von Tourzel, die Erzieherin des Dauphin, ihre junge Tochter Pauline, drei Kammerfrauen der Königin und jene der Frau von Lamballe. Diese Fürstin jedoch, die persönliche Freundin der Königin und so sehr der Gegenstand des allgemeinen Hasses, wagte man nicht fortzuführen.

Die Kommune hatte keine Veranlassung mehr zu dem Wunsch, daß man töten müsse. Die Metzelei in vier Gefängnissen hatte mehr als die Schreckenswirkung herbeigeführt, die ihnen die Macht in Händen ließ. Sie hielt die Nationalversammlung, die Presse und Paris am Boden. Am Morgen des 3. September schickte sie, um den fürchterlichen Schlag noch direkter zu führen, früh um sieben zwei ihrer Kommissare zu dem angesehensten Mann der Presse, zu Brissot, unter der Vorgabe, in seinen Papieren nach den Beweisen zu dem großen Verrat, den Beziehungen zu Braunschweig, zu suchen, die Robespierre am 1. und am 2. September vorgebracht hatte. Man wußte, daß man nichts finden würde, und man fand in der Tat nichts; man wollte nur Angst machen, die Versammlung erschrecken, sie vernichten, ohne sie zu zerschmettern, die Presse töten und zum Schweigen bringen. Diese beiden Wirkungen wurden erzielt. Kein Journalist konnte sich mehr sicher glauben, wenn Brissot, ein so angesehenes Glied der Nationalversammlung eine Haussuchung, eine Bedrohung widerfuhr. Die furchtbare Bestürzung, die am 2. herrschte, zeigt sich in den Zeitungen, die im Laufe des Tages redigiert wurden und am folgenden Tage, dem übernächsten und den anschließenden Tagen erschienen. Gerade hier muß man das physiologische, grausige, beschämende Phänomen, die Furcht, studieren. Später sind diese Journalisten heldenhaft gestorben, nicht einer hat Schwäche gezeigt. Am 3. September waren sie wie erstarrt; sie wagten nicht einmal, zu schweigen; sie stammelten in ihren Zeitungen, schwankten, lobten beinahe „die furchtbare Volksjustiz“.

Zwei Mitglieder der Kommune präsidierten bei der Metzelei in La Force (Hébert, Lhuillier, Chépy? man ist da abweichender An-



sicht). Wenn sie etliche Opfer retten wollten, so war ihre Aufgabe leichter, als die der Richter in der Abbaye. La Force enthielt weniger politische Verbrecher. Die Mörder waren weniger zahlreich, die Zuschauer weniger angeregt. Die Bevölkerung des Viertels sah die Sache kühl mit an und nahm keinen Teil daran. Hingegen hatten die Richter längst nicht die Autorität Maillards; sie hatten keine Gewalt über die Mörder, sondern wurden von ihnen beherrscht, waren sozusagen ihr Werkzeug, und retteten nur wenige Personen.

„Es geschehen lassen, töten lassen," das war, scheint es, am Morgen des 3. September der Gedanke der Kommune. Um diese Zeit empfing sie ein paar Leute der Quinze-Vingts, die, in einem Ton, als hätten sie die Vollmacht ihrer Petitionen, nicht nur den Tod der Verschwörer forderten, sondern auch die Gefangennahme der Frauen der Emigranten. Die Gefangennahme an diesen Tagen glich dem Todesurteil. Die Kommune wagte nicht nein zu sagen, und erwiderte feige: „Es sei der Weisheit der Sektionen überlassen, die Maßnahmen zu ergreifen, die ihnen unentbehrlich schienen."

Manuel und Pétion, die sich nach La Force begaben, um einen Vermittlungsversuch zu machen, sahen mit Grauen ihre Kollegen von der Kommune in der Schärpe tagen und die Schlächterei rechtfertigen. Manuel wollte wenigstens die letzte Frau, die noch in la Force war, retten, Frau von Lamballe, und zog sich erst zurück, als er ihr Heil gesichert glaubte. Schon am Vorabend hatte er in der Kommune das Glück gehabt, Frau von Staël zu retten. Ihr Titel als Gattin des schwedischen Gesandten genügte nicht, um sie zu schützen; Manuel hatte Erfolg, als er darauf hinwies, daß sie schwanger sei.

Um nach La Force zurückzukehren: Pétion hielt eine Ansprache an die Mörder, man hörte ihn an; er sprach sehr verständig und glaubte, sie zur Menschlichkeit bekehrt zu haben; er erreichte sogar, daß sie fortgingen, daß sie zur Tür hinausgingen. Als er weg war, kamen sie durch die andere wieder herein und trieben es ebenso wie bisher.

Das Viertel Saint-Antoine und das Faubourg blieben der Sache fern. Zwar konnte man einen Augenblick glauben, daß sie aus ihrer Untätigkeit herausgehen würden, daß die Masse der Anständigen sich entschließen werde, die Mörder zu verjagen. Einige Männer holten von der Sektion eine Kanone (ich zitiere einen Augenzeugen) und begannen sie nach La Force zu ziehen. Als sie ganz nahe an die Kirche herangekommen waren, sahen sie, daß man sich ihnen nicht anschloß, und ließen ihre Kanone stehen.

Die Mörder fuhren in ihrer Tätigkeit fort. Das Opfer, das sie erwarteten, wünschten, war Frau von Lamballe. Sie waren gern



bereit gewesen, vier, fünf Kammerdiener des Königs, des Dauphin, zu verschonen, in der Erkenntnis, daß die Ergebenheit eines Bediensteten nicht als Verbrechen angesehen werden kann; Frau von Lamballe aber erachteten sie als die hauptsächliche „Ratgeberin der Österreicherin", als ihre Vertraute, ihre Freundin und mehr noch. Alle wünschten ihren Tod.

Sie täuschten sich bestimmt über den Einfluß, den sie ihr auf die Königin zuschrieben. Das Gegenteil war wahrscheinlicher. War die Königin leichtlebig, so war sie doch nicht fügsam; sie hatte männliche und starke, herrische Eigenschaften, einen unerschrockenen Charakter. Frau von Lamballe war im eigentlichen Sinne ein Weib. Ihr mehr als feminines Porträt [13]) ist das einer zierlichen kleinen Savoyardin; man weiß, daß sie tatsächlich von dorther stammte. Der Kopf ist sehr klein, abgesehen von dem ungeheuren und lächerlichen Haarturm, wie er damals getragen wurde; die Züge sind ja klein, mehr niedlich als schön; der Mund ist hübsch, aber eingekniffen, mit dem starren Lächeln der Savoyarden und Hofleute. Dieser Mund sagt nicht viel; man weiß in der Tat, daß die liebenswürdige Prinzessin wenig Gesprächsstoff hatte, wenig Gedanken; sie war wenig unterhaltend. Das Porträt, das der Überlieferung ganz entspricht, ist das einer angenehmen und mittelmäßigen Persönlichkeit, zur Abhängigkeit und zum Gehorsam geboren.

Die Königin hatte sie recht gern, aber sie war zu ihr wie zu allen, unbeständig, ungleich. Zuerst warf sie sich mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Art in ihre Arme. Die arme junge Fremde, von ihrem Gatten, der sie verließ und bald darauf starb, ins Unglück gestürzt, war dankbar, verschenkte sich von ganzem Herzen und für immer. Ob gut oder schlecht behandelt, sie blieb zärtlich und treu, mit der ihren Landsleuten eigenen Beständigkeit. Diese junge und hübsche Frau gehörte ganz zwei Personen, dem alten Herzog de Penthièvre, ihrem Schwiegervater, der eine Tochter in ihr sah, und der Königin, die sie um Frau von Polignac vergaß. Die Königin hatte nicht nötig, sie gut zu behandeln, sie war ihrer blinden Ergebenheit in allen ehrenhaften oder unehrenhaften Dingen gewiß; sie bediente sich ihrer anstandslos für alles mögliche, in jeder Intrige, kompromittierte sie in jeder Weise, nutzte sie aus und täuschte sie. Man urteile an einer Begebenheit: Frau von Lamballe war es, die sie zur Salpêtrière schickte, um Frau von Lamotte, die unlängst gepeitscht

[13]) Im Museum zu Versailles. Die anderen Porträts sind lächerlich, verächtliche Lügen, wie die französischen und englischen Denkwürdigkeiten, unter die man ihren Namen gesetzt hat.

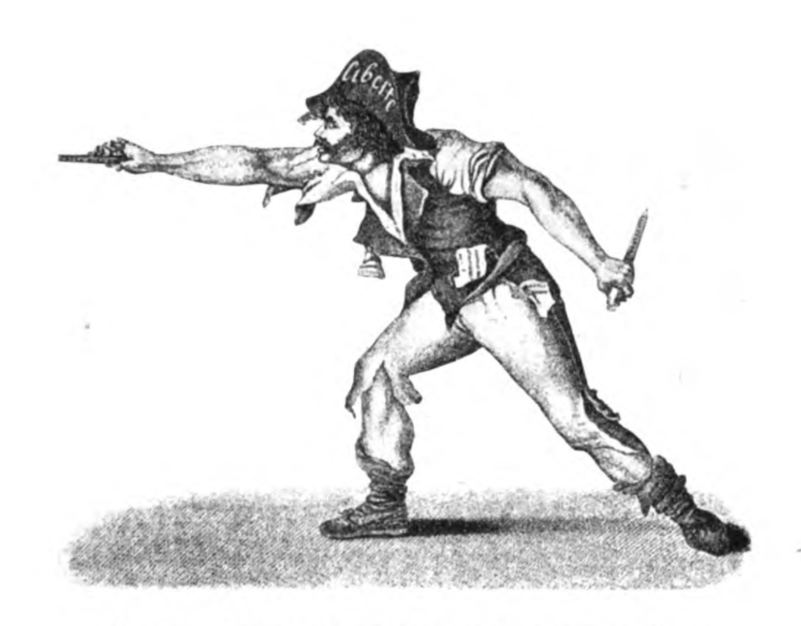


und gebrandmarkt worden war, Geld anzubieten. Die Königin fürchtete offenbar, diese könne in der nichtswürdigen Halsbandgeschichte Memoiren veröffentlichen. Das allzufügsame Werkzeug Marie-Antoinettes erhielt von der Vorsteherin des Hospizes den niederschmetternden Bescheid: „Sie ist verurteilt, Madame, doch nicht dazu, Sie zu sehen."

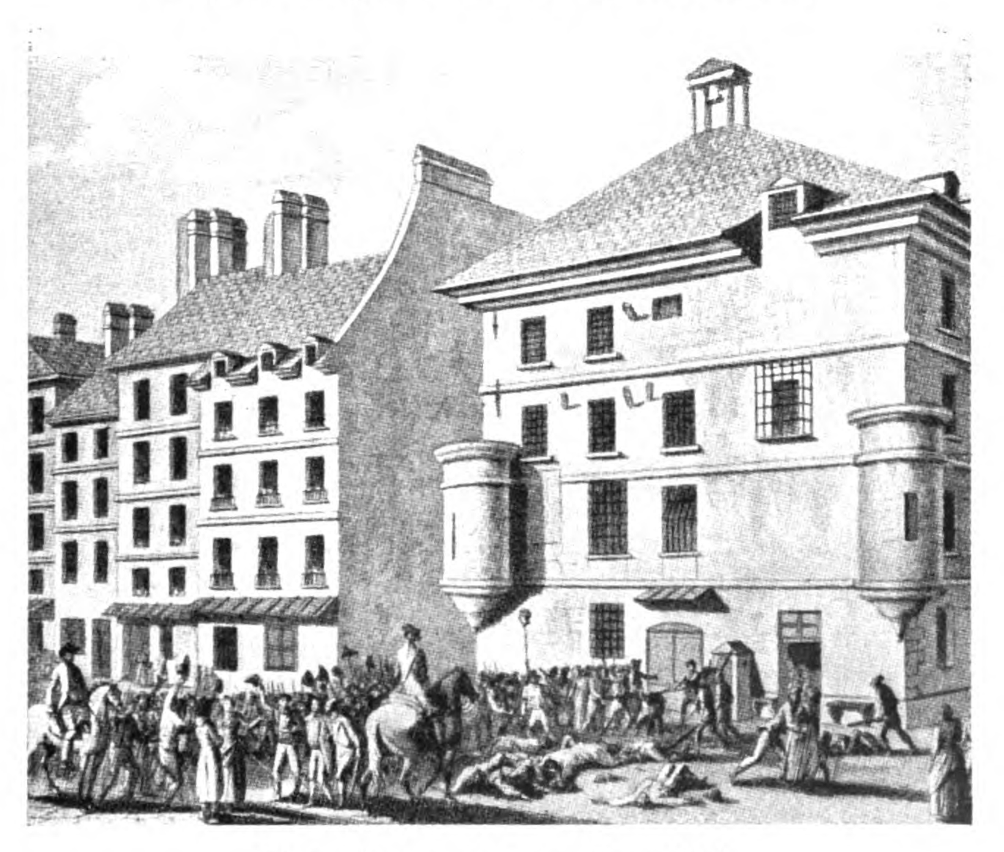
In den Jahren 1791 und 1792 bediente die Königin sich Frau von Lamballes in weniger schamloser, doch sehr gefährlicher Weise und brachte sie auf den Weg des Todes. Sie benutzte ihren Salon zu Empfängen; sie verhandelte bei ihr oder durch sie mit den hervorragenden Männern der Nationalversammlung, die sie zu bestechen suchte; hierher ließ sie die royalistischen Journalisten kommen, die gehaßten, die kompromittierendsten Männer. So gab sie ihrer Freundin eine politische Bedeutung, die dieser ihr Charakter, ihre Schwäche, ihr völliger Mangel an Befähigung nie verliehen hätten. Das Volk begann diese kleine Frau als ein wichtiges Parteihaupt anzusehen. Das einzige Gewisse ist, daß sie Marie-Antoinettes Geheimnis kannte, daß sie sie durch und durch kannte, da die Königin nicht einmal für nötig hielt, sich vor einer so abhängigen, so schwachen Freundin zu verbergen, die sie „quand même" liebte, wie ein Hund seinen Herrn.

Diese unglückselige Frau war in Hut, in Sicherheit, als sie erfuhr, die Königin sei in Gefahr. Ohne Überlegung, unwillkürlich, führte ihr Instinkt sie zurück, um, wenn jene sterben mußte, mit zu sterben. Sie war am 10. August bei ihr, war mit ihr im Temple. Man erlaubte ihr nicht, dort zu bleiben; man entriß sie Marie-Antoinette, und man brachte sie nach La Force. Da begann sie zu fühlen, daß ihre Ergebenheit sie recht weit getrieben hatte, bis zu einer Prüfung, der sie nicht gewachsen war. Sie war krank vor Angst. In der Nacht vom 2. zum 3. September hatte sie Frau von Tourzel fortgehen gesehen, und sie, sie war geblieben. Das enthüllte ihr das eigene Schicksal. Sie vernahm schreckliches Lärmen, lauschte, vergrub sich in ihrem Bett, wie ein Kind, wenn es Furcht hat. Gegen acht Uhr treten zwei Nationalgardisten ungestüm herein: „Stehen Sie auf, Madame, es wird nach der Abbaye gegangen." — „Aber, meine Herren, Gefängnis ist Gefängnis; ich bleibe ebenso gern hier; lassen Sie mich." Sie geben nicht nach. Da ersucht sie dieselben, einen Augenblick hinauszugehen, damit sie sich anziehen kann. Endlich ist das getan; aber sie kann nicht gehen; zitternd nimmt sie den Arm des einen der Nationalgardisten, geht hinunter, langt vor dem höllischen Gerichtshof an. Sie sieht die Richter, die Waffen, die trockene Miene Héberts und der anderen, betrunkene





Zeitgenössische Darstellung eines Septembriseur.
(Le patriot exclusif) als Karikatur des radikalen Revolutionärs.



Die Septembermorde im Jahre 1792.
Stich von Berthault nach einer Zeichnung von Prieur

Männer mit Blut an den Händen. Sie fällt in Ohnmacht. Sie kommt wieder zu sich, um von neuem ohnmächtig zu werden. Sie wußte nicht, daß viele Leute leidenschaftlich wünschten, sie zu retten. Die Richter waren ihr wohlgesinnt; selbst bei denen, die sie roh behandelten, bei den Mördern sogar, hatte man ihr Freunde geworben. Es bedurfte nur, daß sie ein bißchen reden konnte [14]), daß ein Wort von ihrem Munde kam, das man zu ihrem Heile auslegen konnte. Man sagt, über den 10. August habe sie ganz leidlich Rede gestanden; als man aber von ihr forderte, dem Königtum Haß zu schwören, Haß dem König, Haß der Königin! da krampfte sich ihr Herz so zusammen, daß sie nicht mehr reden konnte; sie verlor die Haltung, bedeckte die Augen mit den Händen, wandte sich zur Tür. Als sie die Schwelle überschritt, traf sie auf einen gewissen Truchon, ein Mitglied der Kommune, glaube ich, der sich ihrer bemächtigte, und an der anderen Seite wurde sie von einem Mörder, dem großen Nicolas, ebenfalls gepackt. Alle beide — und auch noch andere — hatten versprochen, sie zu retten. Man sagt sogar, daß mehrere ihrer Leute sich unter die Würger gemischt hatten und sie auf der Straße erwarteten. „Ruf: ‚Es lebe die Nation!'" sagten sie, „und es wird dir nichts geschehen."

Da erblickte sie an der Ecke der kleinen Rue Saint-Antoine etwas Entsetzliches, eine weiche, blutige Masse, auf der einer der Mörder mit seinen eisenbeschlagenen Schuhen herumtrat. Es war ein aufgeschichteter Haufe ganz nackter, weißer Leiber. Dort mußte man die Hand auflegen und den Eid leisten: diese Probe war zu stark. Sie wandte sich ab und stieß einen Schrei aus: „Pfui! Entsetzlich!"

Kein Zweifel, daß unter den Mördern rasende Fanatiker waren, die sich, nachdem so viel Unbekannte, Unschuldige getötet worden waren, entrüsteten, diese hier, die ihrer Ansicht nach Schuldigste, die Freundin und Vertraute der Königin, verschont zu sehen. Warum? Weil sie Prinzessin, weil sie sehr reich war und es gewiß viel zu verdienen gab, wenn man ihr hier heraushalf. Man versichert, daß tatsächlich beträchtliche Summen unter denen verteilt wurden, die sich anheischig machten, sie vor dem Schlimmsten zu retten.

Der Kampf um sie war allem Anschein nach zwischen den Bestechlichen und den Fanatikern im Gange. Einer der Wütendsten, ein kleiner Perückenmacher, Charlat, Trommler bei den Freiwilligen, geht auf sie zu und wirft ihr mit seiner Pike die Haube vom

[14]) Peltier verfehlt nicht, ihr eine Reihe schöner Antworten in den Mund zu legen, den reinsten Corneille. Nichts ist unwahrscheinlicher, nach allem, was wir von dieser schwachen und schüchternen Frau wissen, die offenbar ganz unfähig war, eine solche Rolle durchzuführen.



Kopf; ihre schönen Haare lockern sich und fallen nach allen Seiten herab. Die ungeschickte oder trunkene Hand, die ihr diesen Schimpf angetan hatte, zitterte, und die Pike hatte ihr die Stirn gestreift; sie blutete. Der Anblick des Blutes hatte seine gewohnte Wirkung: einige stürzten sich auf sie; der eine kam von hinten und versetzte ihr einen Keulenschlag; sie fiel und war im Augenblick von mehreren Stichen durchbohrt.

Sie hatte kaum den Atem ausgehaucht, als die Umstehenden aus einer unwürdigen Neugier, die vielleicht der Hauptgrund für ihren Tod gewesen war, sich auf sie stürzten, um sie zu betrachten. Die unzüchtigen Beobachter mischten sich unter die Mörder, im Glauben, irgendein schändliches Geheimnis an ihr zu entdecken, das die umlaufenden Gerüchte bestätigte. Man riß ihr alles ab, Kleid und Hemd; und nackt wurde sie an einem Eckstein hingebreitet, an der Mündung der Rue Saint-Antoine. Ihr armer, verhältnismäßig recht gut konservierter Körper (sie war nicht mehr sehr jung) sprach mehr für als gegen sie; ihr kleiner, im Tode noch rührender Kinderkopf redete nur zu sehr von ihrer Unschuld oder ließ wenigstens gut sehen, daß sie höchstens aus Gehorsam oder freundschaftlicher Schwäche gefehlt hatte.

Ihr Leichnam lag von acht Uhr bis mittags blutüberströmt auf dem Pflaster. Ihr Blut, das in Bächen aus zahlreichen Wunden rann, bedeckte sie von Minute zu Minute mehr, verhüllte sie den Blicken. Ein Mann stellte sich daneben auf, um die Flut zu hemmen; er wies der Menge den Körper: „Seht ihr, wie weiß sie war? Seht ihr die schöne Haut?“ Man muß darauf hinweisen, daß diese letztere Eigenschaft, weit entfernt, das Mitleid zu erwecken, den Haß steigerte, da sie als Zeichen des Adels angesehen wurde. Es gehörte zu dem, was bei der Metzelei den Mördern am meisten zu ihren seltsamen Urteilssprüchen gegen die zu Tötenden beitrug. Das Wort: „der Herr mit der zarten Haut“ war schon ein Todesurteil.

Indessen — sei es, um Schmach und Schimpf zu erhöhen, sei es aus Angst, daß die Anwesenden schließlich gerührt werden könnten — verstümmelten die Mörder den Leichnam und schnitten ihr den Kopf ab.

Es war ein fürchterlicher Anblick, sie von La Force abziehen zu sehen, ihre widerlichen Siegeszeichen an den Piken aufgespießt durch die breite und prächtige Rue Saint-Antoine tragend. Eine ungeheure Menge folgte ihnen, stumm vor Staunen. Außer ein paar Kindern und ein paar lärmenden Betrunkenen waren alle von Grauen ergriffen. Ein Weib will sich vor diesem Anblick flüchten und stürzt zu einem Perückenmacher; doch gerade zu diesem wollen



sie . . . Das Weib, von Angst niedergeschmettert, stürzt jäh zu Boden, glücklicherweise in den Hinterladen. Die Mörder werfen den Kopf auf den Ladentisch und sagen zum Perückenmacher, er müsse ihn frisieren; sie brächten ihn, so sagen sie, zum Besuche seiner Herrin zum Temple; es sei nicht schicklich, daß er sich so zeige, wie er da sei. Sie hatten in der Tat den Einfall, der Königin die bittere und gemeine Marter anzutun, das Herz, das Haupt und die Schamteile von Madame de Lamballe ansehen zu müssen — dieses Herz, das sie so geliebt hatte!

Man war in außerordentlicher Sorge für den Temple. Die beizeiten bekundete Absicht der Mörder ließ die Kommune zwei tatsächlich sehr unheilvolle Dinge fürchten: entweder, daß der König und seine Familie, so kostbare Geiseln, umgebracht würden, oder daß die Nationalversammlung zu ihrem Schutz genehmigte, daß man zu den Waffen griff, was den Royalisten einen Vorwand gegeben hätte, sich zu erheben. Die Kommune schickte zur Versammlung und schickte zum Temple. Die Kommissare griffen zu einem schlauen Mittel, den Temple zu schützen und dabei jede Möglichkeit eines Zusammenstoßes zu vermeiden; sie umgaben die Mauer mit einem schlichten Trikolorenband. Wie furchtbar der Augenblick auch war, sie wußten genau, daß die große Masse des Volkes das Band achten und dafür sorgen würde, daß andere es achteten; man sagt, einige küßten es sogar begeistert. Es war nicht zu befürchten, daß die Totschläger es durchbrechen würden; sie wollten es auch gar nicht; sie verlangten nur, unter den Fenstern der königlichen Familie vorbeizuziehen, von der Königin gesehen zu werden. Man wagte nicht, es ihnen abzuschlagen; man ersuchte sogar den König, ans Fenster zu treten, als der leichenblasse Kopf mit all seinen langen Locken auf der Pike schwankend daherkam und sich zur Höhe der Fenster erhob. Einer der Kommissare warf sich aus Menschlichkeit vor den König hin, aber er konnte nicht verhindern, daß er sah und erkannte . . . Der König hielt die Königin, als sie vorstürzte, zurück und ersparte ihr den fürchterlichen Anblick.

Der Umzug setzte sich durch ganz Paris fort, ohne daß irgendwer ihn hinderte. Man trug den Kopf ins Palais-Royal, und der Herzog von Orleans, der bei Tisch war, sah sich gezwungen, sich zu erheben, auf dem Balkon zu erscheinen und die Mörder zu grüßen. Er sah in Madame de Lamballe eine Freundin der Königin und demnach seine Feindin. Er sah auch die Zukunft hierin und das, was er selber bald zu erwarten hatte; er trat entsetzt zurück. Seine Mätresse, Madame de Buffon, rang die Hände und rief: „Mein Gott! Bald wird man auch meinen Kopf so durch die Straßen tragen."



Dieser Triumph des Widerwärtigen, die niederträchtige Unverschämtheit einer kleinen Zahl von Verbrechern, die eine ganze Bevölkerung zwangen, ihre Augen so zu besudeln, verursachte im öffentlichen Bewußtsein eine heftige Reaktion. Der drückende Nebel des Schreckens, der ganz Paris einhüllte, schien sich ein wenig zu lüften. Der Kriegsminister und der Minister des Inneren verlangten von der Nationalversammlung Maßnahmen zur Ruhe und Ordnung, nicht im Namen der Menschlichkeit (keiner wagte mehr, dies Wort zu nennen), sondern im Namen der Abwehr.

Der Feind rückte vor, er hatte Verdun genommen. Das abgeleugnete, bestätigte und wieder abgeleugnete Ereignis wurde diesmal offiziell angekündigt. Der Feind rückte an, marschierte auf Paris, und er sollte es im Zustand höchster Schwäche finden, wie sie einer blutigen Orgie folgt, von Angst gelähmt, von Blut besudelt.

Die Minister hatten recht, wenn sie behaupteten, die Pariser Ausschreitungen seien eine Schwäche und keine Stärke, sie seien ein Hindernis, ein Hemmschuh für die Verteidigung; sie verlangten, die Nationalversammlung solle die ganze Nacht beisammen bleiben, und sie solle die Nationalgarde zu den Waffen rufen. Sie ließen die Kommune unerwähnt, ebenso den Kommandanten der Nationalgarde, Santerre; es erschien in der Tat als eine heikle Sache, das Ende der Metzelei von denen zu fordern, die sie begonnen hatten.

Die Versammlung tat nicht, was die Minister Roland und Servan forderten; sie handelte nicht selbst, rief nicht die Nationalgarde auf, sondern handelte verfassungsmäßig durch die Kommune, durch den Kommandanten Santerre, was natürlich kaum einen Zweck hatte.

Sie sah nur zwei Minister, die beiden Girondisten; sie sah nicht Danton; er, der immer der Kommune fernblieb, blieb es ebenso der Versammlung. Diese fürchtete zweifellos, in der ausübenden Gewalt eine Spaltung zu schaffen; sie begnügte sich, die Kommune und den Kommandanten für das, was geschehen würde, verantwortlich zu machen; sie gebot ihnen gleichwie den Vorsitzenden der Pariser Sektionen, vor der Barre zu erscheinen und den Schwur zu tun, daß sie für die öffentliche Sicherheit Sorge tragen würden.

Eine vergebliche, schüchterne, ungenügende Maßnahme! Ein Schwur, Worte? Denen der Minister Roland noch Worte hinzufügte, einen langen Brief, den zweifelsohne seine Frau geschrieben hatte und den er in der Versammlung vorlesen ließ. Er war mehr mutig als geschickt; er drohte Paris. In diesem Augenblick, wo die Verteidigung die größte Einigkeit verlangte, wo es alles zu vermeiden galt, was den Glauben in diese Einigkeit erschüttern konnte, sprach er von Trennung. Er sagte, daß bereits ohne den 10. August

„der Süden, voll Feuer, Willenskraft und Mut bereit sei, sich loszulösen, um seine Unabhängigkeit zu sichern; und wenn es in Paris keine Freiheit gebe, so würden die Klugen und die Vorsichtigen sich vereinigen, um anderswo den Siß des Konvents aufzuschlagen.“ Der Brief trug nur allzu sehr die Spuren der Unterredungen Barbaroux mit Madame Roland. Es war unklug, die Eigenliebe von Paris derart herauszufordern, ungerecht, ihm die Ausschreitungen, darunter es mehr litt als irgendeiner, vorzuwerfen, Ausschreitungen, die übrigens von einer so kleinen Zahl verübt worden waren, von Männern, die in der Mehrzahl gar keine Pariser waren!

„Gestern,“ so stand noch in dem Brief, „war ein Tag, über dessen Geschehnisse man vielleicht einen Schleier decken muß; ich weiß, daß das Volk, furchtbar in seiner Rache, dennoch eine Art Gerechtigkeit hineinlegt . . .“ Eine schwache, allzu schwache Verurteilung so vieler Attentate, eine, die noch im Tadel lobt! . . . Immerhin muß man bedenken, daß dies am 3. September geschrieben wurde; daß Roland und Madame Roland, daß alle beide das Schwert über ihrem Haupte fühlten und seit dem Abend des 1. September, seit den Anschuldigungen Robespierres unter allen gekennzeichnet worden waren. Madame Roland, sehr unerschrocken und ohne Todesfurcht, hatte eine andere Sorge, wie sie bekennt, und die leider nur zu natürlich war; sie kannte ihre Gegner, ihre feige Zügellosigkeit; sie wußte, daß man in der Verwirrung des Augenblicks ihr scheinbar zufällig eine tödliche Schmach antun konnte durch einen nächtlichen Überfall. Das Schicksal, das eine andere Frau am hellen Tage erduldete und das wir berichtet haben, zeigt zur Genüge, was der berechnete Zynismus der Maratisten und Robespierreisten des Nachts wagen könnte. Sie, der jener Schimpf angetan worden war, hatte nichts weiter getan, als daß sie von Robespierre schlecht gesprochen hatte. Madame Roland, die in viel größerer Gefahr war, wollte wenigstens für alle Fälle Herrin über ihr Leben bleiben; sie hatte stets Pistolen unter dem Kopfkissen.

Was in der Nationalversammlung ebensowohl wie der Brief Rolands den Mut ein wenig hob, das war das Erscheinen einer einzelnen Persönlichkeit, die der Versammlung mitzuteilen kam, daß sie für ihr Teil ihr für den Erlaß danke. Gleichzeitig sagte dieser Mensch, was er soeben vernommen hatte: daß man die Menge antreibe, die Fabrikanten zu plündern. „Ich selbst bin unverdächtig,“ sagte er, „ich bin Freiwilliger, und ich ziehe morgen ab.“ Es war einer der Kanoniere der Pariser Sektionen, die sich am 10. August so tüchtig gezeigt hatten. Sicher war seine Meinung auch die von Paris, es war zweifellos die der Armee.



Der Rückschlag einer menschlichen Regung schien sich überall fühlbar zu machen, sogar im Herzen der Kommune. Der abends und nachts versammelte Generalrat schwankte in heftigen plötzlichen Schwenkungen von Menschlichkeit zu Grausamkeit, von Manuel zu Marat.

Ersterer schien ihn für kurze Zeit auf seine Seite zu bringen. Er erlangte eine allgemeine Maßnahme, die wie eine Ableugnung der Metzelei war. Der Generalrat verfügte nach seinem Antrag, daß ein Aufruf erlassen werden solle, in dem auf die Notwendigkeit, sich für die Bestrafung der Schuldigen auf das Gesetz zu verlassen, hingewiesen wird. Was nicht weniger im gleichen Sinne entscheidend wirkte, das waren die Beifallskundgebungen und Segnungen für einen Bürger, der sagte, er wolle es übernehmen, einem armen Gefangenen, der der Metzelei in La Force entgangen war, Kost und Wohnung zu geben.

Im übrigen war diese Versammlung derartig schwankend, daß sie, als ihr ein royalistischer Journalist, Duplain, vorgeführt wurde, diesen in die Abbaye schickte, mit anderen Worten, in den Tod. Billault-Varennes selber hatte eine mildere Auffassung befürwortet. Die Maratisten widersetzten sich und erlangten im Conseil diese Entscheidung, die ihm die Verantwortlichkeit für die Morde aufbürdete.

Es war am Abend des 3. September (um acht oder neun Uhr). Aus Marats Druckerei wurde nach ganz Frankreich in dreiundachtzig Paketen ein fürchterliches Schreiben losgelassen, das er selber verfaßt und das er unerschrocken mit allen Namen der Mitglieder des Überwachungskomitees unterzeichnet hatte. Er beschuldigte darin die Nationalversammlung der Wankelmütigkeit, sie hatte die Kommune gelobt, zerschmettert, wieder aufgerichtet; er rühmte das Massaker und empfahl, es nachzuahmen.

Marat schickte sein Schreiben ins Justizministerium, mit der Aufforderung, es unter dem Schutz des Ministeriums erscheinen zu lassen. Eine große Versuchung für Danton. Er ging nicht in die Kommune. Gut, so schien die Kommune zu ihm zu kommen und ihn zur Entscheidung aufzufordern.

Die einfachste Vorsicht gebot jedem Menschen, der Marat kannte, genau in Erfahrung zu bringen, ob dieses bei ihm von seinen Arbeitern und seinen Druckpressen hergestellte Schriftstück tatsächlich vom Überwachungskomitee herrührte. Waren die abgedruckten Unterschriften seiner Mitglieder die echten Unterschriften? Und schließlich, angenommen, das Zirkular entstammte wirklich diesem Komitee, konnte es eine so schwerwiegende Handlung begehen und an



Frankreich solche furchtbaren und mörderischen Worte richten, ohne dazu vom Generalrat der Kommune ermächtigt zu sein? Das war es, was Danton prüfen mußte; er wagte nicht, es zu tun. Sagen wir es (es ist das härteste Wort für einen Mann, der sein Lebtag mit der Kühnheit prahlte), er hatte Angst vor Marat.

Muß man auch annehmen, daß er sich selber glauben machte, diese barbarische Exekution sei ein Mittel, das Volk anzutreiben, ihm den Mut der Verzweiflung zu geben, ihm alle Möglichkeit eines Zurückweichens zu nehmen? Daß er es am 2. glaubte, als man die politischen Gefangenen niedermachte? Daß er es am 3. und am 4. glaubte, als man Gefangene jeder Art umbrachte? . . . Er trieb die grausige Solidarität bis zum äußersten. Ich muß ihn ein elendes Opfer von Stolz und Ehrgeiz nennen! Oder Opfer eines falschen Patriotismus, der ihn in diesen unsinnigen Verbrechen das Heil Frankreichs erblicken ließ.

Welch fürchterliches System man sich indessen von der Nützlichkeit eines politischen Blutvergießens zurechtlegen mochte — es erwies sich klar, daß dieses hier den Charakter nicht mehr hatte. Am 4. September gab es sehr wenig politische Morde; ein einziger ist festgestellt: der eines gewissen Guyet, den das Überwachungskomitee zur Abbaye schickte, und der sofort getötet wurde.

Der 4. September trieb das Grauenhafte bis zum Gipfel.

Seit sechsunddreißig Stunden schon kamen Banden aus Paris, um Bicêtre zu bedrohen. Jene, die im Châtelet die Diebe, bei den Bernhardinern die Sträflinge niedergemacht hatten, glaubten ihr Werk fortsetzen zu müssen. Vergebens setzte man ihnen auseinander, daß das ungeheure Schloß von Bicêtre, das Tausende von Menschen faßte, außer den Verbrechern eine große Zahl Unschuldiger beherbergte, brave Armenhäusler, Greise, Kranke aller Art. Es gab hier auch unter verschiedener Begründung zurückgehaltene Unglückliche, die seit langem von der Willkür des ancien régime als wahnsinnig oder sonstwie hier hineingeworfen waren, und die man nicht freiließ, gerade weil man nicht mehr wußte, warum sie hereingekommen waren. Latude war lange Zeit hier gewesen.

Es ist unmöglich zu schildern, was die Gefangenen, die Kranken, die Almosenempfänger in Bicêtre erduldeten: Zu sieben auf einem Lager, von Ungeziefer aufgefressen, von Brot aus fauligem Korn genährt, in feuchten Stätten, oft in Kellern zusammengepfercht, unter dem geringsten Vorwand von Hieben lahm geschlagen, ersehnten sie das Bagno wie ein Paradies.

Keine Gelegenheit zum Prügeln wurde in Bicêtre vernachlässigt. Wer möchte glauben, daß man noch 1792 die grausame Gewohn-



heit beibehielt, die jungen Leute zu geißeln, die sich wegen venerischer Krankheiten hier in Behandlung begaben? Eine aus dem Mittelalter überkommene kirchliche Grausamkeit. Der eintreffende Sünder mußte büßen, sich entkleiden, demütigen, sich der kindischen Züchtigung unterziehen, die den Mann entwürdigt, ihm allen Mannesstolz nimmt.

In der „Besserungsanstalt" befanden sich fast fünfzig Kinder, die noch schrecklicher behandelt, alle Tage geprügelt wurden. Die meisten waren wegen recht unbedeutender Vergehen da.

Wenn es eine Stätte gab, die von der Revolution geschont werden mußte, so war es dieser erbarmungswürdige Ort. Was war denn Bicêtre, die Salpêtrière, dieses große Bicêtre der Frauen, anderes, als die wahre Hölle des ancien régime, wo man am sichersten ein Grauen davor bekam, da man hier alles beisammen fand, was es an Barbarei, an Schmach und Mißbrauch aufzuweisen hatte? Wer hätte geglaubt, daß diese rasenden Narren der Septembermorde sich auf jene stürzen würden, die das ancien régime bereits so grausam gemartert hatte, daß diese unseligen Opfer in ihren Vätern oder ihren Brüdern, den Siegern durch die Revolution, nicht ihre Befreier, sondern Mörder finden würden?

Nichts macht besser die Blindheit, die Beschränktheit fühlbar, die der Metzelei voranging. Manche von denen, die in diesen beiden Hospizen drauflos mordeten, konnten in Bicêtre ihren Vater unter den Bettlern haben, ihre Mutter in der Salpêtrière; es war der Arme, der den Armen tötete, das Volk, das das Volk umbrachte. Es gibt kein zweites Beispiel einer so sinnlosen Wut.

Die ersten Banden, die Bicêtre bedrohten, waren wenig zahlreich. Die Kranken und die Gefangenen setzten sich zur Wehr. Daher das verleumderische Gerücht, sie seien in vollem Aufruhr, das ganz geeignet war, sie niedermachen zu lassen. Die Mörder brachten Kanonen herbei, um sie niederzuzwingen. Ein Teil ging nicht bis nach Bicêtre; er machte an der Salpêtrière halt, hatte den furchtbaren Einfall, ins Frauenhospiz einzudringen. Am ersten Tage wurden sie von ansehnlichen militärischen Kräften zurückgehalten; am folgenden Tage aber, dem 4. September, erzwangen sie den Zutritt und machten damit den Anfang, daß sie fünf oder sechs alte Weiber töteten, ohne anderen Grund oder Vorwand, als etwa, daß sie eben alt waren. Dann stürzten sie sich auf die jungen, die öffentlichen Dirnen und töteten dreißig[15]), an denen sie sich vorher oder nachher

[15]) Dies nach der Überlieferung. Tallien, als Sekretär der Kommune sehr gut unterrichtet, behauptet in seiner Rechtfertigung, daß während der sämtlichen Metzeleien nur eine einzige Frau umkam, Frau von Lamballe.

vergingen. Und das war nicht alles; sie gingen zum Schlafsaal der kleinen Waisenmädchen und vergewaltigten mehrere, wie man sagt, entführten sie sogar, um sich sonstwo an ihnen zu ergötzen.

Diese fürchterlichen Wilden verließen die Salpêtrière nur, um an der Metzelei in Bicêtre mitzuhelfen. Man tötete hier hundertsechsundsechzig Personen ohne Klassenunterschied, Arme, Wahnsinnige, zwei Kaplane, den Hausverwalter, zwei Schreiberlehrlinge. Die gewaltige Ausdehnung des Gebäudes gab den Opfern reichlich Gelegenheit zum Widerstand, wenigstens zur Verzögerung ihres Todes. Die grausamsten Mittel wurden von den Mördern angewandt, der Stahl, das Feuer, die Mitrailleuse, das Ertränken.

Man hat (1840) im Totenregister von Bicêtre (siehe das Buch des Herrn Maurice) die verruchteste Tat der Septembermorde entdeckt, die bis dahin verborgen, unbekannt geblieben war: daß die Bestien sich nämlich nicht an den Waisenkindern der Salpêtrière genügen ließen, sondern auch in die „Correction" (die Besserungsanstalt) von Bicêtre eindrangen, in der sich fünfundfünfzig Knaben befanden. Diese Kinder waren, wie wir gesagt haben, größtenteils kaum strafbar: manche waren nur dahingebracht worden, um durch die schlechte Behandlung gezähmt zu werden. Mit Beulen und Striemen bedeckt, fortgesetzt bei der geringsten Ursache und ohne Ursache geprügelt, hätten sie das verhärtetste Herz erweichen müssen. Man hätte sie hier fortnehmen, ihnen Luft und Sonne wiedergeben müssen, ihre Wunden verbinden, sie pflegen, sie den Händen der Frauen zurückgeben, ihnen Mütter geben müssen. Ihr Elend und ihre Laster kamen in der Hauptsache davon, daß sie keine Mütter gehabt hatten. Der September gab ihnen als Mutter und Amme den Tod — befreite ihre junge Seele von diesem armen kleinen Körper, der schon so viel erduldet hatte. Es gab dreiunddreißig Tote. Einige von denen, die entkamen, wurden von Kriegsfreiwilligen fortgebracht, die sagten, sie wollten Soldaten aus ihnen machen. Die Mörder waren in einen Zustand des Taumels, der fürchterlichsten Verblendung geraten, und wie in Tollwut sahen sie nicht, wohin sie schlugen. Dennoch taten sie einen Ausspruch, der empfinden läßt, wie sehr schuldig sie waren. Sie erkannten trotz ihrer Verwirrung, daß all dieses kaum begonnene junge Leben sich keineswegs in sein Schicksal ergab, daß es mit gar nicht zu bändigendem Entsetzen vor dem Tode zurückwich und darauf bestand, leben zu wollen: „Wir möchten wirklich ebenso gern Männer töten, den Kleinen da ist noch schwerer der Garaus zu machen."



Fünftes Kapitel

Pariser Zustände nach den Septembermorden
Ende der Gesetzgebenden Versammlung
(5.—20. September 1792)

Volk und Armee entsetzten sich vor den Blutströmen. — Marats und Dantons Ansicht über die Abschlachterei. — Die Nationalversammlung schwört, die Könige und das Königtum zu bekämpfen (4. Sept. 1792). — Cambon greift die Kommune an. — Rückschlag zur Menschlichkeit. — Inzwischen wird die Metzelei fortgesetzt (5. bis 6. September). — Befürchtungen der Kommune. — Die Maratisten versuchen, die Massakers auf ganz Frankreich auszudehnen. — Die Gefangenen von Orleans werden in Versailles niedergemacht (9. September). — Danton rettet Adrien Duport, der Kommune zum Trotz. — Kampf zwischen Danton und Marat. — Wahlen unter dem Einfluß der Massenmorde. — Bündnis zur gegenseitigen Sicherheit. — Diebstähle und Plünderungen. — Morde und Furcht vor Morden. — Befürchtungen der Nationalversammlung (17. September). — Rede Vergniauds und feierliches Eintreten für die Nationalversammlung. — Ihre Schließung (20. September).

Für den größten Teil der Pariser Bevölkerung glich die direkte Wirkung des Massakers der unendlich qualvollen Empfindung, wie jene sie nur zu gut kennen, die schwere Herzaffektionen haben: minutenlang hat das Herz schnell, in grauenvoller Hast geschlagen, und ganz plötzlich setzt das Schlagen aus . . . Tödliches Schweigen im ganzen Organismus . . . Dann die Beklemmung, die Krämpfe, das völlige Dunkel, die Auflösung des Seins . . . zum Überfluß dieser innere Aufschrei, der stumme Ruf: „Der Tod!“

Ein sehr bedenkliches, beklagenswertes Zeichen des eigenartigen Zustandes der Gemüter war es ferner, daß in dieser ungeheuren Stadt und ihrem unbeschreiblichen Elend seit langem keiner mehr arbeiten wollte. Die Kommune konnte für kein Geld Arbeiter zu den Erdarbeiten erhalten, die zur Errichtung eines Lagers auf dem Montmartre nötig waren. Sie bot zwei Franken für den Tag, aber niemand kam. Sie ging so weit, die Bauarbeiter auffordern zu lassen, indem sie ihnen den sehr hohen Tagelohn bot, den ihr Handwerk ihnen einträgt; und sie bekam noch immer niemanden. Schließlich versuchte man es mit dem Arbeitsdienst der Soldaten und ließ die Sektionen der Reihe nach arbeiten.

Keiner oder fast keiner folgte dem Aufruf der Nationalgarde. Mit Mühe ergänzte man die Wache der Nationalversammlung und der



wertvollen Depots, beispielsweise der Gerätekammer, die, wie man sehen wird, eines Nachts fast unbeaufsichtigt war.

Verlassen lagen die Klubs. Viele ihrer Mitglieder hatten sich davongemacht, die anderen hatten einen Abscheu an der Sache. Das tritt bei den Protokollen der Jakobiner auffällig zutage; die Abwesenheit aller eigentlichen Redner rückt hier ganz unbekannte Leute in die erste Reihe.

Die Historiker haben sich leichtfertig eine Auffassung angeeignet, daß nämlich die Metzelei der Ausgangspunkt zum Sieg gewesen sei, daß das Volk nach einem solchen Verbrechen, nachdem es diesen Abgrund hinter sich aufgetan, gefühlt habe, jetzt heiße es siegen oder sterben, und so hätten die Septembermörder die Armee mit fortgerissen, hätten die Vorhut gebildet zu Valmy und Jemmapes. Wahrhaftig, ein trauriges Bekenntnis, wenn man es glauben müßte, und ein demütigendes! Der Feind verlangte nichts Besseres, als sich dieser Auffassung anzuschließen, diesen sonderbaren Franzosen zu glauben, die behaupten, Frankreich habe durch die Kraft des Verbrechens gesiegt. Wir werden gleich zeigen, daß das Gegenteil richtig ist. Von den drei- bis vierhundert Männern, die das Blutbad anrichteten, und von denen man viele kennt, waren wenig, sehr wenig Militärs. Wer von ihnen zur Front ging, wurde vom Heer mit Grauen und Abscheu empfangen; unter anderen wurde Charlat, der sich dreist seines Verbrechens rühmte, von seinen Kameraden niedergesäbelt.

Wir haben nach unwiderleglichen Dokumenten und nach der einmütigen Versicherung der noch lebenden Augenzeugen, die verhältnismäßig kleine Zahl der Mörder festgestellt. Es waren höchstens vierhundert.

Die Zahl der Toten (selbst wenn man die zweifelhaften Fälle mitrechnet) ist neunhundertsechsundsechzig.

Das Faubourg Saint-Antoine im besonderen, das den 10. August gemacht hatte, hatte mit dem 2. September nicht das geringste zu tun. Sein berühmter Redner, Gonchon (ein braver Mann, der als armer Teufel starb), konnte sechs Monate später (am 22. April 1793) ohne Besorgnis vor einem Dementi sagen: „Das Faubourg besteht nur aus friedlichen Menschen. Die Tat des 2. September hat keine Komplizen unter uns gefunden."

Nicht weniger seltsam ist die Beurteilung des Ereignisses von seiten der Männer, von denen man sagte, sie hätten die Hand im Spiele:

„Ein unheilvolles Geschehnis", sagte Marat im Oktober 1792 (Nr. XII seiner Zeitung).



„Blutige Tage," sagte Danton, „die jeder gute Bürger beklagt hat" (9. März 1793).

„Eine schmerzliche Erinnerung", sagte Tallien (in seiner zwei Monate nach den Septembermorden veröffentlichten Verteidigungsschrift).

Jawohl, unheilvoll, jawohl, schmerzlich, wert, daß man es auf ewig beklage! . . .

Dieses verspätete Bedauern konnte jedoch die unheilbare Wunde, die der Ehre, dem Empfinden Frankreichs geschlagen worden, nicht heilen . . . Die nationale Lebenskraft, in Paris vor allem, wurde davon betroffen; in den Herzen blieb es haften wie eine Lähmung, ein Todeskeim.

Es hieß herausfinden, wo neue Lebenskraft sich regte. Es war zu bezweifeln, daß sie von der Gesetzgebenden Versammlung kommen würde. Lebte sie? Man hatte es in diesen schrecklichen Tagen kaum bemerkt. Seit langem an ihren Winkelzügen entkräftet, lag sie im Sterben, nein, war tot, erledigt, — durch die Verleumdung abgetan.

Zweier ganz entgegengesetzter Vergehen schien sie schuldig und überführt: einen König hatte sie abgesetzt und einen neuen König, den Braunschweiger, wollte sie wieder einsetzen. Die Antwort war einfach, und niemand wagte sie auszusprechen: Diese des Verrates beschuldigte Versammlung hatte sich selbst der Mittel dazu beraubt; sie vernichtete sich selbst, da sie binnen wenigen Tagen den Konvent einberief, der an ihre Stelle trat. Repräsentanten und Minister, alle würden alsbald vor dieser gebieterischen Versammlung für nichtig erklärt werden.

Am Morgen des 4. September brachte Guadet im Namen der außerordentlichen Kommission (die seit dem 10. August in der Versammlung aufgestellt worden war) einen Antrag ein, in dem die Abgeordneten in Abwehr gegen die beleidigenden Gerüchte, die in Umlauf waren, den Schwur taten, mit aller Kraft die Könige und das Königtum zu bekämpfen.

Chabot bekam Wind von der Sache und er nahm der Gironde diese Initiative vorweg. Sogleich nach Eröffnung der Sitzung machte er den Vorschlag, dem Königtum Haß zu schwören.

„Keinen König mehr!" das war der Ruf, der allgemeine Schwur der von seinem Worte hingerissenen Versammlung.

Da erhebt sich ein Militär, Aubert-Dubayet, und sagt mit fester und kriegerischer Stimme: „Niemals die Übergabe! . . . Niemals ein fremder König!"

Und der junge Girondist Larivière: „Nein, kein fremder und kein



französischer! . . . Kein König soll mehr den Boden der Freiheit besudeln!“

Man war überrascht, daß Thuriot diese Bewegung zu dämpfen suchte: „Meine Herren,“ sagte er, „seien wir vorsichtig, greifen wir nicht dem vor, was der Konvent erklären könnte . . .“

Darauf Fauchet, im Bewußtsein des Rechtes, das seine edle Initiative ihm zu verleihen schien (sein Blatt hatte als erstes die Republik vorgeschlagen), Fauchet in herzlicher Begeisterung: „Nein, der Konvent mag beschließen, was er will; wenn er den König wieder einsetzt, so können wir dennoch frei bleiben und einer Sklavenerde fliehen, die sich wieder einen Tyrannen wählt.“

Um alles auszugleichen, wahrte die Eingabe dem Konvent sein Recht; der Eid war individuell, jeder Abgeordnete verpflichtete sich für sich selbst.

Darauf sagte Vergniaud im Namen der außerordentlichen Kommission, daß diese, von der Kommune angeklagt, Schluß machen, ihre Befugnis niederlegen wolle. Das wollte die Versammlung nicht. Cambon hatte eine heroische Geste (man bedenke, daß zu dieser Stunde in Bicêtre und auch in La Force und der Abbaye die Morde stattfanden). Er entrüstete sich über die Schüchternheit der Kommission. „Wie!“ sagte er, „Sie haben soeben den Königen und dem Königtum den Krieg geschworen, und schon beugen Sie das Haupt unter ich weiß nicht welche Tyrannei! . . . Wenn wir wollen, daß die Kommune regiert, so müssen wir uns stillschweigend unterwerfen. Ich habe die Kommission zuweilen bekämpft; heute verteidige ich sie . . . Ich sehe Männer, die sich hinter der Maske des Patriotismus verschanzen, um dem Vaterland zu schaden. Was wollen diese Wühler? In den Konvent berufen werden, unsere Stelle einnehmen? . . . Nun gut, ich will ihnen eine Lehre geben . . .“ Mutig fügte er eine düstere Prophezeiung hinsichtlich der Revolutionen an, bei denen die Ränkeschmiede sich gegenseitig aus dem Felde schlagen würden und Frankreich damit enden werde, sich dem Ausland aufzutun.

Dieser große Mann, den man nur als den strengen und untadeligen Finanzmann der Republik kannte, hatte, hier und seitdem noch oft, in den stürmischsten Krisen eine seltene Eigenart: den Heldenmut der klaren Vernunft, der vor nichts zurückschreckt. Er hat die ganze Revolution entschlossen und allein und geachtet durchgemacht. Er liebte die Gironde nicht, und er verteidigte sie; er liebte Robespierre nicht, trat aber, wenn nötig, für ihn ein. Und an dem Tage, da Robespierre in einem letzten Anfall verleumderischer Wut so weit



ging, Cambons Rechtschaffenheit anzuzweifeln, sank er selbst getroffen zu Boden.

Cambon hatte das Eis gebrochen, er hatte den Sieg der Kommune beim Namen genannt: eine Tyrannei, eine Auferstehung des Königtums unter anderem Namen. Der Umschlag war groß, viele begannen jetzt mutig zu reden.

Die von der Nationalversammlung in die Sektionen entsandten Kommissare wurden dort gegen alle Erwartung mit Freude, mit Begeisterung aufgenommen. Weil die Menge wieder an den Versammlungen der Sektionen teilnahm; am 2. und auch am 3. September verödet, waren sie am 4. zahlreich; jeder beeilte sich, die Kommissare zu umdrängen, sich zu vergewissern und zu glauben, daß es noch ein Frankreich, ein Vaterland, eine Menschlichkeit gebe, eine Welt des Lebendigen. Die Verleumder der Nationalversammlung entschuldigten sich umständlich. Als einer von ihnen in der Sektion des Luxembourg äußerte, er sei der Führung Robespierres gefolgt, war man darum nicht weniger der Meinung, daß er verdiene, aus seiner Sektion verjagt zu werden. Bei der Sektion der Posten wurde Cambon wie ein rettender Heiland begrüßt. Die Frauen und Kinder, die an den Zelten, an der militärischen Ausrüstung arbeiteten, umringten ihn und seine Kollegen in einem wahren Freudentaumel. Alle in der Sektion, Männer und Frauen, wollten sich ihm in die Arme werfen, drückten ihn und küßten ihn. Und als er den Beschluß verlas, daß die Versammlung sich auflösen werde, strömten die Tränen.

Alles schien seit dem Abend des 4. September verwandelt. Munizipalbeamte erschienen vor der Versammlung, um den Abbé Sicard zu zeigen, der (so gaben sie zu verstehen) dank ihres mutigen Eintretens für Menschlichkeit aus der Abbaye gerettet worden war. Ein Gemeindemitglied, derselbe Mann, der in der Nacht vom 2. zum 3. mit Tallien in der Versammlung erschienen war und der damals die schöne Volksjustiz gerühmt hatte, kam am 5. mit einem Engländer, den er, wie er sagte, vor der Metzelei gerettet habe. Nicht weniger bezeichnend waren die unerwartet menschlichen, edelmütigen Regungen Santerres. Am 4. vom Minister des Inneren hart angelassen, entschuldigte er sich wegen der Untätigkeit der Nationalgarde und sagte, wenn sie so fortfahre, werde er die Opfer mit seinem Leibe decken. — In Wahrheit konnte er diese Untätigkeit nicht verdammen, da er keinen Aufruf erlassen, keine Anstrengung gemacht und keinen Befehl erteilt hatte. Und wie hätte er solchen Befehl erteilt, da sein Schwager Panis Marat, den Apostel der Bluttaten, in das leitende Komitee gebracht hatte? . . . Es war ein seltsames Schau-



spiel, den plötzlich bekehrten Santerre im großen Saale des Hotel de Ville vor vollen Tribünen den Vorzug der Ordnung betonen zu hören, die Gefahr, ungewissen Beschuldigungen gegenüber zu leichtgläubig zu sein, zu töten, ehe man sich Klarheit verschafft habe.

Die so lange der Gegenwart Dantons beraubte Kommune sah ihn mit Erstaunen endlich am 4. abends erscheinen; er kam, um Roland in Schutz zu nehmen, der gewiß zu dieser Stunde keinen Schutz mehr brauchte. Er verlangte, man solle diesen sonderbaren Vorführungsbefehl zurückziehen, den man am 2. gegen den Minister des Inneren erlassen hatte und den man wie ein drohendes Schwert über ihn aufgehängt halte, ohne den Mut zum Zuschlagen zu finden.

Der Wind war der Metzelei nicht mehr günstig, ein jeder entsetzte sich davor. Und dennoch wurde sie fortgesetzt. Da sah man, wie langsam die einmal zerschlagenen Seelen Mut und Kraft zurückgewinnen. Eine unerklärliche Lähmung hielt die Massen umklammert. Noch gab es in der Abbaye etwa fünfzig Leute und mindestens ebensoviel in La Force, die unbehelligt weiter töteten. Niemand wagte sie zu stören. Sie brachten nicht viele um, da man in der Abbaye schon aufgeräumt hatte und es nur noch die Opfer gab, die das Überwachungskomitee sich angelegen sein ließ, ihnen zu schicken. Was La Force anlangt, so erlaubten sich die Beamten nicht, diese Mörder in der Ausübung ihrer Tätigkeit zu behindern; man wagte nur, ihnen ein paar Gefangene zu entwenden, die man in der benachbarten Kirche verbarg.

Die Gewohnheit war da, die Mörder wollten nicht mehr, konnten nicht mehr anders. Es war ein Beruf. Sie erachteten sich scheinbar selbst als wirkliche Beamte, beauftragt, die Justiz des souveränen Volkes auszuüben. Die Kommune erklärte am 4., sie sei betrübt über die Ausschreitungen in La Force und der Abbaye, sie schickte Bevollmächtigte hin; gleichzeitig aber weigerte sie sich, die Unglücklichen von Bicêtre dadurch zu befreien, daß sie ihnen gestattete, sich anwerben zu lassen. Der Generalrat, der an Zahl sehr abgenommen hatte, enthielt nur noch die Gewaltsamen. Er forderte die Sektionen auf, die Zahl ihrer Kommissare vollzählig zu machen. So fanden also die Gemeindewahlen mitten im Schrecken, während der Metzeleien statt. Die Wahlen zum Konvent waren dem gleichen Einfluß unterworfen. Der erste von Paris gewählte, am 5. September, war Robespierre.

Nichts wies darauf hin, daß die Kommune ernstlich den Blutstrom dämmen wolle. Man brachte ihr am 4. und am 6. den Auftrag, eine Klasse von Leuten, die in Todesangst schwebten, zu begnadigen: die zwanzig- bis dreißigtausend Unterzeichner der fayettistischen und

konstitutionellen Petitionen zugunsten des Königs. Eine große Zahl von Freiwilligen, die zum Heere stoßen sollten, hatten den großmütigen Schwur getan, die Verfehlung ihrer Brüder vergessen zu wollen. Die Kommune lehnte den Antrag, ein Vergessen beschließen zu wollen, heftig ab.

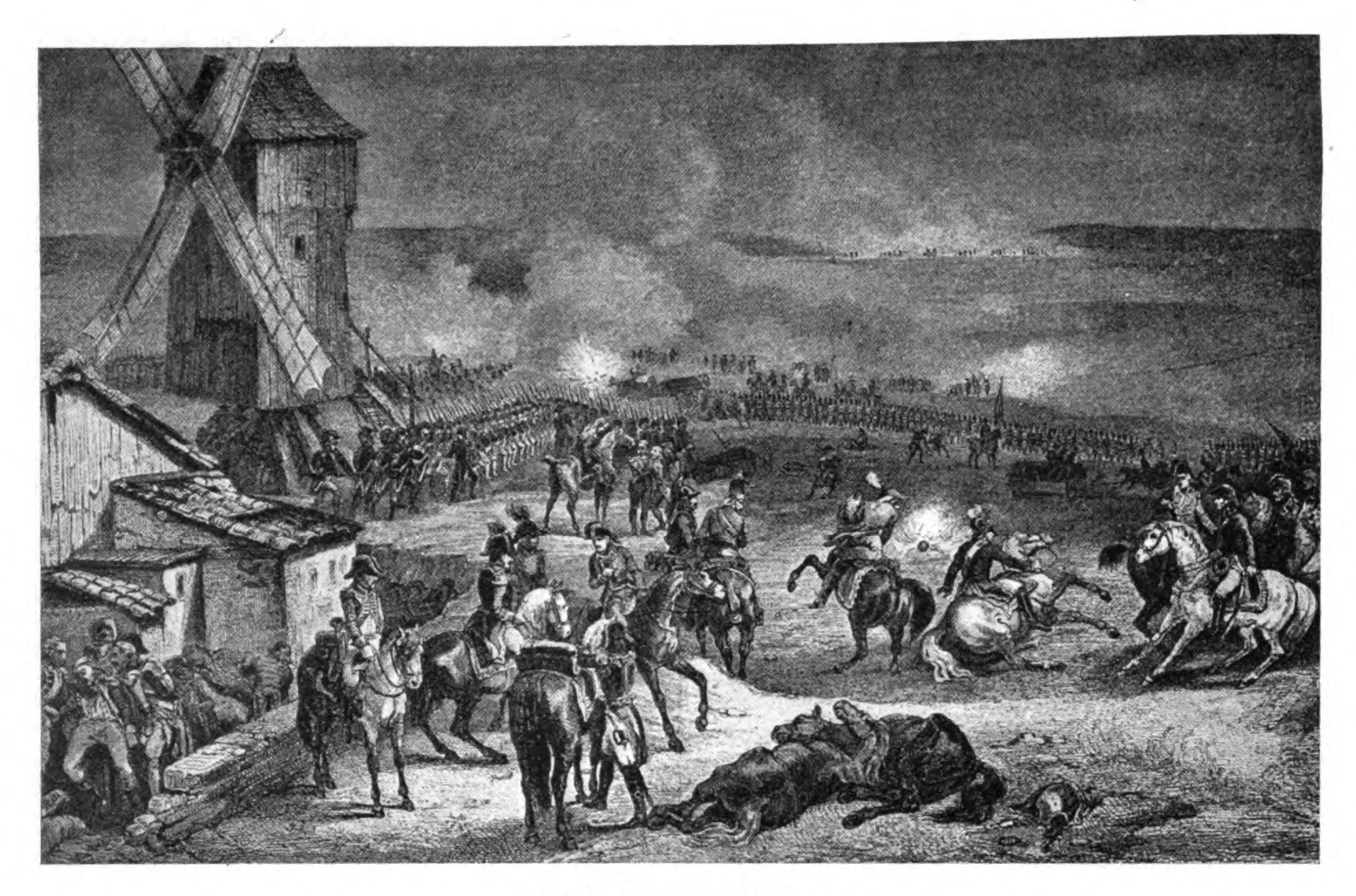
Am 4. September hatte die außerordentliche Kommission der Nationalversammlung Danton ein sehr einfaches Mittel vorgeschlagen, um mit einem Male die Lage zu wandeln, das war, Marat zu verhaften. Ein radikales, heldenhaftes Mittel. Nur konnte das Wagnis eine gewaltige Reaktion hervorrufen. Marat verhaften, das hieß, die Anklage verwirklichen, welche die fayettistische, royalistisch-konstitutionelle Partei gegen ihn hatte erheben lassen. Das hieß, sich zu Lafayettes Mitschuldigem machen, hieß die Hoffnung der Royalisten ermuntern, eine Bewegung ins Leben rufen, die unendlich weit führen konnte. Der Wind weht schnell in solchen Zeiten; würde der Sturm erst einmal auf den umgekehrten Weg entfesselt, so würden vom ersten Tage an die konstitutionellen Royalisten triumphieren, in acht Tagen die reinen Royalisten, acht Tage später die Preußen. — Danton entgegnete, ehe er Marat festnehmen ließe, gäbe er seine Demission.

Brissot seinerseits ging zu Danton, drängte ihn eifrig zum Handeln. „Wie wäre zu verhindern," sagte er, „daß mit den anderen auch Unschuldige zugrunde gehen?" — „Es gibt nicht einen," erwiderte Danton.

Da die Autorität sich so vollständig zurückzog, konnte die Lage nur durch eine kraftvolle Kundgebung der Volksentrüstung geändert werden. Die wagte sich am 5. nicht hervor und brach erst am 6. los. Noch an diesem Tage hatte es Morde gegeben. Pétion hatte den Generalrat aufgesucht und stellte sich den Aufwieglern entgegen, die nach neuen Opfern verlangten. Ein wirrer Beifall wurde laut, dann einzelne Stimmen voll entscheidendster Zustimmung, schließlich Zornrufe gegen die Blutvergießer: „Wir werden sie verfolgen! Wir werden sie festnehmen!" Das war der einmütige Ausspruch, der durch den Sturm brach, die wahre Stimme des Volkes, die endlich laut wurde. Pétion setzte sich in Bewegung, riß die gedemütigte Kommune siegreich mit fort, nahm Besitz von La Force und schloß seine blutigen Pforten (6. September).

Vor diesen Stimmen der Entrüstung mußten die blutgierigen Dummköpfe, die Frankreich dadurch, daß sie es entehrten, zu retten geglaubt hatten, förmlich in den Erdboden versinken. Seit dem 5. hatte ein Mitglied des Rates sich in bitteren Klagen gegen Panis ergangen, gegen ihn, der Marat heimlich ins Überwachungskomitee





Die Schlacht bei Valmy
Stich von Aubert nach dem Gemälde von Horace Vernet in der Galerie zu Versailles.

geschmuggelt hatte. Panis gab am 6. abends seine Entgegnung; man weiß nicht, was er vorgebracht haben kann, der Rat aber erklärte sich zufrieden. Seiner Verteidigung war eine seltsame Abhandlung Sergents „über die Empfindsamkeit des Volkes, seine Güte, seine Gerechtigkeit" usw. vorangegangen. Dieses Geschwätz weckt Grauen, wenn man sieht, wie es ein Zwischenspiel ist zwischen dem Morden in Paris und dem in Versailles, das von der Kommune vorbereitet, ausdrücklich gewollt wurde.

Gewollt, man kann es bestätigen; andernfalls hätte sie nicht mit so wilder Hartnäckigkeit dreimal die Verfügungen der Nationalversammlung verletzt. Die Versammlung hatte angeordnet, daß die Gefangenen von Orleans dort verbleiben sollten, dann, daß sie nach Blois, schließlich, daß sie nach Saumur kommen sollten. Die Kommune stellte ihre eigenen Erlasse denen der Repräsentanten Frankreichs dreist entgegen und befahl, die Gefangenen nach Paris zu führen, anders gesagt, in den Tod, die Metzelei sollte wieder anheben.

Die Führer der Kommune brauchten einen neuen furchtbaren Schlag, nicht mehr, um Frankreich zu retten (wie sie so oft wiederholt hatten), sondern um sich selbst zu retten. Am 7. September war der Generalrat, von neuem gedrängt, zur Ernennung einer Kommission genötigt gewesen, um die gegen Panis erhobenen Anklagen zu prüfen. Die öffentlichen Verwünschungen fielen schwer auf das Haupt dieser Leute und in ihrem Entsetzen schlossen sie sich enger und enger an Marat und den Ausrottungsgedanken an.

In der allgemeinen Umwandlung der Geister gab es einen Mann, der sich nicht veränderte. Marat allein bewies eine bemerkenswerte Meinungsfestigkeit; ihm gingen die Prinzipien über alles, ich wollte sagen, ein einziges Prinzip — und ein sehr einfaches: Niedermachen. Nicht zufrieden mit den Gefangenen, die sogar während der Metzeleien in die Gefängnisse geschickt wurden, fuhr er fort, diese vollzustopfen, in der Hoffnung, an diesem oder jenem Tage werde man sie alle auf einmal leeren. Er verbreitete jeden Tag durch Anschlag, daß die öffentliche Wohlfahrt „eine schleunige Niedermetzelung der Nationalversammlung" erheische.

Sein innigster Traum war eine allgemeine Bartholomäusnacht für ganz Frankreich. Ihm war Paris viel zu wenig [16]). Er hatte durch-

[16]) Pétion, der sich ein paar Tage nach den Septemberereignissen ermannte, äußerte ohne Umstände im Generalrat, Marat sei ein Narr. Panis erhob sich entrüstet und sagte, dieser angebliche Narr sei in Wahrheit ein Prophet, er habe unerhörte Dinge gesagt und getan, wie man ihnen nur im



gesetzt, daß das Überwachungskomitee Kommissare entsandte, um die Sache zu fördern, unter dem neuen Titel: „Kommissare der Verwalter der öffentlichen Wohlfahrt“. Eins der Wohlfahrtsmittel, das diese Kommissare in Meaux beantragten, ging dahin, ein Kanonenrohr zu gießen, das genau dem Kopfumfang Ludwigs XVI. entspräche, damit man beim ersten Schritt, den die Preußen etwa wagten, ihnen statt einer Kugel besagten Kopf hinüberschleudern könne.

Das Rundschreiben, in dem Marat die Metzelei im Namen der Kommune befürwortete, und das er (dank Dantons Unbekümmertheit) unter dem Deckmantel des Justizministeriums verbreiten ließ, dieses Rundschreiben machte seinen Weg von Departement zu Departement. Das Beispiel von Paris, des stets so mächtigen, die geachtete Autorität der glorreichen Kommune machten großen Eindruck. In jeder Stadt fanden sich stets eine Handvoll Schreier, Hetzer und Gewalttätiger (oder die taten, als wären sie es), auch eine tüchtige Anzahl blöder Nacheiferer, die sich auf dem Hauptplatz zusammenrotteten und sagten: „Und wir, werden wir nicht auch irgend etwas Kühnes vollbringen? . . .“ Die Schwachheit der Pariser Zeitungen, die die Blutgier nicht zu tadeln wagten, trug nicht wenig zur Täuschung der Provinzler bei. Was soll man sagen, wenn man in dem farblosen und kalten „Moniteur“ die schmachvollen Zeilen liest: „Das Volk habe den äußerst kühnen und furchtbaren Entschluß gefaßt.“ Und wer in Frankreich möchte weniger kühn erscheinen?

In Reims, in Meaux, in Lyon tat man gewissenhaft, was man konnte, um nicht zu sehr hinter Paris zurückzustehen. Man tötete zahlreiche Gefangene, Priester, Adlige und auch ein paar Diebe; etwa dreißig Leute kamen ums Leben.

Nirgends hatten die Gefangenen mehr zu fürchten, als in Orleans; es waren ihrer ungefähr vierzig, die der Entscheidung des dort tagenden hohen Gerichtshofes harrten. Die meisten waren Männer, die sehr bedenklich gegen die Revolution aufgetreten waren. Da war unter anderen der Minister Delessart, bekannt als Werkzeug der Hofintrigen und durch seine Verhandlungen mit dem Feind. Da war Herr de Brissac, der Kommandant jener konstitutionellen Garde, die aus den draufgängerischsten Edelleuten aus der Provinz, den rückschrittlichsten Bürgern, den Fechtmeistern und aus den Spelunken aufgelesenen Strauchdieben zusammengesetzt war. Herr de Brissac hatte liebenswürdige Eigenschaften, er war der persön-

Alten Testament begegne. Als er ersucht wurde, diese Dinge anzugeben, sagte Panis, Marat habe genau so viel geleistet wie Hesekiel, in seine Höhle eingeschlossen, „habe er gleich dem biblischen Propheten sechs Wochen lang auf einer Hinterbacke gesessen, ohne sich zu rühren“.



liche Freund Ludwigs XVI.; man nannte ihn bei Hof als das wahre Muster eines französischen Edelmannes, was ihn nicht abhielt, der Liebhaber der Dubarry zu sein. Man fand ihn bei ihr verborgen, im Pavillon de Luciennes.

Die Expedition von Orleans wurde zwei grausam fanatischen Leuten anvertraut, Lazouski und Fournier, genannt der Amerikaner. Dieser war so entflammt für die Sache, daß er unter Beihilfe eines Juweliers und einiger anderer die nötigen Kosten bestritt. Er streckte einige zwanzigtausend Franken vor, die ihm später von der Kommune zurückgegeben wurden. Lazouski war wütend, doppelt erbittert, wegen der polnischen und der französischen Sache. Man muß bedenken, daß zur Stunde (im Sommer 1792) Polen zerstückelt wurde. Lazouski rächte sich hier. Er machte Royalisten nieder, da es nicht Könige sein konnten.

In ihrem leidenschaftlichen Verlangen, das Blutvergießen zu vermeiden, demütigte die Nationalversammlung sich noch mehr. Sie verhandelte stillschweigend mit der Kommune. Es wurde vereinbart, daß die Gefangenen nicht nach Paris kämen, sondern in Versailles bleiben sollten. Roland ließ dort alles vorbereiten. Man schickte zu ihrem Schutz einen Trupp Nationalgarden voran.

Versailles selbst war kaum gefahrloser als Paris. Man hat es am 6. Oktober gesehen. Nirgends war das ancien régime verhaßter. Zudem gab es damals fünf- bis sechstausend unbewaffnete, nicht eingekleidete Freiwillige in der Stadt, die auf den Ausmarsch warteten und sich untätig, gelangweilt, unzufrieden auf den Straßen und in den Schenken herumtrieben. Man braucht nicht zu fragen, ob die Neuigkeit von der Ankunft der Gefangenen aus Orleans sie in Bewegung brachte. Man konnte wetten, daß sie, in Versailles angekommen, bis zum letzten Mann niedergemacht würden.

Man versichert, ein Beamter von Versailles, der die Gefahr voraussah, sei nach Paris, zu Danton geeilt. Er wurde sehr schlecht aufgenommen. Danton konnte dem Transport den Befehl zum Rückzug nicht erteilen, ohne in die Streitfrage einzutreten, sich für die Versammlung, gegen die Kommune zu erklären. Die Kommune hatte einen Sieg davongetragen; Marat war an eben diesem Tage zum Abgeordneten von Paris ernannt worden. Danton grollte und knurrte zunächst wie eine Dogge vor sich hin: „Diese Leute sind schuldig." — „Zugegeben, doch der Moment drängt . . ." — „Diese Leute sind schuldig!" — „Was wollen Sie also tun?" — Da legte Danton mit donnernder Stimme los: „Sehen Sie denn nicht, Herr, daß, wenn ich Ihnen etwas zu sagen hätte, das längst geschehen



wäre? . . . Was kümmern Sie unsere Gefangenen? Erfüllen Sie Ihr Amt. Kümmern Sie sich um Ihre Angelegenheiten."

Die Sache verlief, wie man es voraussehen konnte. Die vorauf- und hinterherziehenden Geleitmannschaften schützten nicht die Seiten des Zuges. Am Gitter der Orangerie wurden die Karren von einem wirren Haufen umringt und erklettert. Ein Gärtner, den Herr von Brissac seinerzeit fortgejagt hatte, sagte zu ihm: „Erkennst du mich wieder?" (Wir haben diese Einzelheit von einem Augenzeugen.) Er packte ihn am Spitzenkragen und schlug einen irdenen Milchtopf an seinem Schädel in Scherben. Das war der Beginn zur Metzelei. Der Bürgermeister von Versailles machte unglaubliche Anstrengungen, die Gefangenen zu retten; er setzte sich selber in Gefahr. Alles das umsonst. Einmal von Blut erhitzt, liefen sie zum Gefängnis und töteten auch da noch ein Dutzend Leute.

Lazouski und Fournier kamen friedlich mit ihren leeren Karren in Paris an und fanden hier nicht den Empfang, dessen sie sich geschmeichelt hatten. Ihre Leute, besorgt, Paris nicht mehr so „willensstark" zu finden, wie sie es verlassen hatten, suchten sich durch ein Zeichen der Billigung seitens des patriotischen Ministers zu beruhigen. Sie begaben sich unter die Fenster des Justizministeriums und riefen: „Danton! Danton!" Er folgte dem Ruf und erschien auf dem Balkon; der elende Sklave, dessen Gewohnheit es war, die schwachen Taten durch stolze Worte zu decken, sagte zu ihnen (man behauptet es wenigstens): „Der euch dankt, ist nicht der Justizminister, es ist der Minister der Revolution."

Danton sah sich nun in einer gefährlichen Krisis, in der er sich der gefürchteten Kommune gegenüberstellen sollte; die Maske, die er angenommen hatte, war in Gefahr, heruntergerissen zu werden. Er machte der Kommune das Leben eines Gefangenen streitig, der ihm viel wichtiger war als alle die, welche in Versailles umgekommen waren, des berühmten Mitgliedes der Konstituierenden, Adrien Duport. Man wird sich erinnern, daß der Hof ihn, wie auch Barnave und Lameth um Rat angegangen war.

Sogar im Manifest Leopolds, in dem wenig schmeichelhaften Bild, das der Kaiser darin von den Jakobinern entwarf, hat man die allzu geschickte Feder des berühmten Triumvirats zu erkennen vermeint.

Dieses sträfliche Einverständnis mit dem Feind war nur allzu wahrscheinlich, jedoch keineswegs erwiesen. Mehr erwiesen, ja gewiß und geschichtlich bedeutsam waren die ungeheuren Dienste, die Adrien Duport unter der Konstituierenden Frankreich, der Revolution erwiesen hatte. Das Leben eines solchen Mannes war in Wahrheit geheiligt. Die Revolution konnte nur frevelhafterweise Hand

daran legen. Danton wollte ihn um jeden Preis befreien und zahlte damit des Vaterlandes Schuld. Wer entsänne sich nicht der ergreifenden Worte Duports in seiner Rede gegen die Todesstrafe: „Der Mensch soll vor dem Menschen Achtung haben . . .“

Alles das war bereits vergessen. Und es war kaum ein Jahr her. So schnell war die Zeit geeilt von 1791 bis 1792! Danton aber entsann sich. Er wollte Duport um jeden Preis retten.

Danton mochte wohl auch persönlich dafür fürchten, daß ein Mann, der soviel Dinge wußte, verurteilt, vernommen werde, daß er ein öffentliches Bekenntnis ablege. Duport hatte sich sehr wahrscheinlich bei der ursprünglichen Gründung der Jakobiner und später, vielleicht sogar bei einer seiner Intrigen mit dem Hofe, Dantons bedient. Persönliches Interesse und Großmut ließen ihn leidenschaftlich Duports Befreiung wünschen.

Der war gerade einer von denen, für deren Einbringung anläßlich der Haussuchungen seit dem 28. August das Überwachungskomitee Sorge getragen hatte. Er war jedoch durch die letzten Ereignisse keineswegs kompromittiert. Es waren sechs Monate her oder länger, daß der Hof sich Duports nicht mehr bediente, ebensowenig wie der Konstitutionellen; er wagte es nicht mehr, sie zu täuschen; er setzte seine Hoffnung nur noch auf die Unterstützung des Auslands. Duport, der in Paris geblieben war, in seinem Hause im Marais, kümmerte sich lediglich um die Erfüllung seiner Funktionen als Präsident des Kriminalgerichts; er war Beamter, harmloser Bürger, Nationalgardist; er hatte in der Nacht vom 10. August seine Wache angetreten, war auf seinem Posten verblieben und nicht beim Schloß gewesen. In den Septembertagen war er auf seinem Landsitz bei Nemours; am 4., als er mit seiner Frau von einem Spaziergang heimkam, wurde er vom Bürgermeister des Ortes unter Beihilfe einiger dreißig Nationalgardisten verhaftet.

Der bedeutende Rechtsgelehrte sagte diesem Dorfvorsteher, seine Autorisation durch ein Pariser Polizeikomitee habe außerhalb von Paris keine Gültigkeit. Doch die sehr erregte Bevölkerung, die Drohungen der anwesenden Kriegsfreiwilligen nötigten den Bürgermeister, ihn in die Gefängnisse von Melun abzuführen. Wäre er von dort nach Paris gebracht worden, so wäre er sicher umgekommen; noch am 5. wurde dort getötet, am 6. sogar. Danton, glücklicherweise rechtzeitig benachrichtigt, befahl dem Gemeinderat von Melun, ihn gefangen zu halten, welchen Befehl von anderer Seite auch immer er erhalte. Überdies und aus Besorgnis, seine Botschaft könne nicht eintreffen oder wirkungslos sein, beauftragte er die Behörden jeder Ortschaft auf dem Wege, diesen wichtigen Gefan-



genen festzuhalten, ganz gleich an welchem Punkt der Reise er sich befinde.

Indessen verloren die Eifrigen von Melun keine Zeit. Sie ließen Duport im Glauben, daß sie bei der Nationalversammlung gegen die Unrechtmäßigkeit seiner Festnahme Berufung einlegen wollten, und gingen in Wirklichkeit zum Überwachungskomitee, um von diesem einen neuen Befehl zu erlangen, ihn aus dem Gefängnis von Melun nach Paris zu schaffen. Der Befehl langt in Melun an, und der Gemeinderat dieser Stadt sieht sich nun zwischen dem Überwachungskomitee, das die Auslieferung verlangt, und dem Justizminister, der die Einbehaltung fordert. Im Zweifel hält er es für das klügste, nichts zu tun, die Dinge so zu lassen, wie sie eben sind, den Gefangenen zu behalten.

Danton hatte den Konflikt sehr wohl vorausgesehen. Gleich am folgenden Tage, nachdem er nach Melun gesandt hatte, versah er sich mit einer Verfügung der Nationalversammlung (8. September), die der Exekutivgewalt (das heißt Danton) den Auftrag erteilte, über die Rechtmäßigkeit der Verhaftung Duports zu beschließen. Durch diesen Gewaltakt entriß Danton der Kommune ihr Opfer; es war das erstemal, daß er ihr mutig entgegentrat, daß er gegen die Blutvergießer und gegen sein scheinbares Einverständnis mit ihnen auftrat.

Duport verblieb in Melun; doch Danton wagte nicht, seinen Vorteil weiter auszunutzen. Er bat das Überwachungskomitee, die Akten den Gerichten zu überweisen. Das Komitee erwiderte hart, es habe nur den Beweis zur Verhaftung eines solchen Mannes zu liefern, überdies habe man bei Duport höchst verdächtige Briefe gefunden. Das Komitee fühlte sich stark. Die Metzeleien hatten sich sogleich in für die Kommune günstige Wahlen umgesetzt. In den Schreckenstagen, in denen die Wahlmännerversammlungen wenig zahlreich waren, hatten die Gewalttätigen leichtes Spiel. Am 5. wählten sie Robespierre und am 8. Marat. Zwei Tage nach den Versailler Morden, am 11., wurden Panis und Sergent gewählt.

Marat glaubte nun Danton ans Ziel treiben zu können, ihn zu zwingen, deutlicher Partei zu ergreifen, als er es bisher getan. Er hatte ihn an der Affäre Duport grausam fest gepackt. Am 13. veröffentlichte er zusammen mit den Briefen Dantons und des Komitees jene, die man bei Duport gefunden hatte, rätselhafte Briefe, die um so mehr zur Neugier reizten. Diese zunächst im „Ami du peuple“ abgedruckten Briefe, wurden von den anderen Zeitungen übernommen; alle ergriffen diese Gelegenheit, Danton zu stürzen, ihn im Einverständnis mit einem royalistischen Verschwörer zu zeigen,



Marat glaubte ihn zu Tode getroffen. Er schrieb ihm nun einen beleidigenden, herausfordernden Brief, worin er ihm verkündete, daß er ihn in Zeitungen und öffentlichen Anschlägen in den Schmutz ziehen werde.

Danton sagte nichts, sondern eilte zur Bürgermeisterei. Im gleichen Hause tagten der schuldlose Bürgermeister von Paris, Pétion, und die Diktatoren des Blutvergießens, das Überwachungskomitee, Marat und seine Anhänger. Danton ging nicht geradeswegs zu dem, den er sehen wollte, sondern zunächst zu Pétion. Er donnerte, schrie, fuchtelte herum und beklagte sich über den verletzenden Brief, den Marat ihm zu schreiben gewagt hatte. — „Gut also," sagte Pétion, „gehen wir zum Komitee; Sie werden sich auseinandersetzen." — Sie gehen hinunter. Als Danton sich Marat gegenübersah, packte ihn der Stolz, er behandelte ihn hart. Marat hielt das Gesagte aufrecht und fügte hinzu, im übrigen müsse unter den gegenwärtigen Umständen alles vergessen sein. Und dann wurde er von Rührung ergriffen, wie das häufig geschah; er zerriß den Brief, der Danton verletzt hatte, und warf sich ihm in die Arme. Danton duldete den Kuß, nur wusch er sich sofort.

Er fühlte darum nicht weniger die drückende Fessel am Hals. Marat hielt ihn durch Duport. Wenn Danton Duport verteidigte, so war er verloren, wurde von Marat zerfleischt. Lieferte Danton Duport aus, so war er höchstwahrscheinlich verloren; Duport würde zweifellos reden, ehe er starb, und Danton mit sich reißen.

Dieser mußte warten, Zeit gewinnen. Die Maratisten konnten an ihren Ausschreitungen zugrunde gehen. Was in kurzer Zeit diese anarchistische Tyrannei brechen mußte, das war nicht nur das Grauen vor dem Blutvergießen, sondern die Furcht vor Plünderung. Die Diebstähle mehrten sich. Wer sich als Herrn über das Leben der Menschen erachtete, hielt sich mit mehr Grund auch für den Herrn ihres Besitzes.

Wenn Marat die Teilung des Besitzes nicht anempfahl, so war es, wie sein Freund Chabot versichert, weil er die Menschen noch nicht für tugendhaft genug hielt. Viele urteilten nicht so; sie hielten sich tugendhaft genug, um zu beginnen; sie versuchten, die Teilung eigenhändig vorzunehmen, und nahmen zunächst Edelsteine und Uhren, am hellen Tage, auf den Boulevards. Wenn der beraubte Mann um Hilfe rief, so schrien die Diebe noch lauter: „Drauf, auf den Aristokraten!" Die Menge ging bei diesem gefürchteten Ruf gesenkten Hauptes vorüber und wagte nicht, einzugreifen.

Paris fiel in den Zustand der Wildheit zurück.

Und wie es in solchem Fall vorkommt, versuchten die ein-



zelnen, die vom Schutz des Gesetzes nichts erhofften, sich durch Zusammenschluß Schutz zu verschaffen. Die alten barbarischen Verbrüderungen, die antiken und plumpen Versuche einer Gemeinschaft zur gegenseitigen Beschützung fanden Nachahmung in Paris gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Die Sektion der Abbaye war es, die noch unter der Metzelei blutete und bebte, die den anderen Sektionen „einen Bund zwischen allen Bürgern vorschlug, um sich gegenseitig Besitz und Leben zu erhalten." Erkennen wollte man sich dadurch, daß man stets eine Karte der Sektion bei sich trug. So hatte jeder seine Sektion als Garantie, war von ihr behütet. Es bestand Grund zu der Hoffnung, daß man ferner nicht mehr erleben werde, wie irgendeiner, mit einer Schärpe umgetan, „im Namen des Gesetzes" an die Tür pochte, sie, falls nicht geöffnet wurde, einschlug, den Bürger zu Hause festnehme, ihn in die noch blutbefleckten Gefängnisse werfe. Wenn man dann der Ursache nachgehen wollte, so fand man nichts. Man erkundigte sich bei der Kommune. Aber sie wußte nichts. Beim Überwachungs- und Polizeikomitee. Auch dieses wußte nichts. Man entdeckte schließlich, daß es eines ihrer Mitglieder, häufig ein einziges und am häufigsten Marat war, der für alle und ohne sie zu verständigen, mit ihrem Namen unterzeichnet, den Verhaftsbefehl erlassen, den betreffenden Mann ermächtigt hatte.

Die Behörden von Paris begnügten sich auch nicht mehr, in dieser Stadt zu herrschen. Sie dehnten ihre Befugnisse auf dreißig und vierzig Meilen rings um Paris aus. Sie verliehen den Leuten, die es ihnen gefiel „Verwalter der öffentlichen Wohlfahrt" zu nennen, folgende Befugnisse: „Wir ermächtigen den Bürger so und so, sich in die und die Stadt zu begeben, um sich der verdächtigen Personen und der Wertgegenstände zu bemächtigen." Von den Städten aus spazierten diese Kommissare in ihrem Eroberungsgeist aufs Land, auf die benachbarten Schlösser, nahmen die Silberschätze an sich und schleppten sie mit sich fort.

Die Gelegenheit war günstig, der Kommune einen Schlag zu versetzen. Von der Nationalversammlung wurden Maßregeln ergriffen und diesmal mit gefährlicher Einmütigkeit, die zur Genüge zeigten, daß hier die Dantonisten mit der Gironde gemeinsam handelten.

Die Versammlung traf eine Verfügung, die es untersagte, den Kommissaren eines Gemeinderats außerhalb seines Territoriums zu gehorchen.

Ein nicht weniger ernster Schlag wurde gegen die Kommune, dieses arge Volk von Agenten, geführt, die oft willkürlich irgendeinen mit der Schärpe gürtete. Auf den Bericht des Dantonisten Thuriot



hin, beschloß die Versammlung, „wer immer die Gemeindeschärpe ungebührlich trage, solle mit dem Tode bestraft werden."

Wir zweifeln nicht, daß auch hier Danton durch Thuriots Mund redete, Rache nahm an Marats Kuß.

Um diese Gewaltmaßregel durchzusetzen, behauptete man, daß alle diese Leute in Schärpe, die ohne Recht und Befugnis gerichtliche Versiegelungen und Beschlagnahmen vollzogen, nichts als Gauner seien. Hatten denn die Gemeindebamten selber ganz reine Hände? Man war versucht, es zu bezweifeln. Ihre unbeschränkte Vollmacht, das absolute Verfügungsrecht über alles, das sie sich zusprachen, brachte sie auf eine recht schiefe Ebene. In der Verwirrung des Augenblicks, in der unklaren, ziellosen Handhabung so vieler Angelegenheiten und Gegenstände, würde da nicht die Hauptleidenschaft (denn jeder hat eine solche, der für Frauen, der für Geld) wieder Oberhand gewinnen?

Das Überwachungskomitee, das die Gegenstände der Septembertoten in Händen hatte, versteigerte sie öffentlich, ungewiß ist nur, wo der Erlös daraus geblieben ist.

Jeder gebärdete sich zur Zeit als König. Als man unter dem Schutt beim Carrousel Kellergewölbe bloßlegte mit Öl- und Weinfässern, bestimmten die Dazukommenden als souveränes Volk und natürliche Erben des Königs, daß Öl und Wein ihnen gehöre. Sie tranken den Wein und verkauften das Öl, und das ganz selbstverständlich, am hellen Tage, unbesorgt und skrupellos.

Das ist nicht alles. Man entsinnt sich, daß ein Mitglied der Kommune es im August für angebracht hielt, aus der Gerätekammer eine kleine silberne Kanone fortzuschaffen. Dieser Vorgang lenkte die Aufmerksamkeit einiger Leute auf das kostbare Lager.

Sie entdeckten, daß es kaum bewacht war; man konnte einen genügend großen Posten von Nationalgarden weder zusammenbringen noch aufrechterhalten. In der allgemeinen Plünderung, die man überall sah, eigneten sie sich den besten Teil an, die Krondiamanten. Unter anderem nahmen sie den „Régent" mit fort und, da sie abwarten mußten, bis sie sich seiner entledigen konnten, verbargen sie ihn unter dem Balken eines Hauses in der Cité.

Die Dreistigkeit eines solchen Raubes enthüllte nur zu sehr das Unvermögen der öffentlichen Gewalten. Der Minister des Innern erschien regelmäßig jeden Morgen in der Nationalversammlung mit dem Geständnis, er könne nichts tun und er sei nichts, die Autorität bestehe nicht mehr.

Das öffentliche Gewissen, von der Metzelei ins Wanken gebracht, ließ sich treiben; viele Menschen fanden das Recht des Nächsten auf

sein Leben problematisch. Ein Priester, der Vorsteher von Sainte-Barbe, hatte am 10. September von Roland einen Paß erhalten, aus „Anspruch auf Menschlichkeit", so lautete die Randbemerkung des Ministers. Vor der Abreise nächtigte er bei einem seiner Verwandten, von dem er „septembrisiert" wurde. Die Sache wurde von einem Mädchen aufgedeckt, bei dem am gleichen Abend der Mörder geschlafen hatte.

Erschreckende Gerüchte liefen um; die aufs neue und bis zum Übermaß gefüllten Gefängnisse machten sich darauf gefaßt, daß wiederum ein allgemeines Blutbad beginne. Die Gefangenen von Sainte-Pélagie schrieben in ihrer Todesangst eine Bittschrift an die Nationalversammlung, um nicht niedergemacht zu werden — wenigstens nicht ohne Urteilssprechung.

Die Versammlung hatte selbst zu fürchten wie nur irgendeiner, Marat verlangte tagtäglich, man solle diese Verräter, diese Royalisten, diese Parteigänger Braunschweigs umbringen.

Wie er die alte Versammlung umbringen wollte, so bedrohte er die andere, kommende, den Konvent, mit dem Tode; das war das unfehlbare Mittel, um jede Wiederherstellung der Ordnung, jede Auferstehung der öffentlichen Gewalt zu verhindern.

Es fanden sich glücklicherweise willensstarke Abgeordnete, die, unbesorgt um Leben oder Tod, mit Entrüstung darauf bestanden, wenigstens ihre Ehre zu retten, den nichtswürdigen Namen eines Verräters zurückzuweisen, mit dem man die Mitglieder der Versammlung so dreist und verschwenderisch belegte. Aubert-Dubayet ersuchte die mit der Prüfung der am 10. August beschlagnahmten Papiere beauftragte Kommission zu sagen, ob solche darunter seien, die tatsächlich einen der Repräsentanten beschuldigten. Der untadelhafte Gohier, Mitglied dieser Kommission, entgegnete: „Daß diese in Gegenwart der Kommissare geprüften Papiere nichts ergeben hätten, was auf irgendein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung den geringsten Verdacht werfen könne."

Nun äußerte sich Cambon mit der tiefen Entrüstung der gekränkten Tugend: „Man sagt, man verkündet durch Anschlag, daß vierhundert Abgeordnete Verräter seien . . . Ich beantrage, daß die Behörden an der Barre erscheinen, daß die Versammlung sie auf den Zustand von Paris hinweist und an ihren Eid erinnert."

An eben diesem Tage, dem 17. September, hielt Danton die Kommune für genügend geschwächt und wurde kühn. Unbesorgt um das, was das Überwachungskomitee sagen könnte, und um das Kläffen Marats, verwies er die Angelegenheit Duport nicht etwa an den außerordentlichen Gerichtshof, wie er selber gesagt hatte, sondern

ganz einfach an das Gericht von Melun und beauftragte dieses, über die Rechtmäßigkeit von Duports Verhaftung zu befinden.

Das Gericht verlor keine Minute und erklärte am 17. bei Ankunft des Kuriers die Verhaftung für ungesetzlich, gab den Gefangenen frei.

Danton nutzte ferner den Augenblick zu einer Tat der Menschlichkeit. Er ließ für alle dem Blutbad entgangenen Gefangenen die Haftzeit kürzen.

Eins zeigt, wie sehr die Lage sich in den wenigen Tagen gewandelt hatte: eine Gemeinde in der Franche-Comté scheute sich nicht, zwei dieser fürchterlichen „Kommissare der öffentlichen Wohlfahrt" festzunehmen. Die Kommune von Champlitte erklärte im Namen der Gleichberechtigung, der Kommune von Paris nicht gehorchen zu wollen. — Dem Beispiel wurde in zahlreichen Städten gefolgt.

Der Generalrat der Kommune begriff, daß es hohe Zeit sei, sein Überwachungskomitee zu opfern.

Am 18. abends trat er diesem Komitee heftig entgegen, schleuderte ihm die ganze Verantwortung zu für alles, was sich ereignet hatte, zerschmetterte es und erinnerte daran, daß kein dem Generalrat Fernstehender am Überwachungskomitee teilnehmen könne. Das ging gegen den heimlich eingeschmuggelten Marat, gegen Panis, der Marat sträflicherweise eingeführt hatte.

Der tolle und rasende Wagemut der Anhänger Marats war allzu bekannt, um nicht annehmen zu müssen, sie würden auf den Hieb durch ein Verbrechen antworten, durch einen neuen Versuch zur Metzelei. Diese Besorgnis wurde noch gesteigert, als am 19. der Generalrat erklärte, er sei bereit, für die öffentliche Sicherheit zu sterben.

Am gleichen Tage verkündete die Nationalversammlung zum Entsetzen Frankreichs in einer Eingabe das umlaufende Gerücht: Daß am Tage, da die Versammlung ihre Tätigkeit einstelle, die Repräsentanten des Volkes niedergemacht werden würden. Sie billigte für die Stadt Paris gewisse Sicherheitsmaßnahmen, im besonderen jenes Bündnis zur gegenseitigen Verteidigung, zu welchem die Sektion der Abbaye das Beispiel gegeben hatte, und die Verpflichtung für alle Bürger, stets einen Sicherheitsausweis bei sich zu tragen.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln fühlte sich niemand sicher. Niemand vermochte sich einzureden, Frankreich werde diesen gefährlichen Schritt von der Legislativen zum Konvent ohne irgendeine neue furchtbare Erschütterung vollziehen. Würden sie, die, um sich zu halten, einmal zum Dolch vom 2. September gegriffen hatten, zögern, wieder danach zu greifen? Man glaubte es nicht. Sehr viele Abgeordnete glaubten, sie hätten nur noch sehr kurze Zeit zu leben. Die

meisten hielten wenigstens ein neues Blutbad in den Gefängnissen für bevorstehend. Vergniaud hatte in dieser für normale Herzen fürchterlichen Erwartung eine erhabene Eingebung, ein geheiligtes Wort, das die Jahrhunderte sich weitergeben werden.

Andere haben sich diesen Ausspruch angeeignet, die kein Recht dazu hatten. Sie sagten, wie Vergniaud es getan: „Möge mein Andenken vergehen, zum Heile Frankreichs!“ Ein Andenken, das man opfern will, muß aber vor allem rein sein.

Vergniaud sagte, nachdem er von der Tyrannei der Kommune gesprochen und Frankreich für verloren erklärt hatte, falls dieses neue Königtum nicht gestürzt werde: „Ich weiß es, sie haben Dolche . . . Doch was gilt den Vertretern des Volkes ihr Leben, wenn es sich um das Heil des Volkes handelt? . . . Als Wilhelm Tell den Pfeil anlegte, um den verhängnisvollen Apfel vom Haupte seines Sohnes zu schießen, sagte er: Mein Name und mein Andenken möge vergehen, wenn nur die Schweiz frei wird! . . . Und auch wir werden sagen: Möge die Nationalversammlung untergehen, wenn nur Frankreich frei wird! Mag sie untergehen, wenn sie dem Namen Frankreichs einen Fleck erspart! Wenn ihre Kraftentfaltung Europa zeigt, daß es trotz aller Verleumdungen hier eine Achtung der Menschlichkeit und eine öffentliche Tugend gibt! . . . Ja, wir wollen zugrunde gehen, und aus unserer Asche mögen unsere glücklicheren Nachfolger das Glück Frankreichs befestigen und die Freiheit begründen!“

Die ganze Versammlung erhob sich, alles Volk auf den Tribünen. Die heldenmütige Generation opferte sich hiermit für jene, die kommen sollten. Alle wiederholten in einmütigem Ruf: „Ja, ja, gehen wir unter, wenn es sein muß . . . und unser Andenken mit uns!“

Das Volk, das so spricht, verdient, nicht unterzugehen.

Und von diesem Augenblicke an war es gerettet. Drei Tage später gewann Frankreich die Schlacht bei Valmy.

Sechstes Kapitel

Schlacht bei Valmy (20. September 1792)

Kriegsbegeisterung. — Heldenhafter Tod Beaurepaires (1. September). — Vaterländische Opfergaben. — Wundervolle Einmütigkeit der Parteien. — Dumouriez wird von den Girondisten, den Jakobinern und Danton gestützt. — Einstimmige Hingabe aller. — Tiefe Unmoral der zerstörenden Gewalten. — Zweifel und Unsicherheit der Deutschen. — Goethe und Faust. — Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig. — Die Preußen sprechen von Wiedereinsetzung der Geistlichkeit und Zurückgabe der Nationalgüter. — Heldenmütige Reinheit unserer Armee; wie sie die Septembermörder aufnimmt. — Dumouriez läßt sich umstimmen. — Alle wollen ihn halten. — Furchtbarer Zustand der Ländereien im Osten. — Dumouriez und Kellermann in Valmy (20. September). — Standhaftigkeit des jungen Heeres im Feuer. — Die Preußen rücken zweimal vor und ziehen sich zurück.

Vergniaud war in dieser erhabenen Stunde zum Pontifex der Revolution geworden. Er hatte die religiöse Formel der heldenmütigen Hingabe gefunden.

Die Anarchie in Paris konnte niemanden über den Charakter jener Tage täuschen. Dieser Tod war Leben. Wenn man dem Volke vorwerfen konnte, daß es sich den inneren Arbeiten fernhielt, so war das eine Folge seiner Kriegsbegeisterung. Es fühlte ganz instinktmäßig, daß der Kampf sich nicht hier abspielen würde.

Die Defensive ist nichts für Frankreich. Frankreich ist kein Schild. Es ist ein lebendiges Schwert.

Jeden Tag zogen eintausendachthundert Kriegsfreiwillige aus Paris, im ganzen bis zu zwanzigtausend. Es hätte noch viel mehr gegeben, wenn man sie nicht zurückgehalten hätte. Die Nationalversammlung mußte die Buchdrucker, die ihre Sitzungsprotokolle zu drucken hatten, in ihren Werkstätten festhalten. Sie mußte eine Verfügung erlassen, daß die und die Arbeiterklassen, zum Beispiel die Schlosser, die für die Waffenfabrikation brauchbar waren, nicht selbst hinausziehen durften. Es wäre niemand mehr zum Waffenschmieden dageblieben.

Die Kirchen boten ein ungewöhnliches Schauspiel, wie es seit Jahrhunderten nicht dagewesen war. Sie hatten den Charakter angenommen, den sie im Mittelalter gehabt hatten. Die Sektionsversammlungen, die hier stattfanden, erinnerten an die Zusammenkünfte der alten Gemeinden Frankreichs oder Italiens, die sich in den Kirchen versammelten. Die Glocke, dieses große, volkstümliche



Werkzeug, für das die Geistlichkeit das Monopol beansprucht hatte, war wieder das geworden, was sie früher war, die mächtige Stimme der Stadt — der Ruf ans Volk. Die Kirchen des Mittelalters hatten gelegentlich die Jahrmärkte, die Handelsvereinigungen beherbergt. Im Jahre 1792 boten sie ein ähnliches (weniger kaufmännisches, aber ergreifenderes) Bild, die Zusammenkünfte zu vaterländischer Betätigung, die für die allgemeine Wohlfahrt arbeiteten. Man hatte Tausende von Frauen hier versammelt, um die Zelte, die Kleidungsstücke, die militärische Ausrüstung herzustellen. Sie arbeiteten und sie waren glücklich im Gefühl, daß sie mit dieser Tätigkeit ihren Vätern oder ihren Söhnen Schutz und Kleidung gaben.

Nahe bei diesen Frauenarbeitssälen boten die Kirchen selbst geheimnisvolle und furchtbare Szenen. Es war beschlossen worden, für das Heer Kupfer und Blei der Särge zu verwenden. Alles sollte dienen, das Vaterland zu retten.

Ein ganz ähnliches Gefühl ließ Frankreich in seinem Innersten erbeben, als ein Sarg durchs Land getragen wurde, von der Grenze her, der Sarg des unsterblichen Beaurepaire, der ihm nicht in Worten, sondern durch die Tat und mit einem Schlage gezeigt hatte, was es in seiner großen Angelegenheit zu tun habe.

Beaurepaire, früherer Offizier der Karabiniers, hatte seit 1789 das unerschrockene Bataillon der Freiwilligen von Maine-et-Loire gebildet und befehligt. Bei Beginn der Invasion hatten diese Tapferen Angst, nicht schnell genug zu kommen. Sie hielten sich unterwegs nicht mit Unterhaltungen auf, durcheilten ganz Frankreich im Sturmschritt und warfen sich auf Verdun. Sie hatten ein Vorgefühl, daß sie inmitten des Verrats, der sie rings umgab, zugrunde gehen sollten. Sie beauftragten einen patriotischen Abgeordneten, ihren Familien ihren Abschied zu überbringen, sie zu trösten und zu sagen, sie seien tot. — Beaurepaire hatte sich kürzlich verheiratet, er verließ seine junge Frau, und er war darum nicht weniger entschlossen. Als der Kommandant von Verdun einen Kriegsrat berief, um zur Übergabe des Ortes ermächtigt zu werden, widersetzte Beaurepaire sich allen den Gründen der Feigheit. Schließlich, als er sah, daß er bei diesen adligen Offizieren nichts erreichen konnte, deren ganz royalistisches Herz bereits im anderen Lager war, sagte er: „Meine Herren, ich habe geschworen, mich nur tot zu ergeben... Überleben Sie Ihre Schmach . . . Ich bin meinem Schwur getreu, das ist mein letztes Wort, ich sterbe . . .“ Er schoß sich eine Kugel in den Kopf.

Frankreich fand sich wieder, erbebte in Bewunderung. Es bot den



Blicken nicht mehr ein schwankes, unbestimmtes und unklares Bild; man sah es wirklich, lebendig.

Es war eine wahrhaft religiöse Empfindung, in der Tausende kaum bewaffneter, schlecht eingekleideter Männer ersuchten, an der Nationalversammlung vorbeizudefilieren. Ihre oft schwülstigen und deklamatorischen Worte, die von ihrer Unfähigkeit zeugen, das, was sie empfanden, auszudrücken, tragen darum doch das Gepräge des tiefen Glaubens, der ihre Herzen erfüllte. Nicht in den vorbedachten Reden ihrer Sprecher muß man nach diesen Empfindungen suchen, sondern in dem Schrei, dem Zuruf, der sich ihrer Brust entringt. „Wir gehen her wie zur Kirche," sagte der eine. — Und ein anderer: „Väter des Vaterlandes, hier sind wir! Ihr werdet eure Kinder segnen."

Das Opfer war in diesen Tagen wahrhaft allumfassend, gewaltig und schrankenlos. Mehrere Hunderttausend gaben Leib und Leben, andere ihr Vermögen, alle ihr Herz, in gleicher Begeisterung . . .

Greifen wir aus den endlosen Reihen dieser unbegrenzten Gaben eines Volkes auf gut Glück eine heraus.

Arme Frauen der Hallen bringen viertausend Franken, offenbar der Erlös aus allerlei plumpem Schmuck, ihren Eheringen . . .

Einige Frauen der Departements, besonders die vom Jura, hatten geäußert, wenn alle Männer fortgingen, so könnten sie, die Frauen, auf Wache ziehen. Für dasselbe erbot sich eine Händlerin aus der Rue Saint-Martin, die mit ihrem Kinde erschien. Die Mutter gibt ihr Kreuz, ein goldenes Herz und ihren silbernen Fingerhut. Das Kind, ein kleines Mädchen, gibt, was es hat, einen kleinen silbernen Becher und ein Fünfzehnsousstück. Dieser Fingerhut, das Handwerkszeug der armen Witwe, das kleine Geldstück, des Kindes ganzer Besitz! . . . Welch ein Schatz! . . . Und wie hätte Frankreich damit nicht siegen sollen? . . .

Man muß sagen, keine Partei war in diesem geweihten Augenblick Frankreichs unwert. Wenn es auch in der inneren Frage heftige Unstimmigkeiten gab, in der Verteilungsfrage gab es keine Parteien. Das Volk war bewundernswert, ebenso die Führer.

Es war eine Tat schönster einmütiger Gesinnung, wechselweiser Aufopferung dieser wütenden Feinde, die das Heil Frankreichs herbeiführte. Alle einigten sich dahin, die nationale Verteidigung einem Manne zu übertragen, den die meisten von ihnen haßten und verabscheuten.

Die Girondisten haßten Dumouriez, und nicht ohne Grund. Sie hatten ihn ins Ministerium gebracht; er hatte sie mit ebensoviel Hinterlist wie Undank daraus vertrieben. Sie suchten ihn bei der



Nordarmee, bei der kleinen Stellung, zu der er herabgesunken war, auf und ernannten ihn zum kommandierenden General.

Die Jakobiner mochten Dumouriez durchaus nicht; sie sahen gut sein Doppelspiel. Dessenungeachtet urteilten sie, dieser Mann wolle vor allem den Ruhm und habe deshalb den Willen zum Sieg. Das war die Ansicht eines sehr Einflußreichen unter ihnen, Couthons, Robespierres Freund; sie befürworteten und unterstützten seine Berufung auf den Posten des kommandierenden Generals.

Danton tat mehr. Er lenkte Dumouriez. Er sandte ihm nach und nach seinen Gedanken, Fabre d'Eglantine, und seinen Arm, Westermann, einen der Kämpfer vom 10. August. Er umgab ihn, den geistvollen Intriganten des ancien régime, mit dem gewaltigen revolutionären Atem, der ihm sonst gefehlt haben würde.

So bestand ein vollkommenes Einvernehmen in der Wahl des Mannes. Und die gleiche Einmütigkeit, alle Kräfte in seiner Hand zu vereinigen.

Man entfernte oder unterstellte ihm die Generale, die auf einen teilweisen Befehlshaberposten Anspruch erheben konnten. Man schickte den alten Luckner nach Châlons, um Rekruten auszubilden. Man gebot Dillon, der in der militärischen Rangordnung höher stand als Dumouriez, diesem zu gehorchen. Den gleichen Befehl erhielt Kellermann, der grollte, aber sich fügte.

Alle Kräfte Frankreichs und sein Schicksal wurden einem wenig bekannten Offizier übergeben, der bis dahin noch nie einen Oberbefehl geführt hatte. So erhob der überlegene Geist der Revolution den, der ihm gefiel.

Diesmal machte er einen Mann. Diesen Dumouriez, der sich in den unteren Graden hingeschleppt hatte, in einer Diplomatie, die an Spionage grenzte, die Revolution nimmt ihn, macht ihn sich zu eigen, hebt ihn über sich selbst empor und sagt zu ihm: Sei mein Schwert.

Der ungemein tapfere und geistvolle Mann war der Gelegenheit wirklich nicht unwert; seine Denkwürdigkeiten bezeugen das. Was man jedoch nicht darin sieht, das ist der Opfermut, das Feuer der Ergebenheit, das er überall antraf, und das seine Aufgabe erleichterte; das ist der kraftvolle Entschluß aller Herzen, Frankreich um jeden Preis zu retten, indem man nicht allein das Leben, nicht allein den Besitz, sondern den Stolz, die Eitelkeit hingab, das, was man die Ehre nennt. Eine einzige Tatsache zum Verständnis. Der tapfere Hauptmann Leveneur, der dadurch berühmt geworden ist, daß er (er allein, kann man sagen) die Festung Namur genommen hat, hatte das Pech gehabt, Lafayette bei seiner Flucht zu folgen. Er bereute, kehrte um. Er trat als gewöhnlicher Soldat ins Heer und trug

ohne Murren den Husarensäbel, bis neue Dienste ihm seinen Degen zurückerstatteten.

Geschlossenes Handeln war mit solchen Männern leicht. Sogar die undisziplinierten Banden der Kriegsfreiwilligen, die aus Paris eintrafen, machten sich, einmal eingereiht und im Zaum gehalten, wie Dumouriez selbst zugibt, ausgezeichnet, überwinden die Strapazen, die Entbehrungen besser als die gedienten Soldaten.

Man erkennt gut in seinen Memoiren alles, was er für die Armee getan hat, doch nicht genug, was diese Armee gestützt hat. Es ergeht Dumouriez wie den meisten Militärs, die den moralischen Ursachen nicht genügend Rechnung tragen [17]). Er sieht ab von der großen und furchtbaren Wirkung, die die Einmütigkeit Frankreichs auf die deutsche Armee ausübte. Er scheint all die Lagerhaufen von Nationalgarden nicht zu sehen, von denen die Hügel der Meurthe, der Vogesen und vieler anderer Departements besät sind. Er sieht nicht den Bauern, der vom Rhein bis zur Marne bewaffnet auf seiner Scholle steht. Der Feind aber hat es wohl gesehen, und das ist es, weshalb er so wenig Nachdruck bewiesen, so wenig gekämpft, so wenig Vorteil aus Dumouriez' Fehlern gezogen hat.

Da liegt das Geheimnis des ganzen Feldzugs. Man muß den Erfolg nicht ausschließlich in den militärischen Operationen suchen. Hier herrschte bei einer gewaltigen, aber durchaus äußeren Ordnungslosigkeit eine völlige Einheit der Leidenschaft und des Willens. Und von seiten der Deutschen gab es bei allem Anschein von Ordnung und Disziplin, Zögern und absolute Unklarheit über die Mittel und das Ziel.

Preußen und Österreich handelten durchaus nicht übereinstimmend. Preußen, das man seit langem für Sonderverhandlungen zu gewinnen suchte, war gerade dadurch seinem Verbündeten verdächtig. Österreich hatte ebenfalls die heimliche Absicht, seinen kleinen Raub für sich zu machen, sich im Elsaß oder in den Niederlanden die

[17]) Das ist der allzu häufige Fehler der Militärschriftsteller, besonders der Generale, die ihre eigene Geschichte schreiben. Sie geben den Erfolgen ihrer Berechnungen das Verdienst und vergessen die Leute, ohne deren Aufopferung diese Berechnungen nichts bedeuten würden. — Der größte und unentschuldbarste, Napoleon, nennt in seinen Memoiren bereitwillig die Zahl der Leute, nicht ihre Eigenschaften, das wundervolle, einmütige, unwiderstehliche Menschenmaterial, über das er verfügte. Er scheint von dem unfehlbaren Schwert nichts zu wissen, das die Revolution, seine Mutter, ihm sterbend hinterließ. „Ich hatte so und so viel Mann, so viel sind gefallen," das ist die ganze Leichenrede. Wie! Das ist alles, großer Kaiser?! Kein herzliches Wort für soviel heldenhafte Herzen, für die Sie und das Vaterland eins waren, und die für Sie starben!



Hände zu füllen, aus der Not Ludwigs XVI., den es befreien wollte, seinen Vorteil zu ziehen.

Aus diesem guten Gedanken und mit diesen geheimen Absichten hüteten sie sich wohl, Monsieur den Titel des Regenten Frankreichs zu verleihen, der alle Royalisten um ihn geschart und dem Heer der Emigranten eine neue Energie verliehen hätte. Sie wollten keineswegs durch die Franzosen zum Erfolg kommen. Sie wollten einen Erfolg und fürchteten einen zu großen. Sie wollten und wollten nicht.

Fand sich in der Armee der Emigranten ein kluger, unerschrockener Offizier, wie Herr de Bouillé, so hütete man sich, ihn zu verwenden; man hielt ihn im Hintergrunde, man ließ ihn sich mit der Belagerung von Thionville hinschleppen, man schickte ihn an den Rhein, in die Schweiz, kurz überall hin, wo er nutzlos war.

Es ist interessant, dieses Heer der Gegenrevolution gemächlich über Koblenz und Trier daherziehen zu sehen; übrigens ein schönes, wohl organisiertes, reiches Heer, überladen mit kostbaren Ausrüstungen und einem königlichen Gefolge. Der Braunschweiger, der kommandierende General, hatte gesagt: „Es ist ein militärischer Spaziergang." Der König von Preußen hatte seine Mätressen verlassen, um an dem Spaziergang teilzunehmen. Seine Anwesenheit, die Sorge um sein kostbares Haupt, hätten den Braunschweiger vorsichtig gemacht, selbst wenn er es nicht ohnedies gewesen wäre. Das wesentliche war nicht, zu siegen; die Hauptsache war, den König von Preußen nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen, ihn gesund und heil zurückzubringen.

Das war der Gedanke, den der verständige Herzog von Braunschweig unausgesetzt berücksichtigen mußte, und darauf beschränkte sich der Erfolg des Unternehmens.

Der Braunschweiger war bereits ein Mann in Jahren; er war selbst souveräner Fürst; es war ein ungemein unterrichteter Mann, und um so zaudernder, skeptischer. Wer viel weiß, zweifelt viel. Das einzige, an was er glaubte, war das Vergnügen. Das Vergnügen aber, über die Jahre hinaus fortgesetzt, entkräftet nicht nur den Leib, sondern die Willenskraft. Der Herzog war tapfer, gelehrt, geistvoll geblieben, er besaß Ideen und Erfahrungen; nur hatte er den Willen verloren.

In diesem Heer von Königen, von Fürsten, gab es unter anderen einen souveränen Fürsten, den Großherzog von Weimar; und mit ihm war sein Freund, der Fürst im Reiche des deutschen Geistes, wir sagten es schon, der berühmte Goethe. Er war gekommen, den Krieg mit anzusehen, und unterwegs, in einem Packwagen, schrieb

er die ersten Bruchstücke des „Faust", den er bei der Heimkehr veröffentlichte [18]).

Keine Idee, kein Grundsatz leitete diese Armee. Langsam rückte sie vorwärts, wie das natürlich war, da sie keinen Grund hatte, voranzudrängen. Da waren die Emigranten, baten, flehten, erschöpften sich vor Ungeduld. Der Braunschweiger überlegte. Es ist wahr, er konnte diese Partei ergreifen; doch die andere Partei hier war ebenso wertvoll, wenn die dritte nicht noch besser war. Als man sich schließlich entschlossen hatte, etwas zu tun, wurde durch den klugen Prinzen Hohenlohe oder den noch klügeren Österreicher Clerfayt langsam an die Ausführung gegangen. Man muß bedenken, daß es dreißig Jahre lang keinen Krieg gegeben hatte. Der heldenhafte Kriegszug des großen Friedrich war etwas in Vergessenheit geraten. Die verständige Taktik der österreichischen Generale war sehr geschätzt. Warum sollte man so schnell vorgehen, wenn man fast ohne sich zu rühren, die besten Resultate erzielen konnte?

„Sollte ich übrigens nicht den Royalisten, deren Unterstützung Sie mich versichern, etwas Zeit lassen, sich zu entscheiden und in Bewegung zu setzen?" sagte der Herzog von Braunschweig zu unseren feurigen Emigranten. „Gewiß werden sie sich einfinden, die Deputationen eines Volkes, das die Befreiung froh begrüßen und seinen Befreiern den Unterhalt gewähren wird. Noch sehe ich sie nicht."

Nun, weit gefehlt, daß er sie sehen konnte! Der Bauer verhielt sich auf der ganzen Linie verbissen unbeweglich, verbarg sein Korn, schloß es fort, drosch es in Eile und schaffte es weg. Die Deutschen verwunderten sich, so wenig Hilfe zu finden. Sie nahmen Longwy und Verdun, wie man gesehen hat, doch durch den Verrat einiger royalistischer Offiziere, durch das Entsetzen einiger Bürger, die das Bombardement befürchteten. Zwei Zufälle, weiter nichts. Die Soldaten der Garnisonen, die Freiwilligen aus den Ardennen, jene von Maine-et-Loire, die so gezwungen wurden, sich zu ergeben, zeigten die tiefste Entrüstung. Ich habe den Tod Beaurepaires berichtet. Der junge Offizier, den man zwang, dem König von Preußen die Übergabe Verduns zu überbringen, gehorchte nur unter dem Zeichen wirklicher Verzweiflung; sein Antlitz war tränenüberströmt. Der König fragte nach dem Namen des jungen Mannes; er hieß Marceau.

Mézières, Sedan, Thionville zeigten den guten Willen, sich besser

[18]) Goethe begann den Faust viel früher, auch hatte er schon vor dem Kriege Bruchstücke daraus veröffentlicht. Anmerkung des Herausgebers.



zu halten als Verdun. Man belagerte Thionville und mit ansehnlichen Kräften (die Belagerer erhielten eine Verstärkung von zwölftausend Mann). Der französische General Wimpfen, der sich in der Festung befand, zeigte viel Eifer; seine Verteidigung war offensiv; jeden Augenblick machte er dem Feind in kühnen Ausfällen seinen Besuch.

Der Braunschweiger war in Verdun eingezogen und fühlte sich da so wohl, daß er eine Woche blieb. Hier begannen schon die Emigranten, die sich um den König von Preußen scharten, diesen an seine gegebenen Versprechungen zu erinnern. Dieser Fürst hatte beim Aufbruch die seltsamen Worte geäußert (Hardenberg hörte sie): Er werde sich nicht in die Regierung Frankreichs einmischen, er werde nur dem König die absolute Gewalt zurückgeben. Den König dem Königtum zurückgeben, die Priester den Kirchen, die Besitztümer den Besitzern, das war sein ganzer Ehrgeiz. Und was verlangte er von Frankreich für diese Wohltaten? Keine Gebietsabtretung, nichts als Rückerstattung der Kosten eines Krieges, der zu seiner Befreiung unternommen war.

Dies kleine Wort, „Zurückgabe des Besitzes“ besagte vieles. Der große Eigentümer war die Geistlichkeit; es handelte sich darum, ihr einen Besitz von vier Milliarden wiederzubeschaffen, die Verkäufe daraus, die im Januar 1792 eine Milliarde betrugen und die seitdem, in neun Monaten, ungeheuer zugenommen hatten, zu annullieren. Was wurde aus den zahllosen Verträgen, zu denen diese gewaltige Operation die direkte oder indirekte Ursache gewesen waren. Nicht nur die Käufer wurden dadurch benachteiligt, sondern alle, die das Geld hergeliehen hatten und die Wiederkäufer, an die sie weiterverkauft hatten; eine Menge anderer Leute . . . Ein großer Volkshaufe, den ansehnliche Interessen tatsächlich an die Revolution knüpften. Diese seit mehreren Jahrhunderten dem eigentlichen Ziel der frommen Gründer entzogenen Güter hatte die Revolution ihrer wahren Bestimmung wieder zugeführt: dem Leben und dem Unterhalt der Armen. Ein neues Frankreich war in der kurzen Spanne Zeit entstanden. Und diese Unwissenden, die das Ausland hereinführten, hatten keine Ahnung. Weder die beiden Agenten Monsieurs noch die des Herrn von Caraman, Geheimagenten Ludwigs XVI., die sich beim König von Preußen befanden, benachrichtigten ihn von der Gefahr, an eine so schwerwiegende Sache zu rühren.

Er war kaum in Verdun, als er (oder als man in seinem Namen) den Gemeindebeamten aller Ortschaften gebot, die verfassungsmäßigen Priester zu verjagen, jene, die den Eid nicht geleistet, wieder einzusetzen und ihnen die Standesamtsregister zurückzugeben,



kurz, den Geistlichen wiederzuerstatten, was ihnen gebührte. Das gleiche geschah an der Nordgrenze. In allen Dörfern von Französisch-Flandern, die vorübergehend von den Österreichern besetzt wurden, war es ihre erste Sorge, die unvereidigten Priester wieder einzusetzen.

Bei den bezeichnenden Worten von Wiedereinsetzung der Priester usw., spitzte der Landmann die Ohren und begriff, daß es die völlige Gegenrevolution war, die da in Frankreich eindrang, daß es in Menschen und Dingen zu einer ungeheuren Umwälzung kommen würde.

Nicht alle hatten Flinten, wer aber welche hatte, der griff zu ihnen. Wer Heugabeln hatte, nahm sie, wer Sensen hatte, nahm diese.

Ein Wunder geschah auf Frankreichs Erde. Sie schien sich beim Durchzug des Auslands plötzlich zu wandeln. Sie wurde eine Wüste. Das Getreide verschwand, und als hätte ein Sturmwind es entführt, enteilte es nach Westen. Nur eines blieb auf dem Weg des Feindes zurück, die unreifen Trauben, Krankheit und Tod.

Der Himmel war mit im Bunde. Ein beständiger, unermüdlicher Regen strömte auf die Preußen herab, durchnäßte sie bis auf die Haut, folgte ihnen getreulich, bereitete ihnen den Weg. Schon in Lothringen fanden sie Schlamm, bei Metz und Verdun war die Erde voll Pfützen, und die Champagne endlich war für sie ein regelrechter Sumpf, wo der Fuß in einer Kreidesuppe versank und überall in einer Falle festzusitzen schien.

Die Leiden waren bei beiden Heeren ungefähr die gleichen. Regen und wenig Verpflegung, schlechtes Brot, schlechtes Bier. Doch der moralische Zustand war sehr verschieden. Der Franzose sang, und er hatte Wein im Herzen. Fröhlich verzehrte er im Hafer oder Buchweizen das Brot der Freiheit.

Auch dieser kühne Gascogner [19]), der ihn zum Kampfe führte, hatte in Blick und Wort einen Strahl des Südens, der in die düstere Zeit hineinleuchtete. Dumouriez' Blick erwärmte die Herzen. Der General war heiter, und die Armee war es auch. Der Truppenkörper, den er nach Flandern kommandiert hatte, und der, sehr wagemutig und kriegerisch, wieder zu ihm stieß, hatte in seinem ersten Quartier fast täglich Bälle gegeben, und oft gab man sie auf feindlichem Gebiet.

Diese Armee hatte mit den Ausschreitungen im Inneren nicht das geringste zu tun. Sie vernahm mit Grauen davon und gab der Volks-

[19]) Gascogner von Charakter, Provençale von Abstammung, geboren in der Pikardie.



armee, die man ihr aus Châlons zusandte, eine gründliche Lehre. Das war ein Wirbelsturm Freiwilliger, teils Fanatiker, teils Räuber, die nach der Lektüre von Marats Rundschreiben dasselbe sofort in die Tat umsetzten und mehrere Personen töteten. Sie kamen an und brüllten nach Dumouriez, riefen nach dem Verräter, forderten sein Haupt. Sie waren ganz erstaunt, wie leer es um sie herum wurde. Keiner sprach mit ihnen. Am anderen Tag Besichtigung durch den General. Sie sehen sich zwischen einer sehr zahlreichen und sehr feindlichen Kavallerie, bereit, sie niederzusäbeln, und einer bedrohlichen Artillerie, die beim geringsten Zeichen in sie hineingeschossen hätte. Da kommt Dumouriez mit seinen Husaren auf sie zu und sagt zu ihnen: „Ihr habt euch entehrt. Es sind Schurken unter euch, die euch zum Verbrechen drängen; jagt sie selber davon. Bei der ersten Meuterei schicke ich euch zum Teufel. Ich dulde hier weder Mörder noch Henkersknechte . . . Werdet ihr so wie die, unter denen eingereiht zu sein ihr die Ehre habt, so werdet ihr in mir einen Vater finden."

Sie mucksten sich nicht und wurden sehr gute Soldaten. Sie machten sich den allgemeinen Geist der Armee zu eigen. Diese Armee war hochherzig, wahrhaft heldenhaft an Mut und Menschlichkeit. Man konnte das später beim Rückzug der Preußen beobachten. Als die Franzosen sie hungernd, krank und fahl sich mühsam daherschleppen sahen, betrachteten sie sie voll Mitleid und ließen sie vorüberziehen. Alle, die sich ergaben, sahen das französische Lager in ein deutsches Hospital verwandelt und fanden in ihren Feinden Krankenpfleger [20]).

Die zuerst recht schwache französische Armee war aber flinker und beweglicher als die Preußen. Es galt, die zerstreuten Korps zu vereinigen. Das war es, was Dumouriez mit bewunderungswürdigem Blick, mit Kühnheit und Lebhaftigkeit tat; er besetzte alle Hohlwege der Argonnen in Gegenwart des Feindes. Der Österreicher, der die Maas überschritten hatte, berührte bereits den Wald; er war vollkommen Herr, es Dumouriez zu verbieten. Dieser zwang ihn durch einen Scheinangriff, über die Mosel zurückzugehen, raubte

[20]) Es ist nicht das erstemal, daß die Franzosen ihre Feinde gepflegt, beköstigt haben. Das zeigte sich bei der Einnahme von La Rochelle (1627) und schon früher in den spanischen Kriegen des vierzehnten Jahrhunderts. Ein Engländer stellt ihnen dies Zeugnis aus: „Als der Herzog von Lancaster in Kastilien einfiel und seine Soldaten Hungers starben, forderten sie freies Geleit und gingen ins Lager der Kastilianer über, wo es viele verbündete französische Truppen gab. Diese waren vom Elend der Engländer gerührt, behandelten sie voll Menschlichkeit und beköstigten sie mit ihren eigenen Lebensmitteln: De suis victualibus refecerunt. (Walsingham, S. 342.)

ihm sozusagen heimlich die umstrittene Stellung und besetzte die Wege dem verdutzten Österreicher vor der Nase (7. September).

Er allein, so versichert er, vertrat gegen alle die Ansicht, daß dieser Strich der Argonnen verteidigt werden müsse, der die reiche Gegend von Metz, Toul und Verdun von der Champagne Pouilleuse trennt. Vergebens bestand man darauf, er solle sich auf Châlons zurückziehen und die Strecke an der Marne verteidigen. Er konnte das Gerede verachten; jeder andere General wäre gezwungen gewesen, nachzugeben. Dumouriez aber hatte während des Feldzugs Westermann bei sich, für sich, der für ihn eintrat und ihn stützte, das heißt also Danton.

Er beging nur die Torheit, nach Paris zu schreiben: „Die Argonnen seien die Thermopylen Frankreichs, er werde sie verteidigen und glücklicher sein als Leonidas.“ Der französische Leonidas sollte verlieren wie der andere. Er gesteht selbst mit einem Freimut, wie nur große Männer ihn haben, daß er einen der Pässe in den Argonnen schlecht bewachte, und daß er sich zur Umkehr zwingen ließ (13. September).

Zwei seiner Unterfeldherren waren in vollem Rückzug, und er wußte nicht einmal, wo sie waren. Er sah sich einen Moment lang auf fünfzehntausend Mann angewiesen, hilflos verloren, falls die Österreicher, welche die Pässe erobert hatten, aus ihrem Vorteil Nutzen zogen. Sie ließen wieder Zeit verstreichen. Inmitten einer regnerischen Nacht führte Dumouriez ganz leise den Rückzug aus, und er wurde so langsam verfolgt, daß er seine Truppen wieder sammeln und aus Rethel Beurnonville mit zehntausend Mann kommen lassen konnte. Dieser Rückzug wurde zweimal durch eine unbeschreibliche Panik gestört, als eintausendfünfhundert österreichische Husaren, die etwas reitende Artillerie mit sich führten, sechsmal größere Heereskörper auseinander trieben. Schlimmer war, daß zweitausend Mann, die dreißig, vierzig Meilen durcheilten, überall verkündeten, daß die Armee vernichtet sei. Das Gerücht drang bis nach Paris, und man war dort sehr alarmiert, bis Dumouriez selber die Sache genau so, wie sie sich zugetragen hatte, an die Nationalversammlung schrieb. Die Versammlung und die Minister, alle erwiesen sich hier wundervoll. Trotz dieses doppelten Unfalls stützten die girondistischen Minister einerseits und Danton anderseits Dumouriez einmütig. Stark und entschlossen hielt man zu dem Rückzugsgeneral. Der weichende Dumouriez, die verfolgte Armee, sie machten halt, getragen von den unerschütterlichen Herzen Frankreichs.

Er bezog am 17. September das Lager von Sainte-Menehould, und



vor ihm hatten die Preußen die gegenüberliegenden Höhen besetzt, das Lager de la Lune genannt. Sie waren Paris näher, er näher an Deutschland. Wer von beiden hatte den anderen gefaßt? Es ließ sich streiten. „Wir schneiden ihn von Paris ab," sagten die Preußen. In Wirklichkeit war ihre Lage sehr schlecht. Ihr schwerfälliges losgetrenntes Heer konnte seinen Weg nicht leicht verfolgen, angesichts einer flinken, feurigen Armee, die es von hinten zusammenpreßte. Sie konnten sich nicht verpflegen; ihre Kriegszufuhr kam ihnen nur aus dem Inneren Deutschlands und blieb unterwegs stecken. Frankreichs Erde wies sie ab, gab ihnen nichts zum Leben. An ihnen war es, die Erde zu kauen, zuzusehen, was sie aus der Kreide herausholen konnten. Ihre Armee mit ihrem ganzen königlichen Troß war nunmehr weiter nichts als ein Leichenzug, der auf allen Wegen Männer liegen ließ. Die Entmutigung war außerordentlich. Sie sahen sich in dieser schlammigen Champagne festgehalten, unter einem erbarmungslosen Regen, traurige Schnecken, die fast ohne voranzukommen von Wasser zu Wasser krochen.

Dumouriez, zu dem am 19. Kellermann stieß, sah sich in einer Stärke von sechsundsiebzigtausend Mann, zahlreicher als die Preußen, die nur siebzigtausend hatten. Diese, die weit in Frankreich eingedrungen waren und Thionville und andere Orte seitwärts liegen gelassen hatten, erfuhren, daß zur selben Stunde ein französisches Heer mitten in Deutschland war. Custine marschierte auf Speyer, das er am 19. im Sturm nahm. Man rief ihn nach Mainz, nach Frankfurt. Ein revolutionäres Deutschland, ein Frankreich sozusagen, erhob sich unvermutet, um von der anderen Rheinseite her Frankreich die Hand zu bieten.

Hier eilte die Bevölkerung mit solcher Begeisterung zum Kampf, daß die Obrigkeit Angst bekam und sie zurückhielt. Wirre Massen, fast ohne Waffen, strömten einem Punkte zu. Man wußte nicht, wie man sie unterbringen, wie verpflegen sollte. Im Osten, besonders in Lothringen, waren die Höhen, alle beherrschenden Posten zu ebenso vielen mit gefällten Bäumen roh befestigten Lagern geworden, nach Art der alten Feldlager zu Cäsars Zeiten. Vercingétorix hätte sich bei diesem Anblick mitten in Gallien geglaubt. Die Deutschen mußten sich das sehr überlegen, wenn sie diese Volkslager querten, hinter sich ließen. Wie würde ihre Rückkehr sein? Wie würde eine Flucht mitten durch die feindlichen Massen verlaufen, die von allen Seiten, wie die Fluten bei einer Schneeschmelze auf sie herniederbrechen würden? . . . Sie sollten es spüren: nicht mit einer Armee hatten sie es zu tun, sondern mit Frankreich.

Solcher Art waren ihre tatsächlich ernsten Bedenken, als sie,

ohne es hindern zu können, die Vereinigung Dumouriez' und Kellermanns sich vollziehen sahen. Dieser, ein alter elsässischer Haudegen aus dem Siebenjährigen Krieg und sehr eifersüchtig auf Dumouriez, war seinen Anordnungen nirgends gefolgt. Er hatte sich von ihm etwas entfernt. In dem Tal, das die beiden Heerlager, das französische und das preußische, schied, hatte er sich vorn auf einer Erhöhung, einem vorgeschobenen Hügel postiert, auf dem sich die Mühle von Valmy befand. Eine gute Stellung für den Kampf, abscheulich für den Rückzug. Kellermann hätte nur kehrt machen können, indem er seine Armee unter größter Gefahr über eine einzige Brücke passieren ließ. Er konnte sich weder auf Dumouriez' rechten Flügel zurückziehen, noch auf Dumouriez' linken Flügel, von denen er durch andere Sümpfe und ein tiefes Tal getrennt war.

Also, da war kein leichter Rückzug möglich; für den Kampf aber war die Stellung um so schöner und kühner. Die Preußen konnten an Kellermann nur heran, indem sie Dumouriez' volles Feuer in die Flanke bekamen. Ein schöner Platz zum Siegen oder Sterben. Diese begeisterte aber wenig krieggeübte Armee hatte es vielleicht nötig, daß man ihr den Rückzug abschnitt.

Für die Preußen wiederum war es eine gute Lehre und Anregung zum Überlegen: sie mußten begreifen, daß sie, die sich so postiert hatten, nicht weichen wollten.

Obgleich Kellermann sich anders aufgestellt hatte, als es ihm Dumouriez gesagt hatte, obgleich er, entgegen seinem Rat diesen vorgeschobenen Posten bezogen hatte, setzte Dumouriez den größten Eifer darein, ihn von rechts und links zu stützen. Alle kleinliche Leidenschaft, jeder Wettstreit zerstob in diesem großen Ereignis. Wäre es unter Generalen des ancien régime ebenso gegangen? Ich habe Mühe, es zu glauben. Wie oft haben die Rivalität, die Intrigen der höfischen Generale, die sich auf dem Schlachtfeld fortsetzten, unsere Niederlage herbeigeführt!

Nein, sie waren alle hochherzig geworden; sie übertrafen sich selbst. Dumouriez war nicht mehr der zweifelhafte Mensch, die verdächtige Persönlichkeit; er war großzügig, uneigennützig, heroisch; er arbeitete für Frankreichs Heil und seines Kollegen Ruhm; er kam selber stundenlang in seine Reihen, die Gefahr mit ihm zu teilen, ihn zu ermutigen, ihm beizustehen. Und Kellermann war nicht mehr der Kavallerieoffizier, der brave und mittelmäßige General, der er sein Leben lang gewesen war. Er war an jenem Tag ein Held und auf gleicher Höhe mit dem Volk; denn bei Valmy war es wirklich das Volk, weit mehr als die Armee. Kellermann hat stets mit Rührung und Verlangen des Tages gedacht, da er ein Mann, nicht



nur ein Soldat gewesen war, des Tages, da sein alltägliches Herz einen Moment vom Geiste Frankreichs heimgesucht war. Er hat ersucht, dies Herz möge in Valmy zur Ruhe gebettet werden.

Die Preußen ahnten so gar nicht, mit wem sie es zu tun hatten, daß sie glaubten, Dumouriez erwischt, ihm den Weg abgeschnitten zu haben. Sie bildeten sich ein, dieses Heer von Vagabunden, von Schneidern und Seifensiedern, wie die Emigranten sagten, habe es eilig, sich in Châlons, in Reims zu verbergen. Sie waren ein wenig erstaunt, als sie sie so wagemutig bei der Mühle von Valmy in Stellung sahen. Sie nahmen wenigstens an, diese Leute, von denen die meisten nie eine Kanone gehört hatten, würden sich über das neue Konzert aus sechzig Feuerschlünden verwundern. Sechzig antworteten ihnen, und alle Tage ertrug das zum Teil aus Nationalgarden zusammengesetzte Heer eine Prüfung, die schlimmer war als irgendein Kampf: das Aushalten im Feuer. Man schoß des Morgens in den Nebel und später in den Rauch. Der Abstand war jedoch nur klein. Man schoß in eine Masse; es kam wenig darauf an, genau zu schießen.

Diese lebende Masse eines ganz jungen, von seinem ersten Kampf erregten Heeres, einer feurigen, französischen Armee, die darauf brannte, vorzugehen, und dort von den Kugeln festgehalten wurde, sie zu Tausenden empfing, ohne zu wissen, ob die ihrigen trafen, sie bestand, diese Armee, vielleicht die schwerste aller Proben. Man tut unrecht, die Ehre dieses Tages zu verkleinern. Ein Angriffsgefecht oder eine Erstürmung hätte Frankreich weniger geehrt.

Einen Augenblick schienen die sicher gezielten Granaten der Preußen Verwirrung anzurichten. Sie fielen auf zwei Munitionswagen, die explodierten und viele Leute töteten oder verwundeten. Als die Wagenführer vor der Explosion davonliefen, gerieten einige Bataillone ins Wanken. Das Unglück wollte es, daß überdies gerade jetzt eine Kugel Kellermanns Pferd traf und ihn zu Boden warf. Sehr kaltblütig bestieg er ein anderes, schloß von neuem die weichenden Reihen zusammen.

Die Preußen ließen die Kavallerie zur Unterstützung der Infanterie in der Schlacht und bildeten aus diesen drei Kolonnen, die auf das Plateau von Valmy losmarschierten (gegen elf Uhr). Kellermann sieht das mit an, formiert gegenüber ebenfalls drei Kolonnen und läßt auf der ganzen Linie weitergeben: „Nicht schießen, sondern abwarten, mit gefälltem Bajonett."

Es folgte ein Augenblick der Stille. Der Rauch zerteilte sich. Die Preußen waren herabgekommen, sie durchquerten den Zwischen-



raum mit der Würde einer alten Armee Friedrichs, und sie begannen zu den Franzosen hinaufzusteigen.

Der Herzog von Braunschweig stellte sein Fernglas ein, und er sah ein überraschendes, sonderbares Schauspiel. Dem Beispiel Kellermanns folgend, hatten die Franzosen ihre Mützen auf die Spitze der Degen, der Säbel, der Bajonette gesteckt und einen langen Ruf ausgestoßen . . . Dieser Ruf von dreißigtausend Mann erfüllte das ganze Tal: es war wie ein Freudenruf, nur erstaunlich lange ausgedehnt; er dauerte kaum weniger als eine Viertelstunde. Er begann immer von neuem mit erneuter Kraft; die Erde erbebte davon . . . Er lautete: „Es lebe die Nation!“

Die Preußen stiegen fest und düster empor. Doch wie fest jeder Mann auch war, die Reihen wankten, bekamen zeitweise Lücken, die sich wieder füllten. Das war, weil sie von links durch Dumouriez einen Eisenhagel erhielten.

Der Herzog von Braunschweig suchte das unnütze Blutvergießen zu vermeiden und ließ zum Sammeln blasen.

Der geistvolle und kluge General hatte sehr gut erkannt, daß die Armee dort ihm gegenüber eine Erscheinung bot, wie sie seit den Kreuzzügen kaum gesehen worden war: ein Heer von Fanatikern und, wenn nötig, von Märtyrern. Er wiederholte dem König, was er, entgegen den Emigranten, stets vertreten hatte, daß die Sache schwierig und bei den guten Aussichten, die Preußen im Norden hatte, durchaus unnötig und unklug war, sich mit den Leuten hier einzulassen.

Der König war höchst unzufrieden, gekränkt. Gegen vier oder fünf Uhr war er der ewigen Kanonade müde, die nur den Erfolg hatte, den Feind kriegstüchtig zu machen. Er fragte den Herzog von Braunschweig nicht um seinen Rat, sondern sagte, man solle zum Angriff trommeln.

Er selber, sagt man, näherte sich mit seinem Regimentsstab, um diese Rasenden, Wilden aus größerer Nähe zu betrachten. Er drängte seine mutige und fügsame Infanterie in das Kartätschenfeuer nach der Hochebene von Valmy hin. Und beim Vorrücken erkannte er die entschlossene Haltung derer, die ihn da oben erwarteten.

Sie hatten sich schon an den Donner gewöhnt, den sie seit so vielen Stunden vernahmen, und sie begannen darüber zu lachen.

Über dieser ganzen jungen Armee schwebte es wie ein heldenhaftes Leuchten, von dem der König nichts begriff — wenn nicht seine Umkehr nach Preußen.

Eine deutlich erkennbare Sicherheit herrschte in ihren Reihen.



Und diese freudige junge Armee, die ihn von droben anblickte, das war bereits die Armee der Republik.

Am 20. September durch den Sieg gegründet, wurde sie am 21. in Paris, im Konvent, beschlossen.

Siebentes Kapitel

Begeisterte Aufnahme der vorrückenden Franzosen Die Vendée gegen Frankreich (September—November 1792)

Leichte Eroberung Nizzas. — Savoyen schließt sich Frankreich an (Ende September). — Die Bevölkerung am Rhein ruft Frankreich herbei. — Speyer, Worms, Mainz (September—Oktober). — Das bombardierte Lille schlägt die Österreicher zurück (6. Oktober). — Frankreich wider seinen Willen siegreich. — Die befreiten Völker wollen Franzosen sein. — Frankreich nimmt sie nur auf, um sie zu retten. — Es findet einen Feind in seinem Innern. — Undankbarkeit der Vendée. — Ihr erster Kampf (24. bis 25. August). — Parteilichkeit der Revolution für den Landmann (6. August) — Die Revolution christlicher als die Vendée.

Der Konvent hatte am 21. September an der Flaggenstange der Tuilerien die Fahne der Republik gehißt. Noch waren keine zwei Monate verflossen, als alle benachbarten Völkerschaften diese Fahne geküßt, sie den Türmen ihrer Städte aufgepflanzt hatten.

Am 24. und 29. September öffnen Chambéry, Nizza ihre Tore, die Tore Italiens. Mainz begrüßt am 24. Oktober unsere Armeen. Am 14. November wird in Brüssel die Trikolore gehißt; England und Holland sehen sie voll Entsetzen auf Antwerpens Türmen flattern.

In einem Zeitraum von nur zwei Monaten war die Revolution ringsum über ihre Ufer getreten; sie stieg, heilsam und fruchtbar gleich dem Nil.

Das Wundersamste an dieser wundervollen Eroberung war, daß es eben kein Eroberungszug war. Es war weiter nichts als eine gegenseitige brüderliche Hingabe. Zwei lange getrennte Brüder finden sich wieder, umhalsen sich; das ist die große und einfache Geschichte.

Schöner, einzig dastehender Sieg! Nie wieder erlebt! Es gab keine Besiegten!

Alle Völker wiederholten: „Allons, enfants de la France!“ . . . Und warfen sich in unsere Arme.

Und die Nationen boten sich dagegen selbst an, gaben sich hin. Alle machten sie Frankreich Zeichen, baten es, sie zu erobern.

Wir wollen im folgenden die Eroberung Nizzas, das gewissermaßen die Pforte nach Italien bildet, berichten.

Der König von Sardinien hatte umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Er hatte an der Grenze ein Heer stehen, um in Frankreich einzufallen, eine zahlreiche Artillerie, zweihundert Kanonen; die Franzosen hatten vier. Er hatte geschulte Truppen. Wir hatten kaum andere als die Nationalgarden. Der General Anselme erhält Befehl, vorzugehen. Das war scheinbar unmöglich: das Unmögliche geschieht ohne Schwertstreich. Eine französische Flotte macht Anstalten, den Piemontesen in den Rücken zu fallen; Anselme bestellt Quartiere für vierzigtausend Mann (er hatte nur zwölf). Das genügt. Die gewaltige Armee weicht zurück. Nizza ergibt sich. Die Festungen beeilen sich, ihre Tore zu öffnen. Anselme begibt sich ganz allein mit vierzehn Dragonern nach Villefranche, fordert die Übergabe, bedroht es und nimmt es in Besitz; er findet hier hundert Geschütze, fünftausend Gewehre, ungeheure Mengen Munition, zwei Kriegsschiffe im Hafen.

Savoyen kostete noch weniger; es bedurfte weder List noch Drohung.

Es verdankte seine Befreiung seiner heißen Liebe zur französischen Kokarde. Die in Chambéry zahlreichen, dreisten und streitsüchtigen Emigranten hatten einem Kaufmann die dreifarbige Kokarde abgerissen. Zur Vergeltung befestigten die Savoyarden die royalistische Kokarde den Hunden an die Schwänze. Das war der Beginn zu ihrer Revolution. Sie war einmütig, kein Mensch widersetzte sich. Der französische General Montesquiou näherte sich vorsichtig; er hatte beim Betreten Savoyens ein Korps entsandt, um vor allem die Schreckschanzen zu werfen, die man ihm entgegenstellen würde. Sie wurden mühelos genommen; keiner war da, die Piemontesen waren abgezogen. Montesquiou wartete nicht auf seine langsam folgende Armee, sondern galoppierte nach Chambéry. Er ganz allein eroberte das Land, betrat triumphierend diese Stadt, unter dem Jubel eines freudetrunkenen Volkes. Die Kommissare des Konvents, die bald zu ihm stießen, empfanden Staunen und tiefe Ergriffenheit, als sie hier ein unbekanntes, ein altes, naives Frankreich entdeckten, das sich in der Sprache Heinrichs IV. stammelnd zur Revolution bekannte. Nichts Eigenartigeres und Rührenderes, als hier, lebendig und jung wie gestern alle unsere alten Geschichten wiederzufinden. Man singt noch im Tale von Chamonix wie eine neue Sache die Klage des Herrn de Biron, der 1602 ge-



storben ist. O liebenswürdiges Volk des heiligen François de Sales, Volk, das einen Rousseau gemacht (wer hat ihn gemacht, wenn nicht die Charmettes?), wieviel verdankte Frankreich diesem Volk! Welche Freude war es für den einen wie den anderen, einander nach so vielen Jahrhunderten wiederzufinden! Und glühend umarmten sie sich, die beiden neuvereinten Brüder, unter dem Bann der Freiheit!

Sowie dieses prächtige Volk erfuhr, daß seine Befreier kämen, war es nicht mehr zurückzuhalten. Geschlossen ging es ihm entgegen. Es war wie eine allgemeine Erhebung des ganzen Landstriches. Eine ungeheure Menge stieg von allen Bergen nach Chambéry herab, in unwillkürlicher Begeisterung, in einmütiger freudiger und dankbarer Ergriffenheit. Diese armen Leute, von Piemont grausam niedergehalten, das ihnen sowohl Industrie wie Handel verbot, hatten seit langem die Gewohnheit, ihren Lebensunterhalt in Frankreich zu suchen. Und diesmal war es Frankreich, das kam, sie aufsuchte, um ihnen die Freiheit zu bringen.

Ebenso leicht ging es am Rhein, abgesehen von einem kleinen Kampf bei Speyer. Der General Custine hatte Befehl, an der Mosel vorzugehen, und er hätte so für die Zersprengung der Preußen gesorgt. Doch die Deutschen suchten ihn selber auf und führten ihn an den Rhein. Als Herr von Speyer, dessen Tore er sich erzwang, wurde er nach Worms gerufen; ein Lehrer dieser Stadt brachte ihr die französische Armee und schrieb im Namen Custines, im Namen Frankreichs, Deutschlands Appell an die Freiheit. Die Deutschen, die Custine hereinführten, versprachen ihm Mainz. Er zauderte einen Augenblick, fürchtete, abgeschnitten zu werden, zog sich auf Landau zurück. Sie ließen nicht locker; sie suchten ihn wieder auf, nahmen ihn wohl oder übel mit, zwangen ihm diese unfreiwillige Eroberung, auf, die ihn mit Ruhm bedeckte. Einer der Ihren befehligte in Mainz das Ingenieurkorps, er beschloß die Übergabe. Man war sehr überrascht, zu erfahren, daß eine solche Feste sich ergeben habe, die eine ganze Armee zur Garnison hatte, eine gewaltige Artillerie, aus ganz Deutschland zusammengebracht. Aber Deutschland ergab sich. Männer aus Nassau, aus Zweibrücken, aus Nassau-Saarbrücken erschienen an der Barre des Konvents und forderten ihren Anschluß an Frankreich.

Die Preußen hatten jetzt Koblenz erreicht und waren recht froh, ihres Eroberungszuges ledig zu sein; wir werden gleich darauf zurückkommen. Sie dankten ihr Heil teils der Entfernung Custines, teils der gemäßigten Politik Dumouriez'. Dieser wollte Preußen von der Liga gegen Frankreich loslösen. Er meinte, es sei schon genug, ein



solches Heer, das erste in Europa, mit einer ganz jungen, zum Teil aus Nationalgarden bestehenden Armee aufgehalten zu haben. Das war auch Dantons Ansicht, der ebenso klug wie kühn war. Am 25. September hatte ein Schreiben der ausübenden Gewalt den General ermächtigt, wegen der Räumung zu verhandeln. Die Preußen zogen sich also friedlich zurück. Was an Schüssen abgegeben wurde, fiel allein auf die Emigranten.

Unsere Feinde handelten keineswegs gemeinsam. Kaum ziehen die Preußen ab, so kommen die Kaiserlichen herein. Ihr General, der Herzog Albert von Sachsen, offenbar von falschen Informationen bestimmt, setzt sich mit zweiundzwanzigtausend Mann vor Lille fest. Eine so schwache Armee war nicht geeignet, einen solchen Platz zu erzwingen, aber sie reichte hin, ihn in Brand zu schießen. Zwölf Mörser, vierundzwanzig große Geschütze schossen acht Tage lang schonungslos und vorzugsweise auf die bevölkerten und armen Stadtteile, auf die kleinen Häuser, wo die Familien in den Kellern zusammenströmten. Alles das diente nur dazu, Frankreich vor Europa in ganz neuem Lichte erscheinen zu lassen. Man sprach recht oft von der „furie française", von diesem Elan, der beim geringsten Hindernis weicht und stockt, usw. Aber man mußte die Meinung ändern. Frankreich zeigte sich hier wie bei Valmy von unbeugsamem Widerstand.

Das zwecklose Bombardement dauerte acht Tage, worauf das Belagerungsheer sich eilig verzog, ein gut Teil seines Materials zurücklassend; drei französische Armeen drohten. Zunächst die von Lille; ich weiß nicht, wie viele Freiwilligenbataillone sich in die Festung geworfen hatten. Dann eine andere, die La Bourdonnais herführte, ein wenig spät allerdings. Schließlich war Dumouriez durch den Rückzug der Preußen Gelegenheit gegeben, vor Lille einzutreffen.

Frankreich war nicht damit zufrieden, die Preußen und die Österreicher abgewiesen zu haben, es war bis in Deutschlands Herz vorgedrungen, hatte die Hand an den Rhein gelegt. Am gleichen Tage, als das Bombardement Lilles endete, erschienen die deutschen Fahnen, durch Custine vom Rhein gesandt, an der Barre und wurden an der Saalwölbung des Konvents befestigt.

Doch ruhmreicher noch als diese Trophäen des Krieges und des Sieges waren die Abordnungen der Völker, die Franzosen zu werden verlangten. Frankreich war zwiefach siegreich; es hatte zum Siegen weit mehr als nur Kraft, es hatte Liebe.

Frankreich wollte sie beschützen und nicht sie erobern. Es hatte in diesem ersten Augenblick keinen Eroberungsgedanken. Diese Idee kam ihm erst viel später und aus einer Art Notwendigkeit.

Alles, was es zunächst von den befreiten Nationen verlangte, das war, sie sollten frei bleiben, ihr Recht gut wahren, Frankreich als Schwester lieben. Man kann nicht ohne Rührung die ergreifende und naive Adresse lesen, die der Philosoph Anacharsis Clootz den Savoyarden (den Allobrogen, wie man damals sagte) im Namen des Konvents sandte: „Die Republik der Freiheitskämpfer beglückwünscht euch, Freunde . . . Die Allobrogen der Dauphine schließen jene des Mont Blanc in die Arme . . . Wir werden uns gegenseitig beistehen, den Bestand der Freiheit zu sichern. Die einzige Autorität, die Frankreich über euch ausüben will, ist die der Ratschläge. Was ist sein Ziel? Euer Glück . . . Frohes Volk! Indem wir euch ohne Blutvergießen frei machen, vergessen wir alles, was wir geopfert haben. Ihr werdet einen unblutigen Weg von den Königen zu den Gesetzen haben, eine milde Revolution; sie wird hell sein wie eure Ströme und rein wie eure Seen . . ."

Er sagte noch, es sei ein losgetrenntes Frankreich, das zum Vaterland zurückkehre: „Seht die aristokratische Zerstückelung der Schweiz, seht die demokratische Einheit Frankreichs... Wählt... Alles predigt euch die unteilbare Einheit. Würde die Grenze nicht besser hoch oben auf den Alpen sein? Wird Briançon uns nicht besser schützen, wenn wir es auf den Sankt-Bernhard versetzen?..."

Der Konvent zögerte in bewunderungswürdiger Mäßigung, diese Adresse zu senden, die den Anschluß Savoyens vorauszukünden schien und ihm vielleicht den Glauben gegeben hätte, daß man ihm nicht volle Freiheit lasse, seine Geschicke selbst zu lenken.

Das war die schöne und edelmütige Entschließung, die im Konvent gefaßt wurde, und die die edle Zurückhaltung bewies, die Frankreich gegen die Aufnahme dieser Völker, die ihm zu Füßen lagen und um Aufnahme baten, zutage legte.

Am 19. hatte der Konvent auf Antrag von La Reveillère-Lepeaux erklärt: „Daß jedes Volk, das frei sein wolle, bei ihm Unterstützung und Brüderlichkeit finden würde."

Allein durch diesen Ausspruch wurde Frankreichs Fahne zur Fahne der Menschheit, der allgemeinen Befreiung gemacht.

Es gab nur ein einziges blindes Volk, die Vendée.

Zur nämlichen Zeit, als die Emigranten, den Feind bei der Hand führend, ihm unsere östlichen Grenzen öffnen, am 24. und 25. August, dem Jahrestag der Bartholomäusnacht, bricht im Westen der Krieg der Vendée aus, der Krieg der Priester.

Bemerkenswerterweise war es der 25. August, derselbe Tag, an dem der Bauer der Vendée die Revolution angriff, daß die Revolution in ihrer großmütigen Parteinahme den jahrhundertelangen



Phot. Braun, Paris & Dornach

Erstürmung der Tuilerien am 10. August 1792.
Nach dem Gemälde von Duplessis-Bertaux (1793) in der Galerie zu Versailles.

Prozeß zugunsten der Bauern entschied, die Feudalrechte ohne Entschädigung abschaffte. — Und nicht nur die eigentlichen Feudalrechte, sondern auch den Grundzins. Schon das Wort an sich enthielt eine dem Pächter günstigen Doppelsinn.

Es wurde eine neue Rechtsprechung aufgestellt, zum Vorteil des Landmannes gegen den Grundherrn, die nichts Geringeres war, als eine heftige Reaktion gegen die frühere feudale Unbilligkeit. Die Revolution sagte gewissermaßen: „Tausend Jahre lang hat man — zu Recht oder Unrecht — gegen den Armen geurteilt. Gut also, ich urteile heute — zu Recht oder Unrecht — für ihn . . . Er hat genug erduldet, geleistet, verdient. Was ich ihm nicht als das Seinige zuweisen kann, das spreche ich ihm als Entschädigung zu.“

Das ist nicht alles. Das Gesetz vom 25. August sagte ferner zum Gutsherrn: „Wenn das Einkommen, das du von dem armen Mann beziehst, zu Recht besteht und nicht erpreßt ist, so beweise es; beweise es zu Recht, bringe die Urkunde herbei, die beweist, daß du tatsächlich den Boden hergegeben hast.“

In vielen Gegenden war die Urkunde nicht vorhanden.

In mehreren, beispielsweise in den bretonischen Landstrichen der kündbaren Besitzungen, gehörte dem Herrn der Boden, dem Bauern das Haus. Und der Herr konnte ihm dieses Haus bezahlen und ihn vom Boden verjagen.

Die Altzopfigen waren in Verlegenheit. Die Revolution war es nicht. Sie entwirrte den Knoten nicht, sondern hieb ihn durch. Sie gab die Erde dem kündbaren Mann und dem Herrn kündigte sie den Besitz.

War die Entscheidung gesetzlich? Man kann darüber streiten, aber sie war christlich. Nun sind es bald zweitausend Jahre, daß das Christentum uns verkündet, der Arme sei ein lebendiges Glied Jesu Christi. Wie wäre das Recht des Armen in solcher Lehre abzuwägen? Sowie man das versuchte, stellt sich Christus selbst in die Wagschale und drückt sie vom Himmel in die Tiefe nieder.

Die Revolution sprach nicht nur, sie handelte.

Und sie handelte in einer bewunderungswürdigen Maßnahme.

Sie heiligte den Besitz (bei Todesstrafe, im März 1793), den Besitz, das heißt den heimischen Herd, die Beständigkeit der moralischen Sitten, die fruchtbare Anhäufung — wohlverstanden durch das Staatsgesetz geregelt, zum Vorteil des Staates und aller.

Während das feudale England in Schottland und überall für das Lehen gegen den Menschen entschieden hat, so entschied die Revolution in der Bretagne und überall für den Menschen gegen das Lehen.



Die Welt möge hier schweigen und bewundern. Sie versuche, es sich zunutze zu machen. Möge sie den wahrhaft frommen Geist der Revolution erkennen.

Die Vendée führte den Krieg aus ungeheuerlichem Mißverstehen, in einem kaum glaublichen Anfall von Undank, Ungerechtigkeit und Überspanntheit. Die als ruchlos angegriffene Revolution war höchst christlich; sie tat die Dinge, welche das Christentum hätte tun sollen. Und der Priester, was tat er? Er führte durch den Bauern einen höchst heidnischen Krieg, der die Feudalherrschaft wieder eingesetzt hätte, die Herrschaft des Grundbesitzes über den Menschen und der Materie über den Geist.

Grausames Mißverständnis! Diese Vendéer waren ihrem Irrtum überzeugungstreu. Sie sind in ehrlichem Glauben gestorben. Einer von ihnen lag tödlich verwundet unter einem Baum. Ein Republikaner sagt zu ihm: „Gib mir deine Waffen." — Der andere erwidert: „Gib mir meinen Gott!"

Deinen Gott? Armer Mann! . . . Ja, ist es nicht der unsere? Es gibt nicht zwei. Es gibt nur einen Gott, den der Gleichheit und der Gerechtigkeit, den, der am 25. August für dich entschieden hat, am gleichen Tage, da du, Unsinniger, die Hand wider ihn erhoben hast.

Derselbe Gott und derselbe Glaube! Sind nicht beide trotz der Verschiedenheit der Sprache wiederzuerkennen in der Äußerung des patriotischen Soldaten, der genau wie der Vendéer den Stahl im Herzen trug: „Pflanzt mir hier den Baum der Freiheit her!"

Der republikanische Bürgermeister von Rennes, Leperdit, ein Schneider, der diese Stadt von der Schreckensherrschaft und vor der Vendée rettete, wird eines Tages von einer rasenden Menge belagert, die, angeblich aus Hungersnot, seine Beamten steinigen will. Unerschrocken tritt er aus dem Hôtel de Ville, mitten in einen Steinhagel; an der Stirn verletzt, trocknet er lächelnd die Wunde und sagt: „Ich kann nicht die Steine in Brot verwandeln . . . Wenn aber mein Blut euch zur Nahrung dienen kann, so ist es euer bis zum letzten Tropfen." Da hielten sie ein und sanken in die Knie . . . Sie sahen etwas, das größer war als das Evangelium.

Achtes Kapitel

Der Priester, die Frau und die Vendée (August—September 1792)

Die Frau war die treibende Kraft in der Vendée. — Die Frau wurde im allgemeinen gegenrevolutionär. — Die Frau verhindert den Gatten, die Nationalgüter zu kaufen. — War der Westen von 1789 dem Priester, dem Adligen unterworfen? — Der Priester wurde weniger von seiner Haushälterin als von seinem Beichtkind beeinflußt. — Leidenschaftliche Anhänglichkeit der Frauen im Westen für den Priester. — Verzweiflung der Frauen, als das Gesetz den Priester entfernt. — Die Klöster als Herd der Verschwörung. — Die Priester verkündigen den Bürgerkrieg (9. Februar 1792). — Wie sie dazu antreiben. — Erscheinungen, Wunder usw. — Die ersten Metzeleien (Juni 1792). — Der Adel begnügt sich, Geld herzugeben. — Ein Brief des Königs ist die Veranlassung zum Bürgerkrieg in der Bretagne (Juli 1792). — Ausgedehnte Erhebung der Vendée und erster Kampf bei Châtillon und Bressuire (24.—25. August 1792). — Nantes und das Finistère für die Revolution. — Die Vendée findet wenig Nachahmung in Frankreich. — Der Landmann kauft überall die Nationalgüter. — Womit er sein Gewissen beruhigte. — Nichtigkeit der Feudalakte.

Die Revolution ist das Licht an sich. Die feierlichen Verhandlungen des Konvents beginnen vor den Augen Europas. Die Tore öffnen sich ganz weit. Freunde, Feinde, alle können kommen, sehen und hören. Das Probestück der Revolution, ihr erstes Gottesurteil, die Schlacht von Jemappes wird freudig von der jungen Armee Frankreichs gewonnen, beim Singen der Marseillaise, im Sonnenschein, im Tageslicht.

Und gleichzeitig beginnt in den Waldungen und Nebeln des Westens der gewaltige Krieg der Finsternis. In den Gegenden des Morbihan, längs der umnebelten Inseln, im schattigen Dickicht des Maine, im feuchten Labyrinth des vendéeischen Buschwalds treten in zweifelhafter Gestalt die ersten Versuche zum Bürgerkrieg auf. Ein Haus ist niedergebrannt worden, ein Patriot ermordet, und dort unten noch einer. Von wem? Keiner wagt es zu sagen. Der Krieg, der in einem Jahr ein großes Heer vor die Wälle von Nantes führen wird, wagt sich nur scheu hervor, zur Dämmerzeit oder in der Nacht.

Das ist ein Krieg von Gespenstern, von Geistern, die sich nicht fassen lassen. Die widersprechendsten Gerüchte laufen um. Die Untersuchungen bringen keine Klarheit. Nach einem tragischen Vorfall kommen die entsandten Kommissare unerwartet im Kirchspiel an, und alles ist friedlich; der Bauer ist bei der Arbeit, die Frau ist



im Hause, bei ihren Kindern, sitzt da und spinnt; um den Hals ihren großen Rosenkranz. Der Gutsherr? Den findet man bei Tisch. Er ladet die Kommissare ein; die ziehen geschmeichelt wieder ab. Am nächsten Tage beginnen die Morde und Brandstiftungen von neuem.

Wo also können wir den flüchtigen Geist des Bürgerkrieges ergreifen?

Frau und Priester, das ist alles: die Vendée, der Bürgerkrieg.

„Ach, ihr Brigantinnen," sagte eines Abends ein republikanischer Kommandant, der in ein Dorf kam, in dem die Frauen allein übrig blieben, als dieser schauerliche Krieg so viele Männer vernichtet hatte; „die Frauen sind die Ursache unseres Unglücks; ohne die Frauen hätte die Republik schon feste Gestalt, und wir säßen ruhig zu Hause. Vorwärts! Ihr sollt alle umkommen, wir werden euch morgen erschießen. Und übermorgen werden die Räuber selbst kommen und uns töten." (Memoiren der Madame de Sapinaud.)

Er tötete die Frauen nicht. Aber er hatte tatsächlich das treffende Wort über den Bürgerkrieg gesagt. Er wußte es besser als jeder andere. Dieser republikanische Offizier war ein Priester, der die Soutane abgelegt hatte; er wußte genau, daß jedes Werk der Finsternis durch das innige und tiefe Einverständnis zwischen Frau und Priester zustande kam.

Die Frau bedeutet das Haus; aber sie bedeutet ebenso die Kirche und den Beichtstuhl. Dieses dunkle Gehäuse aus Eichenholz, von dem die Frau auf den Knien, unter Tränen und Gebeten, den Funken des Fanatismus empfängt und ihn glühender zurückstrahlt, das ist der wahre Herd des Bürgerkrieges.

Was bedeutet die Frau noch? Das Bett, der allmächtige Einfluß ehelicher Gewohnheiten, die unüberwindliche Macht der Seufzer und Tränen, die auf das Kopfkissen geweint werden. Der Gatte schläft, er ist müde. Aber sie schläft nicht. Sie wälzt sich hin und her; schließlich wird er wach. Jedesmal erfolgt ein tiefer Seufzer, zuweilen ein Schluchzen. „Aber was hast du denn diese Nacht?" — „O weh! Der arme König sitzt im Temple! Ach, sie haben ihn geohrfeigt, wie unsern Herrn Jesus Christus!" — Und wenn der Gatte gerade wieder einschläft: „Es wird erzählt, daß man die Kirche verkaufen will! Die Kirche und das Pastorat! Unglück und Wehe über den, der sie kauft!"

So hatte die Gegenrevolution in jeder Familie, in jedem Hause einen begeisterten, eifernden, unermüdlichen, ganz unverdächtigen, aufrichtigen, naiv-leidenschaftlichen Prediger, der weinte und litt und dem jedes Wort aus einem gebrochenen Herzen kam oder zu kommen schien. Eine unermeßliche, wahrhaft unbesiegbare Macht!



Wenn die Revolution, durch die Widerstände gezwungen, einen Schlag ausführte, so empfing sie dafür den entsprechenden Gegenschlag: die Rückwirkung der Tränen, die Seufzer, das Schluchzen, den Schrei der Frau, die tiefer drangen als Dolche.

Allmählich wurde folgendes Unglück, folgender grausame Zwiespalt deutlich: die Frau wurde allgemein[21]) das Hindernis und der Widerspruch des revolutionären Fortschrittes, den der Gatte verlangte.

Diese Tatsache, die ernsteste und erschreckendste der Zeit, ist zu wenig beachtet worden.

Der Stahl zerschnitt das Leben sehr vieler Männer. Aber da geht noch etwas weit Bedeutsameres vor sich: ein unsichtbarer Stahl zerschneidet das Band der Familie, wirft den Mann auf die eine Seite und die Frau auf die andere.

Dies tragische, jammervolle Geschick vollzog sich um das Jahr 1792. Sei es nun aus Liebe zur Vergangenheit, aus der Macht der Gewohnheiten, sei es aus Kleinmut oder allzu verständlichem Mitleid für die Opfer der Revolution oder sei es schließlich aus Ergebenheit und Abhängigkeit den Priestern gegenüber: die Frau wurde der Anwalt der Gegenrevolution.

Besonders um das materielle Gebiet der Erwerbung der nationalen Güter drehte sich der moralische Streit zwischen Mann und Frau.

Es handelte sich hierbei um die Lebensfrage der Revolution. Da keine Steuern eingingen, hatte sie keine Hilfsquellen außer im Verkauf der nationalen Güter. Wenn sie diesen Verkauf nicht betätigte, so war sie waffenlos, der Invasion ausgeliefert. Das Gelingen der moralischen Revolution, der Sieg ihrer Ideen hing von der finanziellen Revolution ab.

Kaufen war eine Tat der Bürgertugend, die unmittelbar der Wohlfahrt des Landes diente; eine Tat des Glaubens und der Hoffnung.

Das hieß erklären, daß man sich entschlossen dem gefährdeten Staatsschiff anvertraute, daß man mit ihm auf festem Boden landen oder zugrundegehen wollte. Der gute Bürger kaufte, der schlechte Bürger hinderte den Kauf.

Einerseits den Eingang von Steuern, anderseits den Verkauf der nationalen Güter verhindern, der Revolution die Lebensmöglichkeit abschneiden und sie aushungern, das war der einfache, wohlüberlegte Plan der kirchlichen Partei.

Der Adlige brachte den Fremden ins Land, der Priester behinderte

[21]) Das Wort „allgemein“ sagt vielleicht zu viel. Millionen Frauen waren republikanisch und waren es heldenhaft. Dessenungeachtet ist es nur zu wahr, daß die Mehrzahl gegenrevolutionär wurde.



die Verteidigung. Der eine erdolchte Frankreich, der andere entwaffnete es.

Wie hielt der Priester den Fortschritt der Revolution auf? Er verlegte sie in die Familie, er reizte die Frau gegen den Mann auf, er verschloß durch sie in jedem Haushalt den Geldbeutel für die Bedürfnisse des Staates.

Vierzigtausend Kanzeln, hunderttausend Beichtstühle arbeiteten in diesem Sinne. Eine ungeheure Maschine von unschätzbarer Kraft, die ohne Schwierigkeit mit der revolutionären Maschine der Presse und der Klubs wetteiferte und diese zwang, wenn sie siegen wollte, die Schreckensherrschaft aufzurichten.

Aber schon in den Jahren 1789, 1790, 1791 und noch 1792 wütete der kirchliche Terrorismus in den Predigten und in der Beichte. Die Frau kam nur noch gesenkten Hauptes, von Entsetzen gebeugt und völlig gebrochen aus der Beichte nach Hause. Sie sah überall nur noch Hölle und ewige Flammen. Man konnte nichts mehr tun, ohne die ewige Seligkeit zu verlieren. Man konnte nicht mehr den Gesetzen gehorchen, ohne verdammt zu sein. Aber der allertiefste Abgrund, das Entsetzen erbarmungslosester Qualen, die schärfste Teufelskralle, die waren dem Käufer der Nationalgüter bestimmt. Wie hätte die Frau es gewagt, noch ferner mit ihm an einem Tische zu sitzen? Sein Brot war nur Asche. Wie konnte sie mit einem Verdammten schlafen? Seine Frau zu sein, seine andere Hälfte, Fleisch von seinem Fleisch — hieß das nicht, schon jetzt in der Hölle braten und lebend in die Verdammnis eingehen?

Wer kann sagen, auf wie viele Arten der Gatte verfolgt, bestürmt und gequält wurde, damit er nicht kaufe! Niemals hat ein geschickter General, ein verschlagener Anführer wieder und wieder sich abmühend vor den Wällen einer zu erobernden Festung so verschiedenste Mittel angewandt. Diese Güter würden nichts eintragen, ein Fluch laste auf ihnen, das habe man schon an dem Schicksal der Käufer gesehen. War Jean, der gekauft hatte, nicht gleich zu Anfang zugrundegerichtet worden und Jacques durch Überschwemmung? Dem Pierre war es noch schlimmer ergangen, der war vom Dolch gefallen. Paul? Sein Kind war gestorben. Der Herr Pfarrer hat sehr richtig gesagt: „So starb die Erstgeburt in Ägypten!“

Meist antwortete der Gatte nichts, drehte sich um und stellte sich schlafend. Er wußte nicht, was er auf diese Flut von Worten erwidern sollte. Die Frau bedrängte ihn durch die Lebhaftigkeit des Gefühls, durch ihre naive, rührende Beredsamkeit, zum mindesten durch ihre Tränen. Er entgegnete gar nicht oder mit einem Wort,



das wir gleich nennen werden. Indessen wurde er dann keineswegs in Ruhe gelassen.

Es fiel ihm nicht leicht, der Revolution feind zu werden, seiner Wohltäterin, seiner Mutter, die sich für ihn einsetzte, für ihn entschied, ihn frei und zum Menschen machte, ihn aus dem Nichts zog. Und wenn er selbst nichts dabei gewonnen hätte, konnte er sich dann nicht gern über die allgemeine Befreiung freuen? Konnte er diesen Triumph der Gerechtigkeit verkennen, die Augen verschließen vor dem erhabenen Schauspiel dieser gewaltigen Neuschöpfung: der Wiedergeburt einer ganzen Welt? In ihm selbst also regte sich der Widerstand. „Nein," sagte er zu sich, „all das ist gerecht, und ich wäre nicht der Mann, der es nur um des Vorteils willen für gerecht hielte."

So spielten sich die Dinge fast in ganz Frankreich ab. Der Gatte widerstand; der Mann blieb der Revolution treu.

In der Vendée, in einem großen Teil von Anjou, Maine und der Bretagne riß ihn die Frau mit fort, die Frau und der Priester, eng vereint.

Nichts hatte darauf hingedeutet. Die Bauern des Westens waren beim ersten, erhabenen Aufflammen der Revolution nicht so unvernünftig gewesen, wie man meint. Man hatte 1790, bei der Föderation von Mans, diese nämlichen Bauern, die später die Chouans wurden, der Freiheit ihre Huldigung darbringen sehen; sie hatten voll Ergriffenheit den Altar des unbekannten Gottes geküßt.

Lassen wir die Idyllen,[22]) die man uns über das patriarchalische Leben der westlichen Landschaften vor der Revolution zurechtgemacht hat. Die verschuldeten Gutsherren waren in der Vendée wie andernorts keineswegs die gutmütigen Schutzherren, als die man sie uns geschildert hat — konnten es nicht sein. Ob sie nun wollten oder nicht, sie lieferten ihre Pächter den Geschäftsleuten aus, denen sie ihre Güter verpfändeten. Das erwies sich im Jahre 1789, als die Leute von Maulévrier gegen diese räuberischen Krähen zu den Waffen griffen. Der Groll des Landmanns gegen den Sachwalter wandte

[22]) Die Romane über die Vendée (von Frau von La Rochejaquelin und anderen) haben bei verschiedenen royalistischen Geschichtsschreibern, bei Lebouvier-Desmortiers, Vauban und anderen sehr starke Widerlegung gefunden. Schließlich erschienen die „Publications des pièces et d'actes", die nachgewiesen haben, daß in diesen Romanen nicht ein Ereignis, nicht ein Datum richtig war; sie sind in nichts zerfallen, und es blieb nichts von ihnen übrig. — Siehe die Sammlung eines Offiziers der Republik: „Guerres des Vendéens", 1824, sechs Bände. Er bringt außer den Geschehnissen die Notizen und die Berichte Klébers und anderer Generale, deren ehrliche Wahrhaftigkeit niemals in Zweifel gestellt wurde.



sich auch gegen die Herren, die Adligen ganz allgemein. Von den vier Ochsen, die er vor den Pflug spannte, nannte er den untauglichsten, den er am meisten schlug, „Adelsbürschchen", das heißt Faulenzer.

Dennoch muß man beachten, daß der vendéeische Bauer, meist Viehzüchter, der verkaufte und Geld machte, das er nicht recht anzulegen wußte, es oft dem Adligen anvertraute und am Vermögen seines Herrn interessiert war. Mit wieviel Verzweiflung er diesen Herrn auswandern, dieses Vermögen durch die Gesetze der Revolution mit Beschlag belegt sah, kann man mühelos erraten.

Der Bauer des ganzen Westens hielt auch zum Priester, und aus einer sehr natürlichen Ursache. Der Priester, das war nämlich der Bauer selbst, sein Sohn, sein Bruder oder sein Vetter. Der ganze niedere Klerus stammte vom Lande. Dieser Priester hatte Einfluß durch die Sache selbst, die des Bauern Leidenschaft war; er fesselte ihn durch die Erde, ich meine, durch die Macht, die der Priester und der Zauberer besitzen, die Macht, zu segnen oder zu verfluchen, der Erde oder dem Vieh ein gutes oder schlechtes Gedeihen zu bereiten.

Der Zehnte war dessenungeachtet eine so schwere, so verhaßte Last, vor allem infolge der ärgerlichen Überwachung, die der Pfarrer beim Ernten ausübte, daß vor 1789 im Westen wie andernorts Prozesse zwischen den Pfarrern und ihren Pfarrkindern ganz allgemein waren. Die Revolution, die den Zehnten aufhob, versöhnte sie miteinander; sie räumte gerade das fort, was den Einfluß der Geistlichkeit gehemmt hatte, sie gab dem Priester eine moralische Macht, die er vor 1789 durchaus nicht besessen hatte[23]). Der Bauer konnte sich

[23]) Keine Zeit war hinsichtlich des religiösen Empfindens so tot wie die, welche der Revolution direkt voranging. Mein Vater hat mir oft erzählt, daß in seiner Geburtsstadt Laon und in vielen anderen gleich Laon von Geistlichen bevölkerten Städten die allgemeine Meinung ihnen nicht nur gleichgültig gesinnt, sondern geradezu feindlich war. Es wurde schwierig, der geistlichen Gemeinschaft Mitglieder zuzuführen, vor allem Mönche zu bekommen. Im Kloster von Saint-Vandrille, das für tausend Mönche eingerichtet war, gab es nur noch vier. Die Klöster boten alles auf an Liebenswürdigkeit und Schmeicheleien, um neuen Ersatz anzuwerben. Bei Laon gab es ein weitläufiges Kloster der Karthäuser (im Tal Saint-Pierre), das ungemein reich war und, wie man sagte, neunzehn Dorfschaften umfaßte, neunundneunzig Pflugscharen arbeiten ließ. Dieser Mönche waren nur noch zwölf, und die zwölf erloschen ohne Ersatz zu finden. Sie versuchten, meinen Vater heranzuziehen, der damals sehr jung war, luden ihn ein, machten Späße mit ihm, bemühten sich, ihn zu unterhalten. Sie konnten es jedoch nicht vor ihm verbergen, daß sie sich tödlich langweilten; all ihre Zuflucht bestand in gehaltlosen Vergnügungen; einer von ihnen züchtete Gimpel, ein anderer trieb ein wenig Gärtnerei, eine dritter schnitzte Spielwaren. Der einzige ernste Mann unter ihnen sagte stets zu den Fremd-



bei zwei Personen Rat holen: beim Rechtsanwalt oder beim Priester: von der Zeit an, daß dieser nicht mehr den Zehnten erhob, ging man allein ihn um Rat an. Diese von der Gattin gestützten, wiederholten, Tag und Nacht gepredigten Ratschläge wurden unwiderstehlich.

Und warum waren die Ratschläge des Priesters der Revolution so äußerst feindlich gesinnt?

Ist die Ursache in dem (sehr starken) Gegensatz der revolutionären Grundsätze zu den Lehren des Christentums zu suchen? Nein, dieser Gegensatz machte sich erst in zweiter Linie geltend. Die ursprüng-

lingen: „Werdet niemals Karthäuser." Und wegen dieses Verbrechens übergaben seine Vorgesetzten ihn oft der Geißelung. Einmal in der Woche gaben die Karthäuser ein prächtiges Essen, Fastenessen, weil es Vorschrift war. Da kamen viele Parasiten, vor allem der arme Adel. Die paar Hauptwürdenträger des Hauses kamen und gingen unter dem Vorwand von Geschäften, trieben großen Aufwand, hatten schöne Wagen, speisten außer dem Hause, machten kleine Reisen, oft mit schönen Damen, die in den Außengebäuden des Klosters nächtigten; keiner nahm Anstoß daran. — Mein Vater kannte diese inneren Zustände zu gut, als daß er versucht gewesen wäre, Karthäuser zu werden. Die Frauenklöster, die er ebenfalls sehr gut kannte, enthüllten ihm noch besser das Unzulängliche des Klosterlebens. Es war der Triumph der Öde und Seichtigkeit; kein frommes Denken, unzählige Klatschereien, weibliche, rastlose, grausame Tyrannen, der Tod durch Nadelstiche. Mein Vater, so jung er war, bekam die Bekenntnisse mehrerer Nonnen zu hören; sie sagten dem verschwiegenen und achtsamen jungen Mann, was sie dem Priester, der alles ihren Priorinnen wiedererzählte, nicht zu sagen wagten. Eine dieser Nonnen, Madame Dangesse, vierzigjährig, von hohen Geistesgaben, aber verschlossenem Charakter, unfähig, sich dem Regiment der Niedrigkeiten, der lockeren Sphäre, der gegenseitigen Angeberei, mit denen man die anderen bedrückte, anzupassen, war der Sündenbock. Bald ließ die Priorin sie mitten im Chor niederknien, bald hieß sie sie, im Refektorium trockenes Brot auf dem Fußboden essen wie ein Hund. Diese launenhaften Strafen, der einzigen wirklich wertvollen Person auferlegt, waren das Vergnügen der Favoritinnen der Äbtissin und schmeichelten ihren faulen Stunden. Die grausame Lust, mit der elende und bösartige Kinder ein armes Tier quälen, sie empfanden sie bei den Leiden ihrer unglückseligen Gefährtin, und ihr Gelächter war ein Mittel, die gemeinsame Tyrannin milde zu stimmen. — Da mein Vater fest entschlossen war, niemals Mönch zu werden, bestand seine Familie darauf, daß er wenigstens Geistlicher werde, in der Voraussetzung, wenn er gute Studien gemacht habe, werde er nicht viel Mühe haben, eine Pfründe zu erlangen. Man stellte ihn dem Abbé de Bourbon vor, Sohn Ludwigs XV. und der Mademoiselle de Romans, der eine Pfründe mit einem Einkommen von einer halben Million besaß. Dieser junge Prinz von zwanzig Jahren, ein hübscher, liebenswürdiger Mann von Welt, nahm meinen Vater prächtig auf; er plauderte eine Weile mit ihm, fand in ihm einen weltlich gesinnten Menschen ohne alle geistlichen Neigungen und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter: „Sehr schön, mein Freund, sehr schön. Du gefällst mir; ich mache dich zum Domherrn." Zum Glück für meinen Vater kam die Revolution dazwischen.



lichen Lehren des Christentums hatten sehr nachgelassen. Die bedeutsame und vitale Frage, die ihr Sein oder Nichtsein entscheidet (die Frage von der Gerechtigkeit und der Gnade), wurde nicht mehr umstritten. Seltsam! Die Geistlichkeit hielt sie für lächerlich und verspottete die Eigensinnigen, die sie immer noch aufzuklären versuchten.

Mochte die Revolution als Lehre den Lehren des Priesters entgegen sein oder nicht, sie hatte sich ihm wenigstens keineswegs feindlich gezeigt. Sie hatte sich mehr um ihn gekümmert als seine Vorgesetzten selber. Indem sie die hohe Geistlichkeit, die großen geistlichen Herren stürzte, hatte sie das Schicksal der niederen Geistlichkeit verbessert. Hatte sie ihm den Zehnten entzogen, diese schwankende, verhaßte Abgabe, die ihm Krieg mit den Bauern brachte, so gab sie ihm aus den Staatsgeldern eine höhere, feste und regelmäßige Besoldung, die ihn schadlos hielt. Was waren also die Gründe für die Erbitterung der Landprediger?

Die Obergewalt des Papstes und der Bischöfe, der Korpsgeist würden zweifellos genügen, um die Widersetzlichkeit zu erklären. An Gehorchen gewöhnt, gehorchten die Priester auch dann noch, als es galt, zwischen ihren geistlichen Tyrannen und der Revolution, die sie frei machte, Partei zu ergreifen. Wäre jedoch der Widerstand nur von oben und der Autorität diktiert worden, so wäre er passiv, sozusagen untätig gewesen, er hätte durchaus nicht den tätigen, feurigen, leidenschaftlichen Charakter angenommen, den er besonders im Westen hatte.

Es gab hier eine andere, sehr ernste und bedeutsame Ursache, der man nachgehen muß.

Das ganze Bestreben der Frau ging darauf hinaus, ihren Gatten am Kauf der nationalen Güter zu hindern. In dem Augenblick, da das Gesetz dem Bauern das von ihm heiß ersehnte, seit Jahrhunderten so glühend begehrte Land sozusagen auslieferte, stellte sich die Frau davor und hielt ihn im Namen Gottes davon zurück. Und konnte der Priester angesichts dieser — blinden, aber ehrenwerten — Uneigennützigkeit der Frau aus den materiellen Vorteilen, die ihm die Revolution bot, Nutzen ziehen? Er hätte sicherlich in der Meinung seiner Pfarrkinder Schaden gelitten, hätte ihr Vertrauen verloren, wäre nicht mehr das hohe Ideal gewesen, als das ihn ihr vorurteilsvolles Herz zu betrachten liebte.

Man hat oft von dem Einfluß der Priester auf die Frauen gesprochen, aber zu wenig von dem der Frauen auf die Priester.

Es ist meine Überzeugung, daß sie viel ehrlichere und in viel höherem Grade Fanatiker waren, als die Priester selbst; daß ihre

heiße Empfänglichkeit, ihr schmerzliches Mitleid für die schuldigen oder unschuldigen Opfer der Revolution, die Erregung, in die sie die tragische Erzählung vom König im Temple, von der Königin, vom kleinen Dauphin, von Madame de Lamballe trieb, daß mit einem Wort die tiefe Rückwirkung des Mitleids in der Natur, im Herzen der Frauen, die tatsächliche Kraft der Gegenrevolution bildete. Sie rissen die, welche ihre Führer zu sein schienen, mit sich fort und beherrschten sie, trieben ihre Beichtväter auf den Weg des Martyriums, ihre Gatten in den Bürgerkrieg.

Das achtzehnte Jahrhundert kannte die Seele des Priesters schlecht. Es wußte wohl, daß die Frau Einfluß auf ihn hatte; aber es glaubte nach der alten Überlieferung der Satiren und Geschichtenbücher, nach den Dorfschwänken, daß die Frau, die den Priester beherrscht, die Haushälterin sei, die unter seinem Dache schläft, die Magd als Geliebte, die Pfarrhausköchin. Darin irrte es sich.

Zweifellos hätte der Priester, wenn die Haushälterin das Weib seines Herzens gewesen wäre und den tiefen Einfluß auf ihn ausgeübt hätte, beglückt die Wohltaten der Revolution angenommen. Als Beamter mit festem und für die Familie ausreichendem Gehalt hätte er bald in dem natürlichen Fortschritt der neuen Ordnung der Dinge seine wahre Befreiung und die Möglichkeit erkannt, aus dem Konkubinat eine Ehe zu machen. Die Haushälterin war dessen nicht unwürdig [24]). Unglücklicherweise ist sie, wie groß auch ihr Verdienst sein mag, meistens älter als der Priester oder häßlich und gemein von Gestalt. Wäre sie jung und schön, so würde ihr das Herz des Priesters nicht fehlen. Sein Herz, das beachte man wohl, ist nicht im Pastorat; es ist im Beichtstuhl [25]). Die Haushälterin ist

[24]) Sie war und sie ist großenteils ehrbar und sparsam, sie nimmt sich den Haushalt zu Herzen, erfüllt die Pflichten der Gattin und darüber hinaus. Wir wissen von solchen, die kein Gehalt annahmen, mehr noch, die ihren Herrn hüteten, ihn dem Übermaß der Tafel- und anderen Freuden fernhielten, ihm bis in die Kirche folgten und am Fuße des Altars darauf achteten, ob er sein heiliges Amt würdig erfüllte.

[25]) Diese Religion (des Beichtstuhls), die aus dem Herzen der Frau erwuchs — das war der Reiz ihrer Kindheit —, verlor sich in ihrem Verfall völlig im Weibe. Ihre Doktoren sind unersättlich in der Erforschung der Geheimnisse des Geschlechts. Welchen Stoff hat in diesem selben Jahre (1849) das Konzil von Paris um und um gewühlt und tief ergründet? Einen einzigen: die unbefleckte Empfängnis. — Man darf den Priester nicht bei den Wissenschaften oder der Schriftstellerei suchen; er ist im Beichtstuhl, darin hat er sich verloren. Was soll aus einem armen Manne werden, zu dem alle Tage Dutzende von Frauen kommen und ihm die Geheimnisse ihres Herzens und ihres Bettes erzählen? Die heiligen Mysterien der Natur, die unter Gottes freiem Himmel oder unter den ernsten Augen der Wissen-



sein Alltagsleben, seine Prosa, das Beichtkind ist seine Poesie, mit ihm hat er die innigen und tiefen, die Beziehungen des Herzens.

Und diese Beziehungen sind nirgendwo stärker als im Westen.

An unseren Nordgrenzen, in allen den Durchzugsgegenden, wo die Truppen kommen und gehen, die einen Hauch des Krieges atmen, ist der Soldat, der Offizier, das Ideal der Frau. Das Achselstück ist fast unwiderstehlich.

Im Süden und besonders im Westen ist das Ideal der Frau, wenigstens der Bäuerin, der Priester.

Besonders in der Bretagne mußte der Priester gefallen und herrschen. Als Bauernsohn steht er durch seine Herkunft auf der gleichen Stufe wie die Bäuerin, seine Sprache und sein Denken ist das gleiche; vermöge seiner Bildung steht er über ihr, aber nicht allzu sehr über ihr. Wäre er gebildeter, höherstehender, als er ist, so genösse er weniger Ansehen. Die Nachbarschaft und bisweilen die Familie tragen ebenfalls dazu bei, Beziehungen zwischen ihnen zu schaffen. Sie hat diesen Pfarrer als Kind gekannt, hat mit ihm gespielt; sie hat ihn aufwachsen gesehen. Er ist wie ein junger Bruder, dem sie gern ihren Kummer erzählt, besonders den tiefsten Kummer, den es für eine Frau gibt: wie die Ehe nicht immer eine Ehe ist, wie noch die Glücklichste des Trostes bedarf und die Geliebteste der Liebe.

Wenn die Ehe die Vereinigung der Seelen ist, so war der Beichtvater der wahre Gatte. Die geistige Ehe war sehr stark, besonders da, wo sie rein war. Der Priester wurde oft leidenschaftlich geliebt, mit einer Hingabe, einem Feuer, einer Eifersucht, die man wenig verbarg. Diese Gefühle brachen im Juni 1791 mit äußerster Gewalt hervor, als man, nachdem der König von Varennes zurückgebracht worden war, an das Bestehen einer großen Verschwörung im Westen glaubte und mehrere Departementsdirektoren es wagten, Priester ins Gefängnis zu setzen. Sie wurden im September wieder frei-

schaft den Geist größer machen, schwächen und entnerven ihn, wenn man sie so im Halbdunkel sinnlicher Geständnisse beschleicht. Die fieberhafte Erregung, der beginnende Genuß, dem man mehr oder weniger ausweicht, der aber immer wieder beginnt, machen den Mann rettungslos unfruchtbar. (Ich empfehle diesen wichtigen Gegenstand dem Philosophen und dem Arzte.) Er kann die kleinen Fähigkeiten zur Intrige und zum Ränkeschmieden behalten, aber die großen männlichen Eigenschaften, besonders die Erfindungsgabe, entwickeln sich niemals in diesem krankhaften Zustande; sie erfordern ein gesundes, natürliches, rechtmäßiges und ehrliches Leben. Besonders in den letzten hundertfünfzig Jahren, seitdem das „Sacre Coeur" unter seinem zweideutigen Schleier dieses verhängnisvolle Spiel so bequem gemacht hat, hat sich der Priester dabei entnervt und nichts mehr geleistet; er ist Eunuch geblieben in den Wissenschaften.



gelassen, als der König die Verfassung beschwor. Aber im November wurden alle die gemaßregelt, die den Eid verweigerten. Die Nationalversammlung ermächtigte die Direktoren, aus jeder Gemeinde, in der religiöse Unruhen ausbrachen, die widerspenstigen Priester zu entfernen.

Diese Maßregel war nicht nur durch die Gewalttätigkeiten begründet, deren Gegenstand die verfassungstreuen Priester überall waren, sondern auch durch eine politische und finanzielle Notwendigkeit. Die Losung, die alle jene Priester von ihren kirchlichen Oberen empfangen hatten und der sie treu folgten, war, wie wir schon sagten, die Revolution auszuhungern. Sie machten die Erhebung der Steuer unmöglich. Diese wurde in der Bretagne ein so gefährliches Unterfangen, daß sich niemand daran wagte. Die Exekutoren, die Gemeindebeamten waren in Lebensgefahr. Die Nationalversammlung war gezwungen, das Dekret vom 27. November zu erlassen, welches die widersetzlichen Priester in die Hauptorte schickte, sie von ihrer Gemeinde, dem Feld ihrer Tätigkeit, dem Herd des Fanatismus und des Aufstandes, wo sie das Feuer anfachten, entfernte. Es versetzte sie in die große Stadt, unter die Augen, unter die unausgesetzte Überwachung der patriotischen Vereine.

Es ist unmöglich, zu schildern, welchen Unwillen das Dekret hervorrief. Die Frauen erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei. Das Gesetz hatte an das Zölibat des Priesters geglaubt; es hatte ihn wie ein alleinstehendes Individuum behandelt, das leichter versetzt werden kann als ein Familienvater. Haftet denn der Priester, der Geistesmensch, an der Scholle, an den Menschen? Ist nicht er vorzugsweise beweglich wie der Geist, dessen Diener er ist? Alle diese Fragen verneinten sie und klagten sich selbst an. In dem Augenblick, da das Gesetz den Priester aus seinem Lande wegnahm, gewahrte man die starken Wurzeln, mit denen er in eben diesem Lande haftete; sie bluteten und knirschten.

„Ach, so weit wird er fortgebracht, in die Kreisstadt geschleppt, zwölf, fünfzehn, zwanzig Meilen vom Dorf!“ Man weinte über diese ferne Verbannung. Bei der ungemeinen Langsamkeit, mit der man früher reiste, wo man zwei Tage brauchte, um eine solche Entfernung zu überwinden, war die Trauer noch größer. Die Kreisstadt — das war das Ende der Welt. Wenn man eine solche Reise tat, machte man vorher sein Testament, brachte man sein Gewissen ins Reine.

Wer kann die jammervollen Szenen schildern, die sich bei diesen erzwungenen Abreisen abspielten! Das ganze Dorf war versammelt; die Frauen lagen auf den Knien, um noch einmal den Segen

zu empfangen, tränennaß und von Schluchzen erstickt. Das weinte Tag und Nacht. Wenn der Gatte sich ein wenig darüber wunderte, dann weinte sie beileibe nicht wegen der Verbannung des Pfarrers, sondern weil man die und die Kirche verkaufen, weil man das und das Kloster schließen wollte. Im Frühling des Jahres 1792 entschied die finanzielle Not der Revolution endlich über den Verkauf der Kirchen, die nicht unentbehrlich waren für den Gottesdienst, und über den der Männer- und Frauenklöster. Ein Brief eines emigrierten Bischofs, aus Salisbury datiert und an die Ursulinerinnen von Landereau gerichtet, wurde aufgefangen und bewies unwiderleglich, daß das Zentrum und der Herd aller royalistischen Intrigen in diesen Klöstern lag. Die Nonnen versäumten nichts, um ihrer Austreibung eine dramatische Wirkung zu geben; sie klammerten sich fest an die Gitter und wollten nicht hinaus, so daß die Gemeindebeamten, die selbst dem Gesetz gehorchen mußten und für seine Ausführung verantwortlich waren, schließlich ihre Hände gewaltsam von den Gittern losrissen.

Solche Szenen, die erzählt, wiederholt und mit rührenden Einzelheiten ausgeschmückt wurden, verwirrten alle Geister. Die Männer begannen fast ebensosehr in Erregung zu geraten, wie die Frauen. Ein erstaunlicher und höchst plötzlicher Wechsel! Noch im Jahre 1788 lag der Bauer wegen des Zehnten mit der Kirche im Kampf und war immer in Versuchung, gegen sie zu streiten. Wer hatte ihn denn so völlig und so schnell mit dem Priester ausgesöhnt? Die Revolution selbst, durch die Abschaffung des Zehnten. Durch diese mehr edelmütige als politisch kluge Maßregel gab sie dem Priester seinen Einfluß auf dem Lande wieder. Wenn der Zehnte fortgedauert hätte, so hätte der Bauer seiner Frau nicht nachgegeben, hätte nicht die Waffen ergriffen gegen die Revolution.

Die widerspenstigen Priester, die im Hauptort beisammen waren, kannten vollkommen diese Stimmung auf dem Lande, den tiefen Schmerz der Frauen, den finsteren Unwillen der Männer. Daraus schöpften sie große Hoffnungen und unternahmen es, dem König davon Mitteilung zu machen. In einer Menge von Briefen, die sie ihm im Frühjahr 1792 schreiben oder schreiben lassen, ermutigen sie ihn, standzuhalten, keine Furcht vor der Revolution zu haben, sie durch verfassungsmäßigen Einspruch, durch das Veto, unwirksam zu machen. Man predigt ihm den Widerstand in allen Tonarten, mit den verschiedensten Begründungen und unter dem Namen der verschiedensten Persönlichkeiten. Bald sind es Briefe von Bischöfen, in Bossuetschen Phrasen geschrieben: „Sire, Sie sind der allerchristlichste König. Denken Sie an Ihre Ahnherren! Wie



hätte der heilige Ludwig gehandelt?" Und so weiter. Bald sind die Briefe von Nonnen geschrieben oder in ihrem Namen, Briefe voller Seufzer. Diese klagenden Tauben, die aus ihrem Nest gerissen sind, bitten den König um die Befugnis, darin verbleiben und sterben zu können. Mit anderen Worten, sie wollen, daß der König die Ausführung der Gesetze über den Verkauf der Kirchengüter zum Stillstand bringt. Die Nonnen aus Rennes gestehen, daß der Gemeinderat ihnen ein anderes Haus anbietet; aber es ist nicht das ihrige, und sie wollen niemals ein anderes.

Die verwegensten und merkwürdigsten Briefe stammen von den Priestern: „Sire, Sie sind ein gottesfürchtiger Mann, wir wissen es wohl! Sie werden tun, was Sie können. Doch, damit Sie es wissen, das Volk ist der Revolution überdrüssig. Sein Geist hat sich gewandelt, sein frommer Eifer ist zurückgekehrt; die Sakramente werden heiß begehrt. Den Chansons sind wieder die Choräle gefolgt. Das Volk ist mit uns."

Ein schrecklicher Brief dieser Art, der den König [29]) täuschen, ihn kühn machen und seinem Sturze zutreiben mußte, ist der von den in Angers vereinigten widerspenstigen Priestern (9. Februar 1792). Er kann als Grundakte des Aufstandes in der Vendée gelten, er kündet ihn an und sagt ihn frech voraus. Man redet da eine laute und feste Sprache, als habe man den Bauernaufstand als verfügbare Waffe in der Hand. Dieses blutige Blatt scheint von der Hand, von dem Dolche Berniers herzurühren, eines jungen Pfarrers in Angers, der mehr als irgendein anderer den Vendéer Aufstand nährte, ihn mit Verbrechen schändete, ihn in eigenem Interesse ausbeutete und durch seinen Ehrgeiz in Zwiespalt trieb.

„Man behauptet, daß wir die Bevölkerung aufwiegeln? Aber das Gegenteil ist richtig. Was sollte aus dem Königtum werden, wenn wir das Volk nicht zurückhielten? Ihr Thron würde sich nur noch auf einem Haufen Leichen und Ruinen stützen. Sie wissen, Sire, Sie wissen nur allzugut, was ein Volk vermag, solange es patriotisch ist. Aber Sie wissen nicht, wozu ein Volk fähig ist, das sich seines Gottesdienstes, seiner Kirchen und Altäre beraubt sieht."

In diesem verwegenen Briefe steht ein bemerkenswertes Geständnis. Man sieht, wie der Priester zu allem bereit ist, man hört seinen letzten Schrei vor dem Bürgerkriege. Er zögert nicht, den geheimen und tiefen Grund seiner Verzweiflung aufzudecken, das

[29]) Diese Briefe (die im Nationalarchiv, Eisenschrank Nr. 37, Akten des Prozesses Ludwigs XVI. aufbewahrt werden) enthalten einen mildernden Umstand für den schwankenden, ängstlichen Mann, dessen Geist sie foltern mußten.



heißt: den Schmerz, von denen getrennt zu sein, die er leitet: „Man wagt, diese Bande, die die Kirche nicht nur erlaubt, sondern befiehlt, zu zerbrechen," usw.

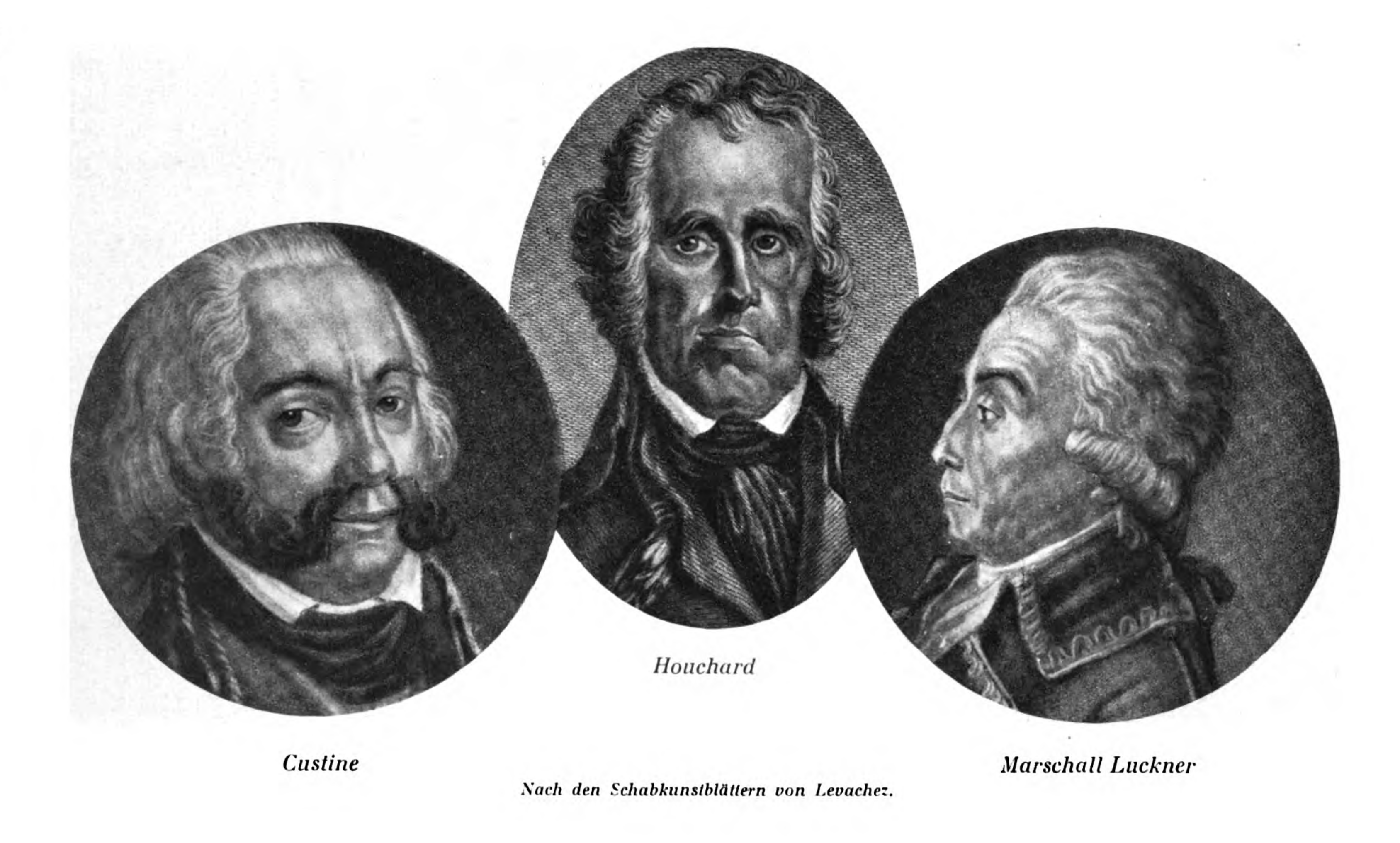
Diese Propheten des Bürgerkrieges waren ihrer Sache sicher, sie liefen geringe Gefahr, sich zu irren, wenn sie voraussagten, was sie selbst ins Werk setzten. Die Frauen der Priester, Haushälterinnen und andere, erhoben sich zuerst und mit mehr als ehelichem Feuereifer gegen die bürgerlichen Geistlichen. In Saint-Servan, nahe bei Saint-Malo, gab es ein Art Weiberaufstand. Im Elsaß läutete die Haushälterin eines Geistlichen zuerst die Sturmglocke, um über die Priester herzufallen, die den Bürgereid geleistet hatten. Die Bretonischen läuteten nicht Sturm, sie prügelten; sie drangen in die Kirche, mit ihren Besen bewaffnet, und schlugen den Priester am Altar. Noch sicherer trafen die Hiebe, welche die Nonnen niedersausen ließen. Die Ursulinerinnen, in ihren harmlosen Mädchenschulen, setzten den Krieg der Kohlbauern in Szene. Die „Töchter der Weisheit", deren Mutterhaus in Saint-Laurent, nahe bei Montaigu, stand, schürten das Feuer; diese guten Krankenwärterinnen stachelten die Wut auf in den Kranken, die sie pflegten.

„Laßt sie nur machen," sagten die Philosophen, die Freunde der Duldsamkeit; „laßt sie weinen und schreien, laßt sie ihre alten Choräle singen. Ist denn all das ein Unglück?" „Ja, aber kommen Sie heute abend mit mir in die Dorfkirche, in die sich das Volk in Masse drängt. Hören Sie diese Lieder? Erbeben Sie nicht? Die Litaneien, die Hymnen auf die alten Worte, werden durch eine neue Melodie zu einer zweiten Marseillaise. Und ist dieses mit Wut geheulte ‚Dies irae' etwas anderes als ein Gebet um Mord, als ein Ruf nach dem ewigen Feuer?"

„Laßt sie in Frieden," sagte man, „sie singen, aber handeln nicht." Indessen sah man bereits große Massen in Bewegung geraten. Im Elsaß versammelten sich achttausend Bauern, um zu verhindern, daß Siegel an ein Kirchengut gelegt wurden. Man meinte, die guten Leute hätten in Wirklichkeit keine Waffen, außer ihrem Rosenkranz. Aber abends trugen sie andere, wenn der verfassungstreue Pfarrer zu Hause Steine in die Fensterscheiben bekam, und wenn manchmal die Kugel den Fensterladen durchlöcherte.

Nicht mit kleinlichen Schlichen und ängstlich gehüteten, indirekten Ränken trieb man die Haufen in den Bürgerkrieg. Man wandte frech die gröbsten Mittel an, um die Köpfe zu verwirren, um sie mit Fanatismus trunken zu machen; man stachelte sie zu Morden und peitschte sie auf Irrwege. Die gütige Jungfrau Maria erschien und wollte, daß man tötete. In Apt, 1792, wie 1790 in Avignon





Custine — Houchard — Marschall Luckner

Nach den Schabkunstblättern von Levachez.

regte sie sich, tat Wunder und erklärte, daß sie nicht mehr in den Händen der Verfassungsfreunde bleiben wollte, und die Widerspenstigen nahmen sie mit sich fort, um den Preis eines erbitterten Kampfes. Aber die Provence ist zu sonnig; die Jungfrau erschien lieber in der nebligen Vendée, in ihren dichten Dickichten, den undurchdringlichen Hecken. Sie machte sich den alten, örtlichen Aberglauben zunutze; sie zeigte sich an drei verschiedenen Orten und immer in der Nähe einer alten druidischen Eiche. Ihr Lieblingsort war Saint-Laurent, von wo die „Töchter der Weisheit" die Wunder ausstreuten und den Aufruf zum Blutvergießen. Die Bettler sekundierten ihnen; es waren ausgezeichnete Neuigkeitsverbreiter, sehr gute Agenten des Aufruhrs. Sie waren sehr zahlreich, die meisten lebhaft und kräftig. Von dreihunderttausend Seelen, welche die Vendée zählte, lebten fünfzigtausend von Almosen, ohne das geringste zu tun, besonders von kirchlichen Almosen; sie lebten davon und wären lieber dafür gestorben, als zu arbeiten.

Man kennt jetzt die Ursachen, die Anstifter dieses ruchlosen Krieges. Die politische Partei, der König und der Adel kamen ganz in zweiter Linie. Der Priester tat fast das ganze. Der Vendéer, wenn man ihn fragte, was er eigentlich wolle, erwiderte nichts anderes als, man solle ihm seinen Priester wiedergeben, seinen Pfarrer ins Dorf zurückkehren lassen. Man höre darüber in einem sehr authentischen Bericht einen Bauern, der republikanische Gefangene bewachte, die getötet werden sollten; er wollte wenigstens ihre Seele retten und bat sie, die Beichte abzulegen. Er sagte zu einem von ihnen, einem geachteten Beamten: „Herr, ich hab Euch gern; Ihr habt uns so viel Gutes getan, als Ihr nur gekonnt habt. Es tut mir recht leid, Euch hier zu sehen. Ich schere mich nicht um den Adel, ich frage nichts nach dem König. Aber ich will unsere guten Priester, und Ihr mögt sie nicht leiden . . . Beichtet, ich bitte Euch, beichtet; denn, seht, ich habe Erbarmen mit Eurer Seele, und ich muß Euch töten . . ."

Dies Wort ist deutlich genug: „Wir wollen unsere guten Priester." Es wurde 1793 gesagt. Kehren wir zu 1792 zurück und betrachten wir das Protokoll aus einem der ersten Akten dieses traurigen Mordkrieges. Zweifellos sind hundert andere, ganz ähnliche aufgenommen worden. Das hier wurde aufgenommen von zwei Kommissaren der Loire-Inferieure, die am 6. Juni von Nantes in den Bezirk von Saveney entsandt wurden. Die widerspenstigen Priester scheinen den Plan gehabt zu haben, dort ein Aufstandszentrum für die Basse-Loire zu gründen, eine tatsächlich zentrale Lage zwischen den beiden drohenden Kriegen der Bretagne und der Vendée. Schon war es



ihnen gelungen, eine Pfarrgemeinde zu bewaffnen, sie führten sie fort, durchzogen sieben andere, die sie mitzureißen hofften. Sie stießen auf Widerstand, brannten mehrere Häuser ab, töteten Männer, unter anderen zwei Dragoner. Diese roten Dragoner der Bretagne waren patriotische Freiwillige, die einen wundervollen Eifer und viel Unerschrockenheit bewiesen.

„Um drei Uhr morgens sind wir mit der starken Armee zu den Inseln des Brières hinabgestiegen; die Häuser waren leer, die Bewohner eilten über die Sümpfe davon. Eine Frau jedoch von einigen fünfzig Jahren bot sich unseren Blicken neben der Kirche; sie trug ein Kruzifix auf der Brust und einen Rosenkranz in der Hand. Wir haben sie über die Veranlassung der in der Nacht vom Sonntag, dem 3. Juni, begangenen Morde befragt. Sie sagte uns, ‚sie wisse nichts darüber, sie sei gewillt, für die Sache Gottes ihr Leben zu lassen'.

Wir setzten unseren Weg zum Dorf hin fort, wo zwei Dragoner getötet, drei Häuser niedergebrannt worden waren. Ein gewisser Guy Vinsse wurde uns vorgeführt; wir ersuchten ihn, uns zur Stelle des Mordes hinzuführen; der Platz war mit Torfstaub bedeckt, die Erde umgeschaufelt; wir haben vergeblich nach Blutspuren gesucht. Die verdächtigen Antworten dieses Mannes, eine frische Wunde, die wir an seinem Kopf über dem Ohr bemerkten, bestimmte uns, ihn festnehmen zu lassen. Von hier begaben wir uns zum Inseldorf, wo zwei abgebrannte Häuser noch rauchten."

Welche Unterstützung würde der Adel diesen Volkserhebungen angedeihen lassen, die von den Priestern angezettelt waren? Das war eine große Frage. Der Provinzadel, der so lange Zeit unter dem ancien régime dem Hofadel geopfert worden war, fürchtete sehr, wenn er ins Feld rücke, nur für den Triumph seiner alten Feinde zu arbeiten. Man liebte Koblenz nicht, man kannte die Emigration. Manche waren hin und hatten sie sich angeschaut und waren zurückgekommen. Wenn sie das Schwert zogen, die Gewalt der Revolution gegen sich lenkten, so hätten sie allem Anschein nach nur erreicht, die Emigranten mit den feindlichen Heeren zurückzuführen; die Höflinge, der Kreis der Königin und des Grafen d'Artois, die Edelleute vom Oeuil-de-Bœuf würden nach Versailles zurückkehren, fragen, fordern, alles wegnehmen; dem Landadel würde dann gestattet, nach Hause zurückzukehren, seinen vernichteten Grund und Boden wiederzusehen, sein einförmiges, armes, düsteres, langweiliges Leben wieder aufzunehmen; die Messe, die Jagd als einziges Vergnügen.

Nichts war treffender als diese Schlußfolgerungen, nichts schwerer, als die Landedelleute davon abzubringen. Die Intriganten, welche die Emigration führten, die darauf zählten, den Sieg gut auszu-



nutzen, unterließen nichts, was das vernünftige Urteil dieser Adligen trüben könnte; sie predigten, besangen den Kreuzzug in allen Melodien; sie riefen die ritterliche Ehre an. Man schrieb den Zögernden anonyme Briefe, man schickte ihnen Schlafmützen. Einer der royalistischen Agenten, Tuffin de la Rouërie, ein sehr untergeordneter Kopf, eine zweifelhafte Persönlichkeit, der hundert Rollen gespielt hatte, Offizier, Trappist, amerikanischer Freiwilliger, Revolutionär gewesen war, um schließlich Feind der Revolution zu werden, hatte sich in Koblenz angeboten, die ganze Bretagne mitzureißen, wie er sagte. Es wäre nur nötig, daß man bei dem Aufstand genau die Formen der alten Provinzstaaten beobachtete, daß die den drei Ständen entnommenen Aufstandskomitees Staaten im kleinen waren. Man würde zunächst kein Eingreifen, keine Mühe fordern, lediglich Geld. Dieser letzte Punkt gefielt Calonne, veranlaßte seine Zustimmung. Er ließ den Plan vom Grafen d'Artois genehmigen. Am 5. Dezember 1791 erteilten die Brüder des Königs La Rouërie die Vollmacht.

Der Plan war in Wirklichkeit geschickt. Die nicht auswandernden Edelleute, die wegen ihrer Untätigkeit geplagt, beleidigt wurden, deren royalistisches Gewissen ihnen überdies Vorwürfe machte, bekamen Ruhe, indem sie der Vereinigung die Einnahmen eines Jahres übergaben. Zu diesem Preis erhielten sie einen Geleitsbrief für sich und für ihre Besitzungen, waren sie vor royalistischen Plünderungen sicher. Und anderseits schützte die Gesellschaft sie auch, indem sie ihnen erlaubte, ihnen gebot, sich mit den verfassungsmäßigen Autoritäten zu vereinigen, sich ihnen eng zu verbinden, bis man sie verraten konnte.

Eine beträchtliche Anzahl Adliger fand dieses Übereinkommen passend, unterschrieb, gab Namen und Geld. Sie hatten sich so ganz allmählich bloßgestellt, sich gebunden, ohne es gewahr zu werden, sich in eben den Krieg gestürzt, den sie vermeiden wollten. Es war klar, daß am Tage, an dem die Vereinigung entdeckt wurde, die friedlichsten ihrer Mitglieder zu ihrer Verteidigung die Waffen ergreifen mußten, sofern sie nicht verhaftet werden wollten.

Was La Rouërie zur Eile antrieb und ihn nötigen konnte, die Dinge zu überstürzen, das war, daß er in Botherel, dem Exprokuratorsyndikus der Stände der Bretagne, einen Rivalen hatte, der die Emigranten von Jersey und Guernsey lenkte, ihnen mit der Hoffnung schmeichelte, daß eine englische Flotte sie ausschiffen werde. La Rouërie stellte ihm Koblenz entgegen, die Prinzen, Brüder des Königs. Tatsächlich erhielt er von den Prinzen eine Vollmacht



(2. März 1792), die ihm alle Gewalt übertrug und ihn zum Haupt der Royalisten des Westens ernannte, gebot, daß man ihm gehorche.

Es bestand so wenig Einigkeit unter den Royalisten, daß La Rouërie, um die Vereinigung zu stärken, ein von den Tuilerien ausgehendes, unvermutetes Signal zum Bürgerkrieg abwarten wollte. In den ersten Julitagen entlockten die Priester, die den König lenkten, diesem ein Schreiben an das Direktorium von Finistère, das die Freilassung der in Brest gefangenen widerspenstigen Priester forderte. Der König glaubte sich damals sehr stark; man brachte ihm bei, der Schimpf vom 20. Juni, die Erstürmung seines Palastes, Kränkung seiner Familie, die rote Mütze auf dem königlichen Haupt, hätten einen ungeheuren Umschwung der öffentlichen Meinung zu seinen Gunsten veranlaßt, und er müsse daraus Vorteil ziehen. In der Tat hatten alle Kanzeln, alle Beichtiger, die geheimen Zusammenkünfte der Gläubigen aus diesem rührenden Ereignis, das ganz geeignet zur Legendenbildung war, Unglaubliches gemacht; in der Vorstellung der Frauen und eines großen Teiles der Männer vom Lande hatte der König so etwas wie eine neue Weihe erhalten durch einen Schimpf, der an die Leiden unseres Heilands erinnerte. Viele weinten angesichts dieses ergreifenden Bildes.

Das Eingreifen des Königs zugunsten der Geistlichen von Brest war wenig und viel. Man konnte sagen, es sei nur ein Akt der Barmherzigkeit, der Menschlichkeit, der seinem Schöpfer keine Unehre bringen könne, den man ihm nicht vorwerfen könne. Und es war unter den gegebenen Umständen (man sah es an dem, was sich zutrug), es war bei dem in der Bretagne furchtbar angehäuften Zündstoff ein Signal zur Feuersbrunst, ein Funke ins Pulverfaß. In Fouesnant bei Quimper beginnt ein Landmann und Friedensrichter, Allain Nedellec, Beamter des Marquis de Cheffontaine, dessen Besitzungen er verwaltete, nach der Messe (9. Juli) den Bauern vor der Kirche zu predigen; fünfhundert greifen zu den Waffen. Die Agenten Nedellecs durcheilen das Land, drohen die Häuser derer niederzubrennen, die nicht für Gott und den König mitziehen wollen; der König will es, er hat selber geschrieben, daß er die Freilassung der Priester, ihre Wiedereinsetzung anordne.

Am folgenden Tage, dem 10. Juli, machten sich fünfhundert Nationalgarden von Quimper mit einigen Polizeisoldaten und einer Kanone nach Fouesnant auf, in Eilmärschen das Land durchziehend, dessen geheime Stimmung ihnen nicht gerade sehr vertraut war. Voran schritten die Gemeindebeamten mit der roten Fahne. Von mörderischem Feuer empfangen, das dreihundert Bauern in einer Salve auf sie abgaben, warfen sie diese Bande über den Haufen,

nahmen den Flecken, setzten sich darin fest, verbrachten die Nacht in der Kirche mit ihren Toten und Verwundeten. Am nächsten Tage kehrten sie nach Quimper zurück, und die ganze Stadt kam ihnen entgegen.

Diese Energie verblüffte die Aufrührer und brachte sie zur Überlegung. Daß die Edelleute sich von alledem fernhielten, verkündete deutlich genug, daß die Dinge noch nicht reif waren. La Rouërie wollte warten; hinsichtlich der Bretagne hatte er recht. In Paris jedoch überstürzten sich die Dinge, die Ereignisse jagten mit Blitzesschnelle daher. Am 10. August schlug der Blitz ein.

Der Gegenschlag ereignete sich zunächst nicht in der Bretagne, die tausend widersprechenden Einflüssen ausgesetzt war, sondern in einer Gegend, von der man einen plötzlichen Aufstand weniger erwartete. Die Vendée flammte auf.

Sie flammte mit einem Schlage auf, einem Geist bemerkenswerter Einmütigkeit, der sehr abstach gegen den des individuellen und vereinzelten Widerstandes, wie er den Bretonen, den Chouans eigen war. Vierzig Kirchspiele auf einmal, achttausend Landleute aus der Umgegend von Châtillon griffen am gleichen Tage zu den Waffen (24. August). Wie überall, waren es die abtrünnigen Beamten der Revolution, die sich ihr entgegenstellten. Delouche, Bürgermeister von Bressuire, war das eigentliche Haupt der Revolte. Ein Kommandant der Nationalgarde, ein Edelmann de la Châtaigneraie, ließ sich von den Bauern aus seinem Schloß entführen, um ihr General zu werden. Sie stürzten sich zuerst auf Châtillon, zerstörten es, verbrannten die Gemeindepapiere. Von da griffen sie Bressuire an. Durch einen Sturm, der sie für einige Zeit auseinandertrieb, verlangsamte sich die Sache etwas und sie verloren den günstigen Augenblick. Die revolutionäre Sturmglocke, die der royalistischen Antwort gab, versammelte in einer Nacht die Nationalgarden aus dem Umkreis. Es herrschte außerordentlicher Eifer. Die der entfernten Städte, von Angers bis La Rochelle setzten sich in Bewegung. Die Zuerstgekommenen, wenig an Zahl, verteidigten Bressuire. Vor den Mauern spielte sich ein Kampf ab, bei dem etwa hundert Bauern das Leben ließen. Fünfhundert wurden gefangen, und die Sieger, die das Land durcheilten, nahmen, wie man sagt, strenge Rache für die Leute, die sie verloren hatten. Gewiß ist, daß jedoch mit den Gefangenen menschlich umgegangen wurde. Man begnügte sich, sie vor das Kriminalgericht von Niort zu führen. Diese Stadt war der Herd eines glühenden Patriotismus. Der Gerichtshof glaubte gegen die irregeleiteten Männer nachsichtig sein



zu sollen; er sandte sie heim, in der großmütigen Annahme, nur die Toten seien schuldig.

Die Vendée blieb stumm unter dem Schlag. Doch man konnte an dieser düsteren Begebenheit erraten, was in ihr kochte. Man konnte nach 1792 das Jahr 1793 vorausahnen. Es war nur allzu gewiß, daß die in dieser Gegend kleinen und schwach bevölkerten Städte, wie groß ihre Energie auch war, das flache Land nicht bändigen konnten, daß dieses alles mit sich reißen würde, daß heute oder morgen die gesamte Vendée sich wie ein Mann erheben, gemeinsam marschieren werde, die Priester an der Spitze, ein im voraus geordneter Zug, unter den Fahnen der einzelnen Kirchspiele.

Man konnte aber auch voraussehen, daß dieser große und schreckliche Aufstand (so groß er auch war, denn die Vendée wurde zum Teil von den drei benachbarten Departements unterstützt) immerhin für Frankreich nicht ansteckend sein, daß er beizeiten eingekreist, auf eine begrenzte Zone beschränkt werde, daß bald und mehr und mehr die Frage sich so darstellen werde: die Vendée auf der einen Seite und Frankreich auf der anderen.

Was zunächst den Erfolg der Vendée unwahrscheinlich, unmöglich machte, das ist, daß sie keineswegs mit der Bretagne im Einvernehmen handelte. Und die Bretagne für sich genommen, war mit sich selber nicht im Reinen, die Priester sogar waren uneins. Der adlige Geistliche, den man ausschließlich Monsieur l'abbé nannte, verachtete und tyrannisierte den Landprediger, ihn, der gerade am meisten das Volk beeinflußt hatte. Unter den Edelleuten gab es auch sehr wenig gutes Einvernehmen; man hat die abweichenden Richtungen von La Rouërie und Botherel gesehen. Im Gegensatz dazu fanden die bretonischen Revolutionäre, wenigstens die vom Finistère, einen Grundsatz des Zusammenschlusses in den schönen Gesetzen vom August 1792; diese dem Bauern günstigen Gesetze verknüpften ihn wieder mit den Anschauungen der Städte, mit der Revolution. Sie hatten eine ungeheure Wirkung und retteten vielleicht Frankreich, indem sie der Revolution die Hälfte der Bretagne sicherten, die gefährliche Ecke, welche den Westen abschließt. Die übrige Bretagne, Anjou, Maine und die Vendée spürten bei all ihren Erhebungen, daß sie, Paris und die Revolution vor sich, im Rücken Brest und das Finistère hatten, also auch die Revolution.

Der Aufstand in der Vendée war, was man auch gesagt haben mag, eine künstlich gemachte und durch geschickte Arbeit schlau vorbereitete Sache. In diesem düsteren, abgelegenen und unwegsamen Erdenwinkel hatte der Priester ein wundervolles Element des Wider-

stands gefunden, eine Bevölkerung, die von Natur aus allen zentralen Einflüssen entgegen war. Dort, von den Frauen gut unterstützt, hatte er nach Gefallen, langsam ein seltsames und einzigartiges Kunstwerk erschaffen können: eine Revolution gegen die Revolution, eine Republik gegen die Republik.

Der abgeschlossene, in seinem wilden Buschwald kurzsichtige Vendéer sah nichts von der Bewegung, die um ihn her vorging. Hätte er sie einen Augenblick wahrgenommen, so wäre er entmutigt worden und hätte nicht losgeschlagen. Man hätte ihn hoch hinaufführen müssen, auf die Höhe eines Berges, und von da, seinen Blicken weiten Spielraum bietend hätte man ihm dies wundersame Schauspiel zeigen müssen. Er hätte sich bekreuzigt, hätte geglaubt, das Jüngste Gericht sei nahe, er hätte gesagt: Dieses ist von Gott.

Das Schauspiel, das Frankreich seinen Blicken geboten hätte, es war wie ein gewaltiger Wirbelsturm, ein eilender, eifriger Kreislauf, Menschen und Güter, Sachen und Personen. Die Zollgrenzen zwischen den Provinzen, die Stadtzölle an den Stadttoren, die zahllosen Brückengelder, die Fährengelder — alle diese Grenzen des ancien régime waren mit einem Schlag verschwunden. Die Zäune sanken, die Mauern stürzten, die alten Burgen taten sich auf. Die Dinge wie die Menschen hatten wieder Bewegung angenommen. Eine machtvolle Formel, die man allenthalben vernahm, beschwor sie, schien ihnen Leben zu geben: „Im Namen des Gesetzes!“ Von diesem Wort erweckt, bekamen die Liegenschaften Schwingen. Schon flatterten zwei Milliarden der geistlichen Besitzungen in losen Blättern, in Gestalt von Assignaten, davon. Die zertrennten, aufgeteilten Güter boten sich den neuen Bedürfnissen eines ungeheuer zunehmenden Volkes dar. Überall Käufe und Verkäufe; man kaufte gern, man gab die Assignate leichter, als man Geld hingegeben hätte. Überall Eheschließungen (sie waren zahllos, wenigstens in den ersten Jahren der Revolution), und die Nation gab die Aussteuer. Sie gab die nationalen Güter, häufig für die Ernte des ersten Jahres; ein Haus, man bezahlte es lediglich mit dem Blei der Regentraufen; einen Wald, man bezahlte ihn mit dem ersten Holzschlag. Er sank, der alte Wald, und die zur selben Stunde besäte Lichtung würde der fröhlichen Brut, von der Erde und der Sonne der Revolution geboren, das Korn liefern.

Nie wurde eine große Bewegung von einer friedlicheren Seele durchgeführt, frei von Skrupeln und mit beruhigtem Gewissen. Nie fühlten sich Gewalt und Kraft so vom Rechte unterstützt. Der Einspruch der Frau hatte auf den Mann keine Wirkung. Er stritt wenig mit ihr. Allen ihren Reden setzte er nur zwei Worte entgegen.



Sieghafte Worte, die für ihn die Frage erledigten.

Das erste diente ihm für die geistlichen Güter, die Besitzungen der Prälaten, der Domherren und Mönche. Das Wort hieß: „Nichtstuer!“

Das zweite diente ihm für die den Herren schuldigen Renten und Rechte, später für die Güter der Emigranten. Das Wort hieß: „Feudal!“

„Das ist Feudalgut,“ sagte er. Dieses allmächtige Wort beruhigte sein Gewissen.

Selbst die Kirchengüter erschienen ihm, nicht ohne Grund, von Lehnsrechten befleckt. Wie sollte man anders darüber urteilen, wenn man im Palast des Bischofs, des Abtes, wie im Laienschloß den Bannofen, die Presse, den Pranger, das Halseisen, den Galgen, den ganzen Apparat der alten Rechtsprechung gewahrte? Wenn sie die Feudalrechte nicht wirklich ausübten, so erhoben sie sie in Geld.

„Feudal“, dies Wort hatte der Bauer unablässig im Munde und in den Gedanken. Er wußte nichts von seiner Wissenschaft, noch von seiner Geschichte, aber er erfaßte instinktmäßig seinen Sinn. Die zwanzig oder dreißig Generationen, die auf der Folter starben, von denen kein Denkmal, keine Überlieferung sprach, hatten dennoch ihren Söhnen ein Testament hinterlassen, das Testament eines Wortes, das, gut behütet, für ihn ein unfehlbares Pfand zu dereinstiger Genugtuung sein mußte. Der freie Ackerbauer der alten Zeiten, durch Gewalt oder List seiner Freiheit beraubt, wurde besitzlos und rechtlos.

Dieses Wort, das achthundert Jahre lang mit leiser Stimme geraunt wurde, damit es nicht der Vergessenheit verfalle, das Wort, das 1789 lauter als der Donner erdröhnte, das Wort, das im Französischen Gewalt, Tyrannei, Ungerechtigkeit bedeutet, es ist das Wort: „Feudal“.

Auf alle Einwürfe, die ihr dem Bauern machen könntet, was ihr ihm auch an Rechtstiteln und Akten vorlegen könntet, er schüttelte den Kopf, er sagte: „Feudal“.

Die Konstituierende Versammlung und ihre Gesetzgeber hatten eine sehr wichtige Frage des Altertums und des Rechts leichtsinnig entschieden. Sie hatten vorausgesetzt, daß ursprünglich der Herr allen Boden besessen habe, und daß er für diesen Dienst, für jenen Zins diesem oder jenem gnädig von seinem Grundbesitz abgegeben habe. Sie sahen den Ursprung alles Besitzes in der Abtretung von Lehen. Sie leugneten die freien Anfänge des Besitzes, ließen die Vorfahren unbeachtet. Wer wüßte nicht, daß die Dinge sich ebensooft gerade umgekehrt abgespielt hatten? Daß es im Gegenteil der

freie, der schwache, der kleine und arme Grundbesitzer war, der durch tausend Unannehmlichkeiten genötigt wurde, sich, wie man sagte, seinem mächtigen Nachbar „anzuempfehlen“, seinen eigenen Grund gegen Zins zu übernehmen, dem Herrn den Besitz zu geben, um wenigstens die Nutznießung zu behalten?

„Du bist frei, guter Mann, der Boden auch, und die Familie auch, wir nehmen dir nichts. Nur, beachte es wohl! Die freie Erde inmitten der Lehen hat die sonderbare Eigentümlichkeit, daß sie nichts mehr hervorbringt. Wir nehmen dir nichts. Nur werden deine Nachbarn als gute Nachbarn diesem Boden ihren Besuch abstatten; die Pferde, die Hunde des Herrn werden nach Gefallen darauf herumlaufen; es ist näher zum Wald. Die Pagen des Herrn sind lustig; sie werden deinen Kühen den Schwanz anzünden, ohne Bosheit, nur um zu lachen. Deine Tochter im Feld, sie werden sie nehmen, nicht um ihr Böses anzutun, nur um zu lachen; am andern Tag bringen sie sie wieder . . . Als alles das ihm zugestoßen war, als er die Leiden des Leibeigenen alle erduldet hatte, da kam denn dieser freie Mann freiwillig und nicht ohne Tränen und legte seine Hände in die des Herrn: . . . „Gnädiger Herr, ich gebe dir mein Vertrauen, meine Erde, alles was ich habe, ich verliere es, biete es Euch an und gebe es hin. Von nun an ist es Euer, und ich habe es von Euch . . .“ Da haben wir den freien Vertrag aus der guten alten Feudalzeit.

Das Grauenhafte dieses Vertrages war, daß diese so gegebene und unterjochte Erde statt das Geschick des Eigentümers zu erleichtern, ihn selber ins Joch brachte, und dafür, daß er seinen Grund hergegeben hatte, fand es sich, daß er seinen Leib gegeben hatte und den der Seinigen! Lauter Leibeigene! . . . Dies ist nicht bildlich gesprochen, was man auch anderes gesagt hat! Frau und Tochter des Leibeigenen bezahlten wörtlich mit ihrem Leibe, selten an den Herrn, häufiger an den Verwalter, an die Beamten des Verwalters, an die Diener dieser Beamten; eine Reihe endloser Demütigungen.

Ein Bedenken hält mich hier auf. Wie könnte ich gerecht gegen die Revolution sein, wie das wirkliche Verständnis für sie wecken, wenn ich nicht vorher das Mittelalter schilderte, diese Schreckenszeit von tausend Jahren! . . . Und dennoch kann ich es nicht. Man kann das Mittelalter nicht kurz zusammenfassen. Sein Wesentliches ist seine furchtbare Länge, und es kurz fassen, heißt gar nichts darüber sagen.

Wenn ich nicht auseinandergesetzt habe, wie im Mittelalter die Knechtung der Erde die Person knechtete, so kann ich nicht ver-



ständlich machen, wie die Befreiung der Person in der Revolution die Befreiung der Erde mit sich brachte. Denn sie wurde 1789 befreit. Sie wurde damals den Händen des Feudalherrn genommen, dessen, der sich den „Mann des Degens" nannte, den Sohn der Eroberung, dessen, der in der Erde eine Beute sah, eine Sache für den Gebrauch, den Mißbrauch. Und sie ging über in die Hände des „Mannes der Erde", dessen, der von sich weiter nichts weiß, als daß er von ihr geboren wurde, daß er stets mit der Erde verwachsen war.

Diese Ehe der Erde und des Mannes, der die Erde bebaute, war die Haupttat der Revolution. Die Geschichte, Aufzeichnungen und Memoiren sagen fast nichts darüber. Und diese Tat war doch alles.

Er war mit ganzer Seele und ganzem Herzen in sie eingedrungen, und sie waren ein Wesen. Das Einssein von Mann und Erde, dieses furchtbare Mysterium, das sich in Frankreich vollzog, machte aus dieser Erde eine geheiligte, unangreifbare Erde; wer sie entweihte, dem brachte es sicheren Tod. Die Kriegsfrage war von vornherein gelöst. Frankreich war zu stark für die Welt.

Neuntes Kapitel

Der Konvent — Die Gironde und die Montagne (September—Oktober 1792)

Spaltungen des Konvents. — Sie sind Frankreichs größte Gefahr. — Gegenseitige ungerechte Anklagen der beiden Parteien. — Mißtrauen zwischen Paris und den Departements. — Eröffnung des Konvents (21. September 1792). — Der Konvent stützt im allgemeinen zunächst die Rechte (September—Oktober 1792). — Danton fordert, daß man den Besitz verbürgt. — Abschaffung des Königtums. — Erster Gegensatz zwischen Danton und der Gironde über die Tüchtigkeit des Volkes (22. September 1792). — Gegenseitige Beschuldigung der Zerrüttung und Zerstückelung (23. September). — Verteidigungsrede Dantons, seine friedliebenden Ratschläge (25. September 1792). — Verteidigungsrede Robespierres. — Verteidigungsrede Marats. — Verteidigungsrede der Kommune, welche das Auftreten der Männer im September mißbilligt.

Frankreich, wiederholen wir es, war zu stark für die Welt. Wenn aber Frankreich sich selber angriff, war es dann stark genug?

Gewiß, die Nation, die mit einem Schlage eine Million Besitzende schuf, die drei Millionen Nationalgarden unter die Waffen rief, die mit einem Kapital von zehn Milliarden kämpfte, konnte Europas spotten.

Der feindliche Einfall war nicht die Hauptgefahr.

Auch der König nicht mehr, wenigstens nicht in diesem Augenblick.

Er hatte sich seit 1791 selbst als Lügner erklärt und hingestellt, durch seine eigene Erklärung von Varennes sich seiner Weihe beraubt: „Ein König lügt nie.“ Frankreich hielt ihn 1792 für einen Verräter, Mitschuldigen des Feindes. Es war in der überwiegenden Majorität wenn nicht republikanisch so wenigstens antiroyalistisch aus Zorn und Entrüstung. Gestürzt und verachtet lag der König am Boden, es sei denn, daß die Revolution selber ihn durchs Schafott wieder aufrichtete.

Frankreich hatte nur eine wirkliche Gefahr, das war die Spaltung. Die religiöse Spaltung im Westen, der Krieg der Priester, die das Volk gegen das Volk bewaffneten.

Die politische Spaltung im Schoß des Konvents, zwischen den Republikanern. Dieses Konzil, das zusammenberufen war, um Frankreichs Einigkeit zu sichern, indem es sein neues Bekenntnis vorschrieb, wurde zu allererst durch Uneinigkeit und Irrlehre gewaltsam zerrissen.

Wo war Frankreichs Herz, wenn nicht im Konvent? Und was würde aus dem Leben eines jeden Wesens werden, wenn im Herzen selbst, im Mittelpunkt der Lebenseinheit, aus einem Wesen zwei entständen? . . . Kein Übel grenzt näher an den Tod als dieses.

Selbst vor seinem Bestehen war er schon geteilt. Er wurde erst am 21. September eröffnet, und an den vorhergehenden Tagen, als die Repräsentanten in Paris eintrafen, begannen sie einander Bezeichnungen wie „Royalisten“ und „Septemberleute“ zuzuschleudern. Von der zukünftigen Linken zur zukünftigen Rechten flatterten schon diese tödlichen Benennungen. Schon konnte man im Geiste den unüberbrückbaren Blutstrom sehen, der im Konvent fließen würde, um die beiden Seiten zu trennen. Vergeblich streckte Danton von der Montagne zu der Gironde mehr als einmal seine große Hand im Namen des Vaterlandes aus. Die Girondisten zwangen Danton sie zu stürzen, sie an Robespierre auszuliefern, der Danton mitriß und von ihm mitgerissen wurde, und die Republik mit ihnen.

Alle diese furchtbaren Ereignisse überstürzten einander mit der Wucht und unheilvollen Hast eines Steines, der in den Abgrund rollt. Eine Pause von kaum vier Monaten trennt jede einzelne dieser Umwälzungen, die bei normalem Verlauf der Dinge ein Zeitalter gebildet hätten.

Aber alle diese Beschuldigungen waren gleichermaßen falsch:

Die Girondisten waren keine Royalisten. Als Gründer der Republik trugen sie diese im Herzen. Es war ihr Glaube, ihre Hoffnung



und ihr Gott. Sie hat sie nicht im Stich gelassen, die Republik, in ihrer letzten Prüfung; sie schützte sie an ihrem letzten Tage, und sie war mit ihnen auf dem unheilvollen Karren zwischen der Conciergerie und der Place de la Révolution. Und ihr letzter Gedanke unter dem Messer war nicht für sich, sondern für sie.

Die Montagnards haben nicht den September gemacht. Ausgenommen Marat und zwei oder drei andere, hat kein Mann der Linken teil daran gehabt.

Diese Partei, in der alle die gewalttätigsten Patrioten saßen, umfaßt dennoch die besten Freunde der Menschheit. Die Carnot, die Cambon, die Merlin, die Thionville, die Prieur und viele andere waren keine blutdürstigen Männer. Die große Mehrheit der Linken mißbilligte den September, urteilte aber, daß die Bestrafung dafür gefährlich, unmöglich sei. Die, welche wie Danton wußten, auf welchem Vulkan der Verschwörung Frankreich saß, vom Einfall des Feindes gar nicht zu reden, waren der Meinung, es könne sich in solchem Augenblick nicht reinigen, verurteilen, strafen, ohne sich zu verlieren; eine um so vernünftigere Ansicht, als durch einen beklagenswerten Irrtum die Provinzen ganz Paris beschuldigten: wer ihnen geglaubt hätte, hätte Paris verurteilt. Danton und die Montagne nahmen das Verbrechen auf ihre Rechnung, sie sagten kühn zur Rechten: „Sprecht nicht mehr davon, wir haben es getan . . .“

Die neuen Volksvertreter brachten aus ihren Departements das Grauen von den Septembertagen mit. Die Erzählungen von dem traurigen Ereignis, mit abenteuerlichen Einzelheiten ausgeschmückt, war von den Feinden der Revolution verbreitet und von den Provinzialen eifrig aufgegriffen worden. Ihr Neid auf Paris stimmte sie stets gläubig. Sie glaubten ohne weiteres an die zwölftausend Toten, die von den Royalisten in ihren Romanen angegeben wurden. Alle Ankommenden wurden von führenden Beamten von Gefängnis zu Gefängnis geleitet; man zeigte ihnen in der Abbaye (zeigte es meinem Vater wie den anderen Provinzialen) eine Blutspur in zwölf Fuß Höhe. Das Blut sei bis in das erste Stockwerk hinaufgestiegen, sagte man. Dieselbe Übertreibung hinsichtlich der Anzahl der Mörder. Die einen sagten zehntausend, andere hunderttausend usw. Die gesamte Hauptstadt habe sich an der Metzelei beteiligt. Nicht ohne Entsetzen kamen die Konventsmitglieder in Paris an, betraten sie die blutrünstige Stadt; alles erschien ihnen düster und in Trauer.

Die Mehrzahl dieser neuen Volksvertreter kam mit besorgter Seele, unsicher, den ersten Eindrücken zugänglich. Der Konvent war unter der Wucht der Septemberereignisse, unter ganz Frankreichs Erregung darüber gewählt worden. Er ging aus dem Bürger-

tum hervor. Es gab sogar unter den Gewählten einige Adlige, was beweist, daß man in demokratischer Anschauung die Dienstboten zur Stimmenabgabe aufrief. Davon abgesehen, waren die Konventsmitglieder kleine Bürger, Mediziner, Anwälte, Lehrer, Schriftsteller, Kaufleute usw. Es gab nur einen Arbeiter aus Reims, einen Wollkämmer. Diese Bürger waren gute Staatsbürger, Freunde der Rechtschaffenheit, der Menschlichkeit und der Volkswohlfahrt, bei weitem nicht so gewalttätig, wie man gesagt hat.

Von siebenhundertfünfundvierzig Mitgliedern, die der Konvent zählte, waren fünfhundert weder Girondisten noch Montagnards; die Gironde erweckte ihre Mißgunst, die Montagne ihr Entsetzen. Es war offenbar, daß die Majorität, die Gewalt denen gehören würde, die diese schwankende Masse von fünfhundert Volksvertretern mitzureißen vermöchte, die der Zahl nach so ziemlich den Konvent selbst bedeuteten. Ihre natürliche Mäßigung und ihr Grauen vor den Septemberdingen gab ihnen eine Neigung nach rechts, ein größeres Entsetzen aber könnte ihre Stimmen der Linken zuführen.

Ihr Vorurteil gegen Paris wurde nicht vermindert durch die ersten Eindrücke, die sie am gleichen Tage, als sie gemeinsam in Korporationen durch die Straßen zogen, von der Menge empfingen. Sie hörten auf ihrem Weg die seltsame und naive Äußerung: „Weshalb läßt man denn so viel Leute kommen, um Frankreich zu regieren? Gibt es nicht genug in Paris?“ Dieses zufällige Wort aus einfältigem Munde ging deshalb doch im Konvent um und befestigte viele seiner Mitglieder in der Annahme, daß Paris das Königtum anstrebe und König von Frankreich sein wolle.

Und diese falsche, ungerechte Vorstellung brachte die Pariser derart auf, daß sie eine ebenso ungerechte Anschuldigung gegen die Gironde und die Rechte aufbrachten, nämlich, daß sie die Republik zu einer einfachen Föderation herabsetzen wollten, ähnlich jener der Vereinigten Staaten, sie in Republiken von Marseille, von Bordeaux, von Calvados usw. aufteilen, unsere schöne, kaum eingeführte Zentralisation zerstören, die Einheit Frankreichs zerbrechen, was soviel bedeutete, wie es vernichten.

Es gab auf beiden Seiten denselben guten Glauben. Die zwanzig Abgeordneten von Paris, welche die Montagne lenkten, die zwanzig bis fünfundzwanzig Girondisten, welche die Rechte lenkten, glaubten diese Dinge und machten, daß sie von allen geglaubt wurden. Sie bemächtigten sich vom ersten Tage an gewaltsam der Arena, rissen den Konvent mit fort, verbrauchten, erschöpften ihn in diesem verhängnisvollen Streit. So viel Ansprachen, so viel Anstrengungen, so viel fürchterliche Tage und finstere Nächte, der entsetzliche Kampf,



der ganz Frankreich umfaßte, alles läßt sich auf eine kurze Formel, einen einfachen Dialog zurückführen:

Die Gironde an die Montagne, an die Abordnung von Paris, an Danton und Robespierre: „Ihr wollt die soziale Auflösung, damit die maßlose Verwirrung den Wunsch nach der Diktatur erweckt."

Die Montagne an die Gironde, an Brissot, Vergniaud, Roland: „Ihr wollt die Zergliederung Frankreichs in mehrere föderierte Republiken, damit der Bürgerkrieg die Wiedereinsetzung des Königtums notwendig macht."

Irrtum auf beiden Seiten, Irrtum, tiefe Ungerechtigkeit. Wenn die Montagnards den revolutionären Antrieb, der allein Frankreich retten konnte, durch kein Hindernis getrennt sehen wollten, so waren sie deshalb noch keine Anarchisten; sie wollten eine starke Regierung, eine kraftvolle Republik und Gesetze, die befolgt wurden. Ebensowenig dachten die Girondisten, die später in ihren Departements einen Stützpunkt zur Verteidigung der Rechte ihrer Auftraggeber, des in ihrer Person entweihten Konvents suchten, damals daran. Weder damals noch später war irgendeiner von ihnen Narr genug, um auf eine Zerstückelung Frankreichs zu sinnen. Die einen wie die anderen waren ausgezeichnete Staatsbürger, die für die Einigkeit des Vaterlandes hundertmal in den Tod gegangen wären.

Nun also wird die Nationalversammlung im kleinen Saal der Tuilerien, der früher dem Theater gedient hatte, zusammentreten.

Dieses kleine Hoftheater wird eine Welt umfassen, eine Welt höllischer Stürme, den Konvent.

Und je beengter die Arena ist, um so wütender, um so unversöhnlicher und erbitterter sind die Kämpfe. Alle litten vom ersten Tage, vom ersten Augenblicke an darunter, einander so nahe zu sein. Der kleine Raum, der die Todfeinde trennte, erlaubte keinem Wort, keinem feindlichen Blick, sich unterwegs abzuschwächen. Die einen wie die anderen wurden von lebhaften Angriffen auf der Stelle niedergedonnert. Selbst in den Zeiten des Waffenstillstands herrschte die ungesunde Luft des Hasses hier im Saal.

Diese von vornherein so entzweite Versammlung hatte dennoch ein einheitliches Prinzip, das nämliche, aus dem sie hervorgegangen war. Das Prinzip des 10. August. Er brachte folgenden Gedanken: Daß Frankreich endgültig majorenn sei; daß sein alter Vormund, das Königtum, auf immer gestürzt sei, als Mitschuldiger des Feindes; daß jeder König unmöglich sei, daß es keinen anderen König gebe als das Volk.

Darüber war nicht zu verhandeln. Der Konvent war sich bewußt, aus welch schrecklichem Ereignis er hervorging, welch ein Vulkan

von Wut ihn nach Paris geworfen hatte. Wieviel Gewalt ihm auch verliehen war, er verfiel nicht auf den gefährlichen Gedanken, sich souverän zu erklären; er verkündete bescheiden, daß er dem Volke nicht eine Verfassung auferlege, sondern sie vorschlage.

Alles, was auch nur entfernt dem Königtum gleichen konnte, würde das nationale Empfinden heftig entflammt haben. Der Konvent lehnte voll Verachtung Manuels albernen Vorschlag ab, dem Präsidenten der Versammlung sozusagen königliche Ehren zu verleihen. Er begrüßte diese Worte eines seiner Mitglieder mit Beifall: „Frankreich hat bereits seinen Willen kundgetan, indem es zweihundert Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung hierhergesandt hat, die geschworen haben, die Könige und das Königtum zu bekämpfen . . . Nein, es wird keinen Präsidenten von Frankreich geben!"

Der von der Versammlung erwählte Präsident war Pétion. Sekretäre wurden zwei Verfassungstreue, Camus und Rabaut-Saint-Etienne, die Girondisten Brissot, Vergniaud, Lasource und Condorcet, Freund der Gironde.

Nicht ein Mann der Linken. Die Versammlung hatte alle von rechts gewählt. Diese Wahlen waren ersichtlich vom Entsetzen der Septembertage diktiert, dem Widerwillen gegen alle, welche den Septembermördern Nachsicht gezeigt hatten. Diese zweifellos achtenswerte Empfindung hätte dennoch (in der äußersten Krisis, in der Frankreich sich befand, da man noch nicht einmal den Sieg von Valmy hatte), hätte dem noch ernsteren Interesse der nationalen Wohlfahrt untergeordnet werden müssen. War die Wohlfahrt möglich, ohne die willensstarke Schar von Montagne? War sie es, ohne die Mithilfe der beiden Führer der Montagne, Robespierre und Danton? Robespierre, die große moralische Autorität der unzähligen jakobinischen Gesellschaften; Danton, die große Kraft, das politische Genie, der in seinen geschickten Händen gleichzeitig die Fäden der Diplomatie und die der Polizei hielt, einerseits die Verhandlungen führend für den Rückzug der Preußen, anderseits die royalistischen Umtriebe im Süden und in der Bretagne aufdeckend.

Die große Masse des Konvents sah das nicht. Sie wurde von der Erinnerung an das furchtbare Ereignis beherrscht, von der Hochachtung, welche die Gironde einflößte, von der Eifersucht auf Paris und die Abordnung von Paris und von dem Abscheu, dem nervösen Schauder, den die Montagne ihr einflößte. In einer unwillkürlichen Bwegung und ohne sich Rechenschaft zu geben, neigte sich das Zentrum nach rechts. Von da blickte es unersättlich und wie fasziniert auf diese schreckliche Montagne, konnte die Augen nicht davon ab-

wenden. Es sah dort auf den Bänken die berühmte Kommune in ihren gewalttätigsten Mitgliedern, ihr Überwachungskomitee, traurigen Angedenkens. Die Führer der Montagne waren nicht geschaffen, beruhigend zu wirken. Das inquisitorische, kränkliche Antlitz Robespierres, der seine matten blinzelnden Augen hinter einer Brille verbarg, war von absonderlicher Sphinxhaftigkeit, man mußte unwillkürlich und unablässig hinsehen und litt darunter, daß man hinsah. Danton, den Mund schief gezogen, halb Mann, halb Stier, verwirrte die Herzen mit seiner tragischen Maske; was er sagen oder tun mochte, seine Stimme, seine Haltung glichen der eines Tyrannen. Diese düstere Gruppe, darin jede heftige Leidenschaft vertreten war, trug gewissermaßen als sonderbare Krönung eine schreckliche und lächerliche Erscheinung, das Haupt Marats. Seiner Höhle entschlüpft, in die kein Lichtstrahl drang, schien die seltsame Persönlichkeit mit dem ledergelben Antlitz nicht von dieser Welt zu sein. Er sah wohl das Erstaunen der Einfältigen, und er freute sich dazu. Die Nase hoch aufgeworfen, selbstgefällig, die Volkstümlichkeit mit vollen Zügen schlürfend, die Lippen matt und als wollten sie erbrechen [37]), waren in der Tat bereit, nach Gutdünken Kränkungen und falsche Nachrichten auszuspeien, so flößte er Ekel und Entrüstung ein und reizte zum Lachen. Doch über der ganzen seltsamen Gruppe glaubte man das Wort „September“ zu lesen, und man lachte nicht mehr.

Robespierre und Danton fühlten vollkommen, daß man so bald als möglich die unsichere Masse des Konvents beruhigen, die Beschuldigungen der Tyrannei und Diktatur, die gegen sie umliefen, zurückweisen müsse. Nichts hatte so sehr zur Festigung dieser Gerüchte beigetragen, als die Worte Marats, der unablässig eine Diktatur verlangte. Mehrere der Montagnards neigten zu dem Glauben, Frankreich sei tatsächlich nur durch die Einheitlichkeit der Gewalt zu retten, die für kurze Zeit in einer Hand vereinigt werden müsse. Gegen die Diktatur, das Tribunat, das Triumvirat reden, hieß gegen Marat reden, ihn abtun, sich von ihm lossagen. In einer Frage von dem „Mann des September“ abrücken, war gerade jetzt

[37]) Diese Lippen drücken wundervoll aus, mit welcher gemeinen Mühelosigkeit die Überfülle ekler und schmutziger Wasser darüber hinströmten. Das ausgezeichnete Porträt von Boze (Sammlung Saint-Albin) gibt diesen wesentlichen Zug des unerschöpflichen Zeitungsschreibers wieder. Man findet ihn nicht mehr in dem großen (im übrigen prächtigen) Kupferstich, der nach dem Bilde von Boze gemacht worden ist. — Die sonderbare Unregelmäßigkeit in Marats Zügen wie in seinen Ideen kommt nicht nur von seiner persönlichen Überspanntheit, sondern wohl auch von der wunderlichen, ganz unvereinbaren Rassenmischung, die sich in ihm fand.



Charette.
Nach Levachez.



Henri du Verger, Comte de la Rochejaquelein.
Nach einem gleichzeitigen Porträt.

Die Führer des Aufstandes in der Vendée.



eine geschickte Sache, die der Montagne einen Teil des Konvents näherbringen konnte.

Robespierre tat es mit äußerster Vorsicht, mit ungemeiner Schonung für die Maratisten. Er redete nicht selbst, sondern durch Vermittlung seines jungen Freundes, seines Schülers, des lahmen Couthon, der neben ihm saß und der vor den Augen aller seine Anregungen empfing. Couthon beantragte, dem Königtum Haß zu schwören, Haß der Diktatur, jeder persönlichen Macht.

Danton redete selbst und entledigte sich des Amtes eines Justizministers. „Ehe ich meine Meinung äußere über das, was die Nationalversammlung als erste Tat zu tun hat, sei es mir erlaubt, in ihrer Mitte die Funktionen niederzulegen, die mir durch die gesetzgebende Versammlung übertragen worden waren. Ich habe sie beim Kanonendonner empfangen. Jetzt ist die Vereinigung der Heere vollzogen, die Vereinigung der Volksvertreter ist geschehen, ich bin nur noch ein Bevollmächtigter des Volkes, und in dieser Eigenschaft ist es, daß ich reden will . . . Es kann keine Verfassung geben als die, welche wortwörtlich und ausdrücklich von der Majorität der Urwählerversammlung angenommen wird. Dieses nichtige Phantom der Diktatur, mit dem man das Volk erschrecken wollte, zerstören wir es. Geben wir die Erklärung ab, daß es nur die Verfassung gibt, die von ihm selbst angenommen worden ist. Bisher hat man es aufgereizt, man mußte es gegen die Tyrannen erwecken. Nun, da die Gesetze ebenso schrecklich mit denen verfahren, die sie verletzen, wie das Volk es war, als es die Tyrannei zerschmetterte; da es alle Schuldigen bestraft . . . schwören wir die Übertreibung ab, erklären wir, daß jeder territoriale und industrielle Besitz für alle Zeit aufrechterhalten werden soll."

Ein großes, für Dantons Lage geschicktes Wort, das aber der allgemeinen Lage wundervoll entsprach.

Frankreich war beunruhigt, und die Unruhe nach den Septembermorden war nicht, wie man annehmen konnte, die Besorgnis, ermordet zu werden. Die Gewalt gegen Personen hätte nur eine kleine Anzahl bedroht. Die allgemeine Angst betraf weniger die Sicherheit der Person als die des Besitzes.

Paris fürchtete. Die Pariser Händler hatten gewiß die Metzelei der Adligen mit Schmerz gesehen; aber die am hellen Tage auf den Boulevards begangenen Räubereien machten viel mehr Eindruck auf sie. Der Gewürzkrämer breitete nur zitternd seine Waren aus.

Frankreich fürchtete. Bei dieser ungeheuren Verschiebung des Besitzes, die vom Gesetz gestattet, befohlen war, ereigneten sich tausend Zufälle, die das Gesetz nicht anordnete. War die Unverletzlich-



keit des Feudalbesitzes einmal gefallen, waren die alten Mauern gesunken und die Zäune geöffnet, so verloren viele die Achtung vor den Einfriedigungen, die Gewissenhaftigkeit den Grenzen gegenüber; der Graben gebot kein Halt mehr, Grenzstein und Wegweiser wurden von den Passanten weniger beachtet.

Und nicht nur der alte Besitzer war besorgt, der neue fürchtete auch schon. Der Bauer, Käufer von gestern, der noch nicht einmal bezahlt hatte, kaum Besitzer war, war bereits ein glühender Hüter des Besitzes, sein besorgter Verteidiger. Schon sah man ihn morgens und abends auf seinem Acker, mit der Flinte die Runde machend.

Man darf sich keiner Täuschung hingeben, ein Wort Dantons gegen den Besitz, eine unvorsichtige Schwätzerei konnte in einem einzigen Augenblick der Revolution Millionen Feinde schaffen.

Alle wollten sie den Besitz und wollten ihn geheiligt wissen, selbst die, welche ihn noch nicht hatten. Sie rechneten darauf, ihn morgen zu haben.

Das war der Gedanke der Revolution: Daß alle Eigentümer würden — leicht, indem sie wenig zahlten, gerecht und dauerhaft, indem sie mit ihrer Arbeit und ihren Ersparnissen zahlten. Das Eigentum, das uns umsonst, wie im Schlafe, zufliegt, entflieht auch wie ein Traum. Daher schenkte die Revolution nicht, sie verkaufte. Sie verlangte vom Manne, durch Anstrengung und Tätigkeit zu beweisen, daß er Mann und des Besitzes würdig sei. Derart erworben ist das Eigentum geheiligt, von Bestand wie der Wille und die Arbeit, deren Frucht es ist.

Die Konstituierende und die Gesetzgebende hatten die Freiheit begonnen. Aber die Freiheit ist nur sicher im Besitz ihres natürlichen Schutzes, des Eigentums. Das mußte das Werk des Konvents sein, wäre es ohne unsere entsetzliche Uneinigkeit gewesen: das Eigentum für alle begründen, den heimischen Herd des Armen, das Nest für die Familie. Die zwei Anträge Dantons waren von weittragender Bedeutung. Sie bestimmten den Weg, den die Revolution durchlaufen sollte. Sie selbst war es, die in dem furchtbaren Umsturz aller Dinge ihr Prinzip aufstellte, ihre Grenze festlegte; ihr Prinzip, das Recht des Menschen zur freien Selbstbestimmung; ihre Grenze, das Recht des Menschen, die Früchte seiner freien Betätigung für sich zu behalten.

Zwischen der Freiheit und dem Besitz bestand kein ernstlicher Widerspruch, da der Besitz nichts als die Bestätigung der freien Tätigkeit war. Und dennoch bildete der scheinbare Gegensatz dieser Ideen die Gefahr für Frankreich, schuf zwei Parteien. Die fürchtete



für die Freiheit, jene für den Besitz. Diese zwei Gedanken trennten durch ein unheilvolles Mißverständnis Frankreich und den Konvent. Danton beantragte am ersten Tage, diese Einigkeit in einer einfachen Formel festzusetzen, die den Frieden enthalte. Und diese, den aufgebrachten Parteien dargebotene Friedensformel erhielt besondere Kraft im Munde dessen, der sie aussprach. Es war der Mann, den man für den Sturm an sich und die Triebkraft des Orkans hielt, der in dem Moment, da das Schiff ins Meer zurückgeschleudert wurde, erschien, um die zwei unwiderstehlichen Anker, an denen Frankreich sich hielt, im Granit festzumachen. Die Parteien formen sich im nämlichen Augenblick. Zwei Einsprüche erhoben sich im entgegengesetzten Sinne.

Auf der Linken sagte der finanzielle Diktator der Revolution, Cambon, er hätte es lieber gesehen, wenn Danton sich bei seinem ersten Antrag begnügt und das Recht des Volkes aufgestellt hätte, über seine Verfassung zu beschließen. Cambon, der keineswegs ein systematischer Feind des Eigentums war, wollte zweifellos bei der allgemeinen Gefahr, daß das Volk stets das Recht habe, diese Sache zum allgemeinen Wohl regeln. In der Tat, was half es, daß das Eigentum bestehen blieb, wenn die Person zugrunde ging? Er entsann sich des so gerechten Ausspruchs Dantons: „Wenn das Vaterland in Gefahr ist, gehört alles dem Vaterland."

Auf der rechten Seite des Hauses, bei der sogenannten Gironde, ergab sich der entgegengesetzte Grundsatz. Der Girondist Lasource behauptete, daß Danton mit seiner Forderung der Unantastbarkeitserklärung des Eigentums dieses bloßstelle. Daran rühren, selbst um ihm Sicherheit zu verleihen, bedeutete für ihn, es erschüttern. Das Eigentum, sagte er, steht außerhalb aller Gesetze.

Der Konvent beschloß die beiden Anträge Dantons, doch unter folgender Form (ohne sich bei dem zweiten über das Recht des Eigentums auszulassen): Erstens, es kann nur dann eine Verfassung geben, wenn sie vom Volke angenommen wird; zweitens, die Sicherheit der Personen und des Eigentums untersteht dem Schutz der Nation.

„Das ist nicht alles," sagte Manuel, „Sie haben der Oberhoheit des wahren Herrschers, des Volkes, die Weihe verliehen; man muß es von seinem Nebenbuhler, dem falschen Herrscher, befreien."

Als ein Abgeordneter einwarf, daß allein das Volk darüber zu urteilen habe, sagte Grégoire mit eifernder Begeisterung: „Sicherlich wird keiner je den Vorschlag machen, das unheilvolle Geschlecht der Könige in Frankreich aufrechterhalten zu wollen. Wir wissen zu gut, daß alle Dynastien stets nur unersättliche Geschlechter ge-



wesen sind, die von Menschenfleisch zehrten. Aber man muß den Freunden der Freiheit vollkommene Sicherheit geben. Man muß diesen Talisman vernichten, dessen Zauberkraft geeignet wäre, noch viele Menschen zu verblüffen. Ich beantrage also, daß Sie durch ein feierliches Gesetz die Abschaffung des Königtums bestätigen."

Der Montagnard Bazire wollte, man solle nichts übereilen, solle den Wunsch des Volkes abwarten. Er bot Grégoire eine schöne Gelegenheit, seinen eigentlichen Gedanken bis aufs letzte auszudrücken. Die Größe der Empfindung entzwang seinem Herzen, was sein Geist niemals gefunden hätte, den absonderlichen Ausspruch, der die Frage erledigte: „Der König ist in der sittlichen Ordnung der Dinge dasselbe, was in der leiblichen das Monstrum ist."

Das Königtum ward abgeschafft. Die, welche als erste, im Konvent eintretend, die frohe Botschaft vernahmen, waren junge Freiwillige, die am anderen Tage fortzogen. Sie verfielen in Begeisterungsraserei, dankten dem Konvent und stürzten ganz außer sich davon, um die Neuigkeit im Volke zu verbreiten. Alle Welt empfand so gut, daß der König das Hemmnis war, die Gefahr der Lage, daß eine Unmenge dem Königtum im übrigen wohlgesinnte Leute die allgemeine Freude teilten. Der Kredit hob sich, die Bank bekundete durch die Hausse der Staatspapiere, daß sie die Lage für gefestigt halte durch die freie Darlegung dessen, was ebensosehr ein Faktum wie ein Prinzip war. In der Tat regierte Frankreich sich seit mehr als einem Jahre selber.

Die ausdrückliche Abschaffung des Königtums hatte auch noch das Gute, daß sie nicht allein den entthronten König, sondern den möglichen kommenden König traf. War der Herzog von Orleans dieser König? Zum Mitglied des Konvents erwählt, kam er gerade recht, um mit den anderen für die Abschaffung des Königtums zu stimmen. Die Intriganten jedoch, Dumouriez und andere, ließen sich noch nicht abschrecken. In Ermangelung des Vaters wiesen sie auf den Sohn, wußten ihm bei Valmy, bei Jemappes Geltung zu verschaffen, unterließen nichts, um ihn zur Schau zu stellen.

In der zweiten Sitzung, in der beschlossen wurde, daß alle Verwaltungskörper, sowohl die Gemeinde- wie die Gerichtsverwaltungen, erneuert werden sollten, gab es eine glänzende Diskussion zwischen der Gironde und Danton über die Frage, ob der Richter notwendigerweise und ausschließlich aus den Juristen zu wählen sei. Die Girondisten, meistens Juristen, stellten sich auf diesen Standpunkt; sie bewiesen, daß trotz ihrer leuchtenden Gaben der tiefe Geist der Revolution nicht in ihnen war.

Eines vor allem ist bezeichnend für die Revolution, daß gegenüber

dem unanfechtbaren Recht der Wissenschaft und der Überlegung, der Instinkt, die natürliche Eingebung, der klare Menschenverstand des Volkes ebenfalls ihr Recht haben. Dem Gelehrten, dem Priester, dem Juristen hat die Revolution den Menschen entgegengestellt, hat ihn auf gleiche Höhe mit ihnen erhoben. Dieser Mensch, den sie verachtet hatten, den das Christentum selber ihnen als ein beflecktes, ohnmächtiges, durch die Erbsünde in seiner Vernunft verdunkeltes Geschöpf unter die Füße gegeben hatte, der für immer geringer war als der Priester, dieser Mensch, zu dessen Vormund sich der Priester im Gesetz, der Jurist, aufwarf, wurde durch die Revolution mündig.

Danton, mit seinem derben Menschenverstand, stellte die Frage auf ihren wahren Boden.

„Die Juristen," sagte er, „waren wie die Priester, und wie diese betrogen sie das Volk."

Er fand sogar bei einem seiner Gegner Unterstützung, der zugab: „daß zu wünschen sei, es gäbe in jedem Gerichtshof einen Nichtjuristen, der die Gesetze nicht kenne, und der die Schlichtheit einfachen natürlichen Menschenverstandes den Gewohnheiten der Rechtsgelehrten aufzwinge."

Thuriot hatte gewünscht, daß bei jedem Gerichtshof nur der Vorsitzende Jurist, alle anderen Mitglieder Laien seien.

Danton hatte die Frage auf eine hohe Grundlage gestellt, und er hielt sie auf dem Boden der praktischen Vernunft, in Anerkennung der Berechtigung der Wissenschaft und indem er sich hütete, diese anzutasten; er erklärte, er wolle nicht die Rechtsgelehrten ausmerzen, sondern die Staatsanwälte, die Prozeßstifter; daß es dem Volke ermöglicht werden müsse, bei einem Mangel an patriotisch gesinnten Juristen andere Bürger zu wählen.

Nach einer solchen Erläuterung mußten alle miteinander einig sein, und es gab keine Erörterungen mehr. Die Girondisten blieben hartnäckig; Vergniaud redete noch endlos und setzte durch, daß der im Prinzip angenommene Antrag hinsichtlich der Wege zu seiner Ausführung von einer Kommission geprüft werde.

Der derart auf spekulativem Gebiet begonnene Kampf brach gleichzeitig in der großen politischen Frage aus. Von Anfang an war es weniger eine Debatte als ein Zweikampf.

Brissot gab das Signal dazu in seiner Zeitung am 23. September, indem er sagte, es gebe im Konvent eine zerstörende Partei.

Die angeklagte Partei stellte Gegenbeschuldigungen auf; zunächst bei den Jakobinern. Chabot versicherte, die Girondisten wollten in Frankreich eine föderative Regierung einführen, die Republik zu

einer einfachen Föderation herabdrücken, was ihre Zerstückelung bedeutet hätte. — Diese im Munde Chabots nicht allzu bedeutungsvolle Beschuldigung bekam sehr viel Gewicht, als sie am übernächsten Tage von Robespierre im Konvent wiedergegeben wurde.

Die Ungeschicklichkeit der Girondisten war hervorragend. Als Antwort auf diese Angriffe der Abordnung von Paris griffen sie Paris an, das wahrlich nicht in Frage kam.

Am 24. September ergriffen Kersaint, Buzot und Vergniaud die Gelegenheit neuer blutiger Szenen, die in Châlons stattgefunden hatten, und setzten beim Konvent durch, daß man Kommissare ernannte, die einen Gesetzentwurf gegen die Mordanstifter und für eine Departementswache, die man dem Konvent geben wollte, ausarbeiten sollten. Schon hatte Roland in einem Bericht auf der Notwendigkeit bestanden, den Konvent mit Soldaten zu umgeben.

Nichts war so unklug, wie ein solches Mißtrauen in Paris. Was ist Paris anderes, als Frankreich, eine aus allen Departements gemischte Bevölkerung? War diese Bevölkerung an den Septemberdingen schuld? Keineswegs, wie man gesehen hat. Wenn die Kommune die Metzelei veranlaßt oder geduldet hatte, wenn die Nationalgarde nichts hatte ausrichten können — wen traf da die Schuld? Die Nationalversammlung. Ihr, ihr allein lag es ob, die Kommune wie die Nationalgarde so zu organisieren, daß die öffentliche Ordnung gesichert war.

An Stelle der Gesetzgebenden mußte nun der Konvent es tun. Auf diese Frage, nicht auf die erbitternde Frage einer Departementswache hätte man die Erörterungen lenken sollen. Paris, das Haupt und das Herz Frankreichs verdächtigen, das war eine ungerechte, unvernünftige Sache. Man hätte im Gegenteil an Paris selbst appellieren, ihm Vertrauen zeigen sollen, das wahre Paris in die Lage versetzen sollen, reden und handeln zu können, die Kommune zurückhalten, wenn sie tyrannisch war, sie dem Konvent wieder in die Hand geben, die Einigkeit auf diese Weise wiederherstellen.

Der Konvent lief zu dieser Zeit keine Gefahr. Die junge Nationalversammlung wurde mit ungeheurer Hoffnung umgeben. Man rief nach ihr aus allem Unglück, man verließ sich auf sie, man glaubte an sie. Was fürchtete sie, da der große Agitator, der schreckliche Volkstribun, der künftige Diktator Danton gleich in der ersten Sitzung erschien und sich in ihre Hände gab, die Macht niederlegte? Um bessere Sicherheit zu geben, forderte er am 25. Todesstrafe für jeden, der sich zur Alleinherrschaft aufschwingen wolle.

Diese Sitzung glich einer geordneten Feldschlacht. Die Gironde griff heftig, planlos, mit viel Leidenschaft und wenig Geschick drei



ganz verschiedene Männer an, die man in einen Topf zu tun beliebte: Danton, Robespierre, Marat. Man verschmolz sie als das voraussichtliche Triumvirat, wie Marat es im September und so oft schon gefordert hatte. Die Gironde kam bei dem Angriff zu Fall, vor allem, weil sie Paris hineingezogen hatte. Man glaubte wahrzunehmen, daß sie bei ihren heftigen Anklagen vor allem darauf ausgehe, die gewichtige Anordnung einer Departementswache davonzutragen, die den Konvent gegen die Erregungen von Paris schützen sollte.

Danton entgegnete von oben herab mit viel Größe, und gleichzeitig war seine Rede unendlich geschickt. Er verleugnete Marat und tat ihn beiseite, erinnerte an ihren Wortwechsel und den Drohbrief, den Marat ihm geschrieben hatte. Er stellte die Dinge wieder auf eine vernünftige Grundlage, nahm den allzu berühmten Volksfreund wenig ernst, verglich ihn mit einem durch seine Ausfälle lächerlichen royalistischen Pamphletisten, sagte, Marat sei „der Kronprätendent der Republik" und gab zu verstehen, daß die Angriffe gegen ihn, sein Höhlenleben, ihm den Geist verwirrt haben mochten.

Seine Rede war im allgemeinen weniger eine Selbstverteidigung als ein Glaubensbekenntnis, bei dem er die Grundregeln festlegte. Man kann es so zusammenfassen: Tod der schlechten Einigkeit! Der Diktatur. Tod der schlechten Freiheit! Dem Lokal- und Departementsgeist, dem Geist der Trennung und Zerstückelung. — In diesem letzteren Punkt griff er (ohne Bitterkeit) die Gironde an und ließ die Ankläger fürchten, daß sie zu Angeklagten werden könnten.

„Das ist ein schöner Tag für die Nation, ein schöner Tag für die Republik, der eine brüderliche Auseinandersetzung zwischen uns herbeiführt. Wenn es einen entarteten Menschen gibt, der die Volksvertreter despotisch beherrschen will, so soll sein Kopf fallen, sowie er entlarvt ist. Man spricht von Diktatur, von Triumvirat. Diese Bezichtigung darf nicht unklar bleiben; wer sie vorgebracht hat, der muß sie näher bezeichnen, ich meinerseits will es tun . . . Man darf nicht die gesamte Abordnung von Paris beschuldigen. Ebensowenig will ich versuchen, irgendeins ihrer Mitglieder zu rechtfertigen: Ich trete nur für mich ein . . . Ich gehöre nicht Paris, ich bin aus einem Departement, auf das ich stets mit einer frohen Empfindung die Blicke lenke; keiner von uns gehört einem einzelnen Departement: er gehört ganz Frankreich. Möge diese Erörterung Frankreich von Nutzen sein. — Verhängen wir die Todesstrafe über jeden, der sich für die Diktatur oder das Triumvirat erklärt . . . Man behauptet, es seien Leute unter uns, welche die Absicht haben, Frankreich zu zerstückeln; machen wir diese törichten Ideen verschwinden, indem wir gegen ihre Urheber die Todesstrafe aussprechen. Frankreich



muß ein unteilbares Ganzes sein. Es muß Einheitlichkeit des Auftretens haben. Die Bürger Marseilles wollen den Bürgern Dünkirchens die Hand reichen. Ich beantrage also die Todesstrafe für jeden, der die Einheitlichkeit in Frankreich stören möchte, und ich schlage vor zu beschließen, daß der nationale Konvent als Grundlage der von ihm aufzustellenden Regierung die Einheitlichkeit des Auftretens und der Vollstreckung festsetzt. Die Österreicher werden nicht ohne Erbeben von dieser heiligen Harmonie vernehmen. Dann, ich schwöre es Ihnen, sind unsere Feinde tot."

Robespierre sprach im gleichen Sinne, indem er wie gewöhnlich die Dienste aufzählte, die er so lange der Freiheit erwiesen habe; er versicherte, es sei in den Wahlmännerversammlungen niemals die Rede davon gewesen, das Eigentum anzutasten. Er betonte stark den Verdacht, daß eine Partei die Republik dazu herabdrücken wolle, „um ein Haufe verbündeter Republiken zu sein". Schließlich, als er bemerkte, daß seine Rede von der Versammlung kühl aufgenommen wurde, wandte er sich anderswo hin, an das Volk auf den Tribünen, verneigte sich sozusagen vor der Menge.

Alles das wurde schlecht aufgenommen. Doch Robespierre wurde durch die unglaubliche Ungeschicklichkeit eines der nun folgenden Girondisten wieder erhoben.

Barbaroux erbot sich, für die Beschuldigung der Diktatur zu zeichnen, er erinnerte daran, daß man ihn hinsichtlich der Frage, Robespierre zum Diktator zu machen, auszuforschen versucht habe. Er griff die Kommune an, erklärte aber, gegen Paris selber hege er kein Mißtrauen. Immerhin riet er, die Stellvertreter des Konvents in einer Stadt zusammenzurufen, damit die Nationalversammlung bestehen bleibe, falls die Volksvertreter in Paris umkämen. Er verkündete ferner, daß Marseille zweihundert Reiter, achthundert Infanteristen sende, alles wohlhabende junge Leute, deren jedem ihre Väter außer den Pferden und Waffen ein Assignat auf fünfhundert Franken mitgegeben habe. Was konnte gefährlicher sein, als eine doppelte Nationalversammlung! Welche Gelegenheit zum Bürgerkrieg! Anderseits konnte es kaum etwas Empörenderes für Paris geben, als die Ankündigung eines so adligen Korps, von Marseille abgesandt, um die Pariser im Zaum zu halten.

Bei Eröffnung der Sitzung hatte der Girondist Lasource streng gesagt, Paris müsse auf den Grad eines Departements zurückgedrängt werden, nicht mehr Einfluß haben, als sein dreiundachtzigstel ihm zuweise.

Sichtlich verkannten diese Vertreter aus dem Süden den ganzen wirklichen Organismus Frankreichs und die Rolle, welche die Haupt-



stadt spielte. Die Großstadt ist der elektrische Muskel, wohin unablässig alles strömt, um den Funken zu bekommen, sich mit Elektrizität zu laden.

Ein einziger Abgeordneter aus dem Süden hielt sich auf einer bestimmten, festen Linie, frei von beiden Parteien, das war Cambon. Er erklärte im Namen der Südländer, daß alle die Einheitlichkeit der Republik wollten; daß der Geist des Föderalismus, der Absonderung, der Selbstsucht, wenn irgendwo, so in der Tyrannei der Kommune von Paris zu finden sei. Er wandte sich nicht gegen Paris, sondern nur gegen die Kommune.

Vergniaud selber vermied diese allgemeine Klippe der Girondisten. Er schonte Paris. Er griff nicht die Kommune im ganzen an, auch nicht halb verhüllt die Deputierten von Paris; er erkannte an, daß gute Staatsbürger zu ihr gehörten, der ehrwürdige Dussaulx, der große Künstler David und andere noch. Er schlug geradewegs auf Robespierre los, erinnerte daran, daß er in der fürchterlichen Nacht vom 2. zum 3. September ein großes Komplott beargwöhnt hatte, versichert hatte, daß Vergniaud, Guadet, Condorcet Frankreich an Braunschweig ausliefern wollten ... Als einer Vergniaud widersprach, fügte er mit einer Mäßigung, die um so erdrückender war, hinzu: „Ich habe mich über Robespierre stets in Worten der Hochachtung geäußert ... Heute noch rede ich ohne Bitterkeit; ich würde mich freuen, wenn eine Ableugnung mir bewiese, daß auch Robespierre verleumdet werden konnte ...“ Und er wartete.

Der Augenblick war für Robespierre gekommen, sich über seine Rede vom 2. September auszulassen und sich für immer reinzuwaschen. Sein Gegner hatte erklärt, er werde ihm aufs Wort glauben. Jetzt also hätte er verneinen müssen, vor dem Konvent, vor Frankreich und der Geschichte, und nicht, wie er es verspätet tat, außerhalb der Debatte, in einem seiner langen Vorträge. Er entgegnete Vergniaud nichts, nahm die Beschuldigung hin und ließ den Fleck auf sich sitzen; er behielt ihn für alle Zukunft.

Vergniaud erinnerte auch an das entsetzliche Schreiben, das im Namen der Kommune mit Marat, Sergent, Panis unterzeichnet war und durch ganz Frankreich verschickt worden war, um in allen Städten die Vorgänge von Paris zu wiederholen; er las es laut vor. Ein Schauer der Entrüstung durchlief die Versammlung; das Gemurmel wurde aber zum Aufschrei, zum Verdammungsruf, als ein Abgeordneter einen Artikel Marats aus der Tasche zog, der vom 21. September datiert und am 22. veröffentlicht worden war. Er erklärte darin, daß vom Konvent nichts zu hoffen, daß noch ein Aufstand nötig sei; daß man sich sonst auf fünfzig Jahre der An-

archie gefaßt machen müsse, und daß man nur durch die Diktatur daraus hervorgehen werde. Er endete mit den am Tag nach den Septembermorden grausam bezeichnenden Worten: „O geschwätziges Volk, wüßtest du doch zu handeln!"

Derart ertappt bei seinem Mordschrei und wie in Blut getauchter Hand, mußte Marat zerschmettert sein. Er war ganz das Gegenteil. Er, der sich stets verborgen hatte, er schien glücklich, sich am hellen Tag zu zeigen; er nahm dreist das Licht und die Verachtung auf sich. Das Geschöpf der Finsternis machte sich in der Sonne breit, lächelte mit seinem großen Maul und schien zu denen, die (wie Frau Roland) zweifelten, ob Marat wirklich ein Mensch sei, zu sagen: „Ihr bezweifelt es? Hier ist er."

Schon allein seine Gegenwart auf der Tribüne brachte alle Welt auf; man fühlte sich dadurch besudelt. Diese breite, kurze Gestalt, kaum länger als Brust und Kopf, die fetten, gedrungenen Hände, die er breitspurig auf die Brüstung legte, seine vorquellenden Augen gaben nicht die Vorstellung eines Menschen, sondern viel eher einer Kröte . . . „Nieder! Nieder mit ihm!" schrie man. Er, ohne aus der Fassung zu kommen: „Ich habe hier in der Versammlung eine große Zahl von Feinden . . ." — „Alle, alle!" rief die Versammlung, indem sie sich fast vollzählig erhob. Selbst das rührte ihn nicht. Er setzte Herausforderung auf Herausforderung: „Ich rufe Sie zur Ordnung . . ."

Marat war dreist, aber keineswegs tapfer. Was ihn hier kühn machte, war, weil er genau wußte, daß er vor den Augen der Seinen sprach. Die Schlacht war vorgesehen; einige unvorsichtige Worte Barbaroux' bei den Jakobinern hatten es am Abend vorher verkündet; sie fühlten gut, daß den Septemberleuten und ihnen selber der Prozeß gemacht werden sollte. Alles, was in diese Sache verwickelt war, war gekommen, um zu sehen, ob der Konvent wagen würde, durch die Bestrafung Marats den Weg der Gerechtigkeit zu betreten. War er geschlagen, so sagten sie sich wohl, daß dann an sie die Reihe kam. Man kannte sie größtenteils bei Namen und Beruf, wußte ihre Adressen. Diese Leute mußten mit ihm zugrunde gehen oder mit ihm siegen. Sein Schicksal war das ihre. Man urteile nun, ob sie pünktlich erschienen, die Tribünen zu besetzen. Seit der Nacht standen sie vor den Toren, durchsiebten in gewissem Sinn die Menge, mißhandelten und verdrängten jeden anderen; wenn sie einen durchließen, der nicht zu ihrem Haufen gehörte, so war es ein kleiner Handwerker, ein Einfaltspinsel, den sie bald auf ihre Seite brachten. Marats absonderliche Tracht, sein schmieriger Kragen, sein entblößter Hals machten auf diese Leute einen guten



Eindruck. Sie wußten nicht leicht zu beurteilen, daß in der Vernachlässigung etwas Gesuchtes lag und etwas Prahlerisches in der Unsauberkeit.

Marat war viel geschickter, als man hätte erwarten sollen; seine Worte waren vollkommen für die Tribünen berechnet. Er rühmte die Septembertat: „Wollt ihr es mir zum Verbrechen machen, die rächende Art des Volkes auf das Haupt der Verräter gelenkt zu haben? Nein; wenn ihr es des Verbrechens zeiht, so wird das Volk euch Lügen strafen, denn, als es meiner Stimme gehorchte, fühlte es, daß das von mir vorgeschlagene Mittel das einzige war, um das Vaterland zu retten, und selbst zum Diktator geworden, hat es sich der Verräter zu entledigen gewußt."

Es war eine große Überraschung für die Versammlung, ein schmerzlicher Eindruck, daß diese verruchten Worte von den Zuhörern droben mit schmeichelhaftem Murmeln aufgenommen wurden; sie sah mit Entsetzen, daß Marat nicht nur auf der Tribüne war, sondern ihr auf dem Kopfe tanzte.

Einer der Girondisten war so entrüstet, daß er es nicht mehr aushielt und gehen wollte. Der Wachoffizier sagte zu ihm: „Gehen Sie nicht, Herr, ich bitte Sie; zeigen Sie sich nicht. Alle die Leute da sind für ihn; wird er schuldig gesprochen, so beginnt die Metzelei am Abend von neuem."

Marat, immer stolzer, spreizt sich auf der Tribüne. „Die Diktatur!" sagt er; „aber Danton, Robespierre, die anderen haben den Gedanken stets gutgeheißen. Er kommt von mir; man beschuldigt mit Unrecht die Abordnung von Paris; die Anklage ist unbegründet, es sei denn, weil ich dort Mitglied bin . . . Ja, ich selber erbebte bei dem zügellosen Volksaufstand; ich forderte, man solle einen guten, einen gerechten und entschlossenen Bürger ernennen, dem man aber gewissermaßen eine Kugel ans Bein band, der nur Vollmacht hatte, Köpfe abzuschlagen . . . (Gemurmel.) Wenn ihr noch nicht auf der Höhe seid, mich zu begreifen, um so schlimmer für euch . . ."

Dann, nachdem er auf diese Weise in seiner unglaublichen Eitelkeit naiv zu verstehen gegeben, daß er einen Diktator wolle und Marat als Diktator, wandte sich der seltsame Kandidat den bewundernden Tribünen zu, wies auf seine schmierige Mütze, öffnete seine schmutzigen Kleider: „Wollt ihr mich der Streberei beschuldigen? Betrachtet mich und richtet mich . . ."

Da er jedoch das Grauen des Konvents bemerkte und den Beschluß fürchtete, behauptete er, die am 22. erschienene Nummer sei zehn Tage früher geschrieben, sei angeschlagen worden, und aus

Irrtum habe man sie nochmals gedruckt. „Lest," sagte er, „meine erste Nummer des „Républicain", ihr werdet sehen, daß ich dem Konvent für seine ersten Leistungen Gerechtigkeit widerfahren lasse, ihr werdet hier den Beweis finden, daß ich mit euch gehen will, mit den Freunden des Vaterlandes."

Diese Nummer, die verlesen wurde, enthielt nichts dergleichen. Marat brachte darin grobe Beschuldigungen vor, während er versprach, nicht mehr anklagen zu wollen. Da stand unter anderem: „Ich will meine Empörung unterdrücken, wenn ich die Umtriebe der Verräter sehe . . . Ich will ohne Zorn den Berichten der Greise und der Kinder lauschen, die von feigen Mördern erwürgt worden sind, usw." — Dieser blutrünstige Schwulst begann lächerlicherweise mit einer der „Marseillaise" entnommenen Anrede: „Amour sacrée de la patrie!"

Die Verlesung dieses in keiner Weise rechtfertigenden Schriftstückes wurde von einer beklagenswerten Komödie gefolgt, die der Konvent aus Rücksicht auf die Tribünen, von denen sie ernst genommen wurde, ebenfalls über sich ergehen lassen mußte. Marat schien weich zu werden: „Das also ist die Frucht von drei Jahren Kerker und Martern! Die Frucht meiner durchwachten Nächte und meiner Leiden! . . . Wie denn! Wenn meine Rechtfertigung nicht erschienen wäre, so hättet ihr mich dem Dolch der Tyrannen gelobt? Diese Wut ist freier Männer unwert; doch ich fürchte nichts unter der Sonne . . . (Damit zog er eine Pistole aus der Tasche und setzte sie an die Stirn.) Ich erkläre, daß ich mir, im Falle die Beschuldigung gegen mich durchgegangen wäre, zu Füßen der Tribüne eine Kugel in den Kopf gejagt hätte." Viele lachten, viele waren empört; der Schwindler ahmte kaltlächelnd die wohlbekannte Geste der beiden jungen Marseiller nach, die sich am Vorabend des 10. August im Hôtel de Ville die Pistole an die Schläfe setzten und sich umzubringen drohten, falls man ihnen keine Patronen gebe.

Die Tribünen gerieten in Bewunderung, im Konvent aber erreichte der Ekel den Höhepunkt; einige wandten sich ab oder drohten mit der Faust und schrien: „Auf die Guillotine!" Er entgegnete frech: „Schön, ich bleibe bei Ihnen, um Ihrer Wut zu trotzen . . ."

Die Nationalversammlung war es müde. Das Zentrum fürchtete die Tribünen; es ging ganz zur Linken über. Einer der Septemberleute, Tallien, beantragte, man solle „die skandalöse Streiterei vertagen, die einzelnen in Ruhe lassen". Er erreichte es, daß man zur Tagesordnung überging.

Man beschloß Dantons zweiten Antrag: „Die französische Republik ist unteilbar".

Sein erster Antrag (Todesstrafe für jeden, der die Diktatur beantrage) wurde nicht verhandelt. Chabot beantragte die Tagesordnung; man folgte ihm. Offenbar waren viele der Meinung, in einer so heftigen Krisis sei vielleicht eine zeitweilige Diktatur schließlich das einzige wirksame Mittel.

Sämtliche Angriffe der Girondisten waren fehlgeschlagen; selbst Marat war entschlüpft. Diese wilde Sitzung hatte immerhin einen großen Erfolg. Paris war ergriffen. Das vom Konvent nicht formulierte Urteil über die Septembermorde wurde darum nur um so stärker in den Herzen empfunden. Die Gegner des September waren im Saal unter dem Druck der Tribünen zu Fall gekommen, und durch die Schwäche, vielleicht durch den Neid des Zentrums. Anders erging es ihnen bei der großen Masse des Volkes, in der unabhängigen Menge, in der freien Meinung. Hier erhielt die Gironde ihre Krone, den Sieg der Menschlichkeit.

Am gleichen Abend noch erschien eine Abordnung der Kommune an der Barre des Konvents, um öffentliche Abbitte zu tun. Die Kommune ging so weit, zu erklären: „Wir liefern Ihnen den Überwachungsausschuß der Stadt aus. Er hat ohne unser Wissen gehandelt. Wir haben einen Teil der Mitglieder abgesetzt, den Rest überlassen wir Ihnen. An Ihnen ist es, sie zu bestrafen."

Die Menschheit war gerächt, der September von der Kommune des 10. August abgeschworen und preisgegeben.

Der 10. August und der 2. September, der Ruhm und die Schmach, konnten sich nicht mehr verschmelzen; das öffentliche Gewissen hatte sich auf der unwandelbaren Grundlage der öffentlichen Moral neu gestärkt erhoben.



Zehntes Kapitel

Die Gironde gegen Danton (September—Oktober 1792)

Die Gironde sieht in Danton den künftigen Diktator. — Die demokratische Gironde stützt sich mehr und mehr auf das Bürgertum. — Die Jakobiner nehmen die Stellung ein, welche bisher die Gironde innehatte, die Vorhut der Bewegung zur Gleichheit. — Die praktische Unfähigkeit der Girondisten hatte Danton genötigt, die Macht zu ergreifen. — Die Girondisten verfolgen Danton als Mitschuldigen der Septembermorde. — Sie verfolgen Danton und die Kommune wegen Unredlichkeit in der Verwaltung öffentlicher Gelder. — Danton kann über seine geheimen Ausgaben keine Rechenschaft geben. — Wie Danton die große Verschwörung des Westens aufgedeckt und aufgehalten hat. — Dumouriez in Paris (12.—16. Oktober 1792). — Danton und Dumouriez wollen sich die Gironde versöhnlich stimmen. — Danton kommt den Girondisten ein letztes Mal entgegen (Ende Oktober). — In Wirklichkeit war der Konvent über die damals aktuellen Fragen gar nicht uneins.

Der letzte Beschluß des Konvents war geeignet, nachdenklich zu stimmen. Er war bei dem Antrag, „denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der von Schaffung einer Diktatur redet“ zur Tagesordnung übergegangen. Obgleich der Antrag von den Führern der Montagne gestellt und unterstützt worden war, hatten die Montagnards im ganzen für die Tagesordnung gestimmt. Chabot hatte die Achtung vor der Souveränität des Volkes vorgeschoben und behauptet, „der Konvent habe nicht das Recht, dem souveränen Volk eine Regierungsform vorzuschreiben“. Eine solche Begründung war weittragend. Sie bedeutete, wenn man wollte, nicht weniger, als die Vernichtung dessen, was der 10. August geschaffen hatte, sie machte, nach Ablauf von drei Tagen, den Beschluß des 21. September hinfällig, die Absetzung des Königtums.

Der Verdacht der Girondisten gegen die Montagne wurde immer stärker, daß sie über die Anarchie zur Tyrannei strebe, daß Marat, der einzelne, den Gedanken aller ehrlich wiedergegeben habe.

Doch hatte selbst Marat alles gesagt? . . . Rufen Sie sich ins Gedächtnis, daß am 21., als die Nationalversammlung begeistert die Absetzung des Königtums beschloß, ein einziger Mann Einspruch erhob und sagte: „Es sei ein höchst bedenkliches Beispiel, die Versammlung in einem Augenblick der Begeisterung beschließen zu sehen.“ Dieser so vorsichtige Mann war einer der eifrigsten Montagnards, Bazire, Dantons Freund.

Man hatte am hellen Tage, in der großen Schlacht vom 25., die



drei Männer hervortreten sehen, die man die Triumvirn des Septembers nannte. Aber man behandelte sie nicht mehr als eins. Marat erschien entschieden unmöglich. Der ehemalige Marktschreier und Quacksalber war so gut in seine alte Rolle zurückgefallen, daß der Ekel, das Gelächter über das Grauen siegte. Robespierre hatte nicht geglänzt; seine Schmeichelreden an die Tribünen, sein Grundsatz, „daß man dem Volke niemals schmeicheln könne", waren von denen, an die er sie richtete, kalt aufgenommen worden. Man verkannte nicht seinen Einfluß auf die jakobinischen Gesellschaften; aber diese Gesellschaften selber wurden trotz Robespierres Meinung und seiner nichtssagenden Prophezeiungen, dem Kriege geneigt. In dieser höchst nationalen Frage geschlagen, durch den Sieg widerlegt, war der Gegner des Krieges gleichsam unmöglich geworden, wenigstens für lange Zeit.

Danton war in der berühmten Sitzung viel geschickter aufgetreten. Seine gewandte, sichtlich von Leutseligkeit getragene Rede war nichtsdestoweniger von jener Kühnheit und Größe gewesen, die alle seine Worte auszeichneten. Ein gefährlicher Politiker, der, während er die Führung der Linken behielt und das Haupt der Ungestümen blieb, auf die Gemäßigten Einfluß gewann. Das war es, was die Girondisten nachdenklich stimmte, und sie mit Angst erfüllte. Sie glaubten, Danton strebe zur Tyrannei: „Habt ihr nicht gesehen," sagten sie, „wie er gleich am ersten Tage (er, der Genosse der eifrigsten Plünderer) die Initiative ergriff, Schutz für das Eigentum zu fordern, und so der Rechten zuvorkam."

Das waren die Befürchtungen der Girondisten, das die Grundlage der unglaublichen Romane, die sie sich mit Hilfe von Phantasie und Leidenschaft, von Angst und Einbildungen, über Danton bildeten.

Das war übrigens ein beiden Seiten der Nationalversammlung gemeinsamer Wesenszug. Das Übermaß der Leidenschaft hatte die gleiche Wirkung hervorgerufen. Alle waren ungemein phantasiebegabt, argwöhnisch, leichtgläubig geworden, durch jeden Schein zu täuschen, und, einmal auf falschem Wege, fanden sie in ihrer erschütterten Vernunft nicht mehr die Kraft zur Umkehr. Viele waren in dieser übertriebenen Geistesverfassung tatsächlich körperlich krank.

Besonders rätselhaft erschienen ihnen Robespierre und Danton. Über den ersteren waren sie zu der richtigen Annahme gekommen, daß er vollkommen unfähig sei zu handeln; sie zogen aber daraus den falschen Schluß, er sei nur ein Werkzeug in der Hand seines mächtigen Nebenbuhlers. Mehrere waren eben dann der Ansicht,



man müsse dieses Werkzeug zerbrechen, zunächst Robespierre angreifen. Andere wollten, da sie Danton so nahe der Gewaltherrschaft sahen, keinen Augenblick verlieren, ihm die Maske abzureißen. Alle hatten sie sich durch vieles Nachdenken einen sonderbaren Roman von der Zukunft gemacht, der zeigt, wie die verständigsten Geister, wenn sie einmal in Leidenschaft sind und die Vernunft beiseite setzen, auf großen Unsinn geraten können. Zweifellos trug auch das Grauen über den 2. September, trugen die Schatten jener blutigen Nächte, in denen jeder im Herzen den Tod gefühlt, nicht wenig dazu bei, die Seelen zu verdunkeln.

Es scheint, als seien in diesen krankhaften Phantasien die Montagne und die Septemberleute mit der berüchtigten Geschichte des Alten vom Berge und des „Mörder" vermengt worden. Danach wäre seit 1789 eine lange planvolle Reihe von Verbrechen zugunsten des Hauses Orleans beschlossen worden. Der begabte Erfinder war nach ihnen Laclos (der seichte Verfasser der „Liaisons dangereuses"). Lafayette und Mirabeau, innig vereint (!), wären die Agenten des Komplotts gewesen; sie hätten Orleans nach England gesandt, um alles mit Pitt zu verabreden. „Danton, Marat, die Cordeliers, die das Heer der Septemberleute zum Morde dingen, werden eines Tages die gesamte Rechte umbringen, den Herzog von York zum König machen. Der von Orleans wird den Engländer ermorden, wird aber durch Marat, Danton und Robespierre selber ermordet werden. Wer von den dreien wird übrig bleiben? Der Geschickteste, der die beiden anderen tötet, wird König werden. Das wird Danton sein."

Diesen fürchterlichen Unsinn fand niemand sonderbar. Man hielt ihn für wahrscheinlich, und jeder, der darüber nachsann, fand bald irgendeine bekräftigende Tatsache, die ihn zur Gewißheit machte. Wurde er wirklich von einem der Girondisten bestritten, so war es, um einen anderen, nicht weniger albernen Roman aufzustellen. Der einzige, der einen klaren Kopf behielt und Einwendungen machte, war Condorcet; doch man hörte nicht auf ihn.

Tatsache aber war, daß Danton, trotzdem er das Ministerium niederlegte, eigentlich nichts eingebüßt hatte; er behielt keinen Titel mehr, doch hatte sich alles, was bei der großen Auflösung an Kraft vorhanden war, instinktiv um ihn zusammengeschlossen. Er behielt die Fäden der Diplomatie und der Polizei; er schien Paris und er schien die Armee zu halten. Es war, als habe er Dumouriez in seinem Feldzug geführt, und es war auch, als habe er den Rückzug der Preußen geleitet, habe, die Waffe in der Hand, über die Räumung des Territoriums verhandelt. Im Inneren glaubte ein Haufe in die

Dinge verwickelter Leute unter dem Schuße Dantons seine Sicherheit zu finden; er hatte sie verteidigt, da er sich ihr Mitschuldiger nannte. Sie gehörten ihm, diese Männer; man begegnete ihm selten, ohne daß er von ihnen umringt gewesen wäre, die begierig seiner Rede lauschten, sein Zeichen erwarteten. Sie bildeten seinen Hofstaat, das neugierige Volk nicht miteingerechnet, das hinterherlief, ihn liebte, ihn bewunderte. Wenn man ihn so umringt sah, konnte man wohl glauben, daß der Diktator nicht mehr gefunden zu werden brauchte, daß er bereits vorhanden war.

Die Girondisten betrachteten sich als die Gründer der Republik; sie verteidigten sie gegen die Diktatur, nicht nur mit Vaterlandsliebe, sondern mit der Eigenliebe des Schöpfers. Obgleich Camille Desmoulins es war, der 1789 in der Presse die glänzende Initiative dazu gab, obgleich nach einigen (siehe die Memoiren Garats) Danton, Camilles Lehrmeister, den ersten und tiefblickenden Gedanken dafür faßte, so waren es doch die girondistischen Schriftsteller, die 1791 im entscheidenden Augenblick den Sturz des Königtums bei der Allgemeinheit durchgeseßt hatten. Ihre Mystiker Fauchet und Bonneville in „La Bouche-de-Fer", ihre Staatsphilosophen Brissot, Condorcet, Thomas Payne hatten die Öffentlichkeit dazu bekehrt und in Wirklichkeit den ersten Stein der Republik geworfen. Die Jakobiner und Robespierre hatten sich über die Frage ausgeschwiegen. Die Cordeliers erklärten sich für Republikaner, doch nicht alle Cordeliers, nicht die Einflußreichsten; Marat, Danton machten unbestimmte Äußerungen und ergriffen nicht deutlich Partei.

Die Gironde glaubte in der Republik ihr Werk gegen die Diktatur und das Königtum, das durch die Anarchie zu kommen drohte, zu verteidigen.

Die Girondisten hatten bis jeßt den unteren Klassen, der Gesamtheit des Volkes, ein bewunderungswürdiges Vertrauen entgegengebracht. In der Mehrzahl Bourgeois, vor allem aber Philosophen, voll von der edelmütigen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, hatten sie anfänglich völlig und rückhaltlos den Begriff der Gleichheit, den sie alle im Herzen trugen, zur Anwendung gebracht.

Das zeigte sich im Jahre 1790 auf glänzende Weise in den von ihnen beherrschten Städten, in Bordeaux und in Marseille. Man organisierte überall nach dem Vorbild von Paris die Nationalgarde, à la Lafayette; man befürwortete die Uniformierung. Diese vornehmen Städte, die damals unter dem Einfluß der künftigen girondistischen Partei standen, erklärten diese Unterscheidung für gehässig, geeignet, Rangstreitigkeiten und Haß zu erwecken; keine



Uniform, ein Band, ein schlichtes dreifarbiges Band genügte, um sich gegenseitig zu erkennen, ein wenig kostspieliges Abzeichen, das sowohl die Reichen wie die Armen tragen konnten.

Die im Winter 1791, im Frühjahr 1792 allmächtige Gironde blieb diesen Grundsätzen treu; sie ist es, die trotz des Widerstandes der Jakobiner durchsetzte, daß jedes Haupt in Frankreich, freiwillig oder gezwungen, die Gleichheitsmütze aufgesetzt bekam, die einfache rote Wollmütze, die vor 1789 gewöhnlich der Bauer trug, und die am 20. Juni 1792 dem König aufs Haupt gesetzt wurde.

Und die Gironde ließ es nicht bei dem Abzeichen bewenden; sie verwirklichte die Gleichheit, soweit es an ihr lag, die Gleichheit der Kräfteverteilung, indem sie an alle Waffen gab; sie unterstützte die große nationale Kriegsentschlossenheit; da es an Flinten mangelte, ermächtigte sie jedermann, Piken zu schmieden. Sie erfaßte den Krieg unter reinen heiligsten Begriffen als einen edelmütigen Kreuzzug der Freiheit, um die ganze Erde zu befreien, und als rechtmäßige Erprobung des neuen Frankreich, die allgemeine Weihe des Volkes zur Gleichheit, die Vernichtung der alten Aristokratie.

Die richtige Art, den Adel abzutun, war die, ihn aller Welt zu verleihen, jeden mit dem Degen zu gürten. Darin hatte die Gironde wirklich den Gedanken Frankreichs erfaßt. Niemand, fast niemand erträumte die Gleichheit des Eigentums; wenige hatten Verständnis für die Gleichheit der Gesetze; alle wünschten, erhofften die Gleichheit unter der Fahne.

Das waren die Anfänge der Gironde; sie brauchte ihnen bloß treu zu bleiben; nach dem September entfernte sie sich aber mehr und mehr von den bisherigen Zielen.

1790 geht Marseille so weit, die Uniform der Nationalgarde zurückzuweisen, weil sie ein Merkmal des Adels sei. 1792 spricht es im Konvent die aristokratische Drohung aus, ein Korps von achthundert reichen jungen Leuten auszusenden, um Paris zur Vernunft zu bringen.

Aber das gerade Gegenteil wäre nötig gewesen. Warum die Reichen rufen, um den Konvent zu hüten, die Metzeleien zu verhindern, den Plünderungen zuvorzukommen? Man brauchte Franzosen, ganz gleich, was für welche; oder wenn man durchaus wählen wollte, so galt es, die Armen zu wählen und an die Ehre zu appellieren.

Wir werden später das aristokratische Element in der Gironde analysieren und das juristische und städtische Element, das Adels- oder Handelspatriziertum der südlichen Städte. Stellen wir hier nur den Irrtum fest, der ihr den Blick trübte, sie nach und nach in



dem Sinne beeinflußte, daß sie das Eigentum gefährdet glaubte. Trotz großer gelegentlicher Ordnungslosigkeit war darin nichts zu befürchten; im Gegenteil, der allen zugänglich gemachte Besitz nahm eine festere Basis ein, weil er ausgedehnter war als je bisher. Unter der Einwirkung dieses Irrtums erließ die Gironde einen Hilferuf gegen die Diktatur, gegen die agrarischen Gesetze, die der Diktator etwa hätte erlassen können, an die Reichen und wohlhabenden Leute; sie verließ sich auf die bewegliche und veränderliche Interessensphäre, die morgen vielleicht in der Zurückführung des Königs ihren Vorteil erblicken konnte; so daß sie sich zur Verdrängung des revolutionären Königtums auf eine Klasse stützte, die unbedingt zum Königtum neigte.

Barbaroux brachte in seiner provenzalischen Unbesonnenheit alles das ans Licht. Er sagte am 25. September mehr gegen seine Partei, als ihre bittersten Feinde zu hoffen gewagt hätten. Er hatte ihnen die verwundbare Stelle gezeigt, wo sie am besten zuschlagen konnten.

Er scheint Robespierre das Programm zu der neuen Zeitung diktiert zu haben, die dieser wenige Tage später erscheinen ließ („Lettres à ses commettants, à tous les Français [28]). Hier sagte er: „Es genügt nicht, den Thron gestürzt zu haben; worauf es ankommt, das ist, auf seinen Trümmern die heilige Gleichheit aufzurichten . . . Die Herrschaft der Gleichheit beginnt." Ein gerechter und echter Gedanke, den er mit Adel und Größe entwickelte. Weniger glücklich war er in den Mitteln, diese Gleichheit zu erreichen: „Wie ist sie zu erlangen? Durch Schutz des Schwachen gegen den Starken. Nun, das Stärkste, was der Staat besitzt, ist die Regierung . . ." Er schloß, das große Ziel der verfassungsmäßigen Gesetze sei, gegen die Regierung anzukämpfen; eine nichtssagende und überdies falsche Schlußfolgerung, die den Staat lediglich zu einem Kampfplatz ohne irgendwelchen Inhalt, ohne fruchtbare Lebenskraft machen würde. Das hieße auf anderem Wege auf die Armut der englischen Politik zurückgreifen, die alles auf eine gewisse Idee der Opposition und der Garantie beschränkt.

So geschah es, daß die Gironde, nachdem sie, besonders im Frühjahr 1792, die wahre nationale Partei, die Partei der Gleichheit gewesen war, diese Rolle fallen und von ihren Feinden, den Montagnards, den Jakobinern, aufgreifen ließ.

Die Unfähigkeit der Partei erwies sich alle Tage durch den eigentümlichen Gegensatz zwischen ihrer beherrschenden Stellung und

[28]) „Briefe an meine Auftraggeber, an alle Franzosen."



ihrer vollkommenen Ohnmacht. Sie hatte die Majorität im Ministerium und im Konvent; sie hatte für diesen den Vorsitzenden und die Sekretäre ernannt. In der Verwaltung war sie es, die alle Plätze vergab. Sie beherrschte die Presse, lenkte die Mehrzahl der Zeitungen. So schien sie also die beiden stärksten Waffen zu besitzen, die Amtsgewalt und die Öffentlichkeit. Sie hatte alles, und sie hatte nichts. Sie machte keine ernstliche Eroberung; sie hatte die Gewalt in Händen und wußte nicht zuzupacken. Sie wurde in den Klubs zu nichts. Girondistische Klubs hatten sich als unzureichend erwiesen gegen die kirchliche und royalistische Verschwörung, die im Westen ausbrach und die überall drohte. Dieselbe, stets mit Beratungen und Abhandlungen beschäftigte, durch die Gesetzmäßigkeit gebundene Partei hatte sich ungeschickt erwiesen, den Faden der großen politischen Partei zu ergreifen. Danton legte ihn in ihre Hände, wie man gleich sehen wird; da er sie aber unfähig fand, war er genötigt, ihn selber zu nehmen, sich mit irgendwelchen Männern zu umgeben und im besonderen selbst zu handeln.

Sie hatten die Gewalt nicht zu ergreifen gewußt, und sie verziehen es Danton nicht, daß er sie besaß und behielt. Sie empörten sich über ihn, ereiferten sich unklugerweise gegen den Mann, der in hervorragender Weise den revolutionären Geist, den Geist der Tat, der öffentlichen Wohlfahrt repräsentierte; sie versuchten, ihn zu stürzen. Danton war ihr eigentlicher Nebenbuhler, an Beredsamkeit sowohl wie an Einfluß. Er allein schien in der großen Krise nicht am Heil des Vaterlandes zu verzweifeln. Herr und Frau Roland waren außer sich, es Danton nicht am Tage der Gefahr an Kühnheit gleichgetan zu haben. Es war ein Unglück für sie, für die Gironde; man mußte sich damit abfinden. Und man mußte auch wissen, daß dem glücklicheren Manne, der in der allgemeinen Niedergeschlagenheit aufrecht blieb, für alle Zeit der Ruhmesstempel aufgedrückt blieb, der Stempel der Genialität und des Mutes, den nichts verwischen konnte. Was auch kommen mochte, Frankreich würde den heldenhaften Hüter seines gefährdeten Glückes an seinem fürchterlichsten Tage nicht im Stich lassen.

Danton hatte am 21. September gesagt: „Lassen wir die Übertreibungen . . . Erklären wir das Eigentum für unantastbar." Und am 25. hatte er Marats Handlungsweise ausdrücklich gemißbilligt.

Er konnte nicht weitergehen, ohne die große Stellung zu verlieren, in der er der Republik am besten dienen, sie befreien konnte, ohne seine Stellung unter den Führenden, seine Rolle als Haupt der Gewaltpartei zu verlieren. Es war eine so glückliche Fügung, daß sich für diese Rolle ein Mann so großen Geistes fand, ein



Mann, der unter der Gewalt der Worte und drohenden Gebärde einen klugen Kopf bewahrte, bereit, alles Vernünftige aufzugreifen. Er war den Girondisten durchaus nicht feind und wollte nicht den Krieg mit ihnen. Man hat gesehen, wie er von seiner ersten Rede an sie zurückzuführen suchte. Das war eine prächtige Gelegenheit, Danton von Robespierre loszulösen. Es hatte sich im Konvent eine Partei außerhalb der Parteien gebildet, nicht die Partei der Schwachen und der Ohnmächtigen, wie das Zentrum es war, sondern die der Starken, des Geistes, an der Spitze die beiden Männer, die von selbst unabhängig blieben, Danton und Vergniaud. Man füge Cambon hinzu, Carnot und andere bedeutende Männer, die aus sich heraus Kräfte waren, die sich nicht eingliedern wollten, die nicht zu den Jakobinern gingen. Condorcet, Barrère und manche andere hätten sich hier anschließen können, viele unparteiische Männer, die weder die Gironde noch die Montagne liebten, die ihnen unwillkürlich folgten, die aber keiner Partei als Frankreich anhängen wollten.

Es galt, um jeden Preis Danton zu halten, aufzunehmen. Kam er ihnen einen Schritt entgegen, so hieß es, ihm deren zwei entgegenkommen. Er mißbilligte Marat, das genügte. Im übrigen, ob es ihm nun gefiele oder nicht, die Kommune von Paris mit seinem großen Namen zu decken, man mußte die Augen zudrücken. Sprach er sich schuldig, so mußte man es ihm nicht glauben, ihn sein oder scheinen lassen, was seine Natur oder seine Politik von ihm verlangte.

Die Girondisten hatten weder diese Einsicht, noch diese gerechte und vorsichtige Schonung. Mochte er ihnen auch entgegenkommen, sie mißtrauten ihm.

Als lange nachher ein junger Volksvertreter der Linken ihm sagte, es bestehe die Möglichkeit, die Rechte wiederzugewinnen, und ihm gegenüber darauf beharrte, sagte Danton mit düsterer Miene: „Sie haben kein Vertrauen." — Und der hartnäckige junge Mann konnte nichts anderes aus ihm herausholen: „Nein," wiederholte Danton, „sie haben kein Vertrauen."

Eine tragische und nur zu wahre Antwort! . . . Sie allein enthält schon die Geschichte des Konvents, sein trauriges Geschick, und dieses seinerseits umfaßt in gesteigertem Maße die traurige Folge aller unserer Mißgeschicke, die für lange Zeit gefährdete Freiheit, viele furchtbare Argumente, welche die Revolution gegen sich selber geliefert hat.

Danton, im Konvent mit feindlichen Blicken und bitteren Worten empfangen, von den Zeitungen angegriffen, nahm notgedrungen den



Kampf auf. Der gehetzte, gepuffte, in die Enge getriebene Eber wehrte sich durch Seitenhiebe, die den Tod brachten. Den ersten Hieb teilte er am 29. September aus, als der zum Abgeordneten ernannte Roland sich des Ministeriums entledigte und man beantragte, ihn aufzufordern, Minister zu verbleiben. Danton biß zu. Er sagte mit kräftiger, derber Heiterkeit, die nur um so wirkungsvoller war: „Keiner läßt Roland mehr Gerechtigkeit widerfahren als ich; ich möchte Ihnen aber sagen, falls Sie ihm eine Aufforderung zukommen lassen, mit Frau Roland ein Gleiches zu tun; denn alle Welt weiß, das Roland in seinem Ministerium nicht allein war. Ja, ich war allein in dem meinigen . . . (Gemurmel). Da es darauf ankommt, seine Gedanken laut zu sagen, so will ich daran erinnern, daß es einen Moment gab, da das Vertrauen derart erschüttert war, daß es keine Minister mehr gab, und daß Roland selbst den Gedanken hatte, fortzugehen."

Danton konnte den Girondisten keinen empfindlicheren Schlag versetzen. Er hatte lachend, oder doch während er tat, als lache er, die Hand an das Allerheiligste gelegt, an Frau Roland gerührt! Es war die Eigentümlichkeit der Partei, eine Frau an der Spitze zu haben! Es war hart, aber geschickt, das deutlich festzustellen.

Der Partei, die zu ihm sagte: „Du bist ein Blutvergießer," — erwiderte er: „Was seid ihr? Ihr seid ein Weib . . . und ihr habt fliehen wollen."

Die Girondisten mit ihrer ehrenhaften Sittenstrenge, ihrem Eifer für Frankreichs Ehre, waren nicht sehr konsequent. Sie waren es, die im gleichen Jahre, am 19. März 1792, bei der Gesetzgebenden Versammlung für die entsetzliche Affäre von Avignon, die man mit Recht den 2. September des Südens genannt hat, Straferlaß durchgesetzt hatten. Ihre Marseiller Freunde Barbaroux und Rebecqui, waren die Beschützer der Duprat und Mainvielle. Rebecqui führte sie triumphierend durch Avignon, und aus Erkenntlichkeit machten sie Barbaroux zum Konventsmitglied. Jean Duprat, der ebenfalls gewählt worden war, und der zum Stellvertreter ernannte Mainvielle, nahmen inmitten der Gironde an den Sitzungen teil. Es war keineswegs sicher, daß Danton die Septemberdinge gemacht hatte, aber es war gewiß, daß Mainvielle so sehr und mehr als irgendeiner die Glacière veranlaßt hatte. Warum hatten die Girondisten die Männer der Glacière freigesprochen? Weil die Royalisten aus diesem inneren Zwist zwischen den Freunden der Revolution zuviel Vorteil gezogen hätten. Derselbe Grund hätte sie in einer weit gefahrvolleren Krise nötigen müssen, die Verfolgungen der Septembermorde zu vertagen, diese Verfolgungen zu umgrenzen und vor allem

nicht einen Mann hineinzuziehen, der ihr Gegenspieler an Redegewandtheit und Einfluß war, einen Mann, in dem der Geist der Tat in höchstem Maße entwickelt war und den man nicht stürzen konnte, ohne die Geschicke der Revolution und Frankreichs Zukunft aufs Spiel zu setzen.

Die Äußerung Dantons über Roland und Madame Roland erbitterte seine Feinde aufs äußerste. Die Girondisten hatten vor der Nationalversammlung nicht darauf bestanden, daß sie Roland auffordere, im Ministerium zu bleiben; und in Wirklichkeit war es vorteilhafter für ihn, offiziell nicht zu bleiben, sondern irgendeinen der Partei hineinzusetzen, durch den er die Verwaltung ebenso geleitet hätte, ohne doch den Hieben der Presse ausgesetzt zu sein. Dantons Wort änderte alles; die Rolands, deren Mut herausgefordert war, beschlossen zu bleiben, was auch komme. Dieser Versammlung, die ihn nicht mehr aufforderte, das Ministerium zu behalten, schrieb Roland: „Ich bleibe."

Dieses von Madame Roland mit ihrer lebendigsten Feder verfaßte Schriftstück sprach in dem kühnen, doch zu ergriffenen Ton dessen, den der Zorn über die Herausforderung leitet. Die Beratung des Konvents und seine bekundete Absicht, sagte Roland, gestatteten kein Zögern . . . „Er weist mir die Bahn, ich stürze mich mit Stolz darauf . . . Ich bleibe, weil Gefahr dabei ist . . . Ich entsage der Ruhe, die ich wohl verdient hätte und die meinem Alter angenehm wäre; ich vollende das Opfer, ich weihe mich ganz und gar und bin ergeben bis in den Tod."

Roland leugnete, daß man jemals habe flüchten wollen, und gab nur zu, daß man verkündet habe: „Wenn der Feind nahe, sei das Fortbegeben der Nationalversammlung, des Schatzamtes, des Königs, der Exekutivgewalt keine heilsame Maßnahme." Doch die Exekutivgewalt, das Ministerium, das war ja Roland selber; dieses Fortbegeben hatte doch einige Ähnlichkeit mit Flucht.

Daran anschließend beschrieb er in einer wundervoll treffenden Sprache die blinde Heftigkeit der Schreckenspartei, zeichnete das Bild ihres Oberhauptes, „einer durch ihre Kraft und ihre Gaben dieser unbesonnenen Herde weit überlegenen Persönlichkeit, der sie seinen ehrgeizigen Plänen dienstbar machte . . . So war der Weg der Thronräuber, Sullas, Rienzis . . ." Er fügte nicht hinzu, was jeder sich mühelos ergänzen konnte: auch der Weg Dantons.

Ein kleines, aber bitteres Wort machte sich am Schluß des Briefes bemerkbar: „Ich mißtraue einer Bürgertugend, die der Moralität ermangelt." Das zeigte deutlich genug das neue Gebiet, auf welchem die Gironde den zu verfolgen gedachte, den sie haßte. Sie wollte

eine unkluge Sache, nicht nur Danton stürzen, sondern ihn entehren.

Die Girondisten machten alle Anstrengung, Danton in den traurigen Geldprozeß zu verwickeln, den man gegen die Kommune anstrengte, von ihm wie von ihr regelrechte Abrechnungen zu verlangen über alles, was in der Verwirrung der großen Krise geschehen und ausgegeben worden war. Während der Monate September und Oktober wurden die Männer der Kommune tagtäglich ohne Ausnahme aufgefordert, Rechnung abzulegen, und sie konnten es nicht. Sehr wahrscheinlich waren Summen schlecht angewendet oder hinterzogen worden. Doch, gab es auch keinen Diebstahl in den Zeiten der ungeheuren Erregung und Verwirrung, so war die Rechnungsführung doch schwer oder unmöglich. Es waren nicht allein die politischen Feinde der Kommune, die sie derart verfolgten. Der herbe und strenge Cambon, der unbeugsame Vertreter des öffentlichen Vermögens, rügte jeden Tag dieses verdächtige Zögern. Die Kommune vom 10. August, die Mitglieder verloren und andere aufgenommen hatte, eine wandelbare, ungeheure, tyrannische Körperschaft, schien zu zwei Dingen entschlossen: ihre Rechnungslegung zu verweigern und es abzulehnen, daß man sie selbst durch regelrechte Wahlen erneuere.

Auch Danton wollte nicht Rechnung ablegen oder konnte es nicht. Es war unter den Ministern vereinbart, daß sie sich miteinander über die geheimen Ausgaben verständigen und sich gegenseitig Rechenschaft ablegten. Darauf berief sich Danton im Konvent, als man ihn in dieser Sache drängte. Aber Roland, in diesem entscheidenden Augenblick mitleidlos, erklärte, daß ihm nicht nur durchaus nichts von einer solchen Abrechnung bekannt sei, sondern daß er auch vergeblich in den Registern des Ministerrates nach ihren Spuren geforscht habe.

Danton gab eine sehr annehmbare Erklärung. Er gestand, daß er keine regelrechte Abrechnung gemacht habe, daß ihm aber im Augenblick der Gefahr von der Nationalversammlung die Weisung geworden sei: „Los, spart nichts, verstreut das Geld mit vollen Händen. — Es gibt Ausgaben," sagte er noch, „die man nicht allzusehr erklären kann, die und die revolutionäre Mission, die große Opfer erfordert, den und den Emissär, den bekanntzugeben ungerecht und unklug wäre . . ."

Diese Antwort erschien der Gironde als eine Ausrede, und dennoch war sie ernstlich wahr. Was damals dunkel war, ist heute aufgeklärt. Danton hielt tatsächlich alle großen Geheimdinge, die zum Heile Frankreichs geschahen, in Händen, diese diplomatischen

und Polizeiaffären, bei denen ein Politiker genötigt ist, Geld auszustreuen und nicht rechnen darf.

Alles das war in der Hand, im Kopf Dantons; weil die Gironde, nach wie vor dem 10. August sich diesen Dingen durchaus nicht gewachsen gefühlt hatte. Sie war geeignet für die Presse, für die Reden und für weiter nichts. Im entscheidenden Augenblick, wo es galt zu handeln oder unterzugehen, wo eine Minute alles verlieren konnte, machte sie Ausflüchte, wurde unschlüssig. Danton übernahm die Führung.

Die erste Angelegenheit, in der Danton ganz zweifellos genötigt war, Geld auszustreuen, war die ungeheure royalistische Verschwörung der Bretagne und des Südens. Ein glücklicher Zufall enthüllte sie ihm vor dem 10. August.

Er wurde von vielen Leuten aller Art geliebt, als guter, lebenslustiger, umgänglicher und dennoch sehr verläßlicher Mensch, wenn man sich ihm anvertraute. Im Juli kommt ein junger Arzt aus der Bretagne namens Latouche zu ihm und bittet ihn, ein großes Geheimnis entgegenzunehmen, von dem er sich bedrückt fühle. Ein gewisser la Rouërie, den er von einer Krankheit geheilt habe, habe ihm in Paris eine Menge falscher Assignaten zum Umwechseln in Gold zugehen lassen und habe zur Abholung des Goldes seinen Neffen gesandt. Dieser Neffe, ein Leichtfuß, habe angenommen, Latouche sei der großen Verschwörung verbrüdert, habe ihm alle Einzelheiten darüber gesagt, ihre gewaltige Ausdehnung aufgedeckt. Der Arzt ist kein Verräter, aber schließlich, er sieht da einen Abgrund, der Frankreich untergräbt; er hat das furchtbare Geheimnis weder verschweigen, noch preisgeben können. Danton verliert keine Minute Zeit, eilt zum Komitee der allgemeinen Sicherheit: es war im Juli, unter der Gesetzgebenden; das Komitee bestand aus Girondisten. Sie sind entsetzt, doch was sollen sie tun? die Gesetzmäßigkeit hält sie zurück. Wie soll man auf ein Gerede hin so viel Leute verhaften? Sie vermögen nichts und tun nichts.

Danton läßt sich nicht entmutigen, sucht den Mediziner auf, zeigt ihm, beweist ihm, daß er das Heil des Vaterlandes in seinen Händen hat, daß er das Komplott aufdecken, besser ergründen, Beweise erbringen muß. Was tun zu diesem Zweck? In die Bretagne gehen und la Rouërie aufsuchen, der ihn für seinen Freund hält, der Vertrauen zu ihm hat, ihm diese Beweise entlocken, ihn verraten, ihn stürzen . . . und durch seinen Untergang Frankreich erretten!

Das war nach dem 10. August. Man erwartete den preußischen



Einmarsch, und man vermutete, daß gleichzeitig eine englische Flotte die Emigranten aus Jersey nach Saint-Malo bringen und den bretonischen Verbündeten la Rouëries einen unschätzbaren moralischen Rückhalt geben würde. Diese glaubten sich ihrer Sache so sicher, daß sie den Tag festgesetzt hatten, an dem sie in Paris, gleichzeitig mit den Preußen, einziehen wollten. Die Bretonen, so rechneten sie, sollten durch die Champs-Elysées, die Preußen durch die Tore Saint-Martin und Saint-Denis einrücken.

Welcher Mittel bediente sich Danton dem Mediziner gegenüber hinsichtlich des Geldes? Danton war damals Justizminister. Er besprach die Angelegenheit mit den anderen Ministern; bald aber, als er ihre Langsamkeit, ihre Unentschiedenheit sah, sagte er nichts mehr, ging allein weiter, ergriff hierin wie in allem die Initiative zu den von der Naturnotwendigkeit gebotenen Maßnahmen.

Der beschämende und gefahrvolle Auftrag, den er dem Arzt erteilte, war der, sich zu seinem Freunde, seinem Kranken, zu la Rouërie zu begeben und ihm auszurichten, Danton sei Royalist, er sei der Pöbelausschreitungen müde und wolle die Wiederherstellung des ancien régime; er, Latouche, habe von Danton die Ermächtigung erhalten, die Truppen aus der Bretagne fortzuziehen. Und in der Tat ließ man sie in Erwartung der preußischen Invasion nach Osten abschieben. La Rouërie ließ sich davon täuschen, er glaubte Latouche, wartete und erhielt eines Tages den Schlag aus heiterem Himmel der Schlacht bei Valmy. Keine Hoffnung mehr, die große preußische Armee war in vollem Rückzug. Verzweifelt und mutlos, wollte er alles im Stich lassen, nach England gehen. Eine geheime Beratung der Führer des Bundes wurde in einem Schloß der Bretagne abgehalten. An der Spitze stand auch eine jener schönen, unerschrockenen und romantischen Amazonen, die den verhängnisvollen Reiz des Bürgerkrieges ausmachten, die von Abenteuer zu Abenteuer eilten, sich den Tollsten als Belohnung schenkten, die Flamme schürten, die aber anderseits durch ihre Unbesonnenheit der Republik oft gute Dienste geleistet haben. Diese hier, Thérèse de Moelen, warf la Rouërie seine Mutlosigkeit vor, bestimmte ihn zum Ausharren; so wurde, ihrem klugen Rat gemäß, beschlossen, daß er nicht nach England gehe, sondern daß man eben jenen verdächtigen Menschen, den Latouche, damit beauftrage, der aus Paris kam und sich als Dantons Freund bekannte. Die royalistische Verschwörung wählte zu ihrem Agenten bei Calonne, für England, den Agenten der Republik und in ihm legte Frankreichs gutes Glück alle Anschläge der Fürsten in Dantons Hände, die Hinweise auf die gefährlichsten Verbindungen, die sie hier hatten.



Ein anderer Latouche, ein royalistischer Abenteurer, Laligant-Morillon, lieferte zu eben der Zeit die Geheimnisse von Koblenz aus, die Beziehungen der Emigranten zu den Royalisten des Südens. Man schickte ihn selber hin; er spürte eine ungeheure Verbindung auf, deren Verzweigungen sich auf achtzig Orte im Lande erstreckte, und legte seine Entdeckung in die Hände der Regierung. Schon hatte man für die Fürsten einen Gouverneur des Languedoc und der Cévennen ernannt, der sich im Schloß von Jalès niedergelassen hatte. Er wurde hier überrumpelt und niedergemacht.

Diese geheimen Taten wurden direkt von Danton als Minister ausgeführt oder doch unter seinem mächtigen Einfluß, als er das Ministerium einem anderen übertragen ließ.

Er allein unter den Männern seiner Zeit hatte die für diese Dinge erforderlichen Eigenschaften, die Geschicklichkeit und die feurige Willenskraft; er allein, man lobe oder tadle ihn deshalb, hatte die Kraft der schnellen, unfehlbaren Verführung, um in der feindlichen Partei Verbindungen zu knüpfen und Männer zu Verrätern zu machen, die sonst gewiß keinen Verrat begangen hätten. Latouche war Patriot, Morillon war human. Um sie mitzureißen bedurfte es der wirbelnden Anziehungskraft, mit der dieser machtvolle Geist alle Welt fortriß, Freunde wie Feinde. Er gab ohne zu knausern, er überhäufte, erstickte die Leute mit Gold; doch das war noch immer die geringste Art seiner Verführung, vor allem verschwendete er seine unwiderstehliche Beredsamkeit, sein großherziges Wort, sagte zu dem einen: „Rette Frankreich!" zum anderen: „Verkürze den Kampf, durchhaue den Knoten des Bürgerkrieges." Und denen, die sich dem Golde, den Worten, am heftigsten widersetzten, in deren Hand legte er die seine — und sie wehrten sich nicht mehr; eine unbekannte Gewalt riß sie fort; ihre Vergangenheit, ihre Zukunft, ihre Ehre und ihre Skrupel — alles verschwand vor Dantons Freundschaft.

Der große und furchtbare Diener der Revolution, der es auf sich nahm, sie zu befreien, hatte weder Lust noch Zeit für solche Aufträge makellose Männer auszuwählen. Er nahm die glühendsten, er nahm die skrupellosesten, Leute der raschen Tat, die mit geschlossenen Augen vorangingen. Solche ergaben sich ihm um so bereitwilliger, als sie schon durch die Septembermorde oder andere Dinge befleckt waren und nur im Sieg der Freiheit eine Hoffnung auf Rettung erblickten. Viele derartige Leute, die von Natur nicht zum Verbrechen geschaffen waren, und die plötzlich dem fürchterlichen Taumel des Blutes gefolgt waren, ergaben sich Danton, sie hatten das heimliche Bedürfnis, sich durch Ergebenheit und Auf-



opferung zu rechtfertigen. Mochten diese Leute nun gut oder schlecht sein, es war jedenfalls gewiß, daß Danton recht oft keine anderen hatte. Als ihm einst einer vorwarf, daß er so bedenkliche Agenten benutze, erwiderte er gereizt: „Ja, wen soll ich denn schicken? Junge Damen vielleicht?“

Mit derartigen Mitteln und mit solchen Agenten handhabte Danton die große und schwierige Angelegenheit der Gebietsräumung. Nichts deutet darauf hin, daß er den Rückzug der Preußen erkauft habe. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, daß die niederen Agenten, die sich in die Sache einließen, es nicht umsonst taten. Die Leute, deren Danton sich bediente, Westermann, Fabre d'Eglantine, von denen wir später reden werden, waren Männer von großen Ausgaben, die sich dadurch veranlaßt sahen, an jeder Sache teilzunehmen, bei der Geld eine Rolle spielte.

Der bretonische Bund war durch den Gedanken, daß Danton für ihn sei, durch die Hoffnung, daß er für ihn tätig sei, lahmgelegt worden. Und ebenso neigten die Preußen zu dem Glauben, daß sie sich gegenüber an der Spitze zwei zweifelhafte und leicht umzustimmende Männer, Dumouriez und Danton, hatten, und daß sie in diesem gefährlichen Kampf gegen ein ganzes Volk in Waffen nur so zu tun brauchten, als wehrten sie sich hartnäckig.

Doch so sehr die Bretagner Affäre dunkel und geheimnisvoll war, so sehr wurde die Sache in der Champagne von allen verfolgt. Die Schwierigkeit, die Gefahr, mit dem Feind zu verhandeln, um ihn kampflos abziehen zu machen, war ungeheuer. Frankreich wollte sich schlagen. Die Presse war durchaus kriegerisch; Paris, das sich unerwartet schnell von der fürchterlichen Panik, die der 2. September verursacht hatte, erholte, war ohne Übergang in den entgegengesetzten Zustand geraten. Die Klubs atmeten nur noch Krieg und Kampf; sie fragten sich, warum der König von Preußen noch nicht hier sei, gefesselt und geknebelt. Da steckt etwas dahinter . . . „Dumouriez treibt Verrat“ usw.

In Wirklichkeit hatten die Preußen nichts verloren, fühlten sich keineswegs gedemütigt und zogen sich nicht einmal zurück. Zwölf Tage lang nach der Schlacht rührten sie sich nicht vom Fleck. Sie hatten Lebensmittel bekommen und fühlten keine Veranlassung abzuziehen. Die angetastete Ehre des Königs von Preußen, sein grausam verletzter Stolz fesselten ihn, ließen ihn, wie es scheint, sich in Frankreichs Erde festwurzeln. Zwei berüchtigte Generale unserer alten Monarchie, die Herzöge de Broglie und de Castries, rührten sich nicht aus dem Kreise seiner Ratgeber, versicherten hartnäckig die Leichtigkeit der Expedition, die tatsächliche Überlegenheit seiner

Armee, die unendliche Wahrscheinlichkeit eines Sieges, da man gewöhnlichen Milizen Soldaten gegenüberstelle.

Der König von Preußen hatte sehr geteilte Empfindungen.

Die Sache des Einmarsches kam hier erst in zweiter Linie, verglichen mit einer anderen, die ihn sehr quälte, einer Hofintrige, eines Wechsels der Günstlinge. Diese waren von zweierlei Art; die einen, von der Kriegspartei, mochten wohl von Rußland und Österreich getrieben, vielleicht bezahlt sein; sie hatten den König zu seinem unbesonnenen Kreuzzug verlockt. Die Pazifisten nannten sich die wahre Preußenpartei; sie waren im Einverständnis mit der Mätresse des Königs, der Gräfin Lichtenau; sie brachten ihm ihre Briefe, tränengetränkte Briefe. Sie hatte sich bis nach Spa herangewagt, und hier rief sie klagend und schmerzvoll ihren königlichen Geliebten zurück; sie fürchtete die französischen Kugeln, sie fürchtete nicht weniger die Französinnen; der König hatte ein bewegliches Herz, man konnte wetten, daß der Eroberer, wenn er in Frankreich eindrang, erobert werden würde.

Der Mißerfolg von Valmy war ein Triumph für die Friedensfreunde unter den Ratgebern des Königs von Preußen. Der Herzog von Braunschweig schloß sich ihnen an. Sie erinnerten den König daran, daß sie ihn stets auf das Schwierige der Sache hingewiesen hätten, bewiesen ihm ehrerbietig, daß er der Betrogene sei, da er für Österreich arbeite, das in einer es so persönlich angehenden Sache ihm so wenig, so schlecht beistehe. Die Emigranten hatten ihn getäuscht; er schuldete ihnen wenig Rücksicht. So blieb nur die Sache Ludwigs XVI. „Ja, aber die Sache der Könige, die Freiheit Ludwigs XVI.? War das nicht eine Ehrensache des Königs, die er nicht ohne tiefe Beschämung im Stich lassen konnte?“

Der König von Preußen hatte in seiner Umgebung zwei Franzosen, seinen Sekretär Lombard und den General Heymann, der erst kürzlich ausgewandert und Preuße geworden war. Sie ließen sich durch die Einwendungen nicht beirren; sie machten sich anheischig, die Ehre des Königs zu retten, indem sie erreichten, daß Ludwig XVI. seine Freiheit und sein verfassungsmäßiges Königtum wiedererlangte. Lombard erbat nur vom König die Erlaubnis, sich von den Franzosen gefangen nehmen zu lassen, um mit ihnen zu verhandeln. Dumouriez, von den er sich führen ließ, sagte ihm, falls es das Heil Ludwigs XVI. sei, für das der König sich einsetze, so täte er klug, sich zurückzuziehen; dringe er weiter vor, so würde Ludwig XVI. umgebracht. Um die Preußen besser zu überzeugen, sandte er ihnen frühzeitig mit Lombard den Mann Dantons zu, Westermann, der direkt mit dem Emigranten, dem Franko-Preußen

Heymann, verhandeln sollte, angeblich um einen Gefangenenaustausch abzuschließen.

Der Herzog von Braunschweig erfuhr in diesen Besprechungen, daß die Gesetzgebende Versammlung am 4. September mit aller Entschiedenheit gegen jeden auswärtigen König Stellung genommen hatte; daß die Versammlung, als ein Abgeordneter sagte, man wolle den Herzog von Braunschweig oder den von York zum König machen, geschworen habe, es solle keinen König mehr geben; daß die Jakobiner, um Brissot zu stürzen, ihm als tödliches Verbrechen zur Last legten, er habe den Herzog von Braunschweig herbeigerufen. Vor kaum sechs Monaten hatten einige unserer Feuillants die sonderbare Idee gehabt, ihm das Königtum anzutragen. Er hatte klüglich abgelehnt. Dieser Fürst war wie so viele Deutsche ebenso abhängig von England wie von Preußen; er hatte eine Schwester der Königin von England geheiratet, er war Deutsch-Engländer. England hätte großes Interesse daran gehabt, die Kandidatur seines Schützlings zu begünstigen. Einer der gewichtigsten Gründe desselben, nicht zuzuschlagen, war der, daß er auf Englands Antwort an Preußen wartete; er wollte vor allem den Befehl der Engländer haben; waren diese einverstanden, sich mit Preußen zu verbünden, so war es dem Braunschweiger recht, sich zu schlagen, keineswegs aber gegen den Wunsch der Engländer, seiner Oberherren. So wartete er also.

Inzwischen hatte Dumouriez in Eile Westermann nach Paris entsandt, um die Entscheidung Dantons, des vollziehenden Rates zur Einwirkung auf die öffentliche Meinung zu erlangen, die Presse zu benachrichtigen, zu verhindern, daß diese bedeutsame und empfindliche Angelegenheit durch das Ungestüm der Journalisten und der Klubs verwirrt und verdorben werde. Es galt, mitten in der hochgehenden Begeisterung, im Fanatismus die kalte und bedachtsame, praktisch kühle Sache zur Annahme zu bringen. Man dürfe das Glück nicht herausfordern, man habe genug Erfolg gehabt, müsse sich jetzt begnügen, es sei ein großer Sieg, sich nicht zu schlagen, den Feind aufzuhalten, zurückzuweisen, Europa zu zeigen, wie er Ludwig XVI. und die Emigration im Stich ließ, und zwar, ohne durch eine Niederlage dazu gezwungen zu sein, ihn aus freien Stücken im Stich ließ und der Welt das Beispiel bot, mit der jungen Republik zu unterhandeln.

Das war es, was Danton im Ministerrat vorbrachte; diese sahen überrascht, daß er die Maske des Eiferers, des Wütenden, des Redners ablegte und den listigen Politiker herauskehrte. Die Schwierigkeit lag nicht darin, die Minister zu überzeugen, sondern die repu-

blikanischen Anschauungen zu mäßigen, wenigstens die Führer zum Schweigen zu bringen, zu besänftigen. Hier lag die Kraftprobe. Und Danton bestand sie.

Dumouriez empfing gleichzeitig zwei Briefe, einen vom Ministerrat, offiziell und stolz: Die Republik verhandelt nicht, solange der Feind das Gebiet nicht geräumt hat. — Der andere war von Danton allein; es war eine Auslegung des ersteren, lehnte den Gedanken an Verhandlungen durchaus nicht ab und benachrichtigte Dumouriez, daß drei Kommissare des Konvents, Prieur de la Marne (ein Jakobiner), Carra, Sillery (zwei Girondisten), abgingen, um sich mit ihm über die vorläufig abzuschließende Übereinkunft zu verständigen.

Man konnte besorgen, daß diese friedliche Botschaft zu nichts führen würde. Die Nachricht von der Ablehnung des Königtums hatte den König von Preußen in die düsterste Stimmung und in eine wahre Wut zurückversetzt. Er wollte losschlagen und gab den Befehl dazu für den 29. September. Der Herzog von Braunschweig sagte es den Emigranten, die einen Freudensprung taten. Am 28. erließ er, um den Zorn des Königs ein wenig zu erleichtern, ein Manifest voller Kränkungen und Drohungen. Dumouriez brach den Waffenstillstand, drückte jedoch sein Bedauern aus, daß er von der ihm erteilten Ermächtigung zu Verhandlungen keinen Gebrauch machen könne. Am 28. bezeigte der Zorn des Königs, der sich in Worten ausgetobt hatte, weniger Verlangen nach Taten. Hinsichtlich der Schlacht gab es eine Beratung, und der Herzog von Braunschweig wies Briefe Englands und Hollands vor, die es ablehnten, in die Koalition einzutreten und sich mit Preußen zu vereinigen. Kaum weniger von Bedeutung war die sehr vertrauliche Enthüllung eines Leutnants von Dumouriez gegenüber einem preußischen General, daß Custine nach dem Rhein marschiere. Er würde die ganze preußische Grenze entblößt finden, nicht einem Soldaten wäre er zwischen Mainz und Koblenz begegnet. Wer hinderte ihn, diese gewaltige Festung zu nehmen? Die Rückkehr des Königs von Preußen wäre sehr unangenehm geworden.

Der König überließ die Emigranten und Österreich ihrem Geschick und bekümmerte sich einzig und allein um den König, Ludwig XVI., und auch nur um seine Person, um den Menschen, und nicht um den Monarchen. Er fragte, wie er im Temple behandelt werde. Danton erkundigte sich sorgfältig, ließ von Westermann alle Beschlüsse der Kommune vorlegen, die glauben machen konnten, daß der Gefangene in leidlich guter Behandlung sei. Wenn man den Preußen glauben darf, die allerdings ein Interesse daran hatten, die



Ehre ihres Königs einigermaßen zu retten, so hätte er sich erst zurückgezogen, als er von Danton und Dumouriez ihr Wort hatte, um jeden Preis das Haupt Ludwigs XVI. zu retten.

Am 29. September begann die preußische Armee die Rückwärtsbewegung und machte eine Meile, eine weitere Meile am 30. und ebensoviel an den folgenden Tagen. Mehrmals beunruhigten die Unseren, die von dem Abkommen schlecht unterrichtet waren, die Preußen oder kamen ihnen zuvor. Die Kommissare des Konvents riefen sie zurück. Sie erreichten friedlich Verdun, dann Longwy. Der Feind ging über die Grenze zurück und verdoppelte die Eile auf Koblenz bei dem Gerücht des Vormarsches Custines.

Schon hatte sich ein Teil der französischen Armee von Osten nach Norden gewandt und machte sich ungeachtet der Jahreszeit nach Belgien auf den Weg. Am 12. Oktober eilt der endlich freigewordene Dumouriez nach Paris, unter der Vorgabe, den Einmarsch vorbereiten, seine Pläne zur Annahme bringen zu wollen, in Wirklichkeit, um die Lage aus der Nähe zu betrachten, die Parteien zu prüfen und festzustellen, woher der Wind wehe. Er fand hier bei aller Welt mehr Aufmerksamkeit für seine Pläne, vielleicht aufgeklärter über seine Absichten, als er es selber gewünscht hätte. Er suchte Frau Roland in dem nämlichen Ministerialgebäude auf, aus dem er wenige Monate vorher den von Ludwig XVI. abgesetzten Roland vertrieben hatte. Er überreichte ihr einen hübschen Strauß, um Gnade zu erlangen, und sie nahm ihn gut auf, bewillkommnete ihn; aber sie sagte ihm gleichzeitig mit echt romantischem Freimut, daß man ihn für royalistisch halte; je begabter er sei, desto gefährlicher sei er; die Republik werde sich wohl hüten, ihm die anderen Generale unterzuordnen, alle würden unabhängig sein. Dieses Mißtrauen war natürlich. Als Dumouriez dem Konvent vorgestellt wurde, hatte er in seiner Antrittsrede vermieden, was man neugierig von ihm erwartete, den Treuschwur für die Republik. Er hatte mit kühner Unbekümmertheit, die niemand verpflichtete, geäußert: „Ich leiste Ihnen keine neuen Schwüre; ich werde mich würdig erweisen, die Kinder der Freiheit zu kommandieren und die Gesetze aufrechtzuerhalten, welche das souveräne Volk sich durch Ihre Vermittlung verschreiben wird.“

Am Abend wurde er bei den Jakobinern äußerst kühl aufgenommen. In einer geistvollen Rede warf Collot d'Herbois ihm vor, „den König von Preußen allzu höflich zurückgeleitet zu haben“. Selbst Danton, der mit Dumouriez ganz eins zu sein schien, und der genau so gut wie dieser den König von Preußen „zurückgeleitet hatte“, war gezwungen, sich der Auffassung der Gesellschaft anzu-



schließen, deren Vorsitz er an diesem Tag hatte übernehmen wollen. Er sagte zu ihm: „Tröste uns mit Siegen über Österreich dafür, daß wir den Despoten Preußens nicht hier haben.“

Welches Mißtrauen auch Dumouriez' geheime Absichten erwecken mochten, es wäre unbesonnen, unmöglich gewesen, auf Vermutungen hin einen General zu entfernen, der einen so großen Dienst geleistet hatte. Man marktet nicht mit dem Sieg; er allein hatte ihn eingeleitet und konnte ihn fortsetzen. Die Gefahr war nicht vorbei; Frankreich war nicht gerettet, solange es nicht eine glänzende Offensive ergriffen, den Feind bei sich, auf seinem eigenen Gebiet besiegt hatte. Ein einziger Mann hatte Erfolg gehabt und schien „einen glücklichen Stern“, schien Glück zu haben, diese erste und letzte Eigenschaft, die man von den Generalen fordert. Man mußte sich ihm wohl anvertrauen, an die tiefste Einigkeit zwischen dem Konvent und der ausübenden Gewalt, zwischen dieser und dem Vollstrecker der militärischen Maßnahmen glauben machen, Europa mit dieser Einigkeit der drei Kräfte: Arm, Kopf und Schwert, erschrecken.

Der übertriebene Argwohn vor dem militärischen Ehrgeiz, der für eine alte, matte und abgestumpfte Revolution ohne Zweifel sehr vernünftig war, ist es für eine junge, begeisterte Revolution, die ihren Anfang nimmt, weit weniger. Die Männer sind dann nichts, die Begriffe alles. Man hatte es an Lafayette gesehen, der sowohl im Heer als auch in der Nationalgarde Wurzeln hatte, die man für recht stark hätte halten können; am Tage, da er die Revolution verschlingen wollte, sah er sich allein. Dumouriez war als kommandierender General ganz neu; wenn auch einige Linienregimenter, einige Kavalleriekorps ihm persönlich anhingen, so kannte doch die ungeheure Masse des Heeres, die sich jeden Tag erneuerte und vergrößerte, kannten diese Ströme von Freiwilligen, die von allen Seiten hinzuströmten, Dumouriez kaum; ihr Gott, das war die Republik, und sie wollten keinen anderen.

Die entgegengesetzte Gefahr war mehr zu befürchten. Bei dem allenthalben herrschenden Argwohn, der fortgesetzten Panik, den blindlings losgelassenen Anschuldigungen des Verrats, konnte man dem Manne, den man verwendete, alle moralische Kraft rauben, ihn machtlos, entwaffnet an den Feind schicken. Danton hatte schon rechte Mühe gehabt, ihm beizustehen. Zweimal wäre Dumouriez ohne ihn in der öffentlichen Meinung erledigt gewesen; zunächst, als er bei den berühmten Thermopylen, deren Leonidas er sich genannt hatte, umkehren mußte, dann, als er über den Rückzug der Preußen verhandelte, mit ihnen plauderte, speiste, dem König von



Preußen Kaffeegeschenke zusandte. Danton deckte ihn in diesen beiden Fällen; die gesamte Presse schonte ihn, ausgenommen Marat, der, da er stets, ob mit, ob ohne Grund, kläffte, weniger Eindruck machte.

Seitdem Dumouriez da war, ging Danton ihm nicht mehr von der Seite; er führte, geleitete, umgab ihn, ließ sich überall mit ihm sehen, bei den Jakobinern, in den Theatern, auf den Festen der Dankbarkeit und Freundschaft, die man dem General bereitete. Diese Feste, die Freude aller über die allgemeine Befreiung, die unverhofften Eroberungen der Revolution in Nizza, in Savoyen, am Rhein, der nationale Eifer für den Einmarsch in Belgien, die Ergriffenheit in Erwartung des Sieges, schien die Herzen in eine höhere Region zu erheben, wo der Haß versiegt. Jetzt oder nie war der gegebene Augenblick zur Annäherung. Die Gironde feierte Dumouriez, doch konnte sie ihn von dem trennen, der ihm bei seinem Erfolg so energisch beigestanden, ihn gesichert hatte?

Die beiden wahrhaft überlegenen Männer, Danton und Dumouriez, begriffen durchaus, daß Frankreichs Heil nicht nur von einem glücklichen Krieg nach außen abhing, sondern von der Beendigung der inneren Streitigkeiten, von der Versöhnung Dantons mit der Gironde. Sie sprachen nichts, um dieses große Ergebnis zu erzielen. Danton kannte sehr wohl den schwierigen Charakter der Girondisten, ihre rastlose Eigenliebe, Rolands kummervolle Strenge, die Empfindlichkeit der Frau Roland, den tugendhaften und zarten Ehrgeiz, den sie für ihren Gatten hegte, so daß sie Danton nie das rohe Wort vergaß, das er gesagt, um Roland lächerlich zu machen. Danton in seiner unbekümmerten Gutmütigkeit wollte ohne alle Erörterung und Erklärung zunächst einmal das Eis brechen. Er führte Dumouriez ins Theater, betrat aber selbst nicht die gleiche, sondern die benachbarte Loge, von der aus er mit dem General redete. Das war eben die Loge des Ministers des Inneren, Rolands. Danton, als ehemaliger Kollege, ließ sich ganz familiär hier mit zwei Frauen nieder, sehr wahrscheinlich seiner Mutter und seiner Frau (die er leidenschaftlich liebte). Wenn unsere Annahme nicht fehlgeht, so war ein solcher in Familie unternommener Schritt ein Friedenspfand. Man wußte, daß niemand grausamer unter den verhängnisvollen Septembertagen gelitten hatte als Frau Danton; sie wurde krank und wäre beinahe gestorben.

Man konnte wetten, daß die Damen einander nahe kommen würden; wäre Frau Roland in die Loge eingetreten, so hätte sie sich unwillkürlich angeschlossen und wäre gerührt gewesen. Im übrigen, ob nun die Rolands die Sache gut oder übel aufnahmen, in poli-

tischer Hinsicht konnte sie wundervolle Ergebnisse erzielen. Alle Zeitungen würden sagen, man habe in einer Loge von sechs Fuß im Geviert die Montagne und die Gironde vereinigt gesehen, es gebe keine Parteien mehr, alle Uneinigkeit sei erloschen. Dieser einzige Anblick der Einigkeit wäre Frankreich nützlicher gewesen als eine gewonnene Schlacht.

Frau Roland erschien tatsächlich, und sie war zunächst unpäßlich; man hielt sie an der Türe zurück und sagte ihr, die Loge sei besetzt; sie ließ sie sich öffnen und sah Danton auf dem Platz, den sie einzunehmen gedachte, neben dem Helden des Festes. Sie mochte Dumouriez nicht sehr gern, doch deutet alles darauf hin, daß sie an diesem Abend ihm dennoch die Gunst ihrer anmutigen Nachbarschaft gewähren, ihn mit diesem feierlichen Zeichen einer herben Sympathie bekränzen wollte; sie allein hielt sich für würdig, ihm so stillschweigend im Namen Frankreichs zu danken.

Sie war am Arme Vergniauds gekommen, um zwischen dem großen Redner und dem General zu sitzen, als Bündnis zwischen dem Genie und dem Sieg aufzutreten und sich kühn an letzterem ihren Teil für die girondistische Partei zu erobern.

Danton störte alles das. Frau Roland wünschte nicht, ihn neben sich zu haben, zwischen sich und Dumouriez. Das war ungerecht. Nächst Dumouriez war Danton der Mann, der am meisten zum Erfolg beigetragen hatte. Die Gironde hatte wenig dazu getan. Ihr Minister, Servan, wollte, selbst nach dem Erfolg von Valmy, daß man sich auf Châlons zurückziehe, ein Plan, der dem erfolgreichen völlig entgegengesetzt war.

Wie dem auch sei, Frau Roland nahm die beiden Frauen zum Vorwand. Sie sah, wie sie sagte, „zwei Frauen von schlechter Haltung". Und ohne zu prüfen, ob sie nicht ungeachtet dieser Haltung achtungswert seien, schloß sie die Loge wieder, ohne einzutreten und zog sich zurück.

Vergniaud teilte nicht den Widerwillen der Girondisten für Danton. Sie, die er liebte und die er begeisterte, das schöne und gute Fräulein Candeille, machte einen rührenden Versuch, die Parteien einander zu nähern. Die Gelegenheit bot ein Fest, das sie Dumouriez zu Ehren gab. Danton und Vergniaud fanden sich dazu ein. Die Künstler und die Schriftsteller, vermischt mit Politikern aller Art, halfen sie zu vereinigen, sie ihren Haß vergessen zu lassen, sie für eine Weile außerhalb der Parteien auf friedlichen Boden zu stellen, auf den Boden verbindlicher und sanfter Gefühle. Es war gewissermaßen das zivilisierte Frankreich, das am Vorabend des Schreckens das politische Frankreich um Gnade bat, um Gnade für dieses selbst,



das sich vernichten wollte. Die Mehrzahl derer, die da waren, hatte nur noch recht kurz zu leben, Vergniaud ein Jahr, Danton knapp achtzehn Monate; und der Held des Festes, Dumouriez, sollte noch weit unglücklicher (jetzt gleich aus dem Ruhm in die Schande gestürzt) das Frankreich, das er gerettet hatte, für immer verlieren, ein ferner Zuschauer unserer ruhmvollen Siege bleiben und dreißig Jahre in der Verbannung schmachten.

Ein gnädiger Schleier verhüllte ihnen allen ihr Geschick. Alle genossen sie ahnungslos und unvorsichtig dieses Fest, schöpften einen sanften Strahl des Friedens aus den Augen der jungen Muse. Die Gironde und die Montagne waren verschmolzen. Ein Ereignis verdarb alles. Santerre, der bei dem Feste war und sich einen Augenblick in einem Empfangsraume nahe der Tür befand, trat traurig und ganz verändert wieder ein. „Was haben Sie?" — „Marat ist da, er fragt nach dem General . . ." Es war ein Theaterkoup. Manche verschwanden und begaben sich in andere Räume. Manche, die blieben, erbleichten.

Schon seit mehreren Tagen suchte Marat nach Dumouriez. Er hatte sich von den Jakobinern beauftragen lassen, von ihm Rechenschaft zu fordern für die Züchtigung, die der Armee als Folge eines von Freiwilligen begangenen Verbrechens geworden war, von allzu treuen Schülern der Maratschen Lehren. Wir werden diese Sache im folgenden Kapitel näher erörtern.

Der gelbe Kerl trat ein, breit und kurz zwischen zwei langen Jakobinern, die ihn um einen ganzen Kopf überragten. Marat hatte sich auf eine große Wirkung vorbereitet, da er willens war, den siegreichen General vor diesem bebenden Kreis einer Art Verhör zu unterwerfen. Dumouriez gewährte ihm nicht diese Befriedigung. Beim ersten Wort maß er ihn mit verächtlichen Blicken: „Ah, Sie sind also der Marat," sagte er, „ich habe Ihnen nichts zu sagen." Und er wandte ihm den Rücken. Dann setzte er sich in aller Ruhe mit den beiden Jakobinern auseinander.

Dumouriez' Kaltblütigkeit gab auch den andern kaltes Blut. Die Militärs redeten mit Strenge zu dem Journalisten. Marat ging zu den Jakobinern, um sich zu beklagen und loszuschreien. Vor allem erzürnte ihn die spöttische Unbekümmertheit, mit der die Szene in den Zeitungen seiner Gegner dargestellt wurde. „Wir können ihnen ihr Lachen verzeihen," fügt er bösartig hinzu, „denn wir werden sie weinen machen."

Als Marat gegangen war, versuchte man, das Fest fortzusetzen. Aber die Frauen blieben bestürzt. Die Männer bemühten sich zu



lächeln, um sie zu beruhigen. Indessen fand jeder, daß der andere bleich sei und daß alle verwandelt waren.

Eigentlich war das Ereignis zu geringfügig, um eine derartige Bewegung hervorzurufen. Die lächerliche Erscheinung war nicht geeignet, alle diese Männer zu entsetzen, in denen tatsächlich Frankreichs Kraft ebenso enthalten war wie seine Erleuchtung. Die Drohungen, die düsteren Prophezeiungen des blutdürstigen Astrologen, ja selbst der mit Bestimmtheit verheißene Tod hätte ihre Herzen nicht beunruhigen können. Was sie nicht ohne Grund verwirrte, war, daß sie mit Marat den unheilbaren Hader eintreten sahen, den Geist der Parteilichkeit, den sie in sich trugen, und der einen Augenblick verschwunden gewesen war. Sie blieben traurig und schweigsam und gingen einander aus dem Wege. Die freundschaftliche Vermischung endete; jeder schloß sich unwillkürlich den Seinen an. Ehe man auseinanderging, konnte man wieder die Parteien antreffen.

Dumouriez wollte Paris nicht verlassen, ohne einen letzten Versuch zur Versöhnung zu machen. Er vereinigte, sagt man, an seiner Tafel Danton und die Girondisten. Er führte ihnen Danton zu, und indem er sie so zwang, miteinander das Brot zu brechen, glaubte er, sie genähert zu haben; aber er täuschte sich. Die Gironde blieb fest. Wenn sie die Hand reichte, so war es die Hand ohne das Herz, die matte und kalte Hand der Toten.

Nach Dumouriez' Abreise ergriff Danton selbst im Konvent zwei vernünftige Gelegenheiten, mit der Gironde zu stimmen, zu zeigen, daß er weder Zorn noch Haß gegen sie hegte und keine Verbitterung.

Am 23. Oktober in der Erörterung hinsichtlich der gegen die Emigranten zu ergreifenden Maßnahmen schloß er sich der Ansicht Buzots an, der geäußert hatte: „Die Emigration an sich verdient nicht den Tod. Verbannen wir die Emigranten lebenslänglich, und bestrafen sie mit dem Tode, wenn sie den Fuß nach Frankreich zurücksetzen.“ Danton sagte, in der Tat genüge die Verbannung.

Doch die bemerkenswerteste Gelegenheit, da er mit der Gironde eines Sinnes war, war die vom 16. Oktober. Ein Abgeordneter hatte den unglücklichen Vorschlag gemacht, die Abschaffung des Königtums und Errichtung der Republik der Sanktion des Volkes zu unterwerfen. Buzot verwarf diesen Vorschlag mit aller Kraft und Danton stützte Buzot mit den großen und starken Worten: „Die Republik ist bereits vom Volk, von der Armee bestätigt, vom Geist der Freiheit, der alle Könige ablehnt. Da also kein Zweifel daran erlaubt ist, daß Frankreich für immer Republik sein will und sein wird, so wollen wir uns nur noch damit beschäftigen, eine Ver-

fassung zu schaffen, die eine Schlußfolgerung dieses Prinzips darstellt; und wenn Sie diese erlassen haben, wenn Sie sozusagen durch die Bedeutsamkeit Ihrer Diskussionen die öffentliche Meinung vorgeschrieben haben, so wird eine unverzügliche Annahme erfolgen, deren Beständigkeit durch die Einmütigkeit aller Parteien Ihrer Regierung garantiert sein wird."

In dieser bedeutsamen Frage, die nichts Geringeres ist, als das ewige Problem des Rechtes und der Gewalt, waren sich der revolutionäre Geist, der bei der Montagne herrschte, und der gesetzmäßige und philosophische Verstand, wie er der Gironde eigen war, völlig einig.

In jeder wesentlichen Frage des Augenblicks war es so. Hinter den heftigen Auseinandersetzungen gewahrt man bewundernd die wirklich große Einigkeit, die in dieser edlen Versammlung herrschte.

Trotz der Uneinigkeit seiner Vertreter hat der Konvent ein schönes Wort hinterlassen, das Wort Isnards am Schluß der Eingabe vom 23. Februar 1793 für die Aushebung der dreihunderttausend Mann:

„Soldaten! Matrosen! Möge ein heilsamer Wetteifer euch beleben, mögen gleich bedeutsame Erfolge euch krönen! Solltet ihr auf dem Felde der Ehre sterben, so wird nichts eurem Ruhme gleichen; eure Namen werden am Giebel des großen Bauwerks der Freiheit der Welt eingemeißelt bleiben. Die Generationen werden sie lesen und sagen: Das sind die Helden, welche die Ketten der Menschheit sprengten und sich für uns aufopferten, als wir noch nicht waren! . . . (Dann, von der Armee auf den Konvent kommend, von den Soldaten auf die Gesetzgeber.) Auch wir stehen entschlossen an unserem Posten und werden das Beispiel des Mutes und der Ergebenheit bieten; wenn es sein muß, erwarten wir auf unseren Sitzungsstühlen den Tod . . . Man sagt euch, wir seien uneins, hütet euch, es zu glauben. Mögen unsere Ansichten verschieden sein, unsere Empfindungen sind die gleichen; in den Mitteln voneinander abweichend, streben wir alle zum gleichen Ziel. Unsere Beratungen sind lärmend; je nun, wie sollte man sich bei so großen Interessen nicht ereifern? Es ist die Leidenschaft für das Gute, die uns bis zu diesem Grade bewegt; ist aber der Beschluß einmal gefaßt, so endet der Lärm und das Gesetz bleibt."

Isnard schrieb es gerade, als seine Partei am Untergehen war, und es ist wie eine Stimme aus dem Grabe. Hier sind es die Sterbenden, welche die Lebenden rechtfertigen, den gesamten Konvent, ohne Unterschied der Parteien, selbst die nicht ausgenommen, die sie in den Tod schickten. In edler Bürgertugend und Schamhaftigkeit untersagen sie der Armee die Uneinigkeit, die ihnen das Leben



kosten wird, und sagen noch im Sturz, als Opfer der Spaltungen: „Man sagt euch, wir seien uneins, hütet euch, es zu glauben!"

Und dieses erhabene, heroisch uneigennützige Wort war gleichzeitig gerecht und tiefblickend. Die Uneinigkeiten, so heftig und blutig sie auch sein mochten, hatten mit der allgemeinen Wohlfahrt gar nichts zu tun. Sie betrafen zukünftige Fragen, die damals wirklich verfrüht waren.

Die Frage des Bürgertums und des Proletariats durfte eine Nationalversammlung kaum beunruhigen, die zehn Milliarden an Besitz zur Verteilung an das Volk hatte. Die Auseinandersetzungen im Konvent betrafen auch Fragen der hohen politischen Philosophie, über feine Abweichungen in der revolutionären Strenggläubigkeit.

Diese Nationalversammlung kürzte, erledigte die Dinge nachts in ihren Komitees und widmete ihre Tage, ihre Aufmerksamkeit, ihre Anstrengungen unermüdlich, das Symbol des neuen Gesetzes zu erörtern. Die stärksten Kräfte ihres Kampfes haben sich in der reinen Gedankenwelt, in der Religion des Geistes aufgebraucht.

Das ist das seltsame, aber wahrhaft vornehme Bild, das sie der Welt geboten hat. In allen Dingen reeller, aktueller Interessen war sie unschwer einig. Als Tochter der Philosophie des 18. Jahrhunderts maß sie nur den Ideen Wichtigkeit bei, sie lebte und sie starb in ihnen.

Die Mitglieder, die sie so grausam von ihrem Herzen stieß, waren keine Verschwörer, bedrohten in nichts das Heil der Revolution. Sie starben als Ketzer.

Frankreich trat in sein Leben der Einigkeit so voller Leidenschaft ein, daß die geringsten Meinungsverschiedenheiten allzutief einschnitten und Grauen erregten. Abweichungen, die oft unbedeutend waren, erschienen als ungeheures Vergehen und des Todes wert.

So wie Frankreich war auch der Konvent. Wer immer die Einstimmigkeit in den grundlegenden Fragen, die in Wahrheit diese scheinbar uneinige Nationalversammlung einten, zu erkennen vermöchte, der würde sprechen wie Isnard und dem Konvent dieses Zeugnis ausstellen: „Nein, du ruhmreiche Nationalversammlung. nein, du warst nicht uneins."



Elftes Kapitel

Jemappes (6. November)

Bedeutung der Schlacht bei Jemappes. — Unvorteilhafte Stellung der Armee von Jemappes. — Der Gemeinschafts- und Massenkrieg ist aus dem französischen Instinkt und dem Geist der Brüderlichkeit hervorgegangen. — Der Geist in der Großen Armee. — Der Geist in der Armee von Jemappes. — Rechtschaffenheit unserer Offiziere aus dem Volk. — Strenge der Armee gegen blutige Ausschreitungen. — Die Armee läßt sich durch einen ersten Mißerfolg nicht entmutigen (4. November 1792). — Überlegene Stellung der Österreicher bei Jemappes. — Eröffnung der Schlacht durch die Marseillaise (6. November 1792). — Tapferkeit unserer Freiwilligen auf dem rechten Flügel der Armee. — Die Schlacht bei Jemappes, die durch die Marseillaise entschieden wurde, hat ihrerseits den „Chant du départ“ veranlaßt.

Frankreich allein war einig und die Welt war uneins.

Frankreich war sich seiner Einigkeit nicht bewußt, aber es bewies sie durch den Sieg. Es gewann am 6. November die Schlacht bei Jemappes.

Man konnte diesmal nicht wie bei Valmy sagen, es habe sich nur um eine Kanonade gehandelt, um eine mit Gewehr bei Fuß gewonnene Schlacht. Es war ein sehr blutiges Handgemenge, in welchem jeder einzelne aus der französischen Armee seinen Mann im Nahkampfe und mit der blanken Waffe stellen mußte, in welchem unsere Rekruten, die noch keine Schuhe und keine Winterkleidung, die weder Brot noch Branntwein empfangen hatten, die um Mittag nach einer eiskalten Nacht auf einer sumpfigen Ebene noch nüchtern waren, aus den Sümpfen vorstürmten; die Höhe erklimmend, nahmen sie die dreifachen Verschanzungen, die von ungarischen Grenadieren in dreifach gestaffelter Feuerlinie verteidigt wurden.

Zwar zauderten unsere Freiwilligen einen Augenblick, als sie auf der schroffen Böschung den tobenden ehernen Schlünden gegenüberstanden, den unmittelbar drohenden Kartätschen. Sie rafften sich zusammen und fanden in sich eine Kraft, die ihr Herz stählte: das Recht der Menschheit und den dröhnenden Ruf Frankreichs: „Das Recht weicht nicht zurück.“

Das Recht marschierte gegen die Schanzen und riß sie nieder. Mit den Unseren drang es in die Reihen der Besiegten ein. Freiheit schlug sie und machte sie mündig, machte freie Menschen aus ihnen. Frankreich schien weniger sie als ihre Fesseln getroffen zu haben.

Die Belgier waren mit einem Schlage frei. Die Deutschen taten ihre ersten Schritte auf einem neuen Wege; ihre Niederlage von Jemappes leitete das neue Zeitalter ihrer Freiheit ein. Von nun an mußten ihre Fürsten sie unbedingt als Menschen behandeln, da sie unablässig von ihnen forderten, was das höchste Merkmal des Menschentums ist: Opferbereitschaft.

Unter der Berührung des Stahles erwachten sie, dankbar dem heilsamen Hieb, der ihren verhängnisvollen Schlummer störte, den jammervollen Zauber brach, in dem sie seit mehr als tausend Jahren schmachteten.

Dieser erste Sieg der Republik, der Sieg des Glaubens, hat alle Vernünftler gegen sich gehabt. Die Jakobiner zunächst verkündeten, man werde nicht siegen. Dann haben die Taktiker (sowohl deutsche als bonapartistische) durch gelehrte Arbeiten nachgewiesen, daß der Sieg keiner war, oder daß er zumindest nicht nach den Regeln der Kriegskunst erfochten war.

Ja, der Sieg war widersinnig, wie alle Wunder, und wenn man die Vernunft befragte, so hätte man nicht siegen dürfen. Für jeden richtigen Militär war die Armee von Jemappes lächerlich, schlecht ausgebildet, schlecht ausgerüstet, elend gekleidet, uneinheitlich vor allem, da sie aus wer weiß wieviel Banden von Freiwilligen bestand, die teils ohne Uniform waren, teils die verschiedenen Uniformen der Förderationen von 1790 trugen. Ein Bataillon (ich glaube, das vom Loiret) war noch in Leinenkitteln mit der Bauernmütze. Das ist nicht alles. Es bestanden Korps unter allen möglichen Namen (chasseurs nationaux, chasseurs braconniers [Wildschützen]). Jedes Korps bildete sich aus den einzelnen Städten oder Dörfern, den Bezirken, den Freundschaften und benannte sich, wie es ihm gefiel. Das war keine Armee, das war ganz eigentlich das Volk, das war Frankreich, das sich jung und kindlich auf dem Schlachtfeld einfand, in der Verwirrung der ersten Kriegsbegeisterung.

Robespierre hatte seit mehr als einem Jahre vollkommen bewiesen, daß der Krieg unsinnig sei. Und er hatte durch Camille Desmoulins veröffentlichen lassen, daß die Gironde Verrat begangen habe, da sie den Krieg wollte. Und diese Ansicht war so ganz die der Jakobiner, daß es am 25. Juli 1793 noch einer der Hauptgründe war, die Billaud-Varennes anführte, um die Girondisten in den Tod zu schicken.

Ja, der Krieg war unsinnig. Und es hieß toll sein, gerade zu einer Zeit, da Frankreich die Regierung wechselte, den Feind auf seinem eigenen Territorium aufzusuchen. Gerade damals ging die Gewalt

von den Girondisten in die Hände der Jakobiner über. Das Kriegsministerium, das in solchem Augenblick entscheidend war, ging von dem Girondisten Servan auf den Jakobiner Pache über, der sogleich alle Beamten wechselte und die Geschäfte in Unordnung brachte.

Der Krieg war auch darum unsinnig, weil die Generale der Republik royalistisch waren. Dumouriez, Dillon, Custine waren es und verbargen es nicht weiter. Man hat gesehen, wie Dumouriez, als er vor dem Konvent erschien, den Treueid an die Republik umging. Es war nicht anders denkbar, als daß er, der fünfzig Jahre im Dienst der Monarchie und zu allerlei zweideutigen Aufträgen verwendet worden war, ein royalistisches Temperament besaß; er liebte das Vergnügen, das Geld, er brauchte die Mißwirtschaft der alten Regierung, ihre Leichtlebigkeit, „einen guten Herrn“. Überall in seinen Memoiren spricht er davon, daß er als Frucht seiner republikanischen Siege die Wiedereinsetzung des Königs erwartete. Und für den Fall, daß es unmöglich war, den König wieder einzusetzen, dachte er schon an einen anderen, an den jungen Herzog von Chartres.

Die royalistischen Generale, die im Namen der Republik handelten, mußten allein schon durch dieses Doppelspiel in ihren Maßnahmen etwas Schiefes und Falsches haben. Sie bedurften der Begeisterung für die republikanische Sache, und sie fürchteten, diese zu entfachen; es kam alle Augenblicke vor, daß sie in die steigenden Flammen Wasser gossen. Als beispielsweise die deutschen Republikaner, von der neuen Idee berauscht, Custine um Rat fragten und sich erkundigten, was aus Frankreich werden würde, entgegnete er: „Die Monarchie.“ — „Und wer wird herrschen?“ — „Der Dauphin.“

Dumouriez’ Gefühle verrieten sich deutlich in den Aufgaben, die er den Unterführern zuteilte. Dem General Valence, einem entschiedenen Orleanisten, Freund des Herzogs von Chartres, gab Dumouriez den augenfälligen und glänzenden Auftrag, die Maas zu besetzen und die Österreicher, die Hilfstruppen heranzogen, aufzuhalten. Dem Jakobiner La Bourdonnais, der seinen Nordflügel inne hatte, erteilte er die unscheinbare und ruhmlose Rolle, seine linke Flanke zu decken und erst dann zu ihm zu stoßen, wenn der ganze Feldzug entschieden sei.

Weder Valence, noch La Bourdonnais konnten nutzbringend vorgehen. Diese beiden, von der Armeemitte ungeheuer weit entfernten Flügel, konnten nicht gemeinsam wirken. Valence, der weder Pferde noch Fuhrpark hatte, konnte nicht von der Stelle und ließ den Österreicher vorbei. La Bourdonnais, der sich als Opfer fühlte und

empört war, tat so wenig als möglich, und tat es schlecht. So ging der große Vorteil der Zahl, den Dumouriez haben mußte, verloren. Bei einem Zusammenschluß seiner Kräfte hätte er annähernd hunderttausend Mann haben müssen; er zersplitterte sie, und sein alleingebliebenes Zentrum zählte nur fünfundvierzigtausend. Der Österreicher mochte ebensoviel haben, nur daß sie an Disziplin überlegen waren, fünfundvierzigtausend erfahrene Soldaten; hätte er sie zusammenzuziehen gewußt, so hätte er Dumouriez zermalmt.

Dieser gesteht selber ein, er habe nicht den neuen Krieg gekannt, den Krieg im ganzen und in Massen [29]), den, der den Armeen der Freiheit eine so furchtbare Einheit der Bewegung verlieh. Er ahnte gar nicht, welch ein Werkzeug er da verwendete. Diese Armeen, die ganze Völker waren, sagen wir besser, die das Vaterland selbst in seinen feurigsten Impulsen waren, verlangten zusammen auszuziehen und in Massen loszuschlagen, die Freunde mit den Freunden, wie der Soldat sagte. Freunde mit Freunden, Verwandte mit Verwandten, Nachbarn mit Nachbarn, Franzosen mit Franzosen waren Arm in Arm ausgezogen: die Schwierigkeit war nicht, sie zusammenzuhalten, sondern vielmehr sie zu trennen. Sie isolieren, hieß ihnen den besten Teil ihrer Kräfte rauben. Diese großen Volkslegionen waren wie lebendige Körper; sie nicht in Massen wirken zu lassen, hieß sie zerstückeln. Und diese Massen waren keine wirren Haufen; je zahlreicher man sie beließ, in desto besserer Ordnung gingen sie vor. „Je mehr der Freunde, je besser marschiert es sich.“ Die Kühnheit kam den Generalen, sobald sie das bemerkt hatten. Sie sahen, daß man mit diesen ungemein geselligen Volks-

[29]) Dumouriez gibt hier Carnot die Ehre, um Napoleon den Ruhm darin zu rauben. Der Ruhm gehört Frankreich. Der große Organisator der Armeen von 1793 und der großartige Rechner von Austerlitz, sie hätten nichts zuwege gebracht, hätte ihnen Frankreich nicht den unfehlbaren moralischen Degen geliefert, den wir beschrieben haben. — Was den Lehrmeister, Friedrich den Großen, anlangt, so war sein Lehrer die Not. Dieser befähigte Mann konnte im Siebenjährigen Krieg, von so viel Feinden bedrängt, doch nicht umzingelt, und da er nur kurze Angriffe von seiten Rußlands abzuweisen hatte, gegen alle Front machen, indem er in Massen vorging, hier und dort rapide Truppenverschiebungen vornahm. Not, die so erfinderische, bildete dieses taktische Genie. — Der unvergleichliche General, der für die technische Abteilung Mitglied des Instituts werden wollte, imitierte und übertraf Friedrich um so mehr, als er ein durchaus nicht mechanisches Material in Händen hatte, diese wundervollen Heere, die durch eine einzig dastehende Eigenheit um so leichter gemeinsam handelten, je zahlreicher sie waren; man füge, was noch mehr ist, die lebendige Tradition dieser republikanischen Armeen hinzu, eine Überlieferung von solcher Stärke, daß die Heere, trotzdem sie aufgerieben, vernichtet, erledigt waren, sich mehrfach erneuerten.



haufen, wo alle sich an allen und im Verhältnis zur Anzahl entzündeten, in großen Verbänden vorgehen mußte. Der Welt wurde das neuartige Schauspiel, an hunderttausend Mann marschieren zu sehen, wie vom gleichen Gedanken bewegt, von der gleichen Begeisterung getragen, wie ein Mann.

Da liegt der wirkliche Ursprung des modernen Krieges. Es gab da anfänglich weder Kunst noch System. Er entsprang dem Herzen Frankreichs, seinem Geselligkeitsgefühl. Die Taktiker hätten nie die Taktik entdeckt. Hier war keine Berechnung. Einsichtige Rechner sahen es, zogen Vorteil daraus; ihr Verdienst ist, es erkannt zu haben; sicherlich hätten sie es nicht erkannt, wenn sie nicht denselben Funken wie die großen Massen in sich getragen hätten. Sie hatten ihn, weil auch sie aus der Masse kamen. Die monarchischen Generale hätten nie das erhabene und bedeutsame Geheimnis der modernen Solidarität, der gewaltigen Freundschaftskriege begreifen können.

Die Verbrüderungen von 1790 hatten das vorausahnen lassen. Wenn man einen ganzen Kanton, gelegentlich ein Departement in Waffen um den Altar versammelt sah, war es nicht schwer, die unsterblichen Halbbrigaden der Republik vorauszusehen. Und wenn man die ungeheuren Föderationen sah, die mehrere Departements miteinander vereinigten, und diese großen Scharen der Bundesbrüder, die, beständig wachsend, sich die Hand reichten und durch ganz Frankreich die Chöre und den Reigen der neuen Freundschaft bildeten, so konnte man im Geiste voraussehen, daß diese Männer 1792, dem Schwur von 1790 treu, unsere großen militärischen Verbrüderungen bilden würden, die „republikanische" Sambre- und Maasarmee, die „friedenbringende" Westarmee, die „starke und unüberwindliche" Rheinarmee, die sogar noch auf ihren Rückzügen siegreich war, die „blitzschnell zermalmende" italienische Armee.

Betrachten wir aufmerksam die Heere von 1792 in ihrer ursprünglichen Schwungkraft, in der Naivität ihrer Jugendtage.

Bei kühler Beobachtung und wenn man sich frei hält von Begeisterung, so boten sie ein seltsames, fremdartiges Schauspiel: man sah ein großes Volk, das schonungslos und rückhaltlos, unbesorgt um sein Leben oder seinen Vorteil, ganz unbekümmert um die Vergangenheit, die Geschichte, die althergebrachte Diplomatie, die Verträge, das geschriebene Recht, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts auf den Spitzen der Bajonette in die Welt hinaustrug. Diese Prinzipien, mit denen allzuoft die Philosophen selbst nur ihr Spiel zu treiben schienen, wurden von ihren bewaffneten Jüngern ernst genommen, mit einer gewaltsamen Ehrlichkeit zur Anwendung



gebracht, die durch nichts aufgehalten werden konnte. Hier waren die philanthropischen Erregungen Raynals und Diderots nicht auf dem Papier oder im Vortrag, sondern in Taten verwirklicht, schlecht und recht in blindem Überschwang einer ungeheuren Empfindsamkeit, die nichts ermaß, nichts berechnete, lebendig geworden.

Diese ganze Philosophie flutete, wie man sich denken kann, ziemlich unklar in den Geistern. Und die Herzen waren um so heftiger davon erfaßt. Es war ein eigentümlicher, beunruhigender Wesenszug der so jungen Revolution, daß sie noch kein bestimmtes Symbol besaß, kein literarisches Denkmal, an das der Gedanke sich klammern konnte. Und eben das ist eine Ursache der rasenden Ausfälle, zu denen diese unklare, blinde, so völlig ungeregelte Empfindsamkeit sich zuweilen hinreißen ließ. Die Marseillaise war ihr ganzes Evangelium. Sie erfüllten sie aufs Wort, oft im Guten, zuweilen im Bösen. Hier machte der Sang das Blut fließen, dort schuf er Taten eines unerhörten Edelmutes.

Wir sagten es schon. Als sie die kranken Preußen auf Karren daherkommen sahen, bleich vor Hunger und Fieber, mürbe von der Ruhr, machten sie halt, ließen sie vorbeiziehen. Wenn sie welche festnahmen, so war es, um sie in den französischen Hospitälern zu pflegen. In Straßburg behandelten Soldaten wie Bürger die Gefangenen als Brüder; man teilte mit ihnen das Brot, das Fleisch, die Suppe; man füllte ihnen die Taschen mit patriotischen Zeitungen, und als sie ins Innere Frankreichs abgingen, kaufte man ihnen durch eine gemeinsame Sammlung Tabak. Die Ausgabe war nicht klein, es waren dreitausend Mann. Welch edle Verschwendung in einer so armen Zeit, als die Unseren nicht einmal Schuhe an den Füßen hatten! Der Erfolg war wundervoll. Die Gefangenen verlangten Papier und Tinte und schrieben nach Deutschland, der Rhein bestände nicht mehr, es gebe hier weder Frankreich noch Deutschland, sondern alle seien Brüder, und es solle nur noch e i n Volk auf Erden geben.

Die Empfindsamkeit ist wandelbar, die Begeisterung nicht von Bestand. Doch schon äußerte sich in dieser Armee ein sehr entschlossenes und widerstandsfähiges Element. „Unsere Unteroffiziere des ancien régime," sagt Lafayette, „waren denen sämtlicher Armeen Europas überlegen." Durch die Gesetze der Revolution zu Offizieren geworden, bildeten sie den Grundbestand jener Klasse tapferer, ehrenhafter, untadeliger Männer, denen der General Foy in seinen „Histoire de la Guerre de la péninsule" folgende Worte widmet: „Unsere Infanterieoffiziere waren die Ehrbarkeit selber, die Bescheidenheit, die Entsagung. Das Ideal dieser braven Leute, die sich frei von Ehrsucht



der Pflicht weihten, und die ihre Beförderung nur der Zeit, dem Tode anderer dankten, war der prächtige Latour d'Auvergne, der erste Grenadier der Republik, Instrukteur der spanischen Armee. Diese, wie man weiß, so schlecht besoldeten Offiziere, von denen einige verheiratet waren (ihre mutigen Frauen wollten sie nicht verlassen und folgten ihnen von weitem), bewiesen dessenungeachtet bewunderungswürdige Uneigennützigkeit und Zartgefühl, bewahrten durch ihr Beispiel den Soldaten vor Versuchungen und vergossen ohne Murren ihr Blut in mehr als einem mörderischen Kampfe, der oft nur den Generalen des Kaiserreichs zugute kam."

Diese ehrlichen Leute, denen die Revolution ihre Laufbahn geebnet hatte, bewiesen ihre große Anhänglichkeit. Weniger ins Weite strebend als der Soldat, hatten sie eine stumme, herbe Vaterlandsliebe, die eben darum um so tiefer war. Als eifersüchtige Hüter von Frankreichs Ehre bemühten sie sich, den jungen, undisziplinierten Banden, die tagtäglich bei ihnen ankamen, Ordnungsliebe und Pflichtbewußtsein beizubringen. Sie unterdrückten jeden Unfug, weniger durch ihre Autorität, als durch einen ernsten Tadel und kalte Verachtung, manchmal nur durch ihre traurigen Blicke. Wer hätte ihnen die Autorität, den Respekt verweigert, wenn man sah, wie sie sich das Brot entzogen, um es den Soldaten zu geben, wenn die Tapfersten beim Marsch an den Feind sie immer zwanzig Schritte vor sich sahen?

Schon zwischen den Schlachten von Valmy und von Jemappes, als die Zügellosigkeit ihren höchsten Grad erreicht hatte, als Frankreichs Gefahr, das Übermaß der Begeisterung, die patriotische Verzückung die Freiwilligen zu argen Gewalttätigkeiten hinriß, konnte man annehmen, daß sich dennoch in der Armee unter dem heilsamen Einfluß ihrer bürgerlichen Offiziere ein fester Zug von Ehrenhaftigkeit herausbilden würde, daß die Armee keinen Flecken mehr auf ihrem Soldatenkleide dulden würde. Man sah, wie diese junge Armee, die noch kaum eine war, sich selbst unbeugsam läuterte, das Verbrechen verwarf und bestrafte.

Eine sehr betrübliche Sache ereignete sich in Rethel. Zwei Bataillone Pariser Freiwilliger (und zwar „Républicain" und „Mauconseil") waren eingetroffen, voller Fanatiker. Ihr Probestück war, ungeachtet der Anwesenheit des Generals Chazot, vier arme Soldaten abzuschlachten, Diener von Emigranten, die zurückgekehrt waren und im Heere Dienst tun wollten. Tatsächlich bestimmte das Gesetz für den heimgekehrten Emigranten den Tod. Der Konvent hatte, der nationalen Entrüstung willfahrend, angeordnet, daß nach der Schlacht bei Valmy eine erbeutete Emigrantenfahne durch Hen-

kers Hand zu verbrennen sei. Immerhin blieb es unwürdig und beschämend, die armen Teufel niederzumachen, Leute aus dem Volk, die von ihren Herren mitgenommen worden waren, die zum Volk zurückkehren und dem Lande dienen wollten. Das Verbrechen war ebenso unklug wie grausam; es verhinderte ein für allemal, daß wir Überläufer bekamen; es errichtete eine eherne Mauer zwischen uns und dem Feind.

Es muß gesagt werden, daß glücklicherweise nicht das ganze Korps für das Verbrechen verantwortlich war. Von zwölfhundert Mann hatten sich etwa vierzig damit befleckt; und sie waren dazu getrieben worden, angestiftet durch die wilden Ausfälle ihres Oberstleutnants, des „Patrioten“ Palloy, einem lächerlichen Künstler und ränkevollen Architekten, der sich durch den Verkauf der Steine der Bastille bereichert hatte. Dieser Spekulant übertraf alle Fanatiker an toller Wut und mörderischen Reden und kam dabei auf seine Rechnung; Mord und Brand, aus allem zog er Vorteil. Er gedachte offenbar, wenn die Armee sich hinreißen ließ und der General ermordet wäre, sich an dessen Stelle zu setzen. Die Sache nahm eine andere Wendung. Die Armee wurde von Entsetzen ergriffen. Palloy mußte sich in Sicherheit bringen. Man umzingelte die beiden Bataillone, entwaffnete sie, nahm ihnen ihre Fahnen und schickte sie in die Gräben von Mézières ins Feldlager. Dort suchte sie der General Beurnonville auf und sagte, sie seien verloren, falls sie nicht die Schuldigen auslieferten. Diese lebhaften und empfänglichen, wenngleich allzu aufbrausenden Pariser weinten heiße Tränen; die gesäuberten Bataillone wurden das Vorbild der ganzen Armee, ebensosehr wegen ihrer guten Führung als ihrer Tapferkeit.

Mit solchen, von so reiner Begeisterung getragenen Truppen schien der Erfolg sicher. Frankreich befand sich gewissermaßen in einem der seltenen Augenblicke, da der Mensch, über sich selbst hinausgehoben, mühelos heldenhaft ist und nichts unmöglich findet. Wenn man diese Armee ansah, konnte man vorhersagen: Die Niederlande sind erobert. Dumouriez urteilte so. Er schrieb an den Konvent: „Ich werde am 15. in Brüssel sein und am 30. in Lüttich.“ Er irrte sich, denn er war am 14. in Brüssel und am 28. in Lüttich.

Die junge Armee hatte zunächst eine Probe zu bestehen, wie sie alte, kampfgeübte Truppen nicht immer ertragen. Sie begann mit einem Unfall. Kaum waren unsere belgischen Flüchtlinge an der Grenze angekommen, als sie voller Ungeduld, von der Heimaterde wieder Besitz zu nehmen, ohne weiteres angriffen. Da sie nicht zu halten waren, gab man ihnen zur Unterstützung Husaren bei. Sie bemächtigten sich eines Vorpostens; dann werfen sie sich, von

Jugend und Tapferkeit hingerissen, von den Höhen in die Ebene, und die kaiserliche Kavallerie eilt herbei und umzingelt sie. Ohne unsere Husaren wären sie vernichtet worden. Beurnonville war der Ansicht, man solle sich in eine befestigte Stellung zurückziehen. Dumouriez entschied viel besser, daß man um jeden Preis die Offensive beibehalten und vorrücken müsse. Die Kaiserlichen wichen trotz ihrer Vorteile zurück und gaben sogar eine sehr gute Stellung auf. Sie wollten uns bis zu der von Jemappes locken, die sie infolge ihrer noch künstlich ausgebauten natürlichen Stärke für uneinnehmbar hielten. Das war der Plan des Österreichers Clerfayt, und er bekam den kommandierenden General, den Herzog von Sachsen-Teschen, auf seine Seite, der seit der beschämenden Affäre von Lille sich gern durch eine schöne Schlacht reingewaschen hätte. Einer seiner Untergebenen, der belgische General Beaulieu, riet ihm, diese Schlacht nicht anzunehmen, sondern sie selbst zu liefern, nachts an die Franzosen heranzumarschieren, über sie herzufallen und diesen Haufen von unerfahrenen Soldaten auseinanderzutreiben. Seine achtundzwanzigtausend geschulten Soldaten waren für diesen kühnen Angriff mehr als ausreichend; der Vorteil bei solchen Unternehmungen ist auf seiten der disziplinierten, kriegsgeschulten Truppen, die ihre ganze Kaltblütigkeit bewahren. Der Herzog zögerte, den Schlag zu wagen, der mehr einem Bandenführer zukam. Als Reichsfürst und Statthalter des Kaisers, als Gouverneur der Niederlande und eigentlich selber ein König, konnte er sich nicht in ein Abenteuer stürzen; es stand ihm besser an, die französische Armee in der Majestät der beherrschenden Stellung von Jemappes zu erwarten, zu sehen, wie sie hier vergeblich anrannte, sie zu seinen Füßen zu zermalmen.

Unser Heer sah sich am Abend des 5. November in der Lage, dieses gemeinsame Werk von Natur und Kunst zu bewundern. Die Stellung ist stark und furchtbar. Es ist eine Mons vorgelagerte Hügelreihe, ein Amphitheater, das an beiden Enden nach zwei Dörfern hinabsteigt, Cuesmes rechts, links Jemappes (von unten gesehen). Jemappes steigt den Berg hinan und bedeckt dessen eine Seite; Cuesmes trug weniger zur Verteidigung bei; man half durch mehrere übereinander aufgebaute Reihen von Verschanzungen nach, und in diesen Schanzen befanden sich die ungarischen Grenadiere. Diese Schanzen und die beiden Dörfer bildeten rechts und links ebensoviele Forts, die zunächst eingenommen werden mußten. Die Waldungen an den inneren Hängen hatte man niedergelegt und Verhaue errichtet. Wenn unsere Soldaten die Verhaue, die Dörfer und Schanzen stürmten, so fanden sie dahinter noch neunzehntausend



Dumouriez.
Schabkunstblatt von Levachez.



General Lazare Carnot. (1753—1823.)
Nach einem gleichzeitigen Porträt.

III, 13



ausgezeichnete Soldaten; gewiß, das ist als Armee wenig, aber viel als Garnison dieser großen natürlichen Festung. Sie erschien so sicher, daß die paar tausend Soldaten, die der Herzog von Sachsen mehr besaß, zurückgelassen wurden, um Mons zu halten. Die große zahlenmäßige Überlegenheit, die Dumouriez hatte, nützte ihm recht wenig, weil man an die österreichischen Reihen nur auf engen Wegen herankonnte, die nicht erlaubten, daß man sich entfaltete. Man konnte im allgemeinen nur in Kolonnen angreifen. Die Tapferkeit der Kolonnenspitzen war das einzig Ausschlaggebende bei der Sache. Der Angriff auf die Häuser mit Schießscharten, die Erstürmung der Verschanzungen, die Eroberung der Batterien erforderten ein furchtbares Ringen von Mann gegen Mann.

Die Lage hatte einige Ähnlichkeit mit der von Waterloo. Wie die Engländer bei Waterloo, so hatten die Österreicher bei Jemappes eine große Stadt im Rücken, aus der sie heranzogen, was sie brauchten. Wieviel mehr aber bot die steile Böschung von Jemappes der sie überwindenden Armee der Republik an natürlichen und künstlichen Shwierigkeiten, als le petit rédillon, daran das Kaiserreich zerbrach!

Eine weitere Ähnlichkeit beider Schlachten war, daß bei der einen wie der anderen die französische Armee eine ganze Nacht tief in einer feuchten Ebene festgehalten wurde, und daß man sie am Morgen müde und durchnäßt zum Kampfe führte. Eine solche Nacht, von jungen, durchaus ungeübten und ungestählten, für die Jahreszeit ungenügend bekleideten Truppen mit der Waffe im Arm in diesen Sümpfen verbracht, hätte einen traurigen Tag eröffnet, wäre diese einzigartige Armee nicht von Begeisterung erwärmt, von Fanatismus gepanzert und in ihrem Glauben eingehüllt gewesen.

Denn schließlich, sie standen barfuß — oder es fehlte doch nicht viel daran — im Wasser und in dem Nebel, den das Moor des Nachts aufsteigen läßt; Wasser von unten und Wasser von oben. Die Ebene war von Wasserrinnen durchzogen und von stehenden Tümpeln, und wenn man glaubte, sich auf festen Boden geflüchtet zu haben, so schwankte die Erde unter den Füßen. Keine Gegend ist so wie diese durch die Industrie verwandelt worden; die Verwertung der Steinkohlenlager hat dem Dorfe Jemappes zwölftausend Menschen zugeführt: man hat gebaut, die Wälder abgeholzt, die Moore trocken gelegt. Und trotzdem ist noch heute das Land an den Füßen der Berghänge im allgemeinen eine sehr feuchte Wiese geblieben.

Drunten von dieser Wiese aus konnten unsere in der Morgenkälte schlotternden Soldaten oben auf den Schanzen und in den mit Schießscharten versehenen Dorfhäusern, die zu ihnen herabzusteigen



schienen, ihre gefährlichen Feinde sehen: Die kaiserlichen Husaren in ihren schönen Pelzen, die ungarischen Grenadiere im barbarischen Reichtum ihrer eigenartigen Tracht, die österreichischen majestätisch in ihre weißen Mäntel gehüllt.

Was die Unseren ihnen am meisten neideten, war, daß sie gefrühstückt hatten. Die Österreicher warteten, vollkommen gestärkt; sie hatten Mons im Rücken, das alles lieferte. Was die Franzosen betraf, so sagte man ihnen, die Schlacht werde nicht lange dauern, und es sei besser, als Sieger zu frühstücken.

Ein Belgier, jetzt ein ehrwürdiger Greis, aus dem Dorfe Jemappes, der, als alle Welt entfloh, allein in der Gegend zurückblieb und die Schlacht von den benachbarten Höhen aus mitansah, hat mir den unauslöschlichen Eindruck geschildert, den er davon bewahrt hat. Im gleichen Augenblick, als unsere Kolonnen sich in Bewegung setzten, als der Novembernebel sich zu zerteilen begann und die französische Armee enthüllte, ließ sich ein gewaltiges Konzert vernehmen, eine feierliche, imposante Musik erfüllte das Tal und stieg zu den Höhen empor. Die Musikkapellen unserer Brigaden begannen alle auf dasselbe Zeichen die Schlacht mit der „Marseillaise“ zu eröffnen, sie spielten sie mehrmals hintereinander, und in den kurzen Pausen, zwischen dem furchtbaren Kanonendonner, vernahm man das geweihte Lied. Das Rasen der Artillerie konnte die erhabene Weise der Verbrüderungskriege nicht völlig ersticken. Das Herz des jungen Mannes wurde von dieser unerwarteten, rührenden Gewalt ergriffen. Die Artillerie tat ihm nichts; die Musik besiegte ihn. Das war — man konnte es nicht verkennen —, das war die Armee der Gerechtigkeit, die der Welt ihre vergessenen Rechte wiedergeben wollte.

Der Hauptkampf mußte sich auf dem linken Flügel um das Dorf Jemappes und die Höhe abspielen, mehr aber noch auf dem rechten, wo der Abhang von furchtbaren Schanzen bedeckt war. Links führte der alte General Ferrand das Kommando; rechts der tapfere Beurnonville. Diese Stellung war der Ehrenposten, und man hatte hier unsere Pariser Freiwilligen aufgestellt; ein hartes Probestück für diese gestern angekommenen jungen Leute, die noch nie im Feuer gestanden hatten. Dumouriez hatte neben sich, im Zentrum, den Herzog von Chartres, um ihn, sowie der Erfolg eines der Flügel den Sieg verhieß, voranzuschicken; der Thronkandidat hätte sich dann den Bewegungen des siegreichen Flügels angepaßt, hätte von vorn angegriffen, die Sache entschieden und die Ehre davongetragen.

Die Schwierigkeiten rechts und links waren in der Tat groß; weniger noch links, nach Jemappes hin, indessen machte der Gene-

ral Ferrand keine großen Fortschritte; der Angriff schleppte sich von acht bis elf Uhr hin. Dennoch mußte auf der Linken zuerst ein Erfolg erzielt werden; Beurnonville fand rechts fast unüberwindliche Hindernisse. Um elf Uhr sandte Dumouriez der Linken den tapferen und verständigen Thouvenot, der das Kommando übernahm und das Dorf Jemappes eroberte. Und inzwischen ging Dumouriez in eigener Person nachsehen, ob rechts die furchtbare Stellung, die Beurnonville Halt gebot, nicht doch niederzuringen sei. Nie kam ein General gelegener; unsere von Dampierre[80]) angeführten Pariser Freiwilligen hatten in schrecklichem Feuer schon einen Schritt vorwärts getan, die unterste Reihe der dreifachen Schanzen erobert; Dampierre, der sie persönlich führte, riß sie mit fort, ebenso das flandrische Regiment. Solcherart voraufgeeilt, waren sie in noch größerer Gefahr, und sie wichen nicht zurück. Da standen sie vor den Augen der Liniensoldaten, Dumouriez' sehr ergebenen Truppen, die für diese Freiwilligen keine Liebe hatten und kalt beobachteten, ob sie standhaft blieben. Gerade auf sie hagelte das Feuer aus den Schanzen auf der Höhe, und von weitem schickte ihnen auch noch einer unserer Generale, der sie nicht erkannte, seine Granaten zu. Sie wichen nicht; hätten sie sich auch nur im geringsten gerührt, so war ein prächtiges Korps kaiserlicher Dragoner bereit, sie niederzusäbeln. Endlich trifft Dumouriez ein. Er findet unsere Pariser sehr erregt, sehr düster. Die jakobinischen Bataillone glaubten sich hierhergeführt, um sich in Stücke hauen zu lassen. Indessen befand sich hier in der vordersten Reihe auch das Bataillon der „Lombarden", das girondistisch gesinnt war. Der auf dem Schlachtfeld fortgeführte Wetteifer beider Parteien trug nicht wenig dazu bei, sie standhaft zu machen. Das war bei der Kavallerie nicht der Fall, die ins Wanken geriet. Dumouriez eilte hinzu. Inzwischen aber kommen die kaiserlichen Dragoner daher, die schließlich heranstürmen und von ihren jagenden Pferden herab die Pariser Infanterie niederhauen wollen. Unsere Freiwilligen bewiesen eine wundervolle Kaltblütigkeit; mit dem glücklichen Instinkt, der diese so außerordentlich intelligente Bevölkerung auszeichnet, ließen sie die furchterregende Masse fast bis

[80]) Dumouriez sagt dreist, Dampierre sei nicht dabei gewesen. Ich ertappe ihn aber so oft in flagranti bei Lügen, daß ich dem keinen Wert beimessen kann. So ist es zum Beispiel nach ihm Kellermann, der die Preußen hat entkommen lassen. — Eine andere Lüge: Dumouriez hat im Oktober einen Plan entworfen, um Savoyen zu erobern, und es war schon im September erobert. — Er behauptet, daß die Girondisten (die Anstifter und hauptsächlichsten Kriegstreiber) wünschten, der Krieg möge schlecht ausgehen!

an die Flintenläufe herankommen und gaben aus nächster Nähe eine Salve ab, die mit einem Schlage vor ihnen einen Wall von hundert gefallenen Pferden schuf. Die prächtige Kavallerie, von Dumouriez und seinen Husaren verfolgt, entfloh bis nach Mons.

Darauf kehrt er zur Infanterie zurück. „Nun zu euch, Kinder!" Und er stimmt mit aller Kraft die „Marseillaise" an. Er riß alle mit fort. Ein wildes „Ça ira" folgte, und die Schanzen waren im Augenblick genommen, die Kanoniere bei ihren Geschützen getötet. Die ungarischen Grenadiere, diese strahlenden Kolosse, die eine solche Raserei nicht begriffen, waren im Nu überfallen, bezwungen, niedergesäbelt.

Dumouriez sagt, der Sturm wurde durch zwei Brigaden seiner alten Truppen und durch drei alte berittene Jägerregimenter und Husaren (Berchiny und Chamborand) ausgeführt. Welchen Anteil die Pariser Infanterie daran hatte, sagt er nicht. Dennoch scheint es, als ob diese Abhänge und die Art der Hindernisse viel mehr die Verwendung von Infanterie notwendig machten. Im übrigen geht sein Übelwollen gegen unsere Pariser so weit, daß er, nachdem er in seinem Rapport zugab, die kaiserliche Kavallerie sei vom ersten Pariser Bataillon aufgehalten worden, dies in seinen Memoiren ändert und die Ehre seinen alten Truppen gibt. Zwischen Dumouriez und Dumouriez lassen wir ein drittes Dokument entscheiden, ein Brief Dumouriez' selbst, der gleich darauf an die Sektion der Lombarden schrieb, daß ihr Bataillon den Ehrenposten gehabt und am rechten Flügel der Armee in vorderster Reihe gestanden habe.

Sieger rechts und links, hatte der General weniger Besorgnis hinsichtlich der Mitte. Er hatte sie überdies nicht eher verlassen, als bis er mit Bestimmtheit wußte, daß Thouvenot zur Linken Jemappes erobert hatte und sich auf die Mitte stützend, dieser näher kam. Tatsächlich spielten die Dinge sich so ab. Die Mitte rückte in die Ebene vor, verdoppelte ihre Schritte und hatte keine Gelegenheit, viel Leute zu verlieren. Zwei Brigaden jedoch zauderten ein wenig. Die eine machte sich davon, als sie kaiserliche Reiterei auf sich zukommen sah, und warf sich hinter ein Gehöft. Die andere machte mitten in sehr lebhaftem Feuer halt und ging nicht weiter vor. Ein junger Mann ohne jede Charge — es war kein anderer als der Kammerdiener Dumouriez' — sammelte aus eigenem Antrieb die eine der Brigaden um sich, führte sie an ein französisches Kavalleriekorps heran und das Ganze in die Schlacht. Bei der anderen Brigade hatte der Herzog von Chartres nicht weniger Erfolg; er gab ihr mit größerer Kaltblütigkeit, als man von einem so jungen Mann erwartet hätte, ihre Festigkeit zurück. Die so wieder geschlossene



und durch den Sieg der Linken gestärkte Mitte eroberte die ihr gegenüberliegenden Schanzen, während die Linke unter Thouvenot bereits durch Jemappes hindurchgedrungen war und die höchsten Gipfel angriff [31]).

Dumouriez hatte gewünscht, die Hauptehre der Mitte zuzuerkennen, im Interesse des jungen Herzogs von Chartres, der sie befehligte. Er hätte aber, wenn er diesen nach Paris sandte, sich zu sehr in die Karten blicken lassen. Er griff zu einem anderen Mittel. Der Adjutant, der dem Konvent die Neuigkeit überbrachte, stellte ihm den jungen Diener des Generals vor, der bei der Mitte so viel Geistesgegenwart hatte, eine Brigade zusammenzuhalten. Auf diese Weise hatte man die Aufmerksamkeit auf die Mitte hingelenkt und den Glauben erweckt, als habe dort der entscheidende Schlag des Kampfes stattgefunden.

Die Leute von Mons urteilten anders. Als Dumouriez und die Armee anderen Tages hier einzogen, überreichten die „Freunde der Verfassung" von Mons dem General einen Kranz und Dampierre einen anderen; dieser hatte unter Beurnonville an der Spitze unserer Freiwilligen als der erste jene furchtbare Stellung auf dem rechten Flügel durchstoßen, die durch die Wirkung unseres Sieges auf dem linken, nämlich die Einnahme von Jemappes, noch unerschüttert geblieben war. Hier war zweifellos die Gefahr am größten und das Ausharren am heldenmütigsten gewesen; und vielleicht war es ruhmvoller, inmitten des fürchterlichen Feuers der Verschanzungen und der Kavallerieangriffe standgehalten zu haben, während sogar die eigene Artillerie in die französischen Reihen schoß, als die schon unhaltbar gewordenen oberen Befestigungen zu nehmen und den Sieg zu vollenden.

Die Belgier, die durch Jemappes frei wurden, das ihnen die Schelde, das Meer und die Zukunft öffnete, für uns aber den Beginn des Krieges mit England bedeutete, — die Belgier haben keinen Stein, kein Denkmal übrig gehabt für die Toten von Jemappes.

Kann man etwa sagen, das Ereignis sei zu unwichtig gewesen? Es hat zweifellos größere Schlachten gegeben, blutigere oder taktisch bedeutendere, aber keine hatte einen größeren moralischen Erfolg. Dieser Sieg hat seine besondere Stellung in der Reihe unserer

[31]) Wir haben das Terrain sorgfältig untersucht. Wenn das Niveau in der Mitte des Amphitheaters sich nicht wesentlich verändert hat, so bot dieser Teil äußerst steile und unzugängliche Abhänge. Man hatte ihn daher auch weniger mit künstlichen Mitteln befestigt. Daraus erklärt sich auch, daß Dumouriez sagen konnte, das sei die schwierigste Stelle gewesen, während die deutschen Berichterstatter sagen, es war die leichteste. (Siehe „Mémoires d'un homme d'Etat.")

Siege; er ist der Vater aller anderen Siege, er erzeugte den Siegeswillen im Herzen unserer Soldaten. Dieser Sieg war das Gottesurteil über die Revolution, die Feuerprobe, durch die sie in der Überzeugung ihres Rechtes gefestigt wurde.

Um zwei Uhr saßen die Truppen erschöpft auf der Höhe unter den Toten, aßen endlich, brachen das so schwer verdiente Brot, froh und ernst, erblickten Mons in der Ferne und die unendlich weiten Ebenen erobert und ohne Hemmnisse zu ihren Füßen. Da rang sich ein neues Wort aus Frankreichs Seele los, ein einfältiges, starkes Wort, das ausreichte für fünfundzwanzig Kampfjahre: „La victoire, en chantant nous ouvre la barrière!“ [32])

Ein neues Zeitalter eröffnet dieser helle, scharfe, schmetternde Fanfarenklang. Aus der Armee ging er hervor, und das Volk trug ihn weiter [33]).

Zwölftes Kapitel

Einmarsch in Belgien
Kampf zwischen Cambon und Dumouriez
(November 1792)

England schließt sich der Koalition an. — Freude der niederländischen Bevölkerung. — Englands Schrecken. — England arbeitet uns entgegen. — Das wahre und das falsche Belgien. — Frankreich wird von denen, die es befreit, verflucht. — Dumouriez' Doppelspiel. — Er nimmt es auf sich, die belgische Geistlichkeit zu schützen. — Die Belgier lehnen die Freiheit im Namen der Freiheit ab. — Werden die Niederlande mit Frankreich vereinigt werden? — Cambon gegen Dumouriez. — Cambons Finanzdiktatur. — Finanzielle Zuversicht in England und in Frankreich.

Die Schlacht bei Jemappes wurde am 6. November gewonnen; am 25. schloß sich England der Koalition gegen Frankreich an.

Was es Preußen am 25. September verweigert hatte, das bot es ihm am 25. November freiwillig an. Es stellte in Wien den Antrag,

[32]) „Singend öffnet uns der Sieg die Schranken.“

[33]) Nach meiner Ansicht stammt die erste Strophe aus dem Jahre 1792; sie ist weiter nichts als das Wort, das damals in aller Munde war, die historische Feststellung von der singend gewonnenen Schlacht. — Wer prägt diese großen Volksworte? Jedermann und niemand. Chénier und Méhul haben nach dem Diktat Frankreichs geschrieben. Die folgenden schönen, aber umständlichen Strophen sind dem großen Dichter eigen; sie entsprechen der spartanischen Anstrengung von 1793. Ich komme darauf zurück.

Österreich solle es mit der Nordliga aussöhnen, Preußen solle ein Hilfskorps zum Schutze Hollands entsenden.

England hatte nichts gesehen und nichts vorausgesehen; noch nie konnte man so deutlich wahrnehmen, wie die große Mutter und Beherrscherin der mechanischen Kräfte die moralischen Kräfte unterschätzt.

Es hatte die Erfolge der Revolution nicht im geringsten erraten. Es hatte darauf gerechnet, daß unsere Milizen, sowie sie Feuer bekämen, entfliehen würden. Pitt befürchtete, Preußen könne Frankreich verschlingen. Da haben wir, was die Pitt und die Grenville von der Revolution begriffen hatten.

Die kurzsichtigen Politiker sahen nichts, sie fühlten es — als diese junge Nation, die sich von „Alt-England“ geliebt glaubte, unwillkürlich daran rührte.

Das gab eine große Angst bei der „stolzesten aller Nationen“, als man sah, daß Frankreich Europa überflutete. Sie rieb sich die Augen und glaubte es nicht. „Frankreich am Rhein! Frankreich an den Alpen! Frankreich uns dicht gegenüber! In Ostende! In Antwerpen!“

Die ganze belgische Küste hatte illuminiert. Die ganze Seemannsbevölkerung dieser unglückseligen, seit zwei Jahrhunderten hingeopferten Gegenden hatte in der Ankunft der Franzosen mehr als die Freiheit der Niederlande begrüßt, nämlich die Freiheit der Meere! Ein in französischen Diensten stehender amerikanischer Feldherr (Moultson) fand, als er in Ostende einrückte, dieses arme Volk in einem so unerhörten Freudentaumel, daß er, wie er sagte, „glaubte, alle seien verrückt geworden“. Genau das Gegenteil war der Fall. Die Welt war toll, alle Könige waren toll geworden an dem Tag, als sie, um Hollands und Englands Glück zu machen, der Natur diese Gewalt antaten, die schönsten Gegenden zu schließen, den großen Strom zu sperren, der der Themse gegenüberliegt. Die Schelde sperren! Das hieß, Europa die Augen ausstechen, sich versagen, Londons ruchlosen Despotismus über die Meere wahrzunehmen, das Monopol des freiesten Elementes, das Gott der Allgemeinheit gab.

Man konnte 1792 den Schrecken Englands sehen, als Frankreich sich nach allen Seiten ausdehnte, in so vielen Städten die Fahne der Freiheit hißte, ohne auch im geringsten zu vermuten, daß es England Angst einjage, und ohne die geringste Absicht, der „geliebten älteren Schwester“ irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Im Jahre 1805 war die Angst weniger unbegründet. Immerhin, wenn man das Meer von den englischen Flotten bedeckt sah, wenn

man von allen Seiten die Nelson und Collingwood kommen und gehen, das zitternde England mit ihren Schiffen und ihren Leibern decken sah, so scheint es, als hätte es wirklich beruhigt sein können.

England fürchtete sehr, Rußland und Deutschland einen Vorteil zu bringen, daß es sich zunächst neutral erklärte, Preußen, wie man gesehen hat, seinen Beistand verweigerte, es in der Champagne sitzen ließ, ohne ihm die Hand zu reichen (September 1792). Und als Preußen nach Osten Front gemacht hatte und in Polen eingefallen war, da war es das zitternde und reuige England, das unter der Wirkung des Schlages von Jemappes Österreich und Preußen bat, sein geliebtes Holland nicht im Stich zu lassen, die Häfen Hollands und das Meer Belgiens, diesen kurzen Weg von Antwerpen nach London.

Die englischen Inseln Jersey und Guernsey, die wie ein Dorn in die französischen Buchten hineinstechen, waren voller bretonischer, angevinischer, vendéeischer Priester, es war zugleich ein Konzil und ein Hauptquartier; die Engländer hatten hier das wahre Zentrum der royalistischen Verschwörung in Händen. Von da aus entfachten sie die Leichtgläubigkeit der Bretonen, hielten sie in Feuer. Von da aus erwarteten diese die englische Flotte; sie kam nicht, aber sie „war dabei, zu kommen".

Belgien wurde noch im nämlichen Augenblick, da wir es befreiten, da wir um seinetwillen mit England brachen, ein Herd fanatischer Verschwörungen gegen uns, eine zweite Vendée, nicht so kriegerisch, aber streitsüchtig und rauflustig, das gegen die Freiheit die Rechte der Freiheit selbst anführte.

Unterscheiden wir jedoch; klagen wir dieses Brudervolk nicht als Ganzes an; Frankreich hatte darunter viele wahre Freunde.

Jene, die Frankreich herbeiriefen, waren die weitaus schwächeren. An beiden Enden des Landes, in Lüttich und in Ostende, waren sie die ganze Bevölkerung; in jeder der Seeprovinzen waren sie in der Majorität. Im Inneren des Landes aber, in Brabant vor allem, waren sie nur eine sehr schwache Minderheit.

Unsere Franzosen kamen in der Idee, daß die Belgier, die schon eine Revolution gegen Österreich gemacht hatten, alle für die Freiheit waren. Sie waren höchst erstaunt, in tiefstes Mittelalter zu geraten, die Mönche, die Kapuziner, die alten Bruderschaften unter ihren gotischen Fahnen zu sehen, die alten, unwissenden Bürgerschaften, verknöchert in ihren Vorurteilen und ihren Gewohnheiten. Nur eine Kraft war im ganzen Lande, eine unwissende und ungeschlachte, doch nichtsdestoweniger sehr ränkevolle Geistlichkeit. Diese, im Jahre 1790 von ihrem Van Eupen geführte Geistlichkeit,

die einen Van der Noot, einen Straßenschwätzer, ziemlich geschickt zu benutzen wußte, hatte das Volk gegen Joseph II. bewaffnet, der die Mönche in den Niederlanden zu unterdrücken drohte, wie er das bei sich tat. Joseph hatte sich als besserer Belgier gezeigt als alle seine Vorgänger; er bemühte sich, die Schelde zu öffnen. Ganz Europa war gegen ihn. Er ließ aber Antwerpen und beschied sich mit Ostende, aus dem er einen großen Hafen machen wollte. Die inneren Provinzen, Brabant, Malines und Brüssel, wußten ihm keinen Dank dafür. Seine Zentralisationsversuche waren ihnen unerträglich; sie, die zu allen Zeiten geteilt gewesen waren, wollten geteilt bleiben. Sie folgten also ihren Priestern; diese schrieben in dreister Lügenhaftigkeit auf die Fahne des Privilegs das Wort „Freiheit".

Als aber die Freiheit mit der französischen Armee wirklich hereinkam, änderten sie die Tonart. Der erste ihrer Journalisten, der Jesuit Feller, einer der Helden ihrer Revolution, dementierte plötzlich ihre Lügen, lehrte, druckte gegen den Eid, den Frankreich verlangte: „Lieber tausend Tode, als diesen verwünschten Eid leisten! „Gleichheit!" von Gott verworfen, in Widerspruch mit der gesetzmäßigen Autorität, die er aufgestellt hat! „Freiheit!" anders gesagt, Zügellosigkeit, Ausschweifung. „Souveränität des Volkes!" eine verführerische Erfindung des Fürsten der Finsternis! Dieses Glaubensbekenntnis der Jesuiten, das von den Priestern weitergetragen, blindlings von allen Frauen und fast allen Männern angenommen wurde, fand in Brüssel und Umgebung so gute Aufnahme, daß im November eine Petition an den Konvent zur Beibehaltung der Privilegien von dreißigtausend Personen unterzeichnet wurde. Der Sinn war dieser: „Wir hatten stets die Ungleichheit; wir wollen sie auch ferner für immer."

Die Wahlen erfolgten in diesem Sinne. Die provisorischen Abgeordneten Brüssels verzweifelten angesichts eines solchen Erfolges an ihrem Lande: „Unglück über euch!" sagten sie in ihrer Eingabe. „Unglück über sie, die euch getäuscht haben! Der Aufschrei ihrer Urenkel wird eines Tages ihr Andenken verfluchen."

Nichts hat so sehr zur Kühnheit der Rückschrittspartei beigetragen wie die zweifelhalte Haltung Dumouriez'; zweifelhaft damals, heute aber kann man sie, gestützt auf sein eigenes Bekenntnis, nichtswürdig nennen. Dieser Führer der wundervollen Armee, die soeben den Sieg des Glaubens und der Begeisterung errungen hatte, träumte davon, sie sich anzueignen, ein Werkzeug der Hinterlist aus ihr zu machen. Er führte sie nach Belgien, aber um in Eile eine belgische Armee zu schaffen, die er der unseren angegliedert, ver-

mischt hätte, um in dieser die republikanische Triebkraft unwirksam zu machen. Was würde er nachher tun? Er wußte es selbst nicht genau. Würde er diese kombinierte Armee gegen Frankreich und die Revolution führen, von der sie ihm in die Hand gegeben worden war? Würde er sie dazu verwenden, zum eigenen Vorteil eine unabhängige Regierung einzusetzen? Oder würde er, statt Frankreich zu verraten, Belgien täuschen und es an Österreich ausliefern, um den Frieden zu erkaufen? Es war noch ungewiß. Gewiß war nur, daß Dumouriez Verrat im Sinn hatte.

Er hatte zwei Agenten vorausgesandt, einen revolutionären und einen rückschrittlichen. Ersterer, der bekannte Schreier Saint-Huruge, der Marquis „fort-des-halles“, der am 20. Juni und sonst noch geglänzt hatte, mußte einem Volk gefallen, dem das Gekeife Van der Noots so gut gefallen hatte. Letzterer hatte geheimen Auftrag, den Österreicher Metternich aufzusuchen und ihm zu sagen, daß der General nur eroberte, um zu unterhandeln, und Besitz ergriff, um zu übergeben, daß er ihn bäte, in Brüssel jemand zurückzulassen, mit dem man verhandeln könne.

Er trifft in Brüssel ein, man überbringt ihm die Schlüssel. „Behaltet sie selbst,“ sagt er. „Duldet keine Fremden mehr bei euch ...“ Auf diese Weise erledigte der General die Frage, ob dieses verirrte Land, das sich niemals einigen, sich nie verteidigen konnte, ein geschlossenes Volk bilden, aus sich selbst bestehen konnte, erledigte sie entgegen den Interessen seines Vaterlandes. Die Frage trat nur allzu klar zutage und lag weit zurück; Erfahrung hatte den Entschluß diktiert. Ist dieses Land nicht Frankreich, so ist es doch das Tor für den Einfall in Frankreich, das Tor, das der Feind offen hält und der Weg für seine Armeen.

Die Belgier gewahrten recht schnell, daß dieser Ehrgeizige, der hier keine Wurzeln hatte und der Revolution feind war, hier bei ihnen einen Stützpunkt suchte, daß er sie nötig hatte. Als erstes verschaffte er sich nicht den Unterhalt durch einen Appell an die Dankbarkeit des befreiten Landes, sondern wandte sich an die belgischen Kapitalisten, die belgischen Lieferanten, wendet sich mit einer Anleihe an die belgische Geistlichkeit. Mit der Geistlichkeit verhandeln, hieß sie anerkennen und als Eigentümer schützen; das hieß ihr stillschweigend zugestehen, daß man gegen den Mißbrauch nicht vorgehen werde, hieß geradezu der Revolution die Wurzel abschlagen in dem Augenblick, da man sie einpflanzte.

Dumouriez mochte sich schön mühen, er erlangte in Belgien kein Vertrauen, und er verlor es in Frankreich.

Er bat Belgien, ein einiges Volk zu werden. Aber das hundert-



köpfige Ungeheuer konnte nicht einmal verstehen; die hundert Köpfe verstanden es jeder anders und alle verkehrt.

Dumouriez bat sie, ein Volksheer zu schaffen, um dem unseren die Waage zu halten. Jede Stadt hatte ihre Truppe; es gab kein Heer.

Sie brauchten auch eine gleichgeartete, einheitliche, richterliche Organisation. Jede Stadt behielt ihre abgesonderten Gerichtshöfe bei.

Dumouriez drängte sie, dem französischen Konvent einen belgischen entgegenzustellen. Brüssel gab in der Zwischenzeit und in dringenden Fällen die Beschlüsse seiner Abgeordneten im Namen des ganzen Landes. Alle Städte widersetzten sich Brüssel.

Nie gab es ein Beispiel solcher Blindheit. Dieses Volk, dem Frankreich als erste Wohltat eine absolute Steuerbefreiung für die ärmeren Klassen brachte, wollte arm bleiben und seine Geistlichkeit im Reichtum lassen, mager bleiben, um seine Priester zu mästen. Es stimmte gegen seine Freiheit, gegen seinen Unterhalt und sein Brot, das Frankreich ihm mundgerecht darbot.

Der Verrat des französischen Generals bot ihnen eine einzig dastehende, unverhoffte Gelegenheit, sich zu verbünden, und sie konnten es sich nicht zunutze machen. Der alte Haß, der Geist der Absonderung, 1792 noch genau so stark wie im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, führte sie unter Österreichs Herrschaft zurück, wie er sie damals dem Hause Burgund und später den Spaniern unterwarf.

Verfolgen wir aufmerksam die Wandlung bei unseren Staatsmännern, ihre Bedenken. Es ist deutlich, daß bei ihnen nichts vorbedacht war.

Im ersten Augenblick schlägt ihnen das Herz, man sieht es wohl. Sie sehen, wie Frankreich ganz Europa überflutet und berauschen sich an seiner Größe. Bei dem Ereignis von Jemappes, dem Ereignis des freiwilligen Anschlusses Savoyens schreibt Brissot an Dumouriez diese bewegten Worte: „Ach, mein Lieber, was ist Richelieu, was Alberoni, was sind ihre vielgepriesenen Projekte verglichen mit den Aufständen, die wir auf dem Erdball herbeizuführen berufen sind! . . . Kümmern wir uns doch nicht um Bündnisse mit England oder Preußen. Nichts soll uns aufhalten . . . Dies Phantom des Illuminismus (Preußen) sei für Sie kein ‚Sta, sol' . . . [34]) Die Revolution in Holland wird davon nicht aufgehalten werden. Eine Auffassung gewinnt hier Boden: ‚Die Republik darf keine anderen Grenzen haben als den Rhein'."

Diese Ansicht war keineswegs allgemein. Die erste Regung war

[34]) „Steh, Sonne!"



die uneigennützíger Freude. Später arbeiteten selbst mehrere Girondisten, sei es aus Angst, Europa zu alarmieren, sei es aus Achtung vor dem Grundsatz der Souveränität des Volkes, durch Unterstützung der belgischen Klagen und jener Dumouriez' ziemlich ungeschickt gegen Frankreich.

Zwei Männer täuschten sich nicht darüber und zeigten in der großen Angelegenheit eine bemerkenswerte Charakterfestigkeit und Einsicht; entgegen der Ansicht ihrer Freunde arbeiteten sie am Zusammenschluß Belgiens.

Danton, der bis dahin mit Dumouriez eng verbunden zu sein schien, schied sich in dieser Frage von ihm, ließ sich nach Belgien entsenden, versuchte es zur Idee des Zusammenschlusses zu bekehren und arbeitete daran, trotzdem es sich sträubte.

Cambon, der sich jetzt den Girondisten zu nähern schien, schonte Dumouriez nicht, wie sie das taten; er zerschlug seinen Handel, vereitelte seine Anleihen und andere gefährliche Pläne.

Dumouriez hatte gleich dem Kardinal de Retz aus dem Leben Cäsars die Lehre gezogen, daß in der Politik nichts so nützlich ist, als viel zu schulden, zahlreiche Gläubiger an seinen Erfolg gebunden zu haben. Und er hatte das Axiom kräftig angewandt, indem er nicht allein die belgischen Bankiers zu Gläubigern machen, sondern auch den Großgrundbesitzer des Landes, die Geistlichkeit. Er bezog von ihnen, ohne daß der Konvent garantierte, allein unter der Gewähr des Namens Dumouriez, die ungeheure Summe von hundert Millionen Franken. Man urteile nun selbst, ob diese Körperschaft sich veranlaßt sah, ihn zu halten, da sie kein anderes Pfand besaß, als sein Wort, keine Sicherheit, als den Fortbestand seiner Autorität in Belgien. Dumouriez war schon so weit, von oben herab mit Frankreich zu verhandeln; er bot ihm das Almosen von zwei bis drei Millionen, vorausgesetzt, daß man ihm den Rest überlasse, und vorausgesetzt, daß man seine löblichen Gläubiger schone: die Geistlichkeit und die Bank, die Feudalherrschaft, die ganze Mißwirtschaft Belgiens.

Bei all seinem Verstand hatte er den Geist der Revolution nicht erfaßt. Er zerbrach daran. Er kannte nicht ihr moralisches und finanzielles Geheimnis.

Als Dumouriez nach Belgien aufbrach, schrieb er ein Wort, das zu dem großen Unternehmen Cambons verführte: „Ich übernehme es, neuen Assignaten Geltung zu verschaffen."

Dieses Wort besagte viel. Die Revolution der Ideen war gleichzeitig und in bedeutendem Grade eine Revolution der Interessen, eine große Veränderung des Eigentums, dessen Zeichen das Assignat



war. Ein damals keineswegs nichtiges Zeichen, da man dieses Papier jederzeit gegen ein ganz sicheres gutes Besitztum eintauschen konnte, das die Nation verkaufte.

Wer ein Assignat erhielt, beging eine Vertrauenstat; es war, als habe er gesagt: Ich glaube an die Revolution. Und wer ein Nationalgut kaufte, der sagte gewissermaßen: Ich glaube, daß sie von ewigem Bestand sein wird.

Der Mittelpunkt dieses Glaubens befand sich gegenüber dem Vendôme-Platz, im ehemaligen Garten der Kapuziner, genau da, wo früher der „Timbre“ stand, Rue de la Paix. Zwei mit Kartätschen geladene Kanonen, die das Klostertor bewachten, unterrichteten die Vorübergehenden von dem wichtigen Mysterium, das da drinnen vor sich ging, und das nichts Geringeres war als die öffentliche Wohlfahrt. Ein geräumiger und starker Eisenschrank mit einem unergründlichen, den Uneingeweihten unzugänglichen Geheimschloß barg den Schatz, den Schrein und die Reliquien; ich will damit sagen, vor allem die allerheiligste Verfassung, die Gesetzentwürfe, — ferner die ehrwürdigen Matrizen der Assignatenplatten, — und schließlich das kostbare Papier, das die wundersame Gabe besaß, sich in Gold zu verwandeln. Alles das, nicht nur geleitet, sondern aus nächster Nähe Tag für Tag von Cambon überwacht. Er war der unbeugsame und strenge Hohepriester des nationalen Symbols.

Umso strenger und abweisender, als keiner mehr als er die Verantwortlichkeit dafür auf sich nahm. Cambon glaubte an den Verkauf und glaubte auch an das Verkaufszeichen, und daß dieses Zeichen dem Golde gleichwertig sei, und daß Frankreich durch dieses Zeichen reicher sei als die ganze Welt, daß es kraft der Assignate die Welt besiegen werde. Keiner trug so wie er dazu bei, am 20. April 1792 den Krieg zu entscheiden, als er dem, der Verwicklungen befürchtete, erwiderte: „Geld, Herr, wir haben mehr als alle Könige Europas!“

Cambon bot als Unterpfand für das Papier den Grund und Boden. Doch konnte diese unermeßliche Bodenfläche auf der Stelle gekauft werden?

Cambons Glaube war stark, er hatte ihn nötig. Sein kräftiger Glaube wurde jeden Augenblick auf die Probe gestellt, durch die Lücken, die Leere, die Abgründe, die sich unter ihm auftaten. Mit allem Möglichen füllte er sie an; der unersättliche Abgrund gähnte weit und forderte unablässig.

Man konnte 1792 seine Tiefe nur schwer ermessen. Und als es ernstlich galt, eine Armee zu organisieren, nicht nur, wie Narbonne es getan, auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit, da war es wie ein

neuer Abgrund. — Mehr noch, eine andere, weit zahlreichere Armee stieg aus dem Boden, die besoldet sein wollte, die zahllose Menge der Nationalgarden, die von allen Seiten an die Grenze marschierten. Die Nation gab ihnen nur fünfzehn Sous am Tag; ihre Sache war es, sich so gut sie es verstanden zu ernähren. Der Bauer fand das Dasein ganz schön, solange es nur zu marschieren, zu singen, zu lachen und zu kämpfen galt. Sie kamen zu Hunderttausenden; die Zahlen für den Todeskampf hätten gern Mittel und Wege gefunden, ihnen Halt zu gebieten. Doch an je mehr man zahlte, desto mehr kamen daher. Die entsetzten Agenten sahen jeden Morgen ihre Kassen leerer und leerer werden, und gleichzeitig war über Nacht eine neue Legion aus dem Boden geschossen, die heiter, tapfer, hungrig daherkam und lachend die weißen Zähne zeigte, nach dem Feinde rief und nach dem Brot der Republik.

Die bisherigen Finanzbeamten, in normalen Zeiten befähigte Leute, waren in einer solchen Krise ungenügend. Sie blieben stumm und zitternd.

Die Geldleute, Bankiers usw., ein sehr gut abgerichteter Haufe (und als Raubvögel ungewöhnlich einig), hielten sich abseits, in der Hoffnung, bei der immer zunehmenden Verwirrung sich auf Beute stürzen zu können.

Ein einziger Mann hatte in dieser Lage Mut, Cambon. Als Vorsitzender des Finanzkomitees und sein unwandelbarer Leiter, setzte er sich darin fest, bemächtigte sich des Chaos, entwirrte in denkbar hartnäckigstem Kampf seine einzelnen Elemente und schuf aus ihnen eine neue Ordnung. Ein unerschrockener Baumeister, nahm er von allen Seiten Trümmer und Bruchstücke und errichtete daraus das „Grand livre“.

Ist man gespannt, den starken und strengen Kopf zu kennen, in dem die ganze Revolution der Zahlen vor sich ging, in dem das Soll und Haben sich so viel Kämpfe lieferten, so muß man sich das Porträt von David ansehen.

Die gefürchtete Persönlichkeit, in der die Seele Colberts stak, unter Formen, wie sie die Schreckenszeit hervorbrachte, erscheint keineswegs, wie Colbert in seinen Porträts, düster, gedrückt und traurig. Ganz im Gegensatz zu dem Minister Ludwigs XIV., der im Sterben sagte: „Man kann nicht mehr voran,“ hat Cambons Antlitz etwas gewaltig Anziehendes, ein unwiderstehliches „Ça ira!“

In den Dreißigern, von frischen Farben, herb, rein und menschenscheu, so ist der Mann. Er hat den gescheiten aber freimütigen Ausdruck eines schwerfälligen Provinzkaufmanns aus derber Bauernrasse. Die strenge Überlieferung des Languedoc, dessen



„Staaten“ für Frankreich vorbildlich wurden im Rechnungswesen, erscheint hier sichtbar geworden. Man kann es vollkommen nachfühlen, daß sich die Lieferanten der Republik unter einem solchen Blick unbehaglich fühlen und vor einem solchen Manne merken mußten, daß ihr Kopf ziemlich locker saß.

Die Kraft und das heiße Leben des neuen Frankreich prägt sich aus in diesem mächtig bewegten Antlitz, das gleichzeitig, man möchte sagen, von einer furchterregenden Durchsichtigkeit und Reinheit ist: Man fühlt deutlich, daß dieser Mann keine Verzeihung kennt, da er sich selbst nichts zu verzeihen hat. Freilich war Cambon habsüchtig, begehrlich, geizig, aber für die Republik. Vor mir liegt die genaue Berechnung seines Vermögens vor und nach der Revolution, sein wundervolles Haushaltsbuch. In dieser Berechnung, die er bei dem Austritt aus dem Amt anstellt, legt er dar, daß er mit sechstausend Franken Rente eingetreten ist, und daß er beim Austritt noch dreitausend hat. Nach seiner Heimkehr in die Nähe von Montpellier verwaltete er seine Gelder ebenso streng, wie er es mit den Geldern Frankreichs gehalten hatte. Durch strenge, äußerste Sparsamkeit und nur mit Hilfe einer kleinen Meierei und deren Milchverkauf, gelangte er nach zwanzig Jahren so weit, es wieder zu den sechstausend Franken Rente zu bringen, wie er sie von seinem Vater erhalten hatte. Noch mehr überraschte es, daß Cambon, als er 1815 mit so vielen anderen vom Konvent als Verbannter in Brüssel lebte, sein geringes Einkommen mit anderen teilte und den und jenen seiner Unglücksgenossen ernährte. Da erkannte man, daß dieser Mann ebenso großherzig wie sparsam war.

„Ich schulde ihm hundertmal mein Leben,“ sagt der Herzog von Gaëta, damals Finanzpächter. Er rettete noch manchen anderen; einmal vierzig zugleich: die vierzig Generalpächter, die infolge eines Irrtums alle zugrunde gegangen wären, wenn er nicht gewesen wäre.

Zu dem Zeitpunkt, bis zu dem wir hier gelangt sind, 1792, erscheint Cambon angesichts der gegebenen unermeßlichen Bedrängnis als der große Pedell der Revolution. Er verkauft, nimmt ein, verschlingt, Tag und Nacht bemüht, den Eisenschrank zu hüten und zu füllen, der doch niemals zu füllen war. Wie eine Bulldogge hatte er sich darübergelagert und bekundete mit finsterem Knurren den Hunger und Durst des Fiskus. Der Konvent wirft ihm alle Augenblicke ein Dekret zum Nagen hin. In der allgemeinen Schreckenszeit, mitten in 1793, ist er ganz wie früher selber ein Gegenstand des Entsetzens. Selten wagt man einen unehrlichen und scheuen Angriff auf ihn — und niemals ungestraft. Einmal packt er Brissot, ein andermal Robespierre. Wen er gebissen hat, der stirbt daran.

Er selbst ist unerreichbar; er repräsentiert die Sache, die alle fürchten, und die nichts fürchtet; welche Sache? Die Notwendigkeit.

Die eintausendfünfhundert Millionen im Jahre 1791 veräußerten Besitztums schienen diesen Hunger nur gesteigert zu haben. Fünfhundert Millionen wurden noch außerdem in den Anfangsmonaten von 1792 herausgeholt, und immer noch war Cambon unersättlich. Er bestand nun darauf, daß man den bis dahin zurückgehaltenen Teil der Kirchengüter verkaufte, die Gebäude selbst, die Kirchen und Klöster. Ein gewagter Antrag; wir werden sehen, was er für Folgen hatte.

Noch größer war die Schwierigkeit, unsere Abgeordneten dazu zu bringen, die Güter der Emigranten zu verkaufen. Die Gesetzgebende hatte vor der Beschlagnahme geradezu Entsetzen empfunden. Würde es dem Konvent ebenso ergehen? . . . Als bei der Invasion die Emigranten bewaffnet ins Land kamen, führte Cambon seinen Schlag. Eine Abordnung aus einem Ardennendorf erschien an den Schranken und bejammerte die verwüsteten Felder, die geplünderten Häuser und niedergebrannten Scheunen. Der Konvent beschloß eine kleine, auf das Besitztum der Emigranten zu erhebende Unterstützung von fünfzigtausend Franken. Was wäre gerechter, als die Opfer des Krieges auf Kosten des Feindes zu entschädigen? . . . Das war es, was Cambon erwartete. Durch dieses winzige Loch gelangte er zu der reichen und gewaltigen Beute der Emigrationsgüter, im Werte von vier Milliarden. Am gleichen Tage sorgte er für den Erlaß, daß die Bankiers, Notare und anderen Verwalter von Kapitalien der Emigranten innerhalb vierundzwanzig Stunden diese Gelder anzugeben und nach weiteren vierundzwanzig Stunden an die Bezirkskassen abzuführen hatten.

In diesem und in anderen Punkten wurden Cambon die Bedenken eines Teiles der Rechten der Mitte in den Weg gelegt. Man kennt das Zögern der Gesetzgebenden Versammlung im Oktober 1791 in der Frage der Emigrantengüter. Wenn man sie nahm, so war das ein Verfassungsbruch, denn diese unterdrückte die Beschlagnahme. Wenn man sie schonte, so beließ man den bewaffneten Feinden, allen, welche die fremden Armeen herbeiführten, die ganze moralische Kraft, die von einem großen Vermögen ausgeht. Was man auch tat, es gab noch viele Emigranten, die daraus Gelder bezogen; die Verwalter und Geschäftsführer, die ihre Rückkehr voraussahen, fuhren fort, ihnen die Einkünfte aus allerlei Dingen zuzusenden, die nicht unter Sequestur waren. Gegen die Emigration war nichts getan, solange diese Güter nicht verkauft und vor allem in Parzellen verkauft waren, aufgeteilt unter einer Menge von Käufern

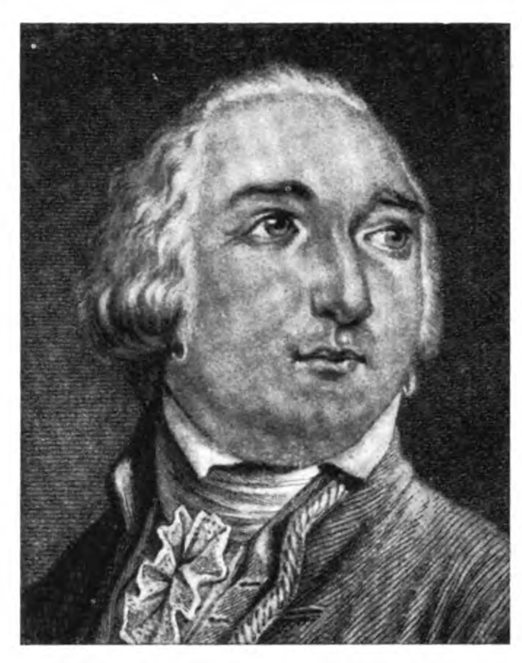





Louis Stanislas Fréron.
Nach dem Kupferstich von Jules Porreau.



Jacques René Hébert.
Stich von Perrot nach einer Zeichnung von Gabriel.



Louis Philippe Joseph, Herzog von Orléans (Philippe-Egalité 1747-1793).
Nach dem Schabkunstblatt von Levachez.

und Wiederverkäufern, zu Staub gemacht, entstellt und auf immer unkenntlich gemacht, durch den großen Schmelztiegel der Revolution hindurchgegangen und in neuer Gestalt der Allgemeinheit wieder einverleibt worden waren.

Ein großer Teil der Gironde (und Condorcet an der Spitze) zögerte hier. Sie wollten die Revolution ohne die Revolution. Sie wollten den Krieg, ohne das Kriegsverfahren.

Cambon war gegen sie.

Und anderseits hatte Cambon sich einen beträchtlichen Teil des Berges zum Gegner gemacht, durch die unbeugsame Härte, mit der er von der Kommune von Paris die Abrechnung forderte.

Robespierre vor allem haßte ihn, doch aus anderen Gründen. Er haßte ihn wie alles, was im Konvent Autorität besaß, und auch aus persönlicher Antipathie.

Der Mann der Worte und Reden, der für Geschäfte unbegabt war, außer zur Taktik der Klubs, beneidete, verabscheute den großen Geschäftsmann. Er wagte nicht, ihn anzugreifen, indirekt aber wütete er in seinen Zeitungen gegen ihn. Gegen Ende November wagte er noch mehr: er ließ, wie man sehen wird, eine ganz neue revolutionäre Kraft gegen ihn los, den heftigen Saint-Just.

Zwischen der Unentschlossenheit der Gironde, die ihn nicht stützte, und der Böswilligkeit eines so einflußreichen Teiles der Montagne ging Cambon seinen Weg gerade weiter und tat, als sehe er nichts.

Er verfolgte, die Blicke immer auf das Ziel gerichtet, unbeirrbar die Hauptfrage der Revolution: Den Verkauf der Nationalgüter (der die Erde an alle verteilte und so die Revolution bodenständig, unwiderruflich machte) und den Umlauf dieser Güter in Form von Assignaten.

Nur die sind Cambons Freunde, die für den Verkauf und das Assignat sind.

Die Invasion in Belgien, in dieses Land der Aristokratie und der Geistlichkeit, hatte in ihm gewaltige Hoffnungen erweckt.

Wenn alle Kirchengüter verkauft worden und als Assignatengeld in Umlauf gebracht worden wären, so hätte das Belgien für immer mit der revolutionären Sache verknüpft. Es hätte Frankreich in dem großen Kampfe um die allgemeine Freiheit beigestanden und dennoch sich selbst bereichert, indem die Belgier preiswert gekauft und diese in den Händen der Priester unfruchtbaren Güter zu einem Wert verholfen hätten.

Als er erfuhr, daß Dumouriez in schleuniger Vereinbarung mit der belgischen Geistlichkeit und ohne jemanden zu fragen, ihm seine Beute raubte, geriet er in heftigste Wut. Er lehnte die Wechsel ab,



die der dreiste General auf den Staatsschatz gezogen hatte, zerschlug seinen Handel mit den Kriegslieferanten, ließ sie verhaften und vor die Barre des Konvents führen, stieß Dumouriez' sämtliche Pläne über den Haufen und zerbrach das Finanzkönigtum in der Hand des Verräters, von dem dieser in Erwartung des anderen Königtums Besitz ergriffen hatte.

Einem siegreichen General den Degen zerbrechen, das war eine bedenkliche Sache.

Und doch mußte es sein.

Der Bruch mit England würde Dumouriez unendlich viel gefährlicher machen.

Wo fand Cambon eine Stütze, um diese Gewaltschläge zu führen?

Auf welcher Bank im Konvent würde er endgültig Platz nehmen? Dort wahrscheinlich, wo er Dumouriez' Feinde finden würde.

Die Girondisten zögerten, waren unsicher und wenig übereinstimmend.

Im Falle Cambon erwiesen sie sich oberflächlich und undankbar; man wird es im folgenden Buche sehen. Er, der ihnen in einer entscheidenden Sache beigestanden, wurde von ihnen weder in seinem Kampfe gegen Dumouriez unterstützt, noch gegen die Angriffe Robespierres und Saint-Justs geschützt. Das war mit ein Grund für ihren Sturz.

Sie banden Cambon an die Linke; und mit ihm stimmten zahlreiche Männer, die ohne Parteiinteresse, nichts als die Revolution wollten und sie ganz und gar in die gewichtige Frage der Nationalgüter verwickelt sahen, dem wuchtigen Wagen anvertraut, den der Assignatenmensch zog.

Dreizehntes Kapitel

Größe und Verfall der Gironde (Oktober—November 1792)

Die Gironde im Oktober sehr stark. — Paris ist einstimmig für Pétion (15. Oktober). — Gefahr für die Revolution, falls sie sich selbst zu hemmen suchte. — Die Gewalttätigen drängen, daß dem König der Prozeß gemacht werde. — Die Kommune erläßt eine Eingabe gegen den Konvent (19. Oktober). — Die Heftigkeit der Kommune kompromittiert die Montagne und die Gesellschaft der Jakobiner. — Schweigende Erregung Sieyès und des Zentrums. — Der Konvent versetzt Danton und der Kommune einen Schlag. — Spaltung in der girondistischen Partei. — Eine Fraktion der Gironde (die Fraktion Roland) läßt Robespierre durch Louvet angreifen (29. Oktober). — Die bedrohten Führer der Kommune leisten öffentliche Abbitte (31. Oktober). — Verteidigungsrede Robespierres bei den Jakobinern und im Konvent (5. November). — Barère rettet ihn dadurch, daß er ihn beleidigt. — Die Gironde verliert ihren Einfluß auf Paris. — Sie eröffnet den Prozeß gegen den König (7. November). — Gefährlichkeit dieses Prozesses für Frankreich.

Eins beschleunigte den inneren Kampf zwischen dem Konvent und der Kommune, der zu dem ganz Frankreichs wurde. Paris, von dem die Kommune behauptete, es stehe auf ihrer Seite, erklärte sich auf die deutlichste, eindringlichste Art gegen sie. Den ersten freien Gebrauch, den Paris von seinem Willen machte, war, durch eine bezeichnende Wahl alles zu widerlegen, was man in seinem Namen sagte. Die solcherart entlarvte Gewaltpartei, die mit Entsetzen aus dem Ergebnis der Wahl ihre eigene kleine Zahl bekanntgegeben sah, fand nur noch im Wagemut ihr Heil, in der Beschleunigung der revolutionären Bewegung.

Das Ereignis, das den Dingen ein so anderes Gesicht gab, war die Wahl Pétions (der den Vorsitz im Konvent aufgab), in die Bürgermeisterei von Paris (15. Oktober). Man war einstimmig für ihn, das ist kaum zuviel gesagt. Von fünfzehntausend Wählern hatte er vierzehntausend für sich. Und von den tausend Stimmen die blieben, besaßen die Kandidaten der Kommune alle zusammen keine fünfhundert Stimmen.

Paris hatte sich damit vor Frankreich und Europa gerechtfertigt. Es hatte sein Entsetzen über den September zum Ausdruck gebracht, seine Achtung der Mäßigung und Redlichkeit.

Sollte die Revolution sich jedoch künftig auf die untätige Red-



lichkeit und ohnmächtige Mäßigung stützen, so war ernstlich zu befürchten, daß sich die Lähmung, von der dieser Volksabgott ergriffen schien, auch auf sie übertrug. Pétion, der sich ungemein eignete, irgendeinen Fauteuil einzunehmen, den Präsidentensitz der Nationalversammlung oder den Thron im Hôtel de Ville, der „König Pétion", wie man ihn nannte, besaß diese Eigenschaft, die man vor allem von einem verfassungsmäßigen König erwartet, die völlige Unfähigkeit des Handelns, der eigenen Initiative. Er genügte als Symbol, als Banner. Doch die unerbittliche Zeit ächtete die Fiktion. Man brauchte Tatsächlichkeiten, brauchte einen Mann, einen Mann der Tat, der raschen Taten, in der furchtbaren Krise, in der Frankreich sich befand.

In diesem Sinne war die Wahl Pétions beunruhigend. Es war gewissermaßen eine Erklärung für die Trägheit. Die große Mehrheit nicht nur des Mittelstandes, sondern des Volkes, bestand aus ehrlichen Leuten, die der Revolution schon höchst überdrüssig waren und die nicht weiter wollten, weder vorwärts, noch zurück. Mit der Ernennung Pétions rechneten sie darauf, daß die Revolution in so friedliebenden Händen sich nicht mehr rühren werde.

In dieser Berechnung irrten sie sich. Wenn sie nicht voranging, wäre sie unfehlbar zurückgeglitten, wäre prompt von Pétion auf Bailly, auf die Männer von 1789 zurückgefallen, die der Reaktion keinen Augenblick Einhalt getan hätten. Diese hätte uns auf ihrem erschreckend steilen Abhang in den Abgrund des „ancien régime" hinunterrollen lassen, zum Triumph der Emigranten, zum Triumph des Auslands, ins Elend der Invasion.

Was man auch tat, die Revolution bestand und war ein lebendiges Wesen. Es mußte leben, dieses Wesen, handeln, kämpfen, vorankommen. Tausend gefahrvolle Zufälle warteten vorn. Hinten aber tat sich ein sichtbarer Abgrund auf. Vor den Gefahren zurückweichen, war mehr noch als Gefahr; das war der Untergang, der sichere Absturz in die Schlucht.

Sollte die Revolution am Leben bleiben, so mußte sie ihrer Natur gemäß vorwärtsgehen, mit einer gleichzeitigen Bewegung in sich und aus sich herausgehen. Welcher Natur gemäß? Wir haben es gesagt: des Edelmutes in der Gerechtigkeit. Mit welcher Bewegung? Einer großen und gewaltigen Erhebung der Herzen, welche die Menschheit auf die Wege heldenhafter Uneigennützigkeit, grenzenloser Hingabe und unendlichen Opfermutes drängte.

Diejenigen, von denen die Revolution zuerst Gerechtigkeit forderte, die Glücklichen dieser Welt, die bis dahin, willig oder nicht, aus den Mißbräuchen Vorteil gezogen hatten, hätten antworten müssen: „Ihr

wollt nur Gerechtigkeit, das ist nicht genug. Wir werden mehr tun." Tatsächlich gaben mehrere Patrioten, Besitzer großer Vermögen in Frankreich, diese schöne Antwort. Es gab prachtvolle Menschen. Aber es waren ihrer nicht genug. Die meisten Reichen bemühten sich 1793 von ihrer Höhe herabzusteigen und trachteten ehrgeizig nach Gleichheit. Sie hätten das 1792 tun müssen, nicht den Wünschen der Revolution folgen, sondern ihnen zuvorkommen müssen. Es handelte sich nicht darum, Holzschuhe zu tragen, grob zu tun und dem Volke feige zu schmeicheln, sondern im Herzen mehr Volk zu sein, als das Volk selbst, dem Gesetz weit voranzugehen, so daß — mochte dieses auch Fortschritte machen und sorgfältig ausgebaut werden — es immer noch Herzen fand, die großzügiger waren.

Und indem Frankreich sich so Frankreichs annahm, mußte in diesem Reichtum von Edelmut ein Überschuß für alle Menschen vorhanden sein; Frankreich mußte sich unbedenklich hingeben und verschwenden. Kläglich wäre es gewesen, wenn es nur für sich selbst frei und gerecht hätte sein wollen! Man mußte die Völker durch diese neue Taktik erobern.

So mußte die Revolution drinnen und draußen voranschreiten, in schneller, aber lebenskräftiger und regelmäßiger Bewegung. Ihr Geist war durchaus nicht beschaulicher Art. Die Schlaffheit Pétions an ihre Spitze zu stellen, oder die tatenlose Geschwätzigkeit der girondistischen Advokaten, das hieß sie in die entgegengesetzte Krankheit hineindrängen, in die Wut zügelloser Wallungen, die der Berg allzu oft für die wirkliche Tat und den Fortschritt des Lebens hielt.

Das tiefe Wort des Mittelalters ist auf die Politik ebenso anwendbar wie auf die Moral: „Das Menschenherz ist ein Mühlstein, der sich beständig dreht; wenn man ihm nichts zu mahlen hinwirft, so schleift er sich selber ab."

Man durfte keine Zeit verlieren, zwischen Valmy und Jemappes; man mußte der Revolution etwas zu mahlen geben, sie ihrer Natur und ihrem wahren Wesen gemäß arbeiten lassen.

Das Rad blieb hängen, der Fortschritt kam zum Stehen. Und dann begann die Revolution sich selbst zu mahlen. Man warf ihr zuerst eine kümmerliche Speise vor, den Kopf eines Königs, der ihren Lauf keinen Augenblick verzögerte; das Rad rieb sich selber auf, knirschte gegen sich selbst, zermalmte seine eigenen Abfälle.

Dieser verhängnisvolle Lauf nahm seinen Anfang vor der Schlacht bei Jemappes, vor den großen revolutionären Gesetzen des Konvents, welche die Völker beruhigten und ihnen für immer den Sieg der Gleichheit verbürgten. Wenn die Revolution gleich zu Anfang

ihre festen und sicheren Schritte auf dem heiligen Wege getan hätte, dann hätte man sie nicht so leicht zu der gefährlichen Dummheit getrieben, einen Menschen zu töten, der nicht mehr König war, und noch weniger zu dem ruchlosen Verbrechen, den Konvent zum Selbstmord zu mißbrauchen.

Die Schlacht wurde am 6. November gewonnen, und an demselben 6. wurde der Bericht gegen Ludwig XVI. erstattet. Wäre sie früher gewonnen worden, so hätte die öffentliche Meinung eine ganz andere Gestaltung genommen. Der Prozeß wäre zum Stillstand gekommen, oder er hätte einen weniger blutigen Ausgang gehabt. Vor der Schlacht und sehr wahrscheinlich in den ersten Oktobertagen mußten die Jakobinergesellschaften in den Departements von Paris das Stichwort des Berges und der Kommune empfangen haben: „Wir sind in der Minderheit; man muß handeln und Furcht erwecken; muß die Gironde in den Fall setzen, sich zugrunde zu richten, indem sie den König rettet, oder sich zu erniedrigen, indem sie ihn gegen ihr allgemein bekanntes Gefühl verdammt. Fordern wir den Tod des Königs."

Der nationale Zorn, der im Juni 1791 furchtbar war, furchtbar auch im August 1792, war verraucht. Er hatte der Verachtung Platz gemacht. Die Nation verlangte gar nicht mehr den Kopf Ludwigs XVI. Ein ausgezeichneter und sehr aufmerksamer Beobachter, Dumouriez, der sich Mitte Oktober in Paris aufhielt, sagt, zu dieser Zeit habe nichts darauf hingedeutet, daß der König in Gefahr war. Es bedurfte vieler Geschicklichkeit und Schlauheit, um die Leidenschaft wieder zu beleben. Die Jakobinergesellschaften verstanden das prachtvoll; sie arbeiteten mit einer wahren Gelehrigkeit und großem Nachdruck.

Indessen wäre die Sache nicht gelungen, wenn man nicht im Volke selbst Elemente der Erregung gefunden hätte: zunächst die ungewöhnliche aber ganz erklärliche Unruhe in dieser großen Krisis, in der Valmy nur einen vorübergehenden Aufschub bedeutete. Noch konnte die Revolution untergehen, untergehen zum Vorteil des Königs, also „treffen wir ihn zuerst; rächen wir unseren Tod im voraus, damit er keinen Nutzen davon hat". So sprach man zum Volke. Dieses war in düsterer Stimmung, war leidend und reizbar zu Beginn jenes rauhen Winters. Noch ein Winter ohne Arbeit, ein Hungerwinter; wehe, das war der vierte seit 1789, und er war in natürlicher Steigerung von erschreckend größerer Härte; denn schließlich erschöpfen sich die Vorräte, die Hilfsquellen verschwinden auf die Dauer, die Wohltätigkeit versagt; die Reichen selbst



halten sich für arm: „Was ist die erste Ursache so vieler Übel? Etwa nicht der König?“

Während der Wahl des Bürgermeisters, um den 10. Oktober, erschien ein angeblich Verwundeter vom 10. August, den Arm in der Binde, und ein Pflaster auf einem Auge, und forderte, daß der Konvent ihm Gerechtigkeit verschaffe an seinem Mörder. Man überträgt einem Ausschuß den Bericht über die Sache des Königs.

Pétion wurde am 15. Oktober zum Bürgermeister gewählt. Und am 16. forderte eine Petition der Jakobiner von Auxerre nicht etwa den Prozeß, sondern klipp und klar den Tod. Diese Petition wurde mit äußerster Heftigkeit von einem sehr aufrichtigen und blindbegeisterten Mann vertreten, der eifrig wie nur irgendeiner immer in der vordersten Reihe stand (er bewies es in der Vendée), durch das Mitglied des Berges Bourbotte, der wahrscheinlich ohne es selbst zu wissen zu diesem Schritt gedrängt worden war. Die mit der Prüfung der Akten beauftragte Kommission erklärte, sie sei noch nicht fertig.

Am 19. wurde im Konvent eine drohende Adresse der Kommune gegen den Konvent eingebracht, gegen die neuen Könige, die eine Leibwache verlangen.

So verbarg die Partei der Gewalt ihre Wahlniederlage durch einen unerwarteten Akt der Dreistigkeit, der gewissermaßen den Prozeß gegen eine souveräne Versammlung anhängig machte, eine Versammlung, die von Frankreich mit absolutester Vollmacht ausgestattet war, die eben erst zusammengetreten war und noch nichts geschaffen hatte.

Und um sie zu stürzen, zog man gleich zu Anfang ihre Beratungen nicht nur auf das gefährliche Gebiet der Leibwache, sondern auch auf das noch gefährlichere der Angelegenheit des Königs. Die Debatte ging um den Kopf Ludwigs XVI. Dieselben Männer, die der Konvent anklagte, Blut vergossen zu haben, forderten von ihm, selber solches zu vergießen und machten es ihm zur Pflicht. Sie machten diese Versammlung, ihren Richter, selbst verantwortlich und beinahe schon zur Angeklagten.

Der Konvent hatte, obgleich er im Besitz unbeschränkter Vollmachten war, in seiner edlen Bescheidenheit versprochen, die Verfassung von der Billigung durch die Urwählerversammlungen abhängig zu machen, man faßte die Versammlung an ihrem eigenen Edelmut. Man behauptete, dieser Beschluß über Polizei und öffentliche Sicherheit gehe die Verfassung an und müsse, wie die ganze übrige Verfassung, die Billigung des Volkes erhalten. Die Kommune gestand dem Konvent nicht das Recht zu, Gesetze zu machen, nicht

einmal provisorische oder einfache Dringlichkeitsbeschlüsse. Wenn man diesen Grundsatz bis zu dem noch fernen Zeitpunkt einer allgemeinen Billigung der Verfassung befolgt hätte, so wäre Frankreich ohne Gesetze geblieben.

Wenn die Adresse keine Tat des Wahnwitzes war, so war sie ein Aufruf zur Empörung gegen die neue Versammlung, die kaum aus den Wahlen hervorgegangen war und in einer Zeit ans Ruder gelangte, da Frankreich seine Kraft zu entfalten begann. Es war eine Herausforderung, die nicht von Paris ausging, sondern von ein paar hundert Leuten, die Paris soeben einstimmig abgelehnt hatte.

Diese Männer hatten in dreizehn Sektionen gegen einen bestimmten Beschluß des Konvents beantragt, daß die Abstimmung laut zu geschehen habe; der Antrag war abgelehnt worden. Eine einzige Sektion von achtundvierzig hatte sich ihnen angeschlossen und entschieden, daß sie, wenn der Konvent auf der geheimen Wahl bestehen würde, bewaffnet gegen ihn ziehen würde.

Man darf überzeugt sein, daß diese tollen Schritte keineswegs von den politischen Häuptern des Berges angeraten worden waren. Diese sahen zweifellos mit Kummer, daß die unvorsichtige Adresse vom 19. August die einstimmige Mißbilligung der Versammlung gegen sie geweckt hatte.

Die jungen Leute, von denen die Kommune geführt wurde (Tallien, Chaumette, Hébert usw.), rissen den Berg und seine Führer einem steilen Abgrund zu, der sie im Konvent zur Ohnmacht verurteilt hätte, ihnen keine andere Gewalt gelassen hätte, als den Aufruhr, kein anderes Feld, als die Straße, so daß Robespierre und Danton die Untergeordneten Héberts und Chaumettes geworden wären.

Robespierre war in einer sehr schwierigen Lage. Man schrieb ihm alles zu, was im Hotel de Ville geschah, und er wagte nicht, nein zu sagen. Die Führer der Kommune schoben ihn immer vor und gebrauchten ihn als Aushängeschild. Sie kannten ihn genau und wußten, daß er seine Stellung als moralische Autorität und augenscheinlicher Führer zu erhalten, ihre unverständigsten Handlungen gutheißen würde.

Hinsichtlich ihrer unsinnigen Adresse vom 19., die weder Robespierre noch sonst jemand mit einem einzigen Wort im Konvent zu vertreten gewagt hatte, beschlossen sie abends in der Kommune, je ein Exemplar davon an alle Gemeinden zu schicken. Der Konvent kassierte ihren Beschluß. Da erlangten sie von Robespierre, daß er ihnen zu Hilfe kam, nicht im Konvent, denn das hätte er nicht gewagt; nicht einmal bei den Jakobinern, das hätte er auch nicht ge-



wagt; sondern in einer Versammlung eines Viertels, der Sektion der Pikenmänner.

So trieb man ihn von Stufe zu Stufe. Man wollte von ihm eine Lobrede auf Marat haben. Er hielt sie, aber auf eine Weise, daß man sie leugnen konnte; dies letztere ließ er durch seinen Bruder, den jüngeren Robespierre, bei den Jakobinern tun. Mehr erreichte man bei Chabot; der verstieg sich zu der Erklärung, September sei das Werk von ganz Paris, und September verfolgen, hieße der Bevölkerung von Paris den Prozeß machen. — Als so der Weg gleichsam gebahnt war, ließ man bei den Jakobinern einen Unbekannten auftreten, der sich selbst föderiert nannte, im Begriff stand, zur Grenze abzureisen, und die unverschämten Worte sprach: „Ich habe am 2. September ‚gearbeitet', ich kann schon mitsprechen . . . Seid ruhig, wir haben nur Verschwörer niedergemetzelt, Assignatenfälscher."

Damit hatte man das Ziel überschritten, das war zuviel. Man hatte den Abscheu mindern wollen und vermehrte ihn. Der freche Verbrecher fand einen üblen Willkomm. Die Jakobiner hatten immer auf einen gewissen äußeren Anstand gehalten; dies änderte sich zwar damals, dennoch verblüffte diese Unverschämtheit und rief eine gewisse Bestürzung hervor. Man fühlte, daß die Gesellschaft einen Hieb erhalten hatte. Sie sah sich, freiwillig oder nicht, auf die Wege der Gewalttat gedrängt, auf denen die Gesellschaften der Provinz ihr nicht mehr würden folgen können. Marseille hatte schon mit ihr gebrochen, Bordeaux folgte dem Beispiel, wie man es nicht anders erwarten konnte; ebenso andere Städte: Lorient, Saint-Etienne, Agen, Montauban, Bayonne, Perpignan, Riom, Châlons, Valognes usw., und was das schlimmste war, Nantes und Le Mans, unsere republikanischen Vorposten gegen die Bretagne und die Vendée.

Im Schoße der Versammlung derselbe Zusammenbruch. Obgleich der Berg die wahnwitzige Adresse der Kommune nicht unterstützte, hatte er von diesem Augenblick an nicht mehr die dreißig Girondisten gegen sich, nicht mehr die Hundert von der Rechten, sondern mehr als sechshundert Mitglieder, das heißt den ganzen Konvent.

Die im allgemeinen schlaffe und auf die Gironde neidische Versammlung beeilte sich nicht gerade, dieser letzteren energische Maßregeln zuzugestehen. Sie zählte viele frühere Mitglieder der Konstituierenden und Gesetzgebenden unter sich, die verstummt waren und umso erbitterter, als sie sich für überlegen hielten und zu alt, um sich von fünfundzwanzigjährigen Advokaten bevormunden zu lassen. Inmitten des Zentrums, des „Bauches", wie man als scherzendes



Wortspiel (centre-ventre) zu sagen pflegte, saß, in Schatten, Furcht und Stille gut versteckt, in der kompakten Masse unbeachtet, der mürrische und ängstliche Sieyès. Er war der Inbegriff der ganzen Furchtsamkeit und des gehässigen Neides dieses Teiles der Versammlung. Seitdem er von seinem hohen Sessel in der Konstituierenden herabgestiegen war, floh er das Licht und ging des Nachts unterirdische Wege. Man nannte ihn sehr bezeichnend den Maulwurf der Revolution. Niemals sprach Sieyès ein Wort, wenn er nicht dazu gezwungen wurde. Er verabscheute die Girondisten wie Toren, die sich über seine Systeme lustig machten. Anfangs indessen, als er sich stark glaubte, hatte er sich ihrer mit Begeisterung bedient, um den Berg zu vernichten. Sieyès war sehr gewalttätig. Als die jungen Leute ihn drängten und um praktische Vorschläge baten, meinte der gute Abbé: „Kanonen, Tod.“ Als er die Girondisten bedenklich und unsicher sah, ließ er sie im Stich und begrüßte ihren Tod oder stimmte dafür.

In der Zeit, von der die Rede ist, verzweifelte Sieyès noch nicht an der Gironde. Er suchte abends oft die Rolands auf, die gern seine Meinung hörten. Vielleicht leitete er damals ihr Auftreten, ließ sie teilnehmen an der Hellsichtigkeit seines Priesterhasses, seiner Erfahrung, und machte, daß sie geschickter handelten, als sie es sonst wohl getan hätten. Verwundbare Stellen des Gegners wurden genau bezeichnet, scharf aufs Korn genommen, richtig getroffen, und zwar so, daß die Wunde lange offen blieb. Man vermied die politische Seite und hielt sich an die finanzielle, an die Geldfrage. Der Konvent führte geschlossen (mit Ausnahme einiger Bergparteiler) einen Streich gegen die Kommune durch den Beschluß, diese solle innerhalb dreier Tage Rechnung legen. Und er führte einen Streich gegen den Berg selbst durch den Befehl, die vollziehende Gewalt (das ging Danton an) solle sich in vierundzwanzig Stunden über die Art äußern, in der sie die geheimen Auslagen buchte.

Diesen Streich gegen Danton führen, ihm die Kehle zupressen durch die unerfüllbare Forderung einer Abrechnung, und dies königliche Antlitz des Genies der Republik mit dem Jammer eines Schuldners zeichnen, der unter der Drohung von Körperstrafen steht, das war zweifellos geschickt — aber keineswegs klug.

Wem anders als Robespierre konnte es Vorteil bringen, wenn Danton für immer bloßgestellt, erniedrigt und lahmgelegt war?

Der Berg, die Partei der Tat, die in dieser Zeit der Gewaltsamkeit so natürlich stark war, erwies sich darin schwach, daß sie zwiespältig war und sich auf zwei Führer verteilte. Um sie wieder stark

zu machen, mußte man einen von beiden kalt stellen. Diesen Dienst erwiesen die Rolands ihren Feinden.

War Danton einmal abgetan, so mußte das Banner, das er nicht mehr trug, an Robespierre übergehen. Der moralische Führer der Jakobiner wurde der politische Führer des Berges sowie der Kommune, und die Revolution ging von nun an kalt und furchtbar hinter einem Verstandesmenschen her, der nichts besaß von ihren hochherzigen Instinkten.

In Wahrheit war Robespierre dadurch fortgeschritten, daß er nichts tat. Seine Gegner oder seine Rivalen, von denen immer die einen die anderen preisgaben, arbeiteten für ihn und machten ihn immer größer. Für ihn geschah es 1791, daß die Lameth Mirabeau kalt machten, für ihn begannen 1792 die Girondisten, vom Zentrum unterstützt, Dantons Ansehen zu untergraben.

Indessen waren die Girondisten nicht einig über die Taktik, die man gegen Danton und Robespierre befolgen wollte. Ihr Genie, Vergniaud, wollte, daß man das Genie des Berges achtete, daß man Danton schonte. Brissot, so glühend er auch wünschen mochte, Robespierre moralisch zu schlagen, war keineswegs der Ansicht, daß man ihn rechtlich angreifen, ihm regelrecht den Prozeß machen sollte, um daran zu scheitern. Rabaut Saint-Etienne, der berühmte protestantische Pastor (der Sohn des Märtyrers aus den Cevennen), der durch die lange Tradition der religiösen Parteien in das politische Leben eingeweiht war, sah auch sehr wohl ein, daß man einen Feind nur angreift, sofern man auch sicher ist, ihn zu stürzen, oder man stürzt sich selbst bei diesem Angriff ins Unglück. Brissot und Rabaut weisen deutlich genug in ihren Blättern diese unbedachten Angriffe zurück, die von den Rolands offenbar wider ihren Willen und ohne sie zu befragen gemacht wurden.

Man muß sagen, daß Frau Roland in ihrem Haß gegen Danton und Robespierre einen Grad der Reizbarkeit erreicht hatte, der bei einer sonst so starken Seele in Erstaunen setzt. Sie hatte keine Laster als die der Tugend; darunter verstehe ich vor allem die Neigung der strengen Seelen, diejenigen, die sie für schlecht halten, nicht nur zu verdammen, sondern auch zu hassen; ferner, die Welt genau in zwei Teile zu zerlegen, auf dem einen alles Gute und auf dem anderen alles Böse verteilt zu sehen und unerbittlich alles in den Bann zu tun, was auch nur im geringsten von der geraden Linie abweicht, der zu folgen sie allein sich schmeicheln. Das hatte man im siebzehnten Jahrhundert an der sehr reinen, sehr strengen, sehr hassenden jansenistischen Partei erlebt. Und das erlebte man nun an diesem tugendhaften Kreise von Männern und Frau Roland. Diese

wurde umso erbitterter, als ihr Geschlecht sie den Versammlungen fernhielt, nur indirekt handeln ließ und sie sich also nicht, ihrem Mut entsprechend, an dem Handgemenge beteiligen konnte; so konnte ihre Leidenschaft sich nicht in der Bewegtheit und Ermattung des öffentlichen Lebens abkühlen. In ihrem Tempel eingeschlossen, mußte diese Gottheit inmitten ihrer knienden Freunde, verehrt von ihnen wie die Tugend und die Freiheit selbst, auch einiges von ihrer lebhaften und übertriebenen Empfindsamkeit für die Roheiten der Presse annehmen. Bei einer solchen Anbetung erschienen Beleidigungen als Gotteslästerungen.

Es war der Kampf der Götter. Deren gab es drei. Frau Roland war für ihre ganze Umgebung ein Gegenstand der Verehrung. Robespierre hatte seine Andächtigen, besonders beim weiblichen Geschlecht. Danton wurde von denen, die ihn liebten, glühend geliebt, sie blickten auf zu ihm, lauschten und folgten ihm wie einen Geliebten; es war wie eine Religion des Schreckens und der Liebe.

Die allgemeine Begeisterung, die hinsichtlich der glücklichen Befreiung des Landes Danton von Dumouriez nicht trennte, hatte Frau Roland wenig gefallen, war sie doch schon höchst entrüstet über das Wort, das der Brutale ihr von der Tribüne zugeschleudert hatte. Wieviel empörter war sie noch über das Fest, das Julie Talma Dumouriez zu Ehren gab und bei dem man Danton an Vergniauds Seite gewahrte! Sie war nahe daran, diesen auszustoßen, ihn auf immer aus der Zahl der Erwählten zu streichen. Am gleichen Tage noch oder dem folgenden, am 14. Oktober, schrieb sie an Bancal, ihren sehr nahen Freund, die herben und harten Worte: „Scheuen Sie sich nicht, Vergniaud zu sagen, daß er viel zu tun haben wird, um sein allgemeines Ansehen zurückzugewinnen, sofern ihm noch als anständigem Menschen daran liegt, was ich bezweifle."

Was Robespierre anbetrifft, so haßte sie ihn, aber keineswegs aus natürlicher Abneigung. Zweimal hatte sie versucht, auf ihn einzuwirken; zweimal hatte sie sich ihm im Interesse des Vaterlandes (und aus keinem anderen Grunde) genähert. Robespierre war jedesmal — und zwar denkbar weit — zurückgewichen. Sie kannte nicht den starken Einfluß, den die Damen Duplay auf ihn hatten. Robespierre hatte mit feinem Verständnis, das mehr als alles andere seine Überlegenheit beweist, die Salons vermieden, die literarische Frau gefürchtet, die reine und mutvolle Julie, in der die ganze bürgerliche Gesellschaft das Ideal Rousseaus zu sehen vermeinte. Auch er war ein Nachahmer Rousseaus, war buchstäblich und politisch sein knechtischer Schüler, ahmte bewußt sein Privatleben nach, und zwar im wahrsten Sinne seiner Rolle: seine Liebe ging ins Volk. Wenn



er auch nicht wie Rousseaus Emile Tischler wurde, so liebte er doch eine Tischlerstochter. So war sein Leben einheitlich, und während andere mit vieler Mühe ihr Herz und ihre Grundsätze in Einklang zu bringen suchen, so machte er keinen Unterschied darin und predigte die Gleichheit nicht nur mit Worten, sondern durch das Beispiel. Wir werden auf diesen bedeutsamen Punkt zurückkommen.

Frau Roland hatte, nicht ohne Grund, angenommen, daß Robespierre für Frauen ein empfängliches Herz habe, zugänglich sei für zarte und höhere Empfindungen und daß die Worte einer an Schönheit und Tugend unübertroffenen Frau Gewalt über ihn haben würden. Sie schrieb ihm im Jahre 1791 äußerst zuvorkommend. Er zeigte sich höflich und kalt. Es folgte ein neuer Brief im August 1792: diesmal streng und entschlossen und in der Hoffnung, er werde sich seiner würdig erweisen; sie hätte ihn vor dem September gern von der verhängnisvollen Kommune losgerissen. Keine Wirkung, keine Antwort. Von da an standen sie auf Kriegsfuß.

Man kennt seine matte Apologie vom 25. September; seitdem verhielt er sich still und hatte sich nicht wieder erhoben. Im Oktober gab ihm der blinde und unkluge Angriff der Rolands sein Ansehen zurück, stellte ihn gewissermaßen wieder auf den Sockel. Und von dem ging er nicht mehr herunter.

Die Rollen waren verteilt, und der 29. Oktober war festgesetzt. Zunächst sollte Roland die Kommune im ganzen angreifen. Dann sollte ein Freund der Rolands, ein junger Mann voll Schwung und Feuer, sich gegen Robespierre wenden und Mann gegen Mann mit ihm ringen.

Roland entwarf in einem sehr schönen Bericht ein rührendes und nur zu wahres Bild von der Pariser Anarchie. Er wies auf die Machtübergriffe hin, welche die Kommune sich erlaubte. Alle von der Lage untrennbaren Schäden schob er ihr zu. Der mächtigste Mann bei der Kommune, der ihre drohende Adresse an den Konvent am meisten Gewicht verliehen hatte, war Robespierre. Roland nannte ihn nicht, aber er war es, den dieser zornige Bericht mit aller Wucht traf.

Robespierre wollte reden. Aber die sehr bewegte Versammlung tat hartnäckig, als höre sie ihn nicht.

Dann bestieg ein junger Mann die Tribüne; er war von kleiner, zierlicher Gestalt, blond, doch schon ein wenig kahl, mit blauen Augen und sanfter Stimme. Louvet (er war es, der berühmte Romandichter) war trotz dieses weiblichen Äußeren feurig und mutig. Er hatte es bei der Sektion der Lombarden bewiesen, wo er sich in den



Vordergrund stellte und in den schrecklichen Tagen viel Willenskraft zeigte.

Als Sohn eines Strumpfwirkers und Buchhandlungsgehilfen verdankte er seiner hübschen Mädchengestalt, die Zweideutigkeiten zuließ, leichte und leichtfertige Erfolge bei den Modedamen. Sein Roman „Faublas“, der inhaltlich ganz aus dem Chérubin des „Figaro“ hervorgegangen ist, war — wie man sagte — nichts anderes als Louvets eigene Geschicke und das öffentliche Bekenntnis seiner Abenteuer. Wie dem auch sei, die Liebe hatte ihn sehr erhöht, eine reine, begeisterte Liebe; neben seiner Lodoïska hatte er Faublas vergessen; er empfand das Bedürfnis, ein Mann, ein Staatsbürger zu sein; er hatte sich in Frau Rolands reine und strenge Hände gegeben, die ihn für ihren Gatten die Zeitung „La Sentinelle“ schreiben ließ.

Ungeachtet seiner Umwandlung war der feurige und glänzende Schriftsteller doch leicht und romantisch geblieben, weit entfernt von Gesetztheit. Wäre er wirklich ernsthaft geworden, so hätte es ihm niemand geglaubt. Seine Stimme, sein Ton widersprachen dem. Sein junges Gesicht gehörte zu denen, die nicht altern können; auch kannte man ihn zu gut; die fatale Berühmtheit seines Romans verfolgte ihn bis auf die Tribüne; es schien ihm versagt, ernsthaft zu reden. Sowie er erschien, erhob sich ein Gemurmel, ein Lächeln, sogar auf seiten seiner Freunde, und man vernahm das kleine Wort: „Da ist Faublas!“

Das also war der Mann, dem die Rolands in unglaublicher Unvorsichtigkeit mit der Rolle des Anklägers von Robespierre betrauten.

Diesem bleichen Antlitz voller Strenge, darin starke Sammlung und Konzentration zum Ausdruck kamen, den blonden Louvet entgegenzustellen, den Romanschreiber, den Schwätzer, den Mann der leichten Worte, Mann? oder Mädchen? Man wußte es nicht . . . Wahrlich, eine solche Wahl konnte nur von einer Frau kommen. Tatsächlich gehörte Louvet den Rolands.

Rom, dessen Geschichte Frau Roland so viel gelesen hatte, hätte ihn und ihren Freunden die Bedeutung der Anklage als öffentlichen Akt zum Bewußtsein bringen müssen. Die Römer wußten sehr wohl, daß die entscheidende Wirkung in diesen Dingen weniger von der Beredsamkeit als dem Charakter, der Autorität des Anklägers abhing. Bevor er sprach, schon wenn er sich den Richtern zeigte, mußte seine bekannte Würde, die in seiner ganzen Person, in seinen stummen Blicken zum Ausdruck kam, den Angeklagten bereits bedrängen, so daß dieser der ehrwürdigen Persönlichkeit gegenüber,

die ihn der Gerechtigkeit überantwortete, es als einen schweren Schlag empfand, durch die Stimme Catos beschuldigt zu werden, als selbst das strengste Urteil ihm versetzen konnte.

Hier war es nicht Cato, es war Louvet! Und dem Mangel der Person kam keine Gewandtheit zu Hilfe. Louvet war lebhaft und heftig, zuweilen beredt, immer unbestimmt. Er sagte, die Beweise für die große Verschwörung, gegen die er sich wende, seien in Händen des Komitees; er erbrachte sie nicht. Alles, was er klar erwähnte, wußte man längst, daß nämlich an jenem verhängnisvollen 2. September, als Worte nicht mehr Worte, sondern fürchterliche Taten waren, als ein Ausspruch mehr tat als ein Dolch, daß Robespierre da in der Kommune seine Feinde bezeichnet, sie, soweit es an ihm lag, mit seinem Wort erdolcht hatte.

Hatte er sie genannt oder unbestimmt angedeutet? Darum drehte sich die ganze Frage. Das Protokoll der Kommune ist hier, wie überall, kurz, es gibt die Rede in drei Zeilen wieder; der Konvent konnte keine größere Klarheit darin finden als wir heute. Nach dem, was wir von Robespierre und seiner Gewohnheit für unbestimmte Verleumdungen wissen, ist es äußerst wahrscheinlich, daß er keine Namen nannte und daß seine Rede im übrigen kaum anders war, als man sie hundertmal von ihm vernommen hatte: „Es besteht ein großes Komplott, man möchte Frankreich ausliefern," usw. Nur konnte dieses Geschwätz, das in gewöhnlichen Tagen nicht viel Bedeutung hatte, an einem solchen Tage von furchtbarer Bedeutung werden.

Louvet hatte dem Konvent nichts Neues mitgeteilt, nichts als Behauptungen aufgestellt. Er erntete nichts als Beifall. Kein einziger bedeutender Mann der Gironde erhob sich, um ihm beizupflichten. Wenn Brissot und Rabaut Saint-Etienne bei der Sitzung so waren, wie ich sie am folgenden Tag in ihren Zeitungen finde, so war ihre Kälte außerordentlich, und der Konvent konnte in ihren eisigen Mienen den inneren Zwiespalt in der Partei lesen, die schweigende Ablehnung, mit der sie diesem verlorenen Sohn begegneten, der Unklugheit seiner ernsten Berater, der Unbesonnenheit so erfahrener Leute.

Die entschieden wieder gefestigte Kommune, die sah, daß die Gironde, die Rechte, nichts tat, der Konvent nichts tat, hielt sich nicht mehr. Ihre unverschämten Führer, die Hébert, die Chaumette, glaubten, mit dem Konvent umgehen zu können, wie Kinder mit einem alten Faselhans, einem blöden Cassander, die ihn zupfen und reizen, bis der Biedermann ihnen einen Stockhieb versetzt. Sie zögern nicht länger mit ihrer herausfordernden Adresse vom 19.; sie

geben sie zur Post, versenden sie in die Departements. Roland fängt sie auf und zeigt sie dem Konvent an. Dieser scheint endlich den Stich zu spüren, er fühlt es ein wenig an der Haut, wenn das Eisen ihm bis auf den Knochen brennt. Hätte die Gironde in solchem Moment einfach beantragt, die Kommune zu brechen, so wäre das geschehen. Barbaroux rettete sie, weil er über das Ziel hinausschoß und zu viel gegen sie verlangte. Er wollte nicht nur, daß man die Föderierten nach Paris rief, sondern: daß der Konvent als Gerichtshof zusammentrete, — ferner: daß man erkläre, eine Stadt, in der das nationale Ansehen verletzt werde, solle das Anrecht auf eine gesetzgebende Körperschaft verlieren. Ein unsinniges Verlangen, mit dem man offenbar der Stadt Paris den Krieg erklären wollte, gerade jetzt, als diese Stadt durch ihre Einmütigkeit zugunsten Pétions gegen die Kommune und für die Nationalversammlung auftrat. — Es galt, bei der Kommune selbst einen Unterschied zu machen. Der Kommune vom 10. August einen unbestimmten Schlag versetzen, das hieß, dem Wunsche der Royalisten entgegenkommen; eine republikanische Volksvertretung mußte in der Kommune den 10. August achten, der die Republik bedeutete, mußte die Führer absondern und treffen. Cambon beantragte es vergeblich: „Lassen Sie sich die Listen bringen," sagte er sehr vernünftig, „da werden Sie sehen, ob das Vergehen der ganzen Gruppe zuzuschreiben ist oder ein paar einzelnen."

Der Konvent konnte Tatsachen haben, aber er liebte mehr die Worte. Er berief zehn Mitglieder der Kommune, die aussagen sollten, was in Wirklichkeit von der Kommune angeordnet worden sei. Die Führer, die froh waren, mit Worten, mit Lügen davonzukommen, überboten in diesem Sinne alle Erwartungen. Chaumette kroch auf dem Bauch, wälzte sich in der Erniedrigung einer heuchlerischen Demut, redete gegen die Anarchisten (das heißt also, gegen sich selbst), und half mit Bekenntnissen und Seufzen nach: „Ach! Es ist nur zu wahr, es gab Pflichtvergessene in der Kommune; die Makellosen werden sie dem Beil des Gesetzes überantworten . . . Trefft nicht die Unschuldigen mit den Schuldigen! . . . Wenn man das Vertrauen der Mitbürger in uns erschüttert, wie will man da, daß wir die Anstifter zum Mord aufhalten? . . ." usw. Es war genug, daß einem schlecht werden konnte. Sogar die Girondisten forderten die Tagesordnung.

Die folgenden Tage brachten eine Reihe öffentlicher Abbitten. Tallien schrieb schnell eine Broschüre, in der er den September beweinte und versicherte, „daß er seinerseits nur insoweit daran teil gehabt habe, als er einige Personen rettete".



Jean Lambert Tallien.
Nach der Lithographie von Delpech.



Jean Marie Collot d'Herbois.
Nach der Lithographie von Grégoire und Deneux.

Robespierre wollte am Montag, dem 5. November, auf der Tribüne des Konvents erscheinen, um sich ebenfalls zu rechtfertigen. Er bereitete diese Sitzung mit einer sehr überlegten Rede vor: „Über die Macht der Verleumdung", die er bei den Jakobinern vortrug. Die Geschichte der Verleumdung, von einem Meister auf diesem Gebiet gezeichnet, war auf den Beginn der Revolution zurückgeführt und geschickt weiterverfolgt, so daß sie aus Brissot und der Gironde Nachfolger des Abbé Maury machten; alles gipfelte in der verleumderischen Beschuldigung, daß man Paris zermalmen wolle. Das Ganze mit einem Appell an den Neid, an die Mißgunst gewürzt: er zeigte, wie die Girondisten alle Stellen den Ihrigen gaben und die Jakobiner ausschlossen. Er, Robespierre, war allein, ohne Partei, ohne Einfluß, hatte weder Position noch Vermögen. Und dabei wagte man ihn zu beschuldigen, er ziele nach der Diktatur. „Welch ein Elend für die Patrioten, die nicht gestützt werden! Man drückt sie auch noch zu Boden . . ." Man denke sich die Wirkung dieser klagenden Worte auf Tribünen voller Frauen. Man denke, welch ein Schluchzen, welche Tränen!

Er kam schließlich, der 5. November, und Robespierre hielt vor dem Konvent eine bescheidene, geschickte Verteidigungsrede. Auf eine so unbestimmte Anklage wie die Louvets genügte eine unbestimmte Entgegnung. Und Robespierre gab eine, die in einem Punkt deutlich war. Er sagte, was Tatsache war, daß er mit Marat eine einzige Begegnung gehabt habe, und daß Marat wieder gegangen sei, weil er in ihm „weder die Kühnheit noch die Anschauungen eines Staatsmannes fand". Er pries nicht den September; er beklagte ihn aus folgendem eigentümlichen Grunde: „Man versichert, ein Unschuldiger sei umgekommen . . . Das ist zu viel, kein Zweifel, viel zu viel."

Robespierre beging in dieser Rede ein Wagnis, das einen Mann gestürzt hätte, hinter dem nicht wie hier die jakobinische Partei stand, diese fanatische Partei, die ganz wie die Priesterpartei die Spitzbüberei im eigenen Lager gelten ließ und ihr noch besondere Achtung zollte. Er sagte in zwei Fällen dreiste Lügen, in Fällen, bei denen man ihn auf der Stelle durch unwiderlegliche Beweise der Lüge überführen konnte.

Erstens: Er sagte, er habe niemals irgendwelche Beziehungen zum Überwachungskomitee der Kommune gehabt. Es ist wahr, er ging nicht hin, aber das einflußreichste Mitglied dieses Komitees, der Mann, der Marat am 2. September dort hineingebracht hatte, Panis, ging nicht von Robespierres Seite; hundert Zeugen sahen, wie er



jeden Morgen im Hause Duplay, Rue Saint-Honoré, die Parole holen kam.

Zweitens: Die noch dreistere Lüge, die man sofort durch schriftlichen Beweis und Urkunde widerlegen konnte, durch das Protokoll der Kommune, war diese: „Man hat mich beschuldigt, die Sicherheit einiger Abgeordneter dadurch gefährdet zu haben, daß ich sie während der Exekutionen bei Namen nannte. Ich bin dieser Nichtswürdigkeit durch den Hinweis begegnet, daß ich vor diesen Exekutionen aufgehört hatte, zur Kommune zu gehen . . ." — Das Protokoll stellt fest, daß Robespierre am 1. und 2. September, während der Morde, in der Kommune war und Anzeigen vorbrachte. Was bedeutet das Wort v o r und was will es besagen? Es handelt sich nicht um die Feststellung, ob er vorher dorthin ging (am 31. August beispielsweise), sondern ob er am Vorabend, dem 1. September, dem Tag der Vorbereitungen, ob er am 2., dem Tag der Ausführung, während der Exekutionen hinkam, denunzierte und seine Feinde mit Reden erdrosselte.

Louvet und Barbaroux, die das Wort erbaten, hätten das zweifellos gesagt; die Gironde hätte triumphiert. Die Masse des Konvents ließ es nicht zu. Ein ungemein geistvoller Mann, wie geschaffen, um stets der Kraft zu helfen, sah, daß sie hier bei jener mißgünstigen Masse des Konvents war, bei den fünfhundert neutralen Abgeordneten, und er schmeichelte dem Zentrum. Es war der Bearneser Barère. Mit der Behendigkeit und Geschicklichkeit eines gewandten bearnesischen Tänzers gab er Robespierre einen beschämenden Fußtritt, der ihn nichtsdestoweniger rettete und wieder auf die Füße brachte: „Errichten wir doch nicht Piedestale für Pygmäen," sagte er, „geben wir nicht Männern eine Bedeutung, denen die öffentliche Meinung ihren Platz anzuweisen wissen wird. Um einen Mann des Strebens nach der Diktatur zu beschuldigen, müßte man ihm einen Charakter unterstellen, Genie, Kühnheit, irgendwelche großen politischen oder militärischen Erfolge. Käme etwa ein großer General, die Stirn mit Lorbeer bekränzt, an der Spitze einer siegreichen Armee, um den Gesetzgebern zu befehlen, in die Rechte des Volkes einzugreifen, so müßte man gewiß Ihre Blicke mit aller Strenge des Gesetzes auf das schuldige Haupt lenken. Daß Sie aber diese furchtbare Ehre denen erweisen, in deren Bürgerkränze sich Zypressen mischen, das ist es, was ich nicht begreifen kann; solche Männer sind in einer Republik nicht mehr gefährlich. In einem Lande, das der Menschheit den ersten Tempel errichten soll, der ihr in dieser Welt geworden ist, gelangt man nicht auf diese Weise zur höchsten Macht . . ."



Barère wurde von allen applaudiert. Dem Berg gefiel er, weil er Robespierre rettete; der Mitte und der Rechten, weil er ihn demütigte; dem Konvent im ganzen, weil er den Vorwand zum Nichtstun lieferte, zur Beruhigung, zum Schlaf. Zwei Mitglieder jedoch erhoben Einspruch, Barbaroux, den man nicht hören wollte, und der tödlich gekränkte Robespierre, der keineswegs eine solche Rettung wollte. Barère hatte beantragt, der Tagesordnung eine Begründung zu geben, die nichts Beleidigendes habe (die Begründung, daß der Konvent sich nur mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen habe). Robespierre behauptete, das sei eine Beleidigung, und veranlaßte, daß diese Bezeichnung entfernt wurde und man glatt und einfach für die Tagesordnung stimmte, was zur bedauerlichen Folge hatte, die Rede Barères schnell vergessen zu lassen. Robespierre, der bei Beginn der Sitzung ein Angeklagter gewesen war, triumphierte schließlich und sah sich hoch oben.

Obgleich nur eine Fraktion der Gironde, die Gruppe Roland, Robespierre angegriffen hatte, so war doch die ganze Partei dadurch bloßgestellt. Es zeigte sich nur allzu deutlich, daß die Gironde nicht von der Mitte gestützt wurde, von der großen Masse des Konvents. Paris erkannte, daß die in Fraktionen gespaltene Gironde selbst nicht siegen würde, und mit dem Instinkt übertriebener Vorsicht machte es sich davon und hielt sie nicht länger. Die Gironde, die am 15. Oktober einig und mit der Mitte übereinstimmend war, hatte in Paris die Einmütigkeit für Pétion hervorgerufen. Gespalten, durch eigene Schuld erschüttert, sah sie vom 15. bis 30. November Paris schwanken, sich von ihr entfernen und sich ihr wieder nähern, aber mühsam und zweifellos nur für kurze Zeit. Während mehrerer Tage, welche die Wahl des neuen Bürgermeisters beanspruchte (Pétion hatte abgelehnt), standen die Aussichten für Lhuillier, den Mann Robespierres, einem früheren Tischler aus der Rue Mauconseil, und für den Kandidaten der Gironde, den Arzt Chambon, gleich, und der letztere konnte nur gerade, als man des Kampfes müde war, die Stimmenmehrheit erreichen.

Das war ein schlimmes Zeichen für die Gironde. Sie mußte allmählich auf eine abschüssige Bahn geraten. Sie konnte es nicht vermeiden, dem Berg auf das mißliche und blutige Feld des Königsprozesses zu folgen. Und auch hier noch war sie in sich gespalten. Mehrere, ebenso eifrige und glühende wie ehrliche Girondisten hielten den König für des Todes schuldig. Andere hielten ihn zwar für schuldig, schreckten aber davor zurück, ihn zu töten. Sie trugen



der unglücklichen Lage[35]) Rechnung, den Schwankungen und der Schwäche seines Charakters, sogar seiner Bigotterie als Pfaffenwerkzeug und seinen religiösen Bedenken. Bei dieser Verschiedenartigkeit des Gesichtspunktes konnte der Angriff wohl lebhaft sein, nicht aber freimütig, die innere Zwietracht der Partei mußte sich darin fühlbar machen.

Am 6. November, dem Tage der Schlacht bei Jemappes, erstattete der Girondist Valazé einen ersten Bericht über die Versetzung des Königs in den Anklagezustand, einen wortreichen, unklaren und dennoch heftigen Bericht, der über das tatsächliche Ziel und seinen Titel hinaus bereits die Frage der Strafe aufwarf und grundsätzlich erklärte, diese müsse eine andere sein als die Absetzung; er wagte nicht zu sagen: der Tod.

Am folgenden Tage erstattete auch der Berg seinen Bericht, der weniger unklar und ausgesprochen heftig war. Der Jakobiner Mailhe prüfte namens des Komitees für die Gesetzgebung folgende Frage: „Ist er abzuurteilen? Und durch wen? — Allein durch den Konvent." Er machte das Hirngespinst von der Unverletzlichkeit zunichte.

Der Wetteifer zwischen beiden Parteien zeigte sich deutlich. Man sah nur zu gut, daß dieser lebendige Mensch nichts anderes war als ein Leichnam, um den man sich herumschlug; die einen wie die anderen nehmen sich gegenseitig über ihn hinweg aufs Korn, im Glauben, jeder Hieb, der ihn durchbohre, treffe darüber hinaus auch noch den Gegner. Nichts war geeigneter, ihm das allgemeine Interesse, das Mitleid wieder zuzuführen. Der König existierte nicht mehr, er war am 10. August umgekommen; ein Mensch war übrig, das allgemeine Mitleid sah in ihm nur das. Der Prozeß wurde so ungeschickt geführt, daß man die Septembermänner zu Tränen rührte. Als der „Tyrann" an der Barre vorgeführt wurde und man in ihm einen Mann wie andere auch erblickte, der einem braven Bürger, einem Rentier und Familienvater glich, ein etwas kurzsichtiger Mann mit schlichtem Ausdruck und einer bereits von der Gefängnisluft gebleichten Gesichtsfarbe, ein Mann, der seinen Tod ahnte, war alles bestürzt; schon jetzt konnte man ermessen, welch harten Schlag die blinden Anstifter eines solchen Prozesses der Revolution versetzten. Die traurige Verteidigung, die dem Angeklagten

[35]) Sie selbst hatten diese falsche Lage gefühlt und zugegeben. Bei seinem Sturz gingen sie, im Bestreben, ihm mit Rat beizustehen, in die Falle und hatten den unbedachten Edelmut, dem König zu schreiben. Tatsächlich gab es da einen (allerdings sehr ehrenvollen) Brief der Girondisten. Ich komme darauf zurück.



von seinen Advokaten diktiert wurde (sie veranlaßten ihn, seine Schriftzüge abzustreiten), konnte das Interesse nicht vermindern. Der Schlag wurde geführt, in allen seinen Folgen zum großen Vorteil der Royalisten, des Königs Fehler waren vergessen, die schuldlose Republik wurde um des schuldigen Königtums willen gehaßt, und dieses schließlich noch durch das Schafott geweiht!

Es fehlte nicht an Männern, die diese heute so einfache und klare Tatsache vorausahnten. Vergniaud sah sie wohl seitens der Gironde, und Danton von der Bergpartei nicht weniger. Wer hätte gewagt, das vorauszusagen, Frankreich auf die Gefahr hinzuweisen? Dazu mußte man stark sein, und um stark zu sein, mußte man einig sein.

Vierzehntes Kapitel

Endgültiger Bruch der Girondisten mit Danton (November 1792)

Danton von der Gironde verfolgt (Oktober 1792). — Die drei Feinde Dantons: Lafayette, Roland, Robespierre. — Dantons Charakter. — Worin er sich von den Girondisten und Jakobinern unterschied. — Er war von bäuerlicher, nicht von bürgerlicher Herkunft. — Die Nachsichtigen: Danton, Desmoulins, Fabre d'Eglantine. — Danton in Bedrängnis. — Seine kranke Frau. — Frau Dantons Verdienst und Ende. — Dantons Besorgnis. — Er konnte nicht in Paris bleiben. — Seine letzte Zusammenkunft mit den Girondisten (November oder Dezember 1792).

Es war Zeit, hohe Zeit, daß die Gironde sich Danton näherte, falls sie es konnte. Es war schon reichlich spät dafür.

Der verhängnisvolle Abgrund des Prozesses, den die Wut der einen und die Furcht der anderen beschleunigt und übereilt hatten, war nur zu deutlich sichtbar. Die Girondisten hatten sich fortreißen lassen. Wenn es noch irgendwelche günstigen Aussichten gab, nicht für den König, aber für sie selbst, so war es in einem sofortigen Anschluß an eine der beiden Kräfte, die den Berg trennten. Bestand zwischen ihnen und Danton etwas ganz Unversöhnliches, das sie für immer an einer Annäherung hinderte? Man entdeckte nichts dergleichen. Weder Danton noch sonst jemand hatte den September befohlen. Wenn Dantons Diktatur zu befürchten gewesen war, so war sie es nun nicht mehr, nachdem die Fehler der Girondisten Robespierre wieder Gewalt verliehen hatten. Das sahen die Verständigsten unter ihnen ein. Weder Vergniaud noch Condorcet noch



sogar Brissot waren abgeneigt, zu verhandeln, ebensowenig Clavières, der Finanzminister. Er war es, der mit den Ministern der Marine und der auswärtigen Angelegenheiten, Monge und Tondu-Lebrun, Dantons Abrechnungen entgegennahm. Clavières, ein früherer Genfer Bankier, empfand als Geschäftsmann vollkommen, daß so große Angelegenheiten der politischen Polizei (und in einer derartigen Krise) nicht wie eine Haushaltsabrechnung mit Franken und Sous abzutun waren.

Danton wäre genügend reingewaschen gewesen, wenn Roland, sein Hauptankläger, im Rat hätte erscheinen und mit den anderen Ministern unterzeichnen wollen. Roland tat es nicht. Seit über einem Monat kam er nicht mehr hin und wollte nicht hinkommen.

Danton gewann die öffentliche Meinung nie wieder ganz für sich. Die Rolands und ihre Freunde hatten in ihm eine der großen Kräfte der Republik lahmgelegt, die, welche ihr am meisten gedient hatte und sie jetzt noch retten konnte. Sie hatten das Vertrauen, das er einflößen konnte, auf immer erschüttert; mehr noch vielleicht: sein Selbstvertrauen.

Schon bei der ersten Gelegenheit, am 29. Oktober, als Roland seine feierliche Anklage gegen den Berg vorbrachte, finden wir in Dantons Worten nicht mehr die schlagende Beweiskraft, die er früher besaß. Er begnügte sich mit einer matten Antwort; es ist, als ginge er auf Glatteis, er weicht aus. Das einzige klare und deutliche Ergebnis dieser Rede ist, daß er Marat mit größerer Energie als bisher von sich abschüttelt: „Ich erkläre dem Konvent und der ganzen Nation, daß ich die Person Marats durchaus nicht liebe; ich sage offen, daß ich von seinem Temperament genug habe. Er ist nicht nur blind in seiner Wut und zudem zänkisch, sondern auch ungesellig."

In dem verhängnisvollen Augenblick, da das mächtige Haupt schwach und blaß wird, das an einem schlimmen Tage die Stütze des Vaterlandes selbst gewesen war, möge es uns erlaubt sein, ganz kurz zu prüfen, ob Frankreich aus Gründen der Gerechtigkeit und der Ehre tatsächlich gezwungen war, undankbar zu sein und denjenigen zu verleugnen, dem es soviel verdankte.

Alle Anklagen gegen Dantons Rechtschaffenheit beruhen auf den Behauptungen dreier seiner Feinde. Nur die erste hat einige Wahrscheinlichkeit für sich. Lafayette behauptet, Danton habe für seine Advokatur am Conseil, die, sagt er, zehntausend Franken wert war (das ist in Wirklichkeit viel zu niedrig gegriffen), hunderttausend Franken vom Hof erhalten. Und daher habe die Königin und besonders Madame Elisabeth gehofft, Danton würde, wenn nicht die Krone, so doch das Leben der königlichen Familie verteidigen.



Die zweite Anklage ist diejenige der Rolands und bezieht sich auf die Summen, die Danton während seines Ministeriums verschleudert haben soll. Wir haben gerade von den furchtbaren Notwendigkeiten gesprochen, die es während der Krisis geboten erscheinen ließ, mit dem Gelde nicht kleinlich umzugehen. Die geheimen Verhandlungen, die das öffentliche Wohl verlangte, gehörten nicht zu denen, die man immer erklären und in sichere Rechnung stellen konnte. In solchen kritischen Augenblicken rollt das Geld, flieht und zerfließt, man weiß nicht wie; das Geld in der Hand hat sozusagen sein eigenes Leben. Jeder Minister hatte vierhunderttausend Franken für geheime Ausgaben. Danton allein gebrauchte sein Geld und rettete das Vaterland[35*]). Was ihn die Verhandlung mit Preußen kostete und anderseits die Gegenverschwörung in der Bretagne, der Verrat der Verräter, das kann man nicht feststellen, aber vierhunderttausend Franken sind wenig bei solchen Dingen. Die anderen Minister gaben nichts aus, taten aber auch nichts. Entsprach das dem Zweck? Und waren es nicht vielmehr die anderen, die der Amnestie bedurften?

Die dritte Anklage ist die, die Robespierre und seine Freunde unermüdlich wiederholt haben. Danton habe sich in Belgien persönlich sehr bereichert, als er Kirchengeräte und viele Kostbarkeiten für dringende Bedürfnisse des Heeres beschlagnahmen ließ. — Der Beweis? Die Beschuldigungen der Belgier selbst. Ein schwacher (?) Beweis, wenn er überhaupt vorhanden war; denn die Wut der Belgier gegen diejenigen, die damals die Vereinigung mit Belgien wollten, ist bekannt.

Was als Beweis gedient hat, ist die unberechenbare Kraft, welche die Anklagen durch das vollkommene Einverständnis und die Hartnäckigkeit erhielten, mit der die zahllosen Jakobinergesellschaften jede von Paris geschickte Formel wiederholten und immer aufs neue vorbrachten, mit der sie unentwegt und ohne einen Ton zu verfehlen die Melodie nachsangen, die ihnen hier der Chormeister vorsang. Man hatte, besonders im 17. Jahrhundert, im Kampf der Jesuiten gegen Port-Royal, die unüberwindliche Kraft eines täglich und stündlich von einem Chor von dreißigtausend Männern wiederholten Wortes kennengelernt. Hier waren es nicht dreißigtausend, sondern zweihunderttausend und mehr. Ist das Ohr einmal daran gewöhnt, so hält es schließlich den großen Lärm für die allgemeine Meinung, für die Stimme des Volkes.

[35*]) Danton verwendete den ihm zur Verfügung stehenden Reptilienfond nicht nur für politische Zwecke, sondern vor allem auch für seine eigenen Privatausgaben. Anmerkung des Herausgebers.



Dantons Vermögen scheint sich in den Jahren 1791—1794 wenig verändert zu haben. Es bestand in einem Hause und einigen Feldern bei Arcis, die er ein wenig vergrößerte, und die noch heute im Besitz seiner ehrenwerten Familie sind[35**].

Danton, dessen Natur reich an lasterhaften Neigungen war, war weder Spieler noch Trinker. Die Frauen waren die schwache Seite, an der ihn die Parteien angriffen und ihn in die Hand zu bekommen suchten. So versuchte die orleanistische Partei, ihn durch die Geliebte des Prinzen, die schöne Frau von Buffon, zu bestricken. Danton war infolge seiner lebhaften Einbildungskraft und des Übermaßes seines stürmischen Temperaments sehr beweglich. Indessen führte ihn sein Bedürfnis nach wahrer Liebe und Zuneigung unveränderlich jeden Abend ins Ehebett zurück, zu dem guten, teuren Weibe seiner Jugend, an den dunklen Herd des Danton von ehedem.

Er besaß in der Tat keine kostspielige Neigung als eine großzügige und unbedachte Gastlichkeit, eine immer offene Tafel, an der seine Freunde (und deren Zahl war groß) wohl oder übel Platz nehmen mußten. So war er immer gewesen, selbst als er noch arm war, denn er hatte keine Ahnung von dem Wert des Geldes. Als Anwalt ohne Klienten, der nichts als Schulden besaß und von seinem Schwiegervater, einem Limonadenhändler an der Ecke des Pont Neuf, ernährt wurde, lebte er wie ein König auf dem Pflaster von Paris, hatte weder Sorge noch Unruhe, verdiente wenig, war ohne Wünsche und verschwendete überall auf seinem Wege das Gold seiner Rede. Er war ganz unwissend und las überhaupt nicht. Noch weniger schrieb er; Schreibfedern verabscheute er und man besitzt nichts Handschriftliches von ihm[36]. Wenn die Lebensmittel im Haushalt völlig fehlten, ging man eine Zeitlang in den Wald, nach Fontenay bei Vincennes, wo der Schwiegervater ein kleines Haus besaß.

[35**]) Danton stammte aus einer ziemlich vermögenden Landwirtsfamilie, die nicht nur „einige Felder", sondern mehrere große Höfe bei Arcis besaß. Michelet, der mit Dantons Nachkommen sehr befreundet war, suchte den Revolutionär auf jede Weise — selbst auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit — von seiner Schuld reinzuwaschen und gewissermaßen als gutmütigen Bürger und uneigennützigen Aristides der Republik hinzustellen. Da diese persönliche und parteipolitische Rücksichtnahme mit objektiver Geschichtsschreibung nichts zu tun hat, haben wir im Nachfolgenden Michelets einseitige und falsche Verherrlichung Dantons durch Ausschaltung aller pathetischen Idealisierungsversuche auf ein erträgliches Maß reduziert. Siehe auch Anmerkung Seite 234. Anmerkung des Herausgebers.

[36]) Es gibt angeblich einen Brief von ihm an seine Frau, der aber offenbar nicht echt ist, da er den Gefühlen widerspricht, die er damals hegte, und besonders denen, die er ihr beweisen wollte.



Gewöhnt, mit dem Zufall zu leben, gleichgültig wie, ging er mit dem Gelde der Republik um wie mit dem seines Schwiegervaters, nur mit dem Unterschied, daß er statt der guten und klugen Frau Danton, die noch ein wenig Ordnung in den kleinen Haushalt brachte, in dem großen Haushalt der Republik als Hausväter und Verwalter seine Freunde Lacroix, Fabre, Westermann und andere hatte, die für Spiel und Liebe unersättlich seine allzu unbedenkliche Freundschaft in Anspruch nahmen.

Trotz seines erstaunlichen Gefühles für die Forderung der Zeit, war Danton nicht ausschließlich ein Mensch seines Jahrhunderts. Ein tiefer, unveränderlicher Wesenszug in ihm machte ihn der Masse verwandt. Es ist wie mit dem Ozean: Veränderung und Bewegung sind an der Oberfläche, und man könnte glauben, daß der Ozean selbst sich bewegt und verändert; aber dem ist nicht so, in zwanzig oder dreißig Fuß Tiefe ist er, von gewissen Strömungen abgesehen, unbeweglich. Ebenso ist's mit der weiten Tiefe des Volkes: ewig ist der französische Bauer.

Alles wird anders; er bleibt wie er war.

Danton war vom Bauernstamm, und unter dem Advokaten, dem Tribunen, dem großen Redner barg sich ein grober Bauer. Man erkannte ihn mühelos an dem mächtigen Hals, den breiten Schultern, den starken Händen. Sein von Pockennarben grausam verwüstetes Zyklopengesicht erinnerte nur um so mehr an die Landbevölkerung, bei der die Sorge für das Kind nur der Natur überlassen bleibt. Das Collège hatte daran nicht viel geändert, dank der Nachlässigkeit des faulen Schülers. Er blieb, mit einigen durch Erziehung und Stellung bedingten Einschränkungen, das, was er von Geburt war: die energische und feine Persönlichkeit, wie man sie oft unter den Bauern der Champagne sieht, den listigen Landsleuten des „guten“ Lafontaine. Unter den Formen einer groben und oft gewaltsamen Herzlichkeit bergen sich dort um so besser ein gewandter Geist, der, wenn nötig, zur Wahrung seiner Angelegenheiten und Interessen sehr wohl fähig ist.

Diese Menschen, die man für schlicht hält, sind nichtsdestoweniger sehr geneigt, Prinzipien anzunehmen, die keine sind. In geschäftlichen Dingen stellten sie sich unbedenklich auf den Standpunkt der ganz falschen Lehre, daß es zweierlei Moral gibt, eine öffentliche und eine private, und daß die eine im Bedarfsfalle die andere niederhalten muß. Es war die Theorie aller Politiker der Zeit. Sie meinten, darin die Söhne des Brutus zu sein, waren aber die des Macchiavell. Die Jesuiten selbst haben nie etwas anderes behauptet: alles ist



erlaubt für das höchste Gut. Ein bedenklicher Grundsatz der Korruption für die Männer der Revolution!

Aber Danton hatte wenigstens das vor den anderen voraus, daß in ihm die widerspruchsvollen Grundsätze klar zutage traten, daß Gewalttätigkeit und Menschlichkeit sich nicht in unechten Mischungen schattierten, sondern abwechselnd auftraten. Er war nicht immer aufrichtig, ganz gewiß nicht; wie die anderen log und betrog er. Doch log er nicht, um gut zu erscheinen. Unter all seinen, dem Augenblick entsprungenen und in den wechselnden Gang der Ereignisse geschleuderten Worten, gibt es kein pharisäisches Wort. Sein Fehler war entgegengesetzter Art.

Was er verbarg, und was oft in seinen Taten, bisweilen auch in seinen Worten deutlich wurde, das war seine Güte. Eine Menge Menschen, die von ihm gerettet wurden, haben nacheinander die Menschlichkeit Dantons bezeugt und verraten [36*]).

In unseren Zitaten aus Camille Desmoulins haben wir gesehen, wie er versuchte, die furchtbaren Forderungen Marats zu umgehen, indem er Rücksicht auf ihn nahm und ihm keine Zugeständnisse machte, um viel Größeres zu retten. Das war ihre gemeinsame Auffassung und ihr Widerspruch: sie glaubten an den Schrecken als Prinzip, bewunderten ihn als unumgängliche Notwendigkeit der

[36*]) Weniger idealisierend und beschönigend, dafür aber der historischen Wahrheit entschieden näher kommend, urteilt Lamartine (Geschichte der Girondisten) über Danton: „Er, den die Revolution als ruhmlosen Advokaten im Châtelet angetroffen hatte, war mit ihr groß geworden. Schon besaß er die Berühmtheit, die die Menge gern jedem verleiht, den sie überall hört und immer sieht. Alles an ihm war athletisch, roh und gemein. Er mußte ihnen gefallen, weil er ihnen glich. Seine Beredtsamkeit war wie die Explosion der Massen. Seine gewaltige Stimme glich dem Brüllen der Empörung. Seine kurzen und entschiedenen Sätze hatten die kriegerische Gedrängtheit der Kommandos. Der Ehrgeiz war damals seine ganze Politik. Ohne feste Gesinnung, liebte er von der Demokratie nur die Unruhe. Er warf sich in die Gärung und suchte nicht so sehr die Herrschaft, als vielmehr jene sinnliche Wollust der beschleunigten Bewegung. Er berauschte sich im revolutionären Taumel, wie man sich mit Wein berauscht. Aber er verstand diese Trunkenheit zu tragen. Er bewahrte die Überlegenheit der Ruhe in der Verwirrung, die er hervorrief, um sie zu beherrschen. . . . Er amüsierte das Volk und peitschte zugleich seine Leidenschaft. Mit diesem doppelten Einfluß war er zufrieden und hielt es für überflüssig, das Volk auch noch zu achten. Er redete zu ihm nicht von Grundsätzen und nicht von Tugend: er redete nur von seiner Stärke. Alles war für ihn nur Mittel. Er war der Staatsmann der Umstände und spielte mit der Bewegung ohne ein anderes Zeichen als dieses schreckliche Spiel, ohne einen andern Einsatz als sein Leben und ohne andere Verantwortlichkeit als den Zufall. Ein solcher Mensch mußte gegen Despotismus oder Freiheit vollkommen gleichgültig sein. Seine Verachtung des Volkes mußte ihn eher



öffentlichen Wohlfahrt, glaubten, man könnte ihm durch Organisation Grenzen ziehen. Sie erwarteten täglich einen neuen September und gedachten, durch die Tribunale die Metzeleien einzudämmen. Von diesen Tribunalen wurden sie selbst verdammt.

Gegen Ende 1792 bedurfte es großen Mutes, nur ein Wort des Mitleids zu wagen. Im Beginn des Prozesses gegen den König tastete Danton vorsichtig, ob man, zwar nicht die Barmherzigkeit, aber den Edelmut des Siegers wecken könne, den hochherzigen Instinkt, der es verschmäht, den am Boden liegenden Feind zu erschlagen. Ich habe diese Tatsache von einem Historiker, der sehr glaubwürdig ist in Dingen, die Danton ehren, denn er ist sonst immer sein Feind.

Die Sache wäre nicht schwer gewesen, wenn man vor dem Lande gesprochen hätte. Aber wie das anfangen? Durch die Zeitungen? Danton bediente sich ihrer nie, nichts wäre so unsicher gewesen. Er wandte sich lieber an die Klubs, in der Überzeugung, wenn einmal ein gerechtes und starkes Wort bei der Menge Anklang gefunden hätte, so würde sich dessen Wirkung schnell ins Unendliche steigern, wie die Schwingungen des Lichts, dessen Strahlen in einem kurzen Augenblick Millionen von Meilen durcheilen. Er glaubte, wenn der hochherzige Funke einmal bei diesem außerordentlich empfänglichen Volke zündete, so würde er gleichzeitig an allen Enden zünden und alles umgestalten. Er hütete sich wohl, einen solchen Versuch bei

---

noch auf die Seite der Tyrannei treiben . . . Er war nur deshalb mit dem Volk, weil er aus dem Volk hervorgegangen war und das Volk offenbar triumphieren zu müssen schien. Er hätte es verraten, wie er ihm diente, ohne Gewissen. Der Hof kannte den Tarif seiner Überzeugung. Seine revolutionärsten Anträge waren nur das höchste Angebot seines Gewissens. Er hatte seine Hand in allen Intrigen, seine Redlichkeit schüchterte kein Bestechungsangebot ein. Man erkaufte ihn täglich, und am andern Morgen war er wieder feil. Mirabeau, Lafayette, Montmorin, Laporte, der Intendant der Zivilliste, der Herzog von Orleans, der König, alle kannten das Geheimnis seiner Käuflichkeit. Aus allen diesen unreinen Quellen war Geld in seinen Beutel geflossen, ohne darin zu bleiben. Vor Parteien und Männern, die alle das Geheimnis seiner Schwäche wußten, hätte sich jeder andere geschämt. Er allein schämte sich nicht; er blickte ihnen ruhig ins Gesicht und wurde doch nicht rot. Er war der Mittelpunkt aller jener Männer, die in den Ereignissen nur Größe suchen. Doch die andern besaßen nur die Gemeinheit des Lasters: Dantons Laster war heroisch. Sein Geist grenzte an Genie. Er besaß den Blitz des Augenblicks. Der Unglaube, die Schwäche seiner Seele, war in seinen Augen die Stärke seines Ehrgeizes; er pflegte ihn in sich als das Element seiner künftigen Größe. Er bemitleidete alle, die irgend etwas achteten. Ein solcher Mensch mußte eine ungeheure Herrschaft über die Instinkte der Massen haben. Er wühlte sie auf, er ließ sie an die Oberfläche kochen, er war bereit, sich auf jedem Meere einzuschiffen — und wäre es auch von Blut."

Anmerkung des Herausgebers.



den Jakobinern zu machen, im Mittelpunkt der revolutionären Politik; er zog die Cordeliers vor, den Herd der Gewaltsamkeit und der Wut, er glaubte an das Herz der Wütenden. Als ihm die Cordeliers eines Tages vorwarfen, er vernachlässige den Prozeß des Königs und dringe nicht auf dessen Tod, fuhr er auf: „Eine Nation rettet sich, aber sie rächt sich nicht."

Sie wunderten sich und schwiegen, aber das Wort drang nicht durch. Man hatte in dieser Angelegenheit etwas wie eine vorgefaßte Meinung, sie war gewissermaßen der Preis eines Wettbewerbes zwischen den Männern der Tat. Man stand hier auf dem falschen Boden der Ehre und des revolutionären Glaubens, wo jeder sich geschämt hätte, auch nur einen Schritt zu weichen.

Die Ungelegenheit Dantons war groß. Sollte er sich, da er über die Radikalen nichts vermochte, an die Gemäßigten wenden, der Gironde die Hand reichen, mit ihr die rechte Seite gewinnen und das Zentrum dadurch mit fortreißen? Sollte er das überraschende Schauspiel eines gemäßigten Danton bieten, dem Namen „Verräter" trotzen, der ihn mit einem Schlage alle seine Freunde beim Berg nehmen und ihn allein der rechten Seite und dem Mitleid seiner neuen Freunde ausliefern mußte? Das ging nicht.

Das wäre zweifellos sein Untergang gewesen und vielleicht auch der Untergang Frankreichs. Der Skandal eines solchen Abfalls hätte den Berg und den ganzen Konvent geschwächt, und den Nutzen davon hätte nicht einmal die Gironde gehabt, sondern sehr bald die Royalisten. Und nicht die Royalisten allein, sondern das Ausland, der Feind.

Die Gironde durfte ihn nicht zwingen, Girondist zu werden; sie mußte ihn lassen, wie er war; er mußte Danton bleiben; der Kampf um die Dinge zweiter Ordnung konnte weitergehen, und um über einen oder zwei dringende Punkte allgemeiner Wohlfahrt, in denen Leben und Tod der Republik auf dem Spiele stand, mußte Einverständnis und Einigkeit herrschen.

Danton machte noch eine höchste Anstrengung für die Einigkeit des Vaterlandes. Er erbat (um den 30. November oder ein wenig später) eine letzte Unterredung mit den Führern der Gironde. Es war in der Tat nötig für ihn, diese Unterredung geheim zu halten. Wenn sie in einem solchen Augenblick bekannt wurde, so war er verloren. Die Unterredung fand (abends oder nachts) in einem Landhause statt, vier Meilen von Paris, in der Umgegend von Sceaux. Dieses waldige Land war damals noch viel bewaldeter als heute und verdiente den Namen, den einer seiner Kantone noch jetzt trägt: Val-aux-Loups (Wolfstal). Wie konnte Danton, dessen Gesicht allgemein



bekannt war, unbeobachtet Paris verlassen? Es ist sehr wahrscheinlich, daß er zuerst nach Cachan ging, einem Dörfchen am Wege, wo er Camille Desmoulins besuchen konnte, im Hause von dessen Schwiegermutter, der Mutter Luciles, der Freundin Frau Dantons.

Der Einfluß dieser letzteren auf Danton war sehr stark und, wenn ich mich nicht irre, besonders bei diesem Schritt. Danton liebte seine Frau leidenschaftlich und sah, wie sie dahinstarb. Die zermalmende Schnelligkeit einer solchen Revolution, bei der Ereignis auf Ereignis ihr Herz bestürmte, hatte Frau Danton zerbrochen. Der furchtbare Ruf ihres Gatten, seine entsetzliche Prahlerei, die Septembermorde verursacht zu haben, hatten sie getötet. Mit Zittern hatte sie ihren Einzug in das verhängnisvolle Gebäude des Justizministeriums gehalten; zu Tode getroffen kam sie wieder heraus. Ein Schatten kehrte in die kleine Wohnung an der Passage du Commerce zurück, in das finstere Haus, das ein Bogengewölbe bildet zwischen der Passage und der ebenfalls finsteren Rue des Cordeliers; heute heißt sie Rue de l'École de Médecine.

Es war ein harter Schlag für Danton.

Frau Danton war, nach dem Bilde und der Büste zu urteilen, ebenso stark und ruhig wie schön und sanft; die mündliche Überlieferung von Arcis, wohin sie oft ging, fügt hinzu, daß sie fromm, von Natur melancholisch und von ängstlichem Charakter war.

Sie hatte in ihrer behaglichen und ruhigen Lage das Verdienst gehabt, sich dem Zufall anvertrauen, den jungen Mann kennen lernen und ihm folgen zu wollen, diesem unbeachteten Genie ohne Ruf und Vermögen. Sie war tugendhaft und hatte ihn trotz seiner Laster gewählt, die auf seinem düsteren und verwüsteten Gesicht geschrieben standen. Sie hatte sich diesem dunklen, schwankenden Schicksal, von dem man sagen konnte, daß es auf Sturm eingestellt war, verbunden. Sie war eine einfache Frau, besaß aber ein wackeres Herz und hatte diesen Engel der Finsternis und des Lichts im Vorübergehen festgehalten, um ihm durch die Abgründe zu folgen und mit ihm das dunkle Land zu betreten . . . Da verließ sie die Kraft und sie ging ein in Gottes Hand!

Das bitterste war, daß es ihm nicht vergönnt war, sie wenigstens bis zum Ende zu sehen und ihre Abschiedsworte zu hören. Er konnte nicht dableiben; er mußte das Totenbett verlassen. Das Widersprechende seiner Lage kam zum Durchbruch; es war ihm unmöglich, Danton mit Danton zu versöhnen. Frankreich, die Welt blickten auf ihn bei diesem fatalen Vorgang. Er konnte weder reden noch schweigen. Wenn er keinen Ausweg fand, der den rechten Flügel



und durch ihn das Zentrum, die Masse des Konvents wieder zusammenbrachte, so mußte er sich entfernen, von Paris fliehen, sich nach Belgien schicken lassen mit dem Vorbehalt der Rückkehr, wenn der Gang der Dinge und das Schicksal den Knoten entwirrt oder zerhauen hätten. Aber würde dann diese kranke, so schwer kranke Frau noch leben? Würde sie in ihrer Liebe genug Lebensodem und Stärke finden, nun, der Natur zum Trotz, so lange zu leben und den letzten Seufzer für ihren zurückgekehrten Gatten zu verhalten? Man konnte vorhersehen, was geschah: daß es zu spät sein, daß er bei seiner Rückkehr das Haus leer, die Kinder ohne Mutter und den so heiß geliebten Leib auf dem Grunde des Grabes finden würde. Danton glaubte nicht an die Seele, dem Leib folgte er und wollte ihn wiedersehen; den entriß er schrecklich entstellt nach sieben Nächten und sieben Tagen der Erde und machte ihn den Würmern streitig in rasender Umarmung.

Noch deckte ein Schleier diese tragische Zukunft. Und dennoch (so deutlich ist die Vorahnung künftiger großer Schmerzen) war Danton zweifellos davon verstört, als er an jenem Abend in die Wälder von Sceaux ging, um die Verzeihung seiner Feinde zu erlangen. Mehr von der Not, als von Hoffnung getrieben, schritt der stolze Mann im Dezembernebel den Weg dahin, den der erste Hauch des Winters bereits öde und düster machte.

Leider kennen wir die Einzelheiten der Unterredung nicht. Der Zufall allein hat uns deren für Frankreich so verhängnisvolles Ergebnis aufbewahrt und kennen gelehrt.

Wir wissen nicht einmal, wer von den Girondisten zu der geheimnisvollen Zusammenkunft eingeladen wurde. Es scheint, daß einige (Vergniaud zweifellos, ferner Pétion, Condorcet, Gensonné, Clavières, vielleicht noch Brissot) für Danton eintraten; die anderen wollten keinen Vertrag.

Die anderen, das waren die persönlichen Freunde der Rolands: Buzot und Barbaroux.

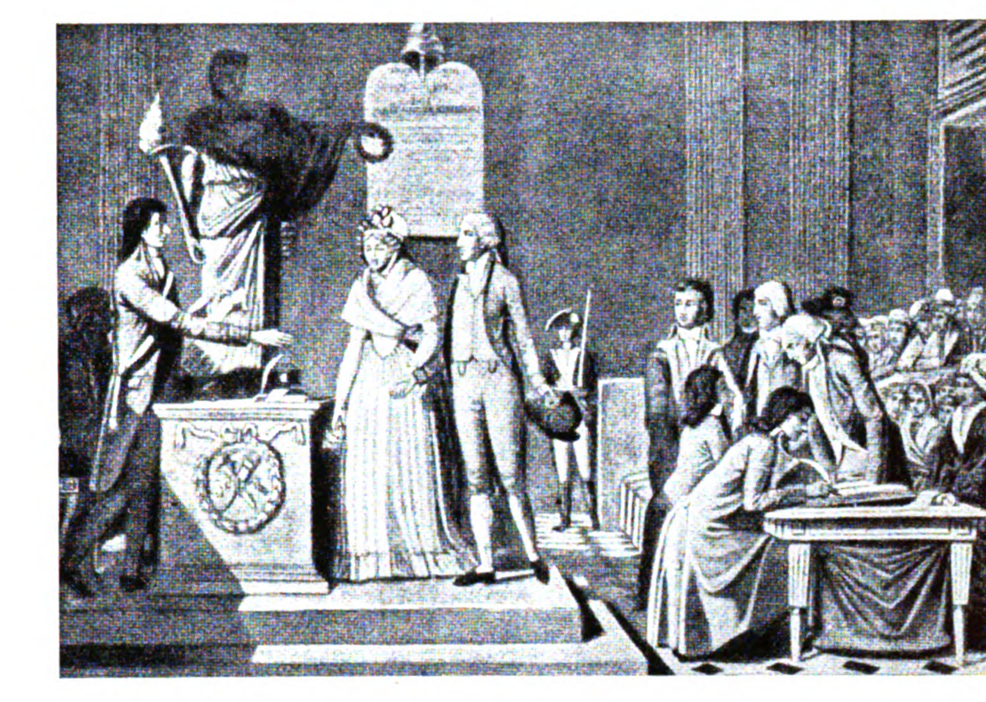
Die anderen, das waren die drei eigentlichen Girondisten, Advokaten aus Bordeaux: Guadet, Ducos und Fonfrède. Die beiden letzteren wollten in ihrer jungen Begeisterung für republikanische Reinheit, daß die Revolution, ihre angebliche Jungfrau, ein fleckenloses Kleid trüge. Guadet, gemeiniglich der starke Mann des rechten Flügels und sein glühender und unermüdlicher Sprecher, hatte allzu oft gegen Danton gestritten, um jemals den bitteren Nachgeschmack des Kampfes zu verlieren.

Welches Dantons Worte waren, seine Antworten, und was sein Herz ihm in diesem entscheidenden Augenblick eingab, für die Einig-

keit des Vaterlandes, für die Verteidigung seiner selbst und Frankreichs (was hier dasselbe war) das hat kein Mensch erfahren und wird keiner je wiederfinden. Die Geschichte möge hier schweigen und keine Vermutungen anstellen. Man kennt nur das letzte Wort, ein sehr starkes Wort, womit Danton sehr weit ging, sich herabließ und seinen Stolz ablegte: „Guadet, Guadet, du hast unrecht; du kannst nicht verzeihen. Du weißt nicht, deinen Groll dem Vaterlande zu opfern. Du bist halsstarrig, und du wirst untergehen."



Lucile Desmoulins.
Nach dem Gemälde von Boilly im Musée Carnavalet, Paris.



Republikanische Eheschließung am „Altar des Vaterlandes“.
Nach einem gleichzeitigen Stich.

GESCHICHTE DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

VON JULES MICHELET

BAND 6

PROZESS UND HINRICHTUNG LUDWIGS XVI.



GUTENBERG-VERLAG CHRISTENSEN & CO.
WIEN HAMBURG ZÜRICH



Fünfzehntes Kapitel.

Ludwig XVI. war schuldig

Mildernde Umstände zugunsten Ludwigs XVI. — Lügen des Königs, von den Royalisten festgestellt. — Der König ruft das Ausland an. — Im Jahre 1793 besaß man kein entscheidendes Beweisstück gegen ihn. — Sein politischer Jesuitismus; seine Neigung zu den Lehren der Staatsräson und der öffentlichen Wohlfahrt. — Die königliche Tradition hinsichtlich der Staatsräson und der öffentlichen Wohlfahrt. — Die Könige und Fürsten bildeten eine Familie und verkannten und verrieten leicht das nationale Bewußtsein. — Da jede Nation zu einer lebendigen Persönlichkeit wird, so ist die Vergewaltigung einer Nation das größte Verbrechen.

Vom Prozeß des Königs bis zum Untergang der Girondisten und der Schreckensherrschaft gibt es in dem unaufhaltsamen Gang der Revolution keinen Halt mehr.

Ich werde zunächst ohne weitere Erörterung meine Überzeugung von der Strafbarkeit Ludwigs XVI. aussprechen. Das kann völlig unabhängig von der Prozeßdarstellung geschehen. Im Jahre 1793 war der Prozeß unmöglich; man besaß keinen entscheidenden Beweis gegen den König. Heute kann man den Prozeß führen; wir haben die Stücke in Händen: unanfechtbare Beweise.

Ludwig XVI. war schuldig. Um sich davon zu überzeugen, genügt eine Gegenüberstellung seiner eigenen Angaben mit den diesen widersprechenden Angaben, mit den schwer belastenden Eingeständnissen, die — besonders seit 1815 — die französischen und ausländischen Royalisten, die ergebensten Diener des Königs, gemacht haben.

Indessen sprechen schwerwiegende Umstände mildernd für ihn. Das Verhängnis seiner Abkunft, Erziehung und Umgebung erzeugte vielleicht gleichsam eine unbelehrbare Unwissenheit in ihm. Es ist sonderbar, daß er trotz seiner zahlreichen Lügen (die wir feststellen werden) keine Selbstvorwürfe kannte und sich für unschuldig hielt. War auch seine Schuld größer, als er selbst glaubte, so war er doch des öffentlichen Mitleids wenigstens nicht unwürdig. Seine Reformanwandlungen, das Ministerium Turgot, der maritime Ruhm seiner Regierung, Cherbourg und der amerikanische Krieg baten um Gnade für ihn.

Vergleichen wir seine Aussagen und deren Dementis durch die Royalisten.

I. „Ich habe niemals die Absicht gehabt, das Königreich zu verlassen," sagte er am 26. Juni 1791 in seiner Erklärung vor den Kommissaren der Konstituierenden. — Am 20. Juni hatte er zu Herrn de Valory, dem Garde du corps, den er auf der Reise nach Varennes mitnahm, gesagt: „Morgen werde ich in der Abtei Orval schlafen," — diese Abtei lag außerhalb des Königreichs auf österreichischem Gebiet (veröffentlicht 1823, S. 257 des Bandes „Affaire de Varennes"; Sammlung Barrière). Es ist kein stärkeres Zeugnis denkbar, als das des Herrn de Valory, der auf dieser gefährlichen Reise für den König sein Leben wagte, wie durch ein Wunder unversehrt blieb und 1815 seinen royalistischen Fanatismus als Präsident des Prevotalhofes in Doubs entfaltete.

II. „Ich unterhalte keinerlei Verbindung mit meinen Brüdern," sagt der König in derselben Erklärung vom 26. Juni 1791. Und zehn Tage später, am 7. Juli, erklärt Bertrand de Molleville (Mém. II. 171) „der König übertrug seine Machtbefugnisse an Monsieur". — Aus den gerichtlichen Denkschriften Froments, des ersten Organisators der Vendée im Süden, erfahren wir um 1820, daß der König den Deutschen Flachslanden als ständigen Agenten bei seinen Brüdern unterhielt.

III. „Ich habe keinerlei Beziehung zu den auswärtigen Mächten, ich habe keinerlei Protest an diese gerichtet" (Erklärung vom 26. Juni 1791). Die „Memoiren eines Staatsmanns" (I, 103) enthalten wörtlich den Text des Protestes, den er am 3. Dezember 1790 an Preußen gerichtet hatte, und sie bezeugen, daß ähnliche Proteste an Spanien und andere Mächte gegangen waren. Mallet-Dupan bereiste 1791 als Spezialgesandter die deutschen Höfe mit dem Auftrag, mündlich zu erklären, was man nicht schriftlich festlegen wollte.

Wir wissen, daß der König an dem Tage, da er feierlich die Verfassung annahm und gewissermaßen die Amnestie der Nation empfing, weinend vor Zorn nach Hause kam, gedemütigt durch die neue Zeremonie, und in seiner Aufregung unmittelbar an den Kaiser schrieb (Madame Campan, II. 169). Das ziemlich unbedeutende Zeugnis der Kammerfrau erhält Gewicht, wo es sich um diese auffallende und so pathetische Szene handelt, der sie mit mehreren anderen Personen beiwohnte.

IV. Wenn er jede Verbindung mit den Mächten leugnete, so leugnete er noch viel nachdrücklicher, deren Armeen zur Hilfe gerufen zu haben. Indessen haben sich die Herren de Bouillé genötigt gesehen, in ihren an die Royalisten gerichteten Verteidigungsschriften mit militärischem Freimut offen zu erklären, was daran war. Der

Vater äußert sich schon 1797 darüber. Der Sohn (Mém. 1823, p. 41) spricht noch deutlicher; er hatte den Auftrag, die Reise nach Varennes vorzubereiten, und verlangte einen schriftlichen Ausweis vom König und von der Königin. „Die Königin sprach in diesem Schriftstück von der Notwendigkeit, sich der Hilfe der auswärtigen Mächte zu versichern: man würde eifrig nach dieser Richtung tätig sein . . . Der Brief des Königs war eigenhändig geschrieben und ausführlich. Er sagte, man müsse sich fremder Hilfe versichern und so lange Geduld haben.“

Er gab Breteuil jede Vollmacht, um mit dem Ausland zu verhandeln. Das gaben alle royalistischen Schriftsteller ohne Umschweife zu.

Im Jahre 1835 hat die „Révue rétrospective“ den Brief veröffentlicht, den die Königin am 1. Juni 1791 an den Kaiser, ihren Bruder, schrieb, um von diesem österreichische Truppenhilfe zu erlangen, zehntausend Mann für den Anfang; ist der König aber einmal frei, meinte sie, so werden sie mit Freude sehen, daß die Mächte ihre Sache unterstützen.

Hue, Kammerdiener des Königs, der dem König am 10. August von den Tuilerien in die Nationalversammlung folgte, sah, wie er — und zwar sogar im Lokal der Feuillants — einen Edelmann, Aubier, an den König von Preußen abfertigte. — Zu welchem Zweck? Die unmittelbar darauf folgende Invasion der preußischen Armeen gibt eine nur allzu deutliche Erklärung. Während des ganzen Feldzuges, von Longwy bis Verdun, von Verdun bis Valmy, befand sich ein persönlicher Agent Ludwigs XVI., Herr de Caraman, in der Umgebung des Königs von Preußen (Mém. d'un homme d'Etat; I, 418), zweifellos um dem Einfluß der Emigrantenhäupter ein Gegengewicht zu bieten, um dem Unternehmen den Charakter einer von Ludwig XVI. erbetenen, von ihm selbst zu eigenem Vorteil geleiteten Hilfe zu erhalten.

Während er bei den Feuillants und im Temple gefangen saß, fürchtete er die Emigranten und seine Brüder ebensosehr wie die Jakobiner. Er traf Vorsichtsmaßregeln gegen sie bei den Souveränen und wandte sich vorzugsweise an diese um Hilfe. Er war ein eifriger Leser Humes, und das Gedächtnis Karls I. war in ihm lebendig, der unterging, weil er den Bürgerkrieg begonnen hatte; so scheute er diesen Krieg mehr als alles andere. Er fürchtete, die Fremden möchten, wenn sie in Frankreich eindrangen, um die Ordnung wiederherzustellen, die wütenden Leidenschaften der Emigranten mitbringen: ihre Rachsucht, ihre Unverschämtheit, ihre Reaktionsgelüste. Sein erster Plan war, die Fremden ins Land zu

bringen, aber nur in einem solchen Verhältnis, daß er selbst der Herr bleiben konnte; er hätte ein starkes Korps Schweizer herbeigerufen: die fünfundzwanzigtausend Mann, denen die alten Kapitulationen gewisse Befugnisse verliehen; außerdem ein Korps Spanier und Piemontesen; dagegen nur zwölftausend Österreicher und wenig oder keine Preußen; er mißtraute Österreich und mehr noch Preußen. Erst im letzten Augenblick, nach dem 10. August, warf er sich dieser letzteren Macht in die Arme.

Man kann ruhig behaupten, daß seine Brüder ihn zugrunde richteten. Sie waren unversöhnliche Feinde der Königin, sie hätten ihr bei der Rückkehr zweifellos den Prozeß gemacht, hätten den König lahmgelegt und sich unter dem Namen Generalstatthalterschaft der Herrschaft bemächtigt. Ludwig XVI. fürchtete besonders den Grafen Artois, das Mündel des Schurken Calonne, den Narrenfürsten. Nichts konnte diesem Intrigantenhof angenehmer sein als der Tod Ludwigs XVI. In Koblenz wurde am 21. Januar getanzt (wenn man einem sehr royalistischen Buch Glauben schenken darf).

Der Konvent hatte keine Ahnung von diesem Verhältnis Ludwigs XVI. zu den Emigranten. Er hätte Mitleid mit ihm gehabt, wenn er gewußt hätte, daß der unglückliche Mann zwischen zwei Gefahren schwebte und seine eigene Familie fürchtete.

Ebensowenig kannte der Konvent die gewichtigen Tatsachen, die Ludwig XVI. belasteten.

Keiner von denen, die die Anklage vor dem Konvent vertraten, weder Gohier noch Valazé, noch Mailhe, noch Rulh noch Robert Lindet wußte etwas oder konnte bestimmte Angaben machen. Sie ereiferten sich in abschweifenden Allgemeinheiten, tappten im Finstern, suchten ihn mit blinden Hieben zu treffen — und er entschlüpfte ihnen. Dreierlei Art waren ihre Anklagen: Tatsachen, die verziehen waren durch seine Annahme der Verfassung im September 1791 (Nancy, Varennes, das Champ de Mars); oder unsichere und schwer zu beweisende Dinge (hat er Geld gegeben für ein bestimmtes Dekret? Hat er absichtlich die Organisation der Armee vernachlässigt? Hat er am 10. August den ersten Schuß abgegeben?); oder schließlich Gründe, die nur sehr mittelbar die Anklage begründen konnten (sie warfen ihm zum Beispiel vor, daß er nur an einem Tage in der Woche Briefe aus Frankreich angenommen habe, während er jeden Tag, sogar wenn Empfänge waren, die Briefe aus dem Ausland las).

Uns, die wir jetzt die Tatsachen kennen und volle Klarheit besitzen, uns bleibt nur ein Punkt dunkel: wie ein anständiger Mensch, und der anständig geblieben zu sein glaubte, der bis zum Schluß seine

Unschuld beteuerte, mit offenbar ruhigem Gewissen so sehr lügen konnte.

Ich spreche nicht einmal von jenen flüchtigen Mätzchen, welche die Politiker unter dem Druck der Umstände ohne Bedenken für zulässig halten, und die einen Teil der Komödie des Königtums auszumachen scheinen. Ich meine die gewohnten Reden, die wohlberechneten Besprechungen, die an seinen konstitutionellen Eifer glauben machen mußten, bis in den Juni 1791, während er gleichzeitig die Erklärung vom 20. Juni redigierte, in der er alle seine Worte verleugnete und Lügen straft, in der er verflucht, was er hoch gelobt hat, sich so in einem urkundlichen Akt als doppelzüngig und falsch darstellend, als Lügner offen bekennend.

Seine jesuitische Erziehung und die Freiheit zu lügen, die seine Priester ihm gewährten, genügen vielleicht nicht zu einer ausreichenden Erklärung. Trotz seiner Abhängigkeit kannte er die Priester und schätzte sie nicht immer; er hätte ihnen nicht gehorcht, wenn er nicht gefunden hätte, daß ihre Ansichten dem entsprachen, was ihm sein königliches Gewissen erlaubte.

Wir kennen die Stütze dieses Gewissens durch das Zeugnis des wichtigsten aller Zeugen, des Herrn de Malesherbes; es war die Königliche Tradition, die direkt von Ludwig XIV. herrührte, aber viel älteren Ursprungs war: das Prinzip der öffentlichen Wohlfahrt oder der Staatsräson. Zur Zeit Philipps des Schönen bediente man sich des ersten Ausdrucks. Aber im 17. Jahrhundert, unter Richelieu, Mazarin, Ludwig XIV., gab man dem zweiten den Vorzug. Von seiner Jugend an war Ludwig XVI. sehr eingenommen für die Idee: die öffentliche Wohlfahrt ist das höchste Gesetz und in ihrem Namen ist alles erlaubt.

Der Kammerdiener Hue erzählt in seinen Memoiren, wie er während der Schreckensherrschaft mit Malesherbes zusammen gefangengesessen habe, wie er diesen in der Nacht aufsuchte und ehrfürchtig seine letzten Worte vernahm. Der berühmte Greis sprach unaufhörlich von Ludwig XVI., von dessen guten Absichten und Tugenden. In einem Punkte jedoch, der Wiedereinsetzung der Protestanten in den vorigen Stand, gesteht er, bei dem König auf große Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Ein Gesetz, welches die Protestanten nicht nur von allen Ämtern ausschloß, sondern ihnen auch nicht einmal erlaubte, unter dem Gesetz zu leben und zu sterben, erschien dem König zwar in Wahrheit hart: „Aber schließlich," meinte er, „ist es ein Staatsgesetz, ein Gesetz Ludwigs XIV.; wir wollen die alten Grenzsteine nicht verrücken. Mißtrauen wir den Ratschlägen einer blinden Menschenliebe." — „Sire," erwiderte Malesherbes, „was Lud-

wig XIV. damals für nützlich hielt, kann inzwischen schädlich geworden sein; übrigens erfordert die Politik niemals etwas gegen die Gerechtigkeit." — „Wo tut man denn hier der Gerechtigkeit Gewalt an?" war die Antwort des Königs. „Ist nicht das höchste Gesetz die Wohlfahrt des Staates?" Dieser traditionelle Grundsatz machte den König unbeugsam. Malesherbes erlangte für die Protestanten nichts als die Aufhebung der gegen sie erlassenen Strafgesetze, und die Rehabilitation der Protestanten wurde zehn Jahre später unter Loménie weniger erlangt als erzwungen, und zwar durch die Revolution selbst, die schon drohend und furchtbar an die Türe klopfte.

Auf dem Satz von der „öffentlichen Wohlfahrt", den man gegen die Könige geltend machte, war nichtsdestoweniger deren eigene Politik begründet: er war das große Staatsgeheimnis, das sich in den königlichen Familien von Geschlecht zu Geschlecht vererbte. Die Jesuiten vertraten ihn für die Könige selbst gegen die Päpste, wenn sich diese den Jesuiten nicht fügten. Ludwig XVI. war durch zwei Kanäle zugleich darüber belehrt worden: durch seinen Erzieher La Vauguyon, einen weltgeistlichen Jesuiten, und durch die Tradition Ludwigs XIV., durch die ererbte Ehrfurcht der Familie für das erlauchte Gedächtnis des großen Königs und der großen Zeit.

Dieser unbedenkliche Fürst (ein wahrer politischer Jesuit) hatte in Übereinstimmung mit dem Verfahren des religiösen Jesuitismus den Königen alles erlaubt, sogar den Meuchelmord. Ein in anderen Beziehungen sehr ehrbares Haus, das fromme Haus Österreich, scheute nicht zurück vor der Ermordung Wallensteins und anderen, weniger berühmt gewordenen Morden. Ludwig XIV. verbannte aus Gründen der Staatsräson ebensosehr wie aus Frömmigkeit sechshunderttausend Franzosen. Wer füllte die zahllosen Bastillen unter Ludwig XV. und hielt sie sechzig Jahre hindurch gefüllt (und das in einer so ruhigen Zeit)? Die Staatsräson.

Um wieviel mehr mußte dieses vererbte Prinzip mitten unter den größten Gefahren Ludwig XVI. in seinen eigenen Augen freisprechen von den Meineiden, der Gewohnheitslüge, dem Appell ans Ausland?

Aber derselbe Grundsatz wandte sich gegen seinen Meister, und man bediente sich unbarmherzig monarchischer Argumente, um zu beweisen, daß die Staatsräson den Tod des Monarchen verlangte.

Als die Revolution Königin geworden war und in die Tuilerien eindrang, fand sie dort dieses alte königliche Hausgerät und machte den vollkommensten Gebrauch davon, indem sie es auf den Köpfen der Könige zerbrach, die sich seiner bedient hatten.

Tatsächlich trug der König geringere Schuld als das Königtum. Indem dieses aus den Souveränen eine Klasse von Ausnahmemen-



schen machte, die sich nur untereinander verbinden konnten, schuf es eine einzige Familie aus allen Königen Europas. Sie waren Verwandte geworden und fanden es ganz natürlich, sich als gute Verwandte für oder gegen ihre Völker einander beizustehen. Der König von Frankreich zum Beispiel fühlte sich dem König von Spanien viel näher verwandt als irgendeinem Franzosen (näher selbst als den Orleans und den Condés) und hätte ohne Gewissensbisse die Spanier, „seine Vettern", gegen Frankreich zur Hilfe gerufen.

In dem Maße, wie die Idee der Nationalitäten stärker und bestimmter wurde, wie sie heilig wurde unter den Menschen, verloren die Könige, die nur mehr eines Blutes waren und eine besondere Rasse bildeten außerhalb der Menschheit, den Begriff des Vaterlandes völlig aus ihrem Gesichtskreis.

Inzwischen waren aber die Völker zu Persönlichkeiten geworden; jede Nation hatte ihre bestimmten Ideen. Dafür hatten die Fürsten und großen Herren, die wie die Könige mit den Familien des Auslands verbunden waren, niemals Verständnis; sie kannten kein Ausland. Man weiß, mit welcher Leichtfertigkeit die Nemours, die Bourbons, die Guise und die Condé, die Biron, Montmorency und Turenne den Feind nach Frankreich führten. Trotz der schlimmsten Lehren wurde ihr Verständnis für das Recht nicht größer. Ludwig XI. arbeitete nach dieser Richtung ebenso wie Richelieu.

Schon zweihundert Jahre waren vergangen, seitdem die Jungfrau das Wort gesprochen hatte: „Mir blutet das Herz, wenn ich das Blut eines Franzosen fließen sehe." Und dieses völkische Empfinden war in der französischen Aristokratie so wenig entwickelt, daß es beim ganzen Adel Anstoß und Verblüffung erregte, als Richelieu einen Montmorency hinrichten ließ, der sich mit den Spaniern verbündet hatte, mit den Waffen in der Hand ergriffen worden war, während er gewissenlos das Blut des Bürgerkrieges vergoß.

Einen Menschen töten, ist ein Verbrechen. Aber was bedeutet es, eine Nation zu töten? Wie soll man diesen Frevel bezeichnen? Es gibt noch etwas Schlimmeres, als sie zu töten: das ist, sie erniedrigen, sie der Schändung durch das Ausland auszusetzen, es geschehen lassen, daß sie verletzt wird und ihr die Ehre rauben.

Diejenigen, die mittelbar oder unmittelbar diese Ereignisse herbeiführten, sind für immer dafür verantwortlich. Dies ist das einzige Verbrechen, für das es keine Verjährung gibt.

Eine Anzahl rechtschaffener Royalisten, die 1813 blind ihrer berechtigten Ungeduld nachgaben, das unerträglich gewordene Joch des Kaisers zu zerbrechen, sind hart bestraft worden; in ihrem traurigen Erfolge haben sie sich nicht davon freisprechen können, daß sie



(wenigstens indirekt) dem Ausland die Wege geöffnet hatten. Dafür hatte ich einen sehr direkten Beweis, den ich hier geben will. Er hat mich so recht empfinden lassen, daß, wenn Erbitterung, Selbsttäuschung und sogar der Trieb zur Freiheit den Menschen bisweilen dazu bringen, das Vaterland zu verletzen, dann auch die Gewissensbisse und die Unruhe ungeheuer sind, die sie bei dem Gedanken an das Urteil der Zukunft befällt.

Als ich den Anfang der „Histoire de France" veröffentlichte, besuchte mich ein Mann von ehrwürdigem Alter und achtbarem Charakter, einer der besten Royalisten, der frühere Minister Lainé. Er wollte eine Auskunft in den Archiven holen im Interesse einer Gemeinde, die von irgendeiner hochgestellten Persönlichkeit beraubt zu werden in Gefahr stand; ein Prozeß, wie er unglücklicherweise damals und heute nur allzu häufig vorkommt. Diese Frage brachte uns näher, und trotz unserer allgemeinen Meinungsverschiedenheiten sprach Lainé von meiner begonnenen „Histoire" und ermutigte mich. „Wenn Sie bei 1815 angelangt sind," sagte er, „so vergessen Sie nicht, daß wir uns nur darum entschlossen haben, das Lilienbanner in Bordeaux aufzupflanzen, weil einige davon sprachen, die Stadt durch die Engländer besetzen zu lassen und die rote Fahne zu entfalten." Lainé, der damals krank und dem Ende nahe war, kurzatmig, lang, mager, ein Gespenst (ich sehe ihn noch vor mir), sprach über diesen traurigen Gegenstand mit einer Kraft und einer Wärme, die mich überraschten und rührten; ich fühlte den tiefen Stachel, den er im Herzen trug, und ich achtete in ihm nicht nur Alter und Talent, sondern den Charakter, die hohe Sittlichkeit und das Gewissen[36*]).

[36*]) Dieselben Gefühle und Motive hätte Michelet, wenn er objektiv sein wollte, billigerweise auch Ludwig XVI. nicht absprechen dürfen, den er wie einen Schuljungen als „Lügner" abkanzelt, um, gestützt auf sehr fragwürdige Argumente und unhaltbare Beweise den Justizmord des Konvents zu entschuldigen und zu rechtfertigen. Nach den Begriffen der absoluten Monarchie, in denen Ludwig XVI. aufgewachsen war und die er selbst verkörperte, war er dem Volk keinerlei Rechenschaft über seine Handlungen schuldig. Das war eine rein persönliche Angelegenheit zwischen dem König und Gott, der ihn nach dem Gesetz des Gottesgnadentums auf den Thron berufen und ihm die Macht verliehen hatte. Wenn Ludwig XVI. sich von diesen Grundsätzen leiten ließ, die für die gesamten Monarchien der damaligen Zeit ein unerschütterliches Dogma waren, so wird ihm daraus kein objektiver Beurteiler ein Verbrechen machen können. Alle christlichen Monarchien bildeten eine große Familie, deren Mitglieder einander beistehen und sich gegenseitig für die Erhaltung ihrer Dynastien und Throne verbürgen mußten. Es war durchaus keine verbrecherische Handlung oder ein Akt des Hochverrats, wenn Ludwig XVI. sich an seine Nachbarn und vor allem an seinen Schwager, den deutschen Kaiser, wandte, um mit deren Hilfe seine gefährdete Herrschaft zu befestigen und seine eigene Familie



Sechzehntes Kapitel.

Scheinbarer Verfall Frankreichs (Oktober—Dezember 1792)

Warum der Prozeß nötig schien. — Erregung im Lande und allgemeine Veränderung im Besitz. — Kein Ereignis unterbricht den Verkauf der Nationalgüter. — Für drei Milliarden Güter sind verkauft. — Der Bauer glaubt nicht mehr an die Rückkehr des ancien régime. — Die Bewegung ist stark gefährdet. — Die Bevölkerung in den Städten entmutigt. — Sie wird gleichgültig gegen die öffentlichen Angelegenheiten (Dezember 1792). — Zustände in Paris, besonders im Palais-Royal. — Die Pariser Gesellschaft entnervt die Politiker. — Verderblicher Einfluß der Finanzwelt. — Auflösung der Gironde. — Ungesellige Persönlichkeiten. — Juristen- und Schreibergeist; Parteien im Süden. — Keine Gruppe der Partei besitzt Ansehen. — Keine Entschiedenheit, keine Tatkraft. — Vergniaud und Fräulein Candeille (Dezember 1792). — „Die schöne Pächterin."

Ludwig XVI. war schuldig, aber man besaß keinen Beweis für seine Schuld. Frankreich war siegreich, drang erobernd vorwärts; die Welt warf sich in seine Arme; welche unmittelbare Gefahr bestand für das Land von November bis März? Eine äußere wahrscheinlich nicht. Verlangte die öffentliche Wohlfahrt, daß man den Prozeß des Königs überstürzte und den König schleunigst zu Tode brachte?

Wenn man eine Erklärung sucht für den hartnäckigen Eifer, mit

vor den fortgesetzten Beschimpfungen und Mißhandlungen zu bewahren. Daß Preußen und Österreich jegliche Annexionsabsichten fern lagen und sie nur zum Schutz des französischen Königshauses zu den Waffen griffen, beweist schon die Tatsache, daß sie auf ihrem Vormarsch in die Champagne Longwy, Nancy und andere Städte im Namen des Königs von Frankreich besetzten und überall das Lilienbanner der Bourbonen hißten. Nirgends wurde das Eigentum der Bevölkerung angetastet und alle Ausschreitungen vermieden, denn man fühlte sich durchaus nicht in Feindesland. Der Feldzug ging ausschließlich gegen die revolutionäre Regierung in Paris, die von keiner auswärtigen Macht anerkannt worden war. Alleiniges Ziel der Kampagne war die Wiedereinsetzung Ludwigs XVI. und des monarchischen Staatssystems. Auch die späteren Koalitionskriege richteten sich nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die territorialen Expansionsgelüste der Republik, die Eroberungszüge unternahm, wie sie in ähnlichem Ausmaß selbst unter Ludwig XIV. unbekannt waren. Welch große Mäßigung sich die Alliierten 1814 nach ihrem völligen Sieg über Napoleon auferlegten, zeigt der erste Pariser Frieden, in dem die Grenzen Frankreichs von 1789 anerkannt wurden. (Erst im 2. Pariser Frieden nach Waterloo mußte Frankreich Saarbrücken, Landau und Bergzabern abtreten.) Eine solche



dem gewisse Politiker der Zeit ihn zu vernichten trachteten, so wird man eine solche zweifellos sehr leicht in dem erbitterten Streit der Konventsparteien finden, in ihrer düsteren Spielerleidenschaft; denn viele von ihnen hatten ihren Kopf auf den Kopf Ludwigs XVI. verspielt. Aber man würde sehr ungerecht gegen diese großen Bürger sein, wenn man nicht auch anerkennen wollte, daß ein aufrichtiger Patriotismus sie in diesem Kampfe erfüllte, und daß sie in der Tat glaubten, die neue Gesellschaft nur dadurch begründen zu können, daß sie die alte in ihrem wesentlichsten Symbol zunichte machten. Sie glaubten, die eine bestehe noch nicht, solange die andere in ihm lebte, und der Tod Ludwigs XVI. bedeute das Leben Frankreichs.

Jedermann war erschrocken über die allgemeine Zersetzung. Man wollte eine Regierung. Die Girondisten glaubten diese nicht besser eröffnen zu können, als durch eine Bestrafung der Septembermorde; die Anhänger des Bergs durch die Bestrafung des Gemetzels vom 10. August, durch den Tod des Königs, der es befohlen hatte, wie es hieß.

Die Landeshoheit erweist sich in der Gerichtsbarkeit. Jede alte Herrschaft hatte immer mit einem Justizakt begonnen. Viele meinten, die Revolution müsse es ebenso machen, müsse durch einen Rechtsspruch und durch Handhabung des Richtschwertes ihre Herrschaft bekunden, müsse eine Tat des Glaubens an sich selbst tun und beweisen, daß sie ihres Rechtes sicher war.

Die Gesellschaft schien ihnen in Staub zu zerfallen, in alle vier Winde zu zerstieben. Man mußte diese ungelehrigen Elemente schleunigst wieder zusammenbringen, mit Güte oder Gewalt, mußte wieder die Einheitlichkeit begründen in einem neuen sozialen Gebäude.

Zwei Dinge waren erschreckender als jede äußere Gefahr: die wachsende Erlahmung der Städte, wo die Massen den öffentlichen Angelegenheiten fremd wurden, und die Erregung auf dem Lande, wo alles Eigentum zerrüttet zu sein schien; in den Städten wie auf

Zurückhaltung wäre unverständlich, wenn die verbündeten europäischen Monarchen in Napoleon und der Revolution Frankreich und das französische Volk bekämpft hätten, obwohl dieses zwanzig Jahre hindurch einmütig hinter seinen Führern gestanden und unter dem Kaiser halb Europa dem Willen Frankreichs unterworfen hatte. Gleichwohl ließ man das Erbe der Monarchie unangetastet; die Rücksicht, die Europa 1814 auf die Dynastie Bourbon nahm, hat Frankreich nicht nur einen sehr glimpflichen Frieden verschafft, sondern das Land auch vor Zerstückelung und Aufteilung unter die Sieger bewahrt. Das war, unparteiisch betrachtet, die Folge der „Schuld" des unglücklichen Ludwig XVI., dessen Prozeß und Verurteilung durch den Konvent trotz aller Beschönigungsversuche demagogischer Geschichtsschreiber weiter nichts als ein allen Rechtsbegriffen hohnsprechender Justizmord war. Anmerkung des Herausgebers.



dem Lande war die öffentliche Autorität vernichtet. Das Land, das schlafende Frankreich, das nur alle tausend Jahre sich regt, weckte Furcht und Verwirrung durch seine ganz neue Gärung. Der alte Herd war zerbrochen, der neue kaum begründet. Die alten Güter waren zerrissen, mit der Meßschnur geteilt, ihre Einfriedigungen niedergebrochen; die herrschaftlichen Möbel waren verkauft, zum Fenster hinausgeworfen; goldene Lehnstühle, Ahnherrenbilder heizten die Feuer, auf denen der Bauer seine Suppe kochte. Die Gemeindeweiden, dies Erbteil des Armen, das der Reiche lange Zeit hindurch an sich gerissen hatte, waren endlich dem Volke zurückgegeben. Das Volk trieb nun seinerseits Mißbrauch damit, kannte keine Grenzen mehr; aller Boden lief Gefahr, Gemeindeeigentum zu werden.

Die nationalen Wälder wurden nicht besonders gut behandelt. Der neue König, das Volk, kannte keine große Rücksicht gegen sein eigenes Eigentum. Wenn der Bauer ein paar Holzschuhe machen wollte, so wählte er irgendeine Tanne, die vielleicht das Zeichen der Marineverwaltung trug und für einen Schiffsmast bestimmt war. Er brannte ihn an der Wurzel an, verdarb ihn, beschnitt ihn, hieb ihn um. Er plünderte und lichtete im Gebirge sogar den Wald, der im Winter den Schnee getragen, die Lawine aufgehalten, das Dorf geschützt hätte[36**]). Es bedurfte eines ungewöhnlichen Scharfblicks und einer außerordentlichen Aufmerksamkeit, um inmitten aller dieser zufälligen Ordnungslosigkeit die neue Ordnung zu erkennen, die sich vorbereitete. Dennoch brach deutlich eine Stimme durch all diesen Lärm, eine junge, frohe, ungeheuer starke und mächtige Stimme, das „Ça ira!“ der Eroberung, nicht die Stimme der Anarchie. Unter den Scharen von Freiwilligen, die ohne Schuhe und Strümpfe fröhlich gen Norden zogen, konnte man auf allen Straßen auch andere, nicht weniger eifrige Scharen sehen: die Bauern, die zur Versteigerung der Nationalgüter gingen. Niemals ging eine Armee so strengen Herzens in die Schlacht, niemals so ein Soldat ins Feuer. Das war ihre Eroberung, das war die Rache am ancien régime; sie waren zwiefach fröhlich, weil sie gewannen, und weil sie über den Feind gewannen. Diese Angelegenheit ist von so ausschlag-

[36**]) Die Verwüstung der französischen Wälder durch die Bauern und Revolutionsgewinnler hatte so bedenklichen Umfang angenommen, daß schon Napoleon dem sinnlosen Raubbau durch strenge Forstgesetze Einhalt gebieten mußte. Die prachtvollen Forsten des französischen Adels wurden rücksichtslos ausgebeutet, die Axt des keltischen Holzfällers nahm an den ehrwürdigen Bäumen Rache für den ins Ausland geflohenen oder in Paris ermordeten Eigentümer. Erst unter der Restauration und dem zweiten Kaiserreich wurden die abgeholzten Berghänge und Ödungen wieder aufgeforstet. Anmerkung des Herausgebers.



gebender Bedeutung für die Revolution, daß sie nicht einmal von den Krisen der Revolution berührt wird. Sie beeinflußt die Krisen, wird aber von diesen nicht beeinflußt[37]).

Kaufen oder sterben. Der Bauer hat geschworen, daß er kaufen wird, was auch kommen mag. Die Ereignisse vermögen nichts darüber; man erklärt den Krieg, er kauft; der Thron stürzt zusammen, er kauft; der Feind kommt, das regt ihn nicht auf, er kauft, ohne eine Miene zu verziehen. Bei der Nachricht von den sechzigtausend Preußen zuckt er die Achseln; was kann diese kleine Schar ausrichten, um ein ganzes Volk zu enteignen?

Um diese Zeit hatte man für drei Milliarden Nationalgüter verkauft (Berichte vom 21. September und vom 24. Oktober). Aus Büchern und Gesetzen war die Revolution in die lebendige Erde gewandert und hatte Wurzel gefaßt.

War der Verkauf schon durch die Masse solide, so war er es noch viel mehr durch die Verkaufsart und die Teilung ins Unendliche. Die Stücke wurden in Parzellen zerschnitten, die Parzellen in noch winzigere Teile, und fast jeder besaß etwas davon. Millionen Menschen waren so zusammengeleimt, direkt oder indirekt, und sogar ohne es zu wollen: Wenn nämlich nicht als Käufer, Unterkäufer, Gesellschafter, Interessenten, dann wenigstens als Geldverleiher, Gläubiger, Schuldner, schließlich als Verwandte, als entfernte mögliche Erben. Eine Menge, erschrecklich an Zahl, aber nicht weniger an Kraft, an Leidenschaft und durch den festen Entschluß, ihre Glieder zu schützen. Einen von ihnen anrühren, das hieß, sie alle anrühren. Ein Prozeß gegen einen Käufer hätte mehr Menschen auf

[37]) Das im Vergleich zu den folgenden Jahren friedlich verlaufene Jahr 1791, in dem die Nationalversammlung plötzlich außerordentliche Erleichterungen der Verkäufe schaffte, hob sich dadurch heraus, daß der Verkauf in sechs Monaten die ungeheure Summe von achthundert Millionen erreichte. Man sollte glauben, in dem stürmischen Jahr 1792, das so voller tragischer Ereignisse war, sei ein Stillstand des Verkaufs eingetreten. Man bedenke auch, daß in diesem Jahre sehr schlecht verkäufliche Immobilien zum Verkauf standen: Kirchen zum Beispiel, die man nur kaufte, um sie zu zerstören; bedeutende Immobilien, die nur durch Gesellschaften erworben werden konnten, und bei denen Voraussetzung war, daß diese Gesellschaften sich erst bildeten. — Ein anderes Hemmnis: am 14. August erhob die Legislation die Teilung der Gemeindegüter zum Gesetz. Die Wirkung eines solchen Ackergesetzes, wenn es ausgeführt war, mußte sein, daß die Verkäufe aufhörten; zweifellos legte man weniger Wert darauf zu kaufen, wenn das Gesetz Eigentum verlieh, wenn man sich in den Fall sah, Eigentümer zu werden, ohne die Börse zu ziehen. Also wird 1792 wenig verkauft worden sein? Durchaus nicht. Der Verkauf ging tatsächlich weniger schnell, aber er war immer noch ungeheuer groß: siebenhundert Millionen in sieben oder acht Monaten.



die Beine gebracht, als die Invasion. So hochgradig empfindliche Interessen, so vermischt und verwickelt, waren sehr stark, unangreifbar. Eine Revolution auf solchem Grunde war fest gegründet. Man denke sich einen ungeheuren Wald, aber einen lebendigen und so triebkräftigen Wald, daß binnen kurzem alle Bäume ihre Äste, Zweige und Wurzeln verflochten und verschlungen haben, daß sie ineinander gedrängt sind, so daß das Auge weder Tag noch Zwischenraum erblickt. Mögen alle Stürme der Welt über den Wald herfallen, er trotzt jeder Entwurzelung.

Aber gerade weil die neue Schöpfung so gemischt und kompliziert war, verstand man sie wenig; man erblickte darin nur den Zufall, die äußere Unordnung; man unterschied nicht die tiefe Ordnung, die die Natur im Schoße ihrer Werke birgt. Man erschrak vor der Verworrenheit der Erscheinung, und gerade sie machte ihre Stärke aus.

Die Politiker schrien: „Wir gehen zugrunde!" Der Bauer lachte. Er hatte keinen Augenblick des Zweifels. Er verfiel niemals auf den lächerlichen Gedanken, das ancien régime könne wiederhergestellt werden.

Daß das Eigentum, das seinem ursprünglichen Schöpfer, der Arbeit, zurückgegeben war, ihm noch einmal genommen werden und wieder in die Hände der Unwürdigen fallen könnte, das erschien ihm ungeheuerlich. Er trug instinktiv den Grundsatz im Herzen: „Eigentum verpflichtet."

Die Revolution war also begründet, und zwar sehr gut begründet, sowohl in den Interessen, wie in der öffentlichen Meinung, in dem festen Glauben der ländlichen Massen, daß sie dauerhaft, ewig wäre. Daß es bei dieser Gründung gewisse äußere Wissenschaft gab, war nicht erstaunlich. Die Natur wäre nicht die Natur, noch die Krisis eine Krisis, wenn nicht ein so schneller Wechsel tausend gewaltsame Zufälle, tausend Ausschreitungen, tausend Wirrungen mit sich brächte.

Der springende Punkt, der den Blick des Gesetzgebers auf sich lenken mußte, war der, darauf zu achten, daß die Bewegung sich nicht verwickelte und sich nicht gegen sich selbst kehrte.

Ihre Übertreibung und die Leidenschaft, mit der sich die Masse daran beteiligte, war ihr Hemmnis. Indem die Revolution dem Bauern sein Gut für eine so geringe Anzahlung bot, hatte sie die Geldgier in ihm gewaltig gesteigert. Es wurde schwierig, Steuern aus ihm zu ziehen. Einen Sou hergeben, gerade als dieser Sou, gut angelegt, ihn zum Eigentümer machen konnte, das schuf ihm allzu großes Herzeleid. Er hegte das teure Geld sorgfältig, schloß es ein



und verbarg es bis zu dem Freudentage, da die Versteigerung im Rathaus stattfand und er stolz den kleinen Beutel hervorholen und klingend auf den Tisch stellen konnte, den Neidern vor die Nase.

Aus demselben Grunde hielten viele ihr Getreide zurück, warteten die teure Zeit ab, um es zu verkaufen, und schufen diese erst. Die härtesten Geseţe gegen den Kornwucher und das Monopol hatten keine Wirkung; die Todesstrafe erschreckte sie nicht; sie starben lieber, als daß sie verkauften. Eine Bäuerin erzählte mir: „O, waren das gute Zeiten, als mein Vater noch lebte! Er versteckte seine Getreidesäcke gut . . . die gute Zeit! Damals bekam man ein ganzes Feld für einen Sack Korn!"

Frühzeitig hatten sich Gesellschaften von Käufern der Nationalgüter gebildet; oft kauften auch Freunde zusammen. Der Plan einer Gesellschaft von Bancal und Roland ist bekannt.

Die eigentlichen Kompanien bildeten sich zuerst, glaube ich, als die aufgehobenen Kirchen und Klöster zum Verkauf gestellt wurden, womit man im Frühjahr 1792 begann. Diese großen Immobilien waren nur schwer teilbar und ziemlich unbrauchbar (Frankreich besaß damals wenig Fabriken, die sie hätten nuţbar machen können); sie waren wohlfeil, man könnte sagen, umsonst, gekauft, von den ersten „schwarzen Banden" oder „schwarzen Kammern", die sie zerstörten. Die Banden beschränkten sich nicht auf den harmlosen gemeinsamen Kauf von unteilbaren Losen, sie dehnten ihre Spekulationen auf jedes Objekt aus, indem sie sich verbanden und alles anstellten, um den Verkauf zu beherrschen, sich den Löwenanteil zu sichern und den Unterkäufer zu prellen.

Die Schnelligkeit des Geschäftes, die übermäßige Dringlichkeit des öffentlichen Bedarfs, die von einer so großen Bewegung nicht zu trennende Unordnung, erleichterten nur allzu sehr den Betrug; es war Zeit, hohe Zeit, daß eine klarblickende Behörde über die Interessen des Volkes wachte.

Nicht weniger fühlbar wurde um diese Zeit das Bedürfnis nach einer regierenden Autorität durch den Umstand, daß sich die große Masse in den Städten, besonders in Paris, von jeder öffentlichen Handlung abkehrte und nicht mehr mittun zu wollen schien. Das Volk ging nicht mehr in die Volksversammlungen, in die Klubs, in die Sektionen usw.

Man muß glauben, was Marat darüber sagt: „Langeweile und Widerwille haben die Versammlungen verödet" (Dez. 1792, Nr. 84).

„Die Permanenz der Sektionen ist unnüţ," sagt er ferner (12. Juni 1793) „. . . Die Arbeiter können nicht dabei sein." Robespierre sagt

Phot. Braun, Paris & Dornach.

Die Pariser Nationalgarde zieht ins Feld (1792).
Ausschnitt aus dem Gemälde von Cogniet.

genau dasselbe (am 17. Sept. 1793); er führt denselben Grund an und verlangt eine Entschädigung für die Teilnehmer.

Die Gironde ist darin einig mit dem Berg. Sie bestätigt dieselben Tatsachen. In einer Sektion, die drei- oder viertausend Bürger zählt, haben nur fünfundzwanzig die Versammlung gebildet (Dez. 1792). — An anderen Stellen nennt man dreißig oder vierzig. — Ein Agent Rolands schreibt an diesen in einem Bericht aus derselben Zeit: „Bisweilen sind nur sechzig Personen bei einer Sektion, von denen sind zehn Wähler; der Rest hört zu und hebt mechanisch die Hand."

Die Masse, die die Herrschaft des Geschwätzes nicht als Verbesserung ansah, war schon sehr entmutigt. Nur durch allerlei Künste konnte man an den großen Tagen noch die Faubourgs auf die Beine bringen.

Das ängstliche Volk der Bourgeoisie hatte sich seit September völlig in seine Löcher verkrochen. Es steckte kaum den Kopf heraus, um bisweilen einen verstörten Blick auf die Straße zu werfen, und zog ihn sehr schnell wieder zurück. Die Nationalgarde war taub geworden und hörte den Appell nicht mehr. Die Diebe der Gerätkammer hatten leichtes Spiel bei ihrer Tätigkeit; der Posten war verlassen geblieben und was man auch tat, man hatte niemanden mehr dahin bringen können.

Aber wenn die Wachen, die Klubs und die Sektionen immer weniger besucht wurden, so waren es dafür die Vergnügungsstätten um so mehr. Die Cafés waren immer voll; die Schauspiele waren übervoll; man bildete Schlangen vor den Spiel- und vor anderen noch schlimmeren Häusern. Weder der frische Eindruck der Metzeleien noch das blutige Drama des Prozesses gegen den König reichten aus, um die ernsteste und wichtigste Angelegenheit der Pariser zu unterbrechen: das Vergnügen. Wenn die Royalisten weinten, so weinten sie ohne Zweifel morgens; denn abends liefen sie wie die anderen zu den Belustigungen, glänzten in den Rängen der Theater, lachten in der Komödie, lachten noch mehr bei ernsten Stücken patriotischen Inhalts.

Die Sache des Königs stand schlecht, aber der Royalismus stand gut, so war ihre Meinung. Der Zwiespalt im Konvent war allzu deutlich. Die Kommune lag im Blute des Septembers und konnte sich nicht daraus befreien. Die Departements wurden täglich feindseliger gegen die Tyrannei von Paris. September hatte gut gewirkt. Der Tod des Königs, wenn er wirklich stattfinden sollte, würde, so ärgerlich er war, noch Besseres wirken.

Das waren so die Ansichten der Royalisten. Viele von ihnen



waren unter allerlei Verkleidungen nach Paris zurückgekehrt, mit der edlen und törichten Absicht, Ludwig XVI. zu befreien. Als sie dann sahen, daß die Sache unmöglich war, gaben sie es auf und benutzten ihren Aufenthalt zu allerlei anderen Dingen; sie tauchten mit unglaublicher Gier in den Vergnügungen von Paris unter. Die Verteidiger des Königs, die Ritter der Königin hielten ihren Feldzug im Palais Royal, beim Spiel und bei den Mädchen. Die Mädchen waren sehr wohldenkend. Sie waren naive und mutige Royalisten und glücklich, die Freunde des Königs zu verbergen und ihnen auf alle Art zu helfen. Diese letzteren traten völlig vorschriftsgemäß auf; sie waren wohl versehen mit Pässen, die man billig kaufen konnte, sie besaßen Bürgerkarten, die man in den Sektionen für sie entwendete und machten sich über die Polizei lustig. Im Grunde genommen gab es diese gar nicht. Die Haussuchungen, die vorher angekündigt und langsam mit viel Lärm ausgeführt wurden, wirkten viel erschreckender auf die Einbildungskraft als sie tatsächlich zu fürchten waren. Die kompromittiertesten Leute kamen und gingen dreist aus und ein. Sie lebten meistens sogar im Mittelpunkt der Stadt, rings um das Palais Royal; dieses Viertel war ungeheuer bevölkert, viel mehr als heute. Die entfernteren Viertel, der Faubourg Saint-Germain, die Chaussée d'Antin, waren beinahe verödet. Das Gras wuchs in den Höfen der verlassenen Hotels (Adelshäuser) und sogar in den Straßen. Wenn man nach den Herren dieser Hotels, die man in Koblenz vermutete, gesucht hätte, dann hätte man sie wohl bei Nacht in der Dachkammer eines Mädchens gefunden oder schlafend in dem hinteren Verschlage eines Theatermagazins oder schnarchend auf der Polsterbank einer Spelunke.

Die gereizten Patrioten hielten von Zeit zu Zeit Razzias ab in den Theatern, aber man ging trotzdem hin. Ebenso ging's in den Spielhöllen, die dauernd denselben Zustrom hatten. Bisweilen wurde einer festgenommen; die anderen ließen sich keineswegs dadurch entmutigen. Wenn die Patrouille lärmend und mit Siegermiene gegangen war, nachdem sie die Karten verbrannt, die Würfel oder das Damespiel zerbrochen und zum Fenster hinausgeworfen hatte, brachte man alles bald wieder in Ordnung und begann unerschrocken von neuem. „Das wäre noch einmal vorbei . . . der Sturm ist vorüber." — „Wenn man wiederkommt, wenn man uns festnimmt?" — „Ach, was! Man wird nicht gerade mich finden."

Die allzu heftigen Aufregungen, die gewaltsamen Wechselfälle, die Stürze und Umstürze, hatten nicht nur den moralischen Nerv zerbrochen; sie hatten, scheint's, bei vielen Menschen das Gefühl abgestumpft, das alle anderen überdauert: das Lebensgefühl; man



hätte es für sehr stark halten sollen bei diesen Menschen, die sich so blindlings in Vergnügungen stürzten; oft war das Gegenteil der Fall. Viele wählten, gelangweilt, angewidert und sehr wenig erwartend vom Leben, als ihre Art des Selbstmordes das Vergnügen. Das konnte man vom Beginn der Revolution an beobachten. In dem Maße, wie eine politische Partei schwächer wurde, erkrankte und abstarb, dachten die Männer, die sie gebildet hatten, nur noch daran zu genießen. So ging es Mirabeau, Chapelier, Talleyrand, Clermont-Tonnerre und dem Klub von 1789, der bei dem ersten Restaurateur des Palais Royal, neben den Spielsälen, seinen Versammlungsort hatte: die glänzende Sippschaft war nur noch eine Gesellschaft von Spielern. Ebenso besuchten die Häupter der Gesetzgebenden Versammlung und des Konvents, so viele Männer, die der Lauf des Verhängnisses zu Fall gebracht hatte, diese Lasterhöhlen, um sich zu trösten und zu vergessen. So lebendig war dieses Palais Royal, so völlig in blendendes Licht, in Luxus und Gold getaucht, so voll von schönen Frauen, die die Männer ansprachen und sie baten, glücklich zu sein und das Leben zu genießen!

Auf der Freitreppe waren die Geldmakler und auf den Holzgalerien die Mädchen. Die ersteren hockten bei den Weinhändlern und in den kleinen Cafés und boten wohlfeil die Mittel an, mit denen man sich ruinieren konnte. Von dem Inhalt der Brieftasche, der auf der Stelle in gangbare Münze umgesetzt wurde, blieb ein großer Teil auf der Freitreppe, ein anderer in den Cafés, ein dritter in den Spielsälen der ersten Etage, der Rest in der zweiten. Oben saß man auf dem Trocknen; alles war verpufft.

Man lebte nicht mehr in den ersten Zeiten des Palais Royal, da seine Cafés die Kirchen der beginnenden Revolution waren, da Camille im Café de Foy den Kreuzzug predigte. Es waren nicht mehr die Kinderjahre der Revolution, als der gute Fauchet im Zirkus die Lehre der „Freunde" verkündete und die philanthropische Gesellschaft des „Cercle de la Vérité" ihre große Rolle spielte. Die Cafés, die Restaurationen waren sehr besucht, aber düster. Einige dieser berühmten Lokale sollten Grabstätten werden. Der Restaurateur Février erlebte die Ermordung Saint-Fargeaus in seinem Hause. Ganz in der Nähe, im Café Corraza, wurde der Untergang der Gironde angezettelt.

Leben, Tod, schnelles, übermäßiges, gezwungenes Vergnügen, würgendes Vergnügen, das ist das Palais Royal vom Jahre 1793.

Spiele mußten sein, man mußte sich selbst auf einer einzigen Karte ganz verspielen, sich mit einem Schlage zugrunde richten können.



Mädchen mußten sein, doch nicht die armseligen Strichgängerinnen, die man in den Straßen sieht, und die dazu angetan sind, die Männer in der Enthaltsamkeit zu bestärken. Die Mädchen, die man damals ausführte, waren gewählt, wenn man so sagen soll, wie man auf den normannischen Weiden die größten Tiere auswählt, blühend von Fleisch und Leben, wie man sie auf dem Karneval zeigt. Mitten im Winter mit nacktem Busen, mit nackten Schultern und Armen, auf den Kopf riesige Blumensträuße getürmt, ragten sie über die ganze Menge der Menschen hinweg. Die Greise erinnern sich, daß sie in der Zeit zwischen der Schreckensherrschaft und dem Konsulat vier kolossale, ungeheure Blondinen gesehen haben, wahre Riesinnen der Prostitution, die mehr als jeder andere die Last der revolutionären Begier auf ihren Schultern getragen haben. Mit welcher Verachtung sahen sie auf das Hin und Her des Schwarmes der Modedämchen in den Holzgalerien, deren witziger Gesichtsausdruck und pikantes Liebäugeln nur geringen Ersatz bot für ihre Magerkeit!

So sah es in den sichtbaren Teilen des Palais Royal aus. Wer aber die beiden Täler von Gomorrha durcheilt hätte, die ringsherum gingen, oder die neun Stockwerke der Passage Radziwill, einen wahren Turm von Sodom, erstiegen hätte, der hätte noch ganz andere Dinge gefunden. Viele zogen diese dunklen Höhlen vor, die finsteren Löcher, kleinen Spelunken, Kammern, Sackgassen, die Keller, die tagsüber durch Lampen erleuchtet waren.

Das ist die schmutzige, faule, dunkle Welt lasterhaften Genusses, in die sich eine Menge Männer geflüchtet hatten, Gegenrevolutionäre die einen, die anderen überhaupt parteilos, Angewiderte, Gelangweilte, durch die Ereignisse Zerbrochene, die weder Kopf noch Herz mehr hatten.

Wenn wir höher hinaufsteigen, so geschieht es in unmerklichen Übergängen. Zwischen den Freudenhäusern und den damals zahllosen Spielhöllen besteht wenig Unterschied, da die Spielbänke meistens von zweideutigen Damen gehalten werden. Dann kommen die Salons der Schauspielerinnen und dem Range nach gleich daneben die der Schriftstellerinnen und politischen Intrigantinnen. Eine traurige Stufenleiter, wo ein Höher kein Besser bedeutet. Die niedrigste Stufe ist vielleicht noch die ungefährlichste. Die Freudenmädchen: das bedeutet Vertierung und die Straße zum Tode. Die Damen hier: das bedeutet meistens eine andere und schlimmere Art des Todes, ein Sterben des Glaubens und der Grundsätze, ein Erschlaffen der Meinungen, eine verhängnisvolle, verweichlichende Kunst, eine Verderbnis der Charaktere.



Die Mehrzahl der Girondisten verlor unter diesem Einfluß zwar nicht die Kampfesfreudigkeit, den Mut und die Kraft zu sterben, sondern vor allem die des Sieges, den festen und starken Entschluß, ihn um jeden Preis zu erringen. Sie wurden sanftmütig und hatten nicht mehr „die Herbe im Blut, mit der man Schlachten gewinnt". Da das Vergnügen der Philosophie an die Seite trat, so entsagten sie. Und sobald ein Politiker entsagt, ist er verloren.

Die Gironde fiel beinahe ganz in die Netze der Pariser Gesellschaft. Man verlangte von den Girondisten nicht, daß sie Royalisten wurden, sondern man wurde selbst Girondist. Diese Partei wurde allmählich das Asyl des Royalismus, die schützende Maske, unter der sich die Gegenrevolution im Angesicht der Revolution selbst in Paris halten konnte. Die Geldleute und Bankiers hatten sich geteilt, die einen waren Girondisten, die anderen Jakobiner. Indessen schien ihnen der Übergang von ihren früheren, allzu bekannten, zu den republikanischen Ansichten von der Gironde aus leichter. Besonders waren die Salons der Künstler und der Modedamen ein neutraler Boden, auf dem wie durch Zufall Bankiers und Politiker zusammentrafen, miteinander plauderten, sich besprachen und schließlich ohne weitere Vorstellung in Verbindung traten.

Noch unmittelbarer setzte sich die Bankwelt durch den Girondisten Clavières in der Gironde fest, einen Genfer Bankier, der Finanzminister geworden war. Clavières war Republikaner und Ehrenmann, was man auch gesagt haben mag. Wie Brissot stellte er sich zu sehr bloß, weil er sich in zu viele Dinge hineinmischte. Vom Finanzministerium dehnte er seine Tätigkeit auf alle anderen aus, auf das des Krieges und das der inneren Angelegenheiten. Es war ein feuriger, erfinderischer Kopf. Wegen seines übereifrigen Republikanertums im Jahre 1782 aus Genf vertrieben, wollte er damals eine Kolonie, eine neue Gesellschaft gründen, da er an der alten verzweifelte; diese Kolonie sollte in Irland oder Amerika gegründet werden. In diesem letzteren Gedanken schickte er auf seine Kosten Brissot in die Vereinigten Staaten, um das Terrain zu studieren. Doch der bald darauf erfolgende Ausbruch der Revolution wies ihm in Frankreich ein ganz anderes Feld für seine politischen und finanziellen Experimente. Clavières erfand die Assignate, gab seine Erfindung an die Konstituierende, an Mirabeau weiter, die ihr Geltung verschafften. Von da an hatte er alle die zu Feinden, die vor diesen Papieren selbst solche emittierten, die von der Diskontokasse, eine einflußreiche Gruppe, in der mehrere Generalpächter vertreten waren. Er hatte gleichzeitig zahlreiche politische Bankiers gegen sich, verdächtige, zweideutige Gesellen, die als Konsuln und Agenten der fremden Regierungen

unter verschiedenen Titeln mit dreister Stirn die Intrigen und die Geschäfte leiteten. Nennen wir an der Spitze den Minister der Vereinigten Staaten, Gouverneur Morris, einen intimen Freund der Tuilerien und unermüdlichen Ratgeber, den gehässigen Zeugen der Revolution, deren Krisen er an der Börse ausnutzte. Man hat seine Briefe veröffentlicht. Man kann in ihnen sein Bedauern über die Metzelei auf dem Marsfeld lesen; nämlich, daß man so wenig getötet hat. Er gibt offen die Rechtmäßigkeit der Schuld der Vereinigten Staaten zu (17. Mai 1791), die erschwerenden Bedingungen, zu denen Frankreich eine Anleihe aufnahm, um ihnen leihen zu können. Im September 1792, als Frankreich, dem Untergang nahe, den Amerikanern seinen Todesseufzer sandte und als Almosen einen Teil dieses Geldes erbat, das sie seinerzeit gerettet hatte, weigerte sich Morris kalt, durch seine Unterschrift die Auszahlung zu ermächtigen.

Alle diese Baissespieler hatten es eilig, die Revolution gestürzt, zertrümmert zu sehen, und wie Würmer, die ein Schiff unterhöhlen, versuchten sie, in den untersten Schiffsraum ein Loch zu bohren. Der von der verschworenen Presse, von Marat und den anderen, niedergehauene Finanzminister wurde von unten her von diesen gefährlichen Insekten bearbeitet. Clavières gab den Angriffen nach; ganz im Gegensatz zu Brissot und Roland, die in vertragenen, am Halse abgeschabten Kleidern gingen, gefiel Clavières sich im Überfluß. Frau Clavières, die neidisch war auf Frau Rolands Geist, übertraf sie wenigstens an Luxus. Wenn man sie in den vergoldeten Salons thronen sah, darin einst Frau Necker auftrat, konnte man meinen, es habe sich nichts geändert, man schreibe noch das Jahr 1789, den Vorläufer der Generalstaaten.

Der schnelle Verfall der Gironde geschah vor aller Augen. Sie war eine Partei gewesen, solange die Kriegsbegeisterung (gegen den König, gegen Europa) zu Beginn von 1792 ein gemeinsamer Antrieb war, ihr Einmütigkeit im Handeln, wenn auch nicht in der Anschauung gab. Nach dem 10. August bildete sie Fraktionen, Gruppen, oder besser gesagt Cliquen, die durch den Haß gegen den September und das Wüten des Berges zusammengehalten wurden. Sogar diese Gruppen hatten innere Zwistigkeiten. Die Partei zerfiel in Staub.

Die überragende Persönlichkeit einzelner Girondisten trug nicht wenig zu dieser Auflösung bei. Vergniaud schwebte in Höhen, die seinen Freunden unerreichbar waren, und er war allein. Der finstere Isnard blieb, in seinen Fanatismus gehüllt, scheu und ungesellig. Frau Roland, die mit so viel Berechtigung die Männer durch den gemeinsamen Kultus, den man mit ihr trieb, anziehen, halten und

fesseln konnte, war hochmütig und oft hart; ihre Reinheit kannte kein Vergeben; ihr Mut kannte keine Rücksicht; alle nahten sich ihr, aber mit Angst; umringt und bewundert, war sie dennoch allein oder fast allein.

Die Gironde — warum sie diesen Namen führte, weiß ich nicht — umfaßte jedes Element, jede Provinz, jede Auffassung. Es gab dabei nur drei Männer aus Bordeaux; die anderen waren nicht einmal Südländer; neben Provenzalen und Leuten aus dem Languedoc gab es Pariser, Normannen, Lyoner und Genfer.

Kaum weniger abweichend waren die Berufe. Immerhin herrschten die Advokaten vor, der Juristengeist war eine Krankheit der Gironde. Seltsam! Bei diesen ungebundenen, durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts aufgeklärten jungen Männern begegnete man gelegentlich dem kleinlichen Advokatengeist. Das kam besonders in der Diskussion zum Ausbruch, wo sie gegen Danton darauf bestanden, „daß der Richter unbedingt ein Mann des Gesetzes sein müsse".

Ein anderer Fehler der Gironde war der journalistische Geist. Brissot war hierfür das Beispiel; mit seiner flinken, unermüdlichen, beschwingten Feder hatte er mehr Bände verfaßt, als seine Gegner Reden. Frau Roland war strenger, schrieb aber dennoch viel zu viel. So viel Worte, wie beredt und glänzend sie auch sein mochten, ermüdeten doch das Publikum, erregten Mißgunst und Haß. Nichts entkräftet eine Partei mehr, als unablässig ihre Kraft in Worten auszugeben, durch endloses Geschreibsel den Angriffen Stoff zu liefern. Kamen noch die Streiche der Wagehälse hinzu, die man nur mit Mühe bändigen konnte. Die Rolands sollten es in ihrem Kampf gegen Robespierre zu beklagen haben, daß sie Louvet blindlings nach seinem eigenen Kopf vorgehen ließen, anklagen ohne zu beweisen, bellen ohne zu beißen. Brissot hatte einen kühnen, glänzend begabten jungen Mann zur Hand, der einen Sarkasmus besaß, wie er dem allzu oberflächlichen Brissot nie auf die Lippen kam; dieser junge Mann, Girey-Dupré, der den „Patriote" herausgab, veröffentlichte eines Tages ein Chanson, eine Satire, in der Robespierre und Danton, der ganze Berg, so grausam angepackt wurden, daß der Biß sie für immer trennen mußte. Vor allem wurde Danton angegriffen und zwar Stück um Stück; man entriß ihm sein Geheimnis, seine kühne Maske; die mitleidlose Satire wies ihm in der „Passion" lediglich die Rolle des Pontius Pilatus zu, der sich die Hände wäscht und weder ja noch nein sagt.



Juristengeist und Vielschreiberei, das waren zwei Krankheiten der Gironde[37*]).

Eine dritte war das schlechte Erbe der Parteien des Südens. Die Provenzalen Barbaroux und Rebecqui, diese aufbrausenden Gemäßigten des Konvents, deren unbedachte Reden mehr als einmal die Dinge der Gironde gefährdeten, stellten diese noch mehr bloß durch ihre nahe Vertrautheit mit den Männern von Avignon. Diese, glühende Franzosen und glühende Revolutionäre, hatten ihr Land an Frankreich gegeben, zu welchem entsetzlichen Preis, weiß man. Barbaroux hatte an der Spitze seiner Marseiller die Männer der Glacière, die Duprat, Mainvielle, Jourdan triumphierend nach Avignon zurückgeführt. Und als Entgelt hatten sie zur Wahl Barbaroux' beigetragen, hatten ihm die Stimmen Avignons verschafft. Als dieser gegen die Septembermänner protestierte, hätten sie ihm recht wohl entgegnen können: „Und du? Wer hat dich denn gewählt?"

Die alten Feindschaften des Südens wurden rücksichtslos mit den allgemeinen Fragen verquickt. Der Berichterstatter, der bei der Gesetzgebenden die Amnestie Avignons erwirkt hatte, war der Protestant Lasource, der berühmte Pastor der Cevennen, ein beredter, ehrenhafter, aufrichtig begeisterter Mann, der zweifelsohne nicht vergaß, daß Avignon nur Nîmes nachahmte. In Nîmes fangen 1790 die Katholiken an; die Revolutionäre Avignons folgen 1791, Paris 1792. Doch Lasource, der die einen entschuldigte, hatte nicht viel Gewalt, die anderen zu beschuldigen.

Die Protestanten waren eine Ursache der Zersetzung innerhalb der Gironde. Neben dem heftigen Lasource tagten die „Gemäßigten", wie Rabaut Saint-Etienne und Rabaut-Pommier, zwei Konstituierende edlen Charakters, die jedoch nur durch linkische und falsche Handlungen vorwärts kamen. Rabaut Saint-Etienne unterstützt weder in der Nationalversammlung noch in seinem Blatt den Angriff Louvets gegen Robespierre. Aber er gab von „Robespierre, dem Priester, inmitten seiner Gläubigen" eine geistvolle, bittere Schilderung, mit so viel Haß und Verachtung, daß man fühlte, es war ebenfalls ein Priester, der sie entworfen haben mußte. Robespierre hatte von den Angriffen Louvets nichts gespürt, hier aber fühlte er sich durchbohrt.

Wir haben gesehen, daß auch Brissot Louvet nicht gestützt, den Rolands nicht beigesprungen war. Die Blätter der Gironde waren alle abweichend voneinander, zielten nach rechts und nach links,

[37*]) Juristen- und Journalistengeist regiert seit zwei Menschenaltern auch die dritte französische Republik. Anmerkung des Herausgebers.



ohne sich zu verständigen. Zu gewissen Zeitpunkten schienen der „Patriote“ von Brissot und Girey, „La Sentinelle“ von Roland und Louvet, „Les Annales“ von Carra, „Les Amis“ von Fauchet und „La Chronique“ von Condorcet und Rabaut fünf Parteien vorzustellen.

Wo war die Autorität? Überall und nirgends. Weder in Vergniauds Genie noch in Rolands Tugend, weder in der geschickten Mache des Großsprechers Brissot noch in der umfassenden Vielseitigkeit Condorcets.

Und die Initiative, die Anordnung, der Oberbefehl im entscheidenden Moment? Unmöglich, wie man begreifen wird.

Im Oktober beispielsweise waren die Girondisten in Paris sehr mächtig. Die Mehrzahl der Sieger vom 10. August, Marseiller, Bretonen und andere, waren ihnen noch günstig gesinnt. Die von allen Seiten gerufenen Verbündeten legten nur durch die Gironde ihren Eid ab. Der Marseiller Granier, ein tapferer Mann, der als erster wagemutig in die Tuilerien eindrang, um die Schweizer zu gewinnen und zu retten (er selbst wäre dabei fast umgekommen), hatte sich im Oktober zum geschworenen Feind Marats erklärt. Das waren auch die Empfindungen des Bataillons der Lombarden (das bei der Schlacht von Jemappes in der ersten Reihe stand). Alles das war im Oktober in den Händen der Gironde, und sie wußte nichts damit anzufangen. Die Föderierten wurden von den Jakobinern gewonnen oder sie zogen ab: Granier zum Beispiel begab sich als Oberstleutnant zur Armee von Savoyen, das Bataillon der Lombarden zu der Nordarmee. Im Winter bedauerte die Gironde zu spät den Verlust ihrer Kräfte; sie verstand nicht, was ihr an Föderierten blieb, bei gleichem Geiste zu erhalten.

Aus dieser absoluten Unfähigkeit zum Handeln, aus dieser Ohnmacht, Resultate zu erzielen, ergab sich eines, daß nämlich die unbedeutenden und eingebildeten Köpfe (Louvet, Fauchet, sogar Brissot) noch bedeutungsloser wurden. Der große Geist Vergniauds, erdenferner und weniger real, schweifte um so mehr in Träumereien, unbekümmert um den Tod, das Leben beherrschend und den Drohungen des Schicksals schwermütig zulächelnd.

Er hatte eine Welt in sich, eine goldene Welt, die ihn gegen die Welt des Stahls unempfindlich machte: den Besitz seines Genies, seines freien Herzens in der Liebe. Eine hinreißend schöne Frau, voll sittsamer Anmut, rührend durch ihr Talent, durch ihre inneren Tugenden, durch ihre zärtliche Kindesliebe, hatte sich um dieses träge Genie, dessen hohe Gaben schliefen, gemüht und es geliebt; sie, der die Menge anhing, hatte alles verlassen, um ihm zu folgen. Vergniaud hatte sich lieben lassen; er hatte sein Leben in diese Liebe einge-

hüllt und träumte in ihrem Schutze weiter. Doch er war allzu scharfsichtig, um nicht zu sehen, daß sie beide am Rande eines Abgrunds entlang gingen, in den sie zweifellos stürzen mußten. Traurig war es auch, daß er diese vollkommene Frau, die sich ihm hingegeben hatte, nicht schützen konnte. Ach! sie gehörte dem Publikum; ihr Mitleid, die Notwendigkeit, ihre Eltern zu unterstützen, hatten sie zur Bühne geführt und den Zufällen einer so bewegten Welt ausgesetzt. Sie, die nur einem einzigen gefallen wollte, mußte allen gefallen, mußte unter diese sensationslüsterne, freche, unmoralische Menge den Schatz ihrer Schönheit verteilen, auf den nur einer Anspruch hatte. Das war demütigend und schmerzlich! Und furchtbar war es auch, angesichts der Parteiungen davor zittern zu müssen, daß die Hinopferung eines Weibes jeden Augenblick ein grausames Spiel, ein barbarisches Vergnügen werden konnte.

Da hatte der große Redner seine wunde Stelle. Da hatte er Furcht, der sonst nichts fürchtete. Da schützte weder Panzer noch Rock noch sonst etwas sein Herz.

Diese Zeit liebte die Gefahr. Mitten während des Prozesses gegen Ludwig XVI., unter den mörderischen Blicken der Parteien, die sich für den Tod aussprachen, enthüllten sie der Allgemeinheit die Stelle, an der sie zu packen waren. Vergniaud hatte gerade den größten seiner Triumphe erlebt, den Triumph der Menschlichkeit. Fräulein Candeille selbst hatte auf der Bühne ihr eigenes Stück gespielt: „La Belle fermière" (Die schöne Pächterin). Sie riß das entzückte Publikum mit fort, weit weg von allen Ereignissen, in eine milde und friedliche Welt, wo man alles vergaß, selbst die Gefahr des Vaterlandes.

Der Versuch gelang. „La Belle fermière" hatte ungeheuren Erfolg; selbst die Jakobiner verschonten diese reizende Frau. Der Eindruck war trotzdem für die Gironde wenig günstig. Das Stück der Freundin Vergniauds enthüllte allzusehr, daß seine Partei eher die der Menschlichkeit und der Natur als die des Vaterlandes war, daß sie den Besiegten Schutz gewähren würde, und daß schließlich diese Partei nicht die unbeugsame Härte besaß, dessen die Zeit bedurfte.



Siebzehntes Kapitel

Neubildung der Jakobiner, vor dem Prozeß des Königs September—Dezember 1792

Die Jakobiner sind nötig (Ende 1792). — Ihre Doppelrolle: die Zensur, die revolutionäre Triebkraft. — Konnten sie diese erfüllen? — Sie haben der Revolution eine gewisse Einheitlichkeit gegeben. — Die Gesellschaft ist geschlossen und exklusiv. — Die jakobinische Gesellschaft war 1792 geschwächt. — Die Septemberwahlen gingen im Lokal der Jakobiner vor sich. — Die jakobinische Gesellschaft gewinnt neue Kraft. — Die Schläge gegen die Gironde am 19. September und 10. Oktober. — Sie schüchtert die gemischten Zusammenkünfte der Volksvertreter ein. — Sie löst eine gemischte Zusammenkunft von Konventsmitgliedern auf (Oktober 1792). — Vorsicht Robespierres, der stumm bleibt (Oktober 1792). — Robespierre fürchtet, den Konvent zu weit getrieben zu haben. — Er verlangt durch die Stimme Couthons, daß die Jakobiner die Maßlosen tadeln (Oktober 1792). — Die Jakobiner tadeln und bereuen es (14. Oktober 1792). — Robespierre folgt den Maßlosen.

Den Verfall, die Ohnmacht der Gironde berichten, die Zeichen von Zerrüttung, welche die ganze Gesellschaft aufwies, das heißt sagen, daß die Jakobiner nötig waren.

In Ermangelung einer natürlichen Vereinigung, die der Revolution lebendige Einigkeit verlieh, bedurfte es einer künstlichen Vereinigung, einer Verschwörung, die ihr wenigstens eine Art mechanischer Einigkeit gab.

Diese große Rolle setzte eine ungewöhnliche Autorität voraus. Sie verlangte zwei sehr verschiedene Dinge, die fast unvereinbare Tugenden erfordern: die moralische und politische Zensur und die revolutionäre Triebkraft.

Es bedurfte einer Zensur; das war die Polizei.

Was den großen revolutionären Antrieb betrifft, so hatten sie diese niemals; keine der bedeutsamen Taten der Revolution ging von den Jakobinern aus.

Die revolutionäre Initiative verlangte eine höchste Gabe, die selten in einer geordneten Gesellschaft zu finden ist, wo der Zusammenhang nur durch die gemeinsame Hinopferung höherer Kräfte erkauft wird. Diese Gabe ist die Hochherzigkeit und das Genie.

Diese großen Eigenschaften, die sich schlecht unterordnen, wurden von den Jakobinern wenig gern gesehen, waren ihnen verdächtig. Im übrigen war die Abneigung gegenseitig. Das Genie (Mirabeau,



Danton) fühlte sich bei den Jakobinern nicht wohl. Die starken, die besonderen Männer, wie Carnot und Cambon, setzten nie den Fuß über ihre Schwelle.

Wer möchte trotzalledem die ungeheuren Dienste ableugnen, die sie dem Vaterland erwiesen haben? Ihre eifrige Überwachung der Maßnahmen der Nationalversammlung, ihr mißtrauisches Auge für die Männer der Politik, ihr strenges Abweisen der Schwachen und der Lauen, gaben der Revolution unglaublich viel Rückgrat. Was sie noch mehr ehrt, ist, daß sie, kaum aus dem ancien régime herausgetreten und selbst oft entartet, die royalistische Entartung haßten und gute Sitten wollten. Sie machten ernsthafte Anstrengungen, sich und die anderen zu reformieren. Ein edles Bemühen, das nebst ihrem glühenden und ehrlichen Patriotismus ihnen für alle Zukunft angerechnet werden muß.

Die Jakobiner waren eine ganz exklusive, in sich abgeschlossene Gesellschaft. Sie kannten sich untereinander, und sie kannten nur einander; alles, was nicht Jakobiner war, blieb ihnen verdächtig; sie mißtrauten, was man ihnen auch versichern mochte, sie wandten sich ab, sie wollten nicht hören, sie schüttelten ungläubig den Kopf.

Die strenge Haltung, die äußere Festigkeit bedurften sie um so mehr, als ihr Glaubensbekenntnis in Wirklichkeit sehr schwankend war. Welchen Wechsel die Lage bedingte, welche Abweichung sie ihren Lehrsätzen gab, sie versicherten ihre Einigkeit [38]).

Diese scheinbare Einigkeit, dies Beharren in gewissen Formeln, diese Unduldsamkeit denen gegenüber, die, vom nämlichen Geiste beseelt, nicht die nämlichen Worte sagten, dienten der Revolution bei mehr als einer Gelegenheit, wurden ihr aber auch zuweilen verhängnisvoll.

Das Frankreich von 1792 schien in seinem gewaltigen Antrieb für die junge Republik und für den Kampf beim ersten Trompetenstoß

[38]) Hier erhebt sich eine merkwürdige Frage. Warum suchten die Jakobiner ihre inneren Spaltungen hinwegzutäuschen, während die der Girondisten so klar zutage traten und sie so sehr bloßstellten? — Eine der Antworten, die man geben könnte, ist die, daß die Girondisten hauptsächlich durch die Presse handelten, die alles beleuchtet, die unerbittlich im vollen Lichte festhält, was man einmal aufgezeigt hat. Die Jakobiner betrachteten die Presse als Mittel erst in zweiter Linie; sie zogen mündliche Mitteilungen vor, die Verbindung von Mensch zu Mensch und von Klub zu Klub, die Worte, die man immer auslegen, sogar widerlegen kann. Die Vereinigung, die Predigt, das waren die Mittel der Jakobiner. Selbst die Schriftstücke, an deren Verbreitung ihnen am meisten lag, stellten sie nur in geringer Anzahl her, die Reden Robespierres nur in dreitausend Exemplaren. Von diesen dreitausend aber versandte man zwei Drittel an zweitausend Gesellschaften; die Verbreitung wurde wirklich ungeheuer. Die Rede mochte unklar, unbe-



seine langweiligen Schulmeister zu vergessen. Der große Atem Dantons, die freudenreiche Kanone vom 10. August, trug es zu ganz anderen Festen. So laut dröhnte die Marseillaise, daß man das jakobinische Gemurmel fast nicht mehr vernahm.

Der 10. August machte sich ohne sie, und es ist besonders reizvoll, daß er bei ihnen vorbereitet wurde. Im Besitztum der Jakobiner selbst befand sich ein großes Gebäude, das einige Zeit als Kaserne diente. Hier versammelten sich kurz vor dem 10. August, vielleicht sogar vor dem 20. Juni und dem ersten Überfall auf die Tuilerien, des Nachts die glühendsten Patrioten aus der Gesetzgebenden Versammlung. Sie kamen erst um Mitternacht dort hin, ein bis zwei Stunden nach Schluß der Nationalversammlung, der Jakobinerversammlung. Zu dieser Zusammenkunft kamen gemeinsam solche Männer, die sich später in Girondisten und Bergparteiler schieden; neben dem Girondisten Pétion tagte der dantonistische Bergparteiler Thuriot. Wir haben keine Ahnung, welchen Anteil diese Geheimversammlung von Volksvertretern am Sturz des Königtums hatte. Hat diese kleine Nationalversammlung die Änderung der Kommune angeordnet, gab sie das Signal und den Befehl an Manuel und an Danton, hatte sie Kenntnis vom Aufstandskomitee, das am 10. August arbeitete? Wir wissen es nicht. Gewiß ist, daß die Volksvertreter sich nicht auf die allzu gemischte Gesellschaft der Jakobiner verließen, daß diese Gesellschaft, die hartnäckig den Titel „Freunde der Verfassung" beibehielt, niemals die Verantwortung für diese gewagten Handlungen und einen so unsicheren Erfolg auf sich genommen hätte. Man hat gesehen, wie sorgfältig Robespierre sich von jeder Berührung mit dem Aufstandskomitee fernhielt. Robespierres Wirtin, die fürchtete, man könne ihn dahinein verwickeln, wollte das Komitee nicht einmal in einem Zimmer im gleichen Hause dulden und setzte buchstäblich die Revolution vor die Tür.

Marseille hatte, gleich vielen anderen Städten, keine Verbindung

denklich sein Die mündliche Auslegung gab ihr den entscheidenden Sinn. — Diese Mittel, die im Mittelalter gebräuchlich gewesen waren, wurden auch von den Jakobinern angewendet; Mittel, deren Hauptvorteil darin bestand, leichter einen gewissen Anschein von Einigkeit in den Lehrsätzen zu wahren. Die berühmte „katholische Einigkeit" hätte man im offenen Licht der Presse unmöglich versichern können; im Halbdunkel der mündlichen Überlieferung, wie das Mittelalter sie besaß, konnte sie sehr wohl erheuchelt werden. Auch die „jakobinische Einigkeit" konnte bis zu einem gewissen Punkt versichert werden, sich erhalten, während sie im Innern und unter der bleibenden Maske einer beständig gleichbleibenden Redeweise die Veränderungen durchmachte, welche die Revolution in ihren schnellen Phasen verlangte. Die Jakobiner waren sozusagen Priester; sie behielten unwandelbar, von Wechsel zu Wechsel, ihre Orthodoxie bei.



mehr mit den Jakobinern. Ohne ihren Rat und vielleicht ohne ihr Wissen hatte es jene Auslese tapferer Soldaten gebildet und entsandt, welche die Vorhut des 10. August bildeten. Die Unentschlossenheit der Gesellschaft schadete ihren Mitgliedern in diesem Falle nichts. Viele wurden, wenn nicht am 10., so doch am 11. in die neue Kommune berufen. Groß war ihre Zahl, die aus dem Siege Vorteil zog, sie wurden für Ämter aller Art bevorzugt, die Geschworenengerichte, Missionen, im Vorsitz oder Sekretariat der Sektionen. Der Klub blieb vereinsamt.

Eins war zu befürchten: daß die Jakobiner, so erfolgreich sie als Einzelwesen waren, als Gesellschaft zugrunde gingen.

Schon war die Verbindung mit den Provinzgesellschaften vollkommen zerfallen.

Was würde aus der Gesellschaft von Paris werden, wenn, während sie sich von Tag zu Tag mehr entvölkerte, die nächtliche Vereinigung der Volksvertreter, die am gleichen Platze abgehalten wurde, sich kräftigte, zunahm, Wurzel faßte? Würde sie nicht schließlich die alte Gesellschaft verdrängen, ihr den Namen fortnehmen (der ja eigentlich nur der des Ortes war), und sich „die Jakobiner" nennen? Die derartig bedrohte Gesellschaft mußte eine entscheidende Anstrengung machen, um leben zu bleiben, oder sich mit ihrem Untergang bescheiden.

Die Lage vereinfachte sich am 2. September und die Frage wurde geklärt. Man fand ein Mittel, seit diesem Tage die Wahlen von Paris hier bei den Jakobinern vorzunehmen. Robespierre, der an dem schrecklichen Ereignis nicht direkt teilnahm, wußte wundervoll daraus Vorteil zu ziehen.

Die an diesem Tage von der Kommune einberufene Wählerschaft zur Wahl der Abgeordneten für den Konvent, erschien zitternd im Hotel de Ville, nur fünfhundertfünfundzwanzig Wähler[39]). Die armen Leute beruhigten sich, indem sie zum Präsidenten und Vizepräsidenten die bekanntesten Patrioten erwählten, Collot d'Herbois und Robespierre. Man überredete sie nun, die Wahl nicht am gewöhnlichen Ort vorzunehmen, einem Saal im erzbischöflichen Palast, sondern einen ruhigeren Ort zu wählen, weiter ab von den Metzeleien, das Lokal der Jakobiner. Ihre Ruhe dort war nicht derart, daß sie nicht am 4. und am 5., als man noch am Töten war, die sehr beängstigenden Besuche sogenannter Freiwilliger erhielt, die, ehe sie zur Grenze abgingen, kamen und schrien, sie könnten nicht unbesorgten Herzens abziehen, solange man nicht den und den Adligen aus dem

[39]) Diese so bedeutsamen Einzelheiten sind in den Registern der Kommune aufbewahrt, „Archives de la préfecture de la Seine".



Wahlkörper vertriebe. Robespierre ließ den Beschluß fassen, daß keiner von denen abstimmen dürfe, welche die berühmten Verfassungspetitionen der Achttausend und der Zwanzigtausend unterzeichnet hatten. Man kennt die Wahlen. Sie brachten in die Versammlung außer Robespierre, Danton, Desmoulins usw. die Septembermänner Sergent, Panis und Marat.

Es war ein wirklicher Meisterstreich, aus dem verödeten Klub das Volkstheater des großen Tagesereignisses, der Wahlen von Paris, zu machen. Der alte Kasten wurde wieder aufgesucht: man war da, und man blieb da. Als die Wahlen erfolgt waren, versammelte sich die zwar noch wenig zahlreiche Gesellschaft, die sich aber auf den Ausgangspunkt stützte, den der von Robespierre beherrschte Wahlkörper ihm gelassen hatte: Den Konvent läutern, dem Volke die Eigenschaft vorbehalten, seine Abgeordneten wieder abzurufen; die Erlasse des Konvents läutern, indem man sie einer Revision, einer Gültigkeitserklärung durch das Volk unterwarf [40]). Die zukünftige Nationalversammlung war, noch ehe sie vollständig ernannt

[40]) Der Adresse, darin die Gesellschaft diesen Wunsch aussprach, und die sie an ihre Schwestervereine in den Provinzen entsandte, fügte sie noch einen, allerdings nur indirekt ausgedrückten Wunsch bei, der aber klar zutage trat, sie wünschte den Tod des Königs: „Das Haupt, der Vorwand für die Machinationen, atmet noch," usw. Die Sache war nicht reif, man brachte sie nur (siehe das vorhergehende Kapitel) durch die Eingaben der Sektionen und der Provinzgesellschaften zur Reife. — Patriotische Szenen sehr verschiedener Art lösten einander im Schoße der Gesellschaft ab und gaben ihr Bedeutung. Der Abgesandte Dumouriez', Westermann, brachte ihr den ersten Deutschen, den man zum Gefangenen gemacht hatte. Leute, die sich benachteiligt glaubten, kamen zu den Jakobinern, sich zu beklagen oder ihren Beistand zu erbitten. Ein Soldat ersuchte die Gesellschaft, einem seiner (aus unbekanntem Grunde von der Obrigkeit verfolgten) Kameraden einen offiziellen Verteidiger zu geben. Eine Gemeinde, Brie-sur-Marne, will, daß die Jakobiner intervenieren, damit man ihre Steuern besser verteile. Zuweilen veranstaltet man Sammlungen für Unglückliche oder ausrückende Freiwillige. Die Gesellschaft lehnt es ab, in der Lohnfrage für die Arbeiter einzutreten, ernennt ihnen aber Verteidiger. Sie hört mit lebhaftem Interesse ein Kind an, das die Erklärung der Rechte auswendig weiß, und der Vorsitzende umarmt das kleine Wunderkind unter dem Beifall der Tribünen, worauf ein Mitglied beantragt, man solle alle Kinder schwören lassen, eines Tages die Könige zu töten. Die Gesellschaft nimmt Anteil am Kummer der Kanoniere von Orleans, deren Korps sich aufgelöst sieht, weil es die in Versailles niedergemetzelten Gefangenen begleitete, ohne sie zu schützen. — Gelegentlich erscheinen die Anklagen vor den Jakobinern in dramatischer Weise, geeignet, die Empfindsamkeit einer wesentlich philanthropischen Gesellschaft zu rühren. Man bringt eine schwangere Blinde, um die Verwalter der Quinze-Vingts zu beschuldigen. Die Gesellschaft ernennt als Verteidiger der Blinden strenge und gefürchtete Patrioten, Tallien, Legendre und Bentabole.



war, bereits der Vormundschaft der Klubs und den Zähnen der Meute ausgeliefert.

Die Menge nahm langsam wieder den Weg zu den Jakobinern. Im ganzen September und im ganzen Oktober gab es noch wenig Leute hier. Im Oktober noch ist ein Mitglied erstaunt, weniger Jakobiner als in seiner kleinen Stadt zu sehen, wo die Versammlung, wie er sagt, stets sechs- bis siebenhundert umfaßt. Auch die „Société fraternelle d'hommes et de femmes", die in einem benachbarten Lokal tagte, kommt und beklagt sich über ihre Verlassenheit, fordert Rat und Hilfe.

Nur der Schrecken, die Furcht, von den Jakobinern ausgestoßen zu werden, konnte der Gesellschaft wieder Kraft verleihen. Es blieb ihr ein großes Ansehen in der öffentlichen Meinung; sie machte es sich kühn zunutze, um den Konvent einzuschüchtern und allerdings nur jakobinische Abgeordnete zu treffen, nur für ihre eigenen Mitglieder das Gericht fordernd, aber auf eine Weise, daß sie allen Entsetzen vor ihren Rechtsprechungen einflößte.

Man machte die Erfahrung bei Fauchet. Dieser leichtfertige, oberflächliche Mensch, der sich zugleich für einen Revolutionär und Christen hielt, Bischof vom Calvados, und als solcher wenig in Einklang mit seinen Genossen von der Gironde (meist Voltairianer), ist der erste der Girondisten, den die Jakobiner trafen. Es ist sozusagen ein äußeres Glied der Gironde, nach dem man zunächst greift. Sein Verbrechen war, beim Ausschuß für die gesamte Verteidigung für den Minister Narbonne einen Paß verlangt zu haben: „Einen Paß!" hatte Bernard von Saintes gesagt, der Vorsitzende des Komitees, „einen Paß! ich habe soeben den ausgefertigt, der ihm zukommt, und das ist ein Haftbefehl." Da wurde Fauchet verwirrt und stammelte; tatsächlich kannte er Narbonne nicht, aber er behauptete, was ihm keiner glaubte, daß er von einem Unbekannten um den Paß für Narbonne angegangen worden sei. Bei den Jakobinern leugnete er, und wurde überführt. Zweifelsohne war Fauchet schuldig, danach getrachtet zu haben einen verantwortlichen Mann, einen Minister, der keine Rechenschaft abgelegt hatte, der gerichtlichen Verantwortung zu entziehen. Und dennoch, wer von uns hätte in einem solchen Augenblick, als alle Welt die Septembermetzelei voraussah, als es so wenig Aussicht auf eine ernsthafte Prüfung, ein billiges Urteil gab, wer hätte da nicht diesen Fehler der Menschlichkeit begangen?

Fauchet wurde am 19. September gestrichen. Wenige Tage später machte sich die kühn gewordene Gesellschaft an Brissot, der am 10. Oktober gestrichen wurde.



So stellte sie sich auf einen unbeugsamen, mitleidlosen Standpunkt. Als eins ihrer radikalsten Mitglieder, Albitte, eines Tages ein paar menschliche Worte wagte und sagte, wenn man die aus dem Vaterland Entflohenen mit dem Tode strafe, müsse man wenigstens die aus Angst Entflohenen schonen . . . gab es eine allgemeine Entrüstung, lebhaft mißbilligendes Gemurmel. Albitte bat erschreckt um Verzeihung, erklärte sein Bedauern und errötete, daß er diesem instinktiven Gefühl von Rührung und Schwäche nachgegeben hatte.

Die Gesellschaft folgte wieder ihrem Hang zum Schrecken. Sie erklärte, daß sie jeden Abgeordneten aus ihrem Schoß verbanne, der es mit einer nichtöffentlichen Gesellschaft halte, mit anderen Worten, daß sie dem Konvent nicht gestatten werde, was die Gesetzgebende begonnen hatte, daß die sehr zahlreichen Volksvertreter (zweihundert etwa), die sich außerhalb des Klubs, am gleichen Platz versammelten, nicht Jakobiner sein konnten.

Eine wirkliche Tyrannei. Wenn man jeden Parteigeist außer acht ließ, mußte man zugeben, daß unzählige Angelegenheiten von Untertanen, Politikern und Diplomaten, mit denen nicht im Konvent vor den Tribünen verhandelt werden konnte, ebensowenig der so gemischten Öffentlichkeit, die sich bei den Jakobinern einfand, anvertraut werden konnte.

Die „Vereinigung“ (so nannte man die zweihundert), eine Mischung von Girondisten und Dantonisten, hatte nicht nur die Eifersucht der Jakobiner, sondern ihre Furcht erregt.

Irgendeiner hatte dort nach dem 2. September beantragt, man solle Robespierre unter Anklage stellen.

Darum, nichts Halbes! Die wiedererstandenen Jakobiner drohen und zeigen die Zähne: „Nichts Halbes! Seid für uns, oder aber, seid gegen uns.“

Wer als erster Angst bekam, das war Guirault, der, dem Grundstück und Gebäude der Jakobiner zuerkannt waren. Er sah die Ausstoßung durch seine schrecklichen Mieter schon über seinem Haupte und bat die zweihundert Abgeordneten, ihn nicht mehr bloßzustellen und nicht wiederzukommen. Den Konvent herausfordern, das hatte nichts zu bedeuten; aber eine so gewalttätige und so unversöhnliche Gesellschaft herausfordern, die nie locker lassen würde, das war eine sehr große Gefahr. Guirault kam zu den Jakobinern und entschuldigte sich.

Die herrschsüchtige Gesellschaft, nicht zufrieden, die Abgeordneten aus ihrer Nachbarschaft vertrieben zu haben, brachte sie in die Lage, sich auch noch entschuldigen zu kommen, ihren Sitzungen beizuwohnen. Es war eine große und dreiste Forderung, zu verlangen,



daß die Männer der neuen Nationalversammlung, die kaum erst auf dem laufenden waren, bei Tag in den Sitzungen, bei Nacht in den Kommissionen festgehalten wurden, auch noch die Zeit fanden, in den Klub zu kommen, das endlose Geschwätz einer so gemischten Gesellschaft anzuhören, der unermüdlichen Redner, die kaum je von der Tribüne der Jakobiner heruntergingen, Chabot und Collot, Collot und Chabot. Meist war es der berauschte und daher kühne Provinzschauspieler, der die Dinge einleitete. Dann kam der Kapuziner, um mit Possen nachzuhelfen. Sein von der Wollust entflammtes Gesicht, das den Frauentribünen zugekehrt war, reizte zum Lachen, selbst wenn er nicht sprach. Dieser ausgezeichnete Marktschreier, der Collot weit überlegen, zuweilen voll Kraft und Verstand war, trivial und geistvoll, gab die Würze; er rührte um und salzte nach dem Geschmack der Menge.

Man hat im vorigen Buch gesehen, wie am 23. September der Krieg von seiten der Gironde durch die Presse, von seiten der Jakobiner durch das Wort begann. Chabot hatte an jenem Tage den Vorsitz, und Collot sprach: „Ist es nicht eine schmähliche Sache, daß Abgeordnete, die sich Jakobiner nennen, außerhalb der Jakobiner Zusammenkünfte haben? Was wollen sie anderswo suchen, diese Patrioten? Ist nicht hier das Treibhaus, das die republikanische Pflanze zum Keimen bringt, die ihre Zweige über das französische Reich ausdehnt? Ist es nicht allein hier, daß sie gezüchtet werden soll? . . .“

Die Aufforderung wurde vernommen, und am folgenden Tage kehrte Pétion endlich in die Gesellschaft zurück, deren nomineller Präsident er war. Man kennt diese Sitzung. Alles trat klar zutage. Chabot sagte, vor allem müsse der Konvent gezwungen werden, eine Regierung einzusetzen. Als Entgegnung auf Brissots Artikel, der eine Partei zersetzend nannte, trat Chabot gegen eine föderalistische Partei auf, die Frankreich zugunsten des Adels zu entvölkern strebe. Eine verleumderische Beschuldigung, die sich aber durch die sinnlosen Drohungen des unbesonnenen Barbaroux zu bestätigen schien.

Die Dantonisten, die um jeden Preis die Führung in der Revolution behalten wollten, kamen nun den Jakobinern entgegen und schmeichelten ihnen aufs beste, indem sie die Gironde lästerten. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie die Hoffnung hegten, die gemischte Vereinigung beizubehalten, die der vollkommenen Spaltung des Konvents zuvorgekommen wäre. Thuriot (der, wie ich glaube, hier den Gedanken Dantons aussprach) verlangte noch am 1. Oktober, daß die Jakobiner ihren Erlaß der Ausstoßung widerriefen; er sagte, die Zusammenkunft finde erst um Mitternacht, nach der Sitzung statt;



er sagte nicht, doch mußte das jedermann begreifen, daß man hier Dinge verhandelte, die Geheimhaltung erforderten und nicht bei den Jakobinern bekanntgegeben werden konnten. Diese verständigen Worte boten nur Gelegenheit zu einem Triumphe Collots. Der Deklamator behauptete, unter dem Beifall der Tribünen, daß es für das Volk kein Geheimnis geben könne, daß man nichts ohne das Volk tun könne, das heißt, die geheimsten Angelegenheiten der Diplomatie und Polizei den royalistischen Agenten und ausländischen Spionen anvertrauen solle, die sich auf den Tribünen unter das Volk mischten.

Die Gesellschaft bestätigte ihren Ausstoßungserlaß. Die zweihundert gaben nach, versammelten sich nicht mehr. Eine bedenkliche Sache. Von nun an konnte man sich nicht mehr auf neutralem Gebiet begegnen, sondern stets nur auf dem Schlachtfeld, entweder im Konvent oder bei den Jakobinern, immer unter den Augen der Tribünen. Jede Hoffnung auf Eintracht zwischen den Parteien schwand. Jede Regierung durch den Konvent selber war unmöglich. Er würde genötigt sein, durch Ausschüsse zu handeln, durch kleine, von den Jakobinern beeinflußte, beherrschte Gruppen, oder die, aus den Jakobinern hervorgegangen, die Tyrannen der Nationalversammlung wurden — wie es auch geschah.

Was tat in all der Zeit Robespierre? Nichts, wenigstens nicht öffentlich. Robespierre blieb ruhig an seinem Platz, lenkte die Fäden der redenden Hampelmänner und redete nicht. Kaum, daß er am 3. Oktober und am 5. ein Wort sagte. Am 3. sprach man davon, ihn zum Maire von Paris zu machen: „Nein," sagte er, „kein Mensch wird fertig bringen, daß ich meinen Platz als Volksvertreter verlasse." Am 5. sprach man davon, an die Brudervereine die Namen der zu den Jakobinern zurückgekehrten Abgeordneten zu senden, um ihnen indirekt jene zu verraten, die nicht zurückkehrten. Mit einer Mäßigung, die alle Welt bewunderte, verlangte Robespierre die Tagesordnung, jede Zwangsmaßregel, sagte er, sei einer Gesellschaft freier Männer unwürdig. Die Gesellschaft fand, Robespierre habe ein zu gutes Herz und zuviel Nachsicht; sie hörte nicht auf ihn, und sie sandte die Namen.

Seine Sanftmut und seine Geduld zeigten sich ferner, als ein Mitglied die Äußerung gewagt hatte, die Abordnung von Paris entehre die Hauptstadt; Robespierre beruhigte den Zorn der Jakobiner und verlangte als ganze Strafe die Tagesordnung und die Verachtung.

Dieses Betragen trug seine Früchte. Robespierre führte, ohne auch nur zu reden, durch Collot und andere den entscheidenden, von ihm so lange geplanten Schlag, die Ausstoßung Brissots und seine feierliche Verurteilung durch die Gesellschaft, in ungeheurer Öffentlich-



keit, die ihn mörderischer traf, als es der Haftbefehl konnte, der am 2. September erlassen wurde, um ihn in die Abbaye zu setzen. Was auch immer Brissots Fehler gewesen sein mögen, sein beweglicher, ruheloser Geist, sein Eifer, alle Stellen mit Freunden zu besetzen, seine Leichtgläubigkeit für Lafayette und Dumouriez, — man ist dennoch bestürzt, wenn man die Adresse liest, die von den Jakobinern verfaßt wurde. Sie ging an zwei- bis dreitausend jakobinische Gesellschaften, wo sie auf der Tribüne verlesen wurde, von Mund zu Mund ging, sich so mit mathematischer Genauigkeit vervielfachte und in acht Tagen zur Kenntnis von ungefähr einer Million Menschen gekommen sein mußte, die nun alle überzeugt waren, daß eine von der „Unbestechlichen" so genau geprüfte Sache endgültig entschieden sei, die alle auf Catos Wort hin unbesehen verdammten und das Todesurteil fällten. Es gibt in der Geschichte der Menschheit kein zweites Beispiel eines so verleumderischen Schriftstücks.

Wie war der Zustand des Konvents, der großen Masse, der Mitte? Er erregte sich nicht allzu sehr über den gegen die Gironde geführten Schlag. Wie eine Horde duckmäuserischer Schuljungen machte es ihm Spaß, seinen Präzeptor und Schulmeister, Brissot, selber von den Jakobinern verprügelt zu sehen. Was ihm viel weniger gefiel, das war die Exkommunikation, mit der diese eine gemischte Vereinigung von zweihundert Abgeordneten jeder Färbung und sogar Bergparteiler bedroht hatte, ihnen gewissermaßen untersagte, sich in ihrer Nähe, vor den Toren des Allerheiligsten, zu versammeln.

Robespierre hatte glücklicherweise nicht ein Wort gesagt. Er ließ reden und redete nicht. Da er nicht hervorgetreten war, konnte er unschwer zurückweichen. Das war es, was er durch Vermittlung seines Freundes Couthon, dem ersten der Jakobiner nach ihm, wagte. Das war ein junger Abgeordneter aus der Auvergne, von ungewöhnlicher Würde, infolge Siechtums bewegungslos (er war gelähmt), mit einer stets sanften Stimme, von strengem und starkem Charakter und verhaltener Kraft. Man sprach kaum je von ihm, ohne zu sagen: „der ehrenwerte Couthon". Man konnte zur Ausführung eines gefährlichen Schrittes gar keinen Mann finden, der in der Gesellschaft in höherer Achtung gestanden hätte.

Man muß wissen, daß Robespierre, während er die Gironde verfolgte, hinter sich, in seinem Rücken, eine heftige Partei voll Feuereifer wußte, die ihm vielleicht gefährlicher werden würde als die Gironde. Ich spreche von der Kommune, wo sich die gewalttätigste Fraktion der Cordeliers eingenistet hatte, Hébert, Momoro, Chaumette. Hinter der Kommune selbst kamen seltsame Gestalten verdächtiger Agitatoren, der Priester Roux, ein wildes Tier, das bei den



Gravilliers tobende Reden hielt, der kleine Varlet, ein Redner der Gasse, von dem wir alsbald sprechen werden, ein gewisser Gusman, Spanier, der sich einen spanischen Grande nannte. Gusman war Militär, er war gekommen, um seinen Degen in den Dienst der Freiheit zu stellen. Er hatte große Macht in den Faubourgs, und man hatte ihn stets an der Spitze der Bewegungen gesehen, wo er selbst die weit hinter sich ließ, die am wütendsten für Gewaltakte eintraten; einzelne hatten ihn im Verdacht, ein Agent des Auslands zu sein.

Diese gefährliche Persönlichkeit wurde am 2. Oktober Präsident der Sektion der Pikenträger (Place Vendôme), Robespierres Sektion, wo indessen auch mehrere ihm ergebene Männer tagten, L'Huillier, den er in die Mairie von Paris brachte, Dumas, sein zukünftiger Vorsitzender des revolutionären Gerichtshofes, und Duplay, der Hauswirt Robespierres, der von ihm auch zum Geschworenen dieses Gerichtshofes ernannt wurde.

Offenbar stieg die Flut höher, als Robespierre wollte. Es scheint der Plan Gusmans und seiner Freunde (der von der Kommune gebilligt wurde) gewesen zu sein, im bischöflichen Palast wiederholte Zusammenkünfte der Sektionskommissare zu bilden, eine sozusagen permanente Versammlung, ein Gegenkonvent, der, wenn es not tat, die Nationalversammlung vernichten konnte. Robespierre sah vorläufig mit Besorgnis die Bildung dieser anarchistischen Kraft. Später nötigte ihn der Gang der Ereignisse, wie man sehen wird, sich mit ihr zu vergleichen, sich ihrer zur Verstümmelung des Konvents zu bedienen, um ihm die Gironde zu entreißen.

Er war im gegenwärtigen Zeitpunkt (12. Oktober) weit entfernt, das vorauszusehen. Er hielt es für nützlich, gegen diese Übertreiber durch die Stimme Couthons und die Mißbilligung der Jakobiner einen Schlag zu führen.

Couthon war sehr mutig. Er fürchtete sich nicht, eine Gleichgewichtstheorie zu verkünden. Er sagte, abgesehen von den Bösewichtern der Gironde, die man tunlichst bald stürzen müsse, gäbe es auch Zuweitgehende, die nach der Anarchie trachteten. Die Jakobiner hatten sich jederzeit geschmeichelt, die Weisen und Vorsichtigen der Revolution zu sein, sie im Gleichgewicht zu erhalten. Couthon ging auf diese Vorstellung ein; er ließ sie in sich selbst das Gleichgewicht finden zum Berg, zum Konvent, zu Frankreich, das heißt, zur ganzen Welt. Da die Frage so hohe Bedeutung gewann, wurden alle von Begeisterung ergriffen. Selbst die Dantonisten, die doch wenig zufrieden waren mit den Jakobinern, gaben dem allgemeinen Eifer nach. Thuriot unterstützte Couthon: „Wir



haben uns im Jahre 1789, 1790, am 10. August, verbunden; wir werden uns wieder verbinden, wenn es nötig ist."

Bei diesem Wort wurden zustimmende Rufe laut; alle sahen das Vaterland gerettet, und zwar durch sich gerettet; sie hielten das Wort Thuriots für eine Erklärung der Dantonisten, sich ohne Vorbehalt mit den Jakobinern vereinigen zu wollen. Man umdrängte das Bureau, begnügte sich nicht damit, Couthon Beifall zu klatschen, sondern wollte seine Rede unterzeichnen. Der alte Dussault allein besaß die Festigkeit, nicht zu unterzeichnen, denn er vermochte nicht eine Rede als Gleichgewichtstheorie anzuerkennen, deren Ausgangspunkt die Vernichtung der Gironde und die Unterdrückung der Rechten war und die den Rückhalt nicht im Konvent als solchen, sondern nur in dessen linken Flügel suchte.

Aus einem entgegengesetzten Grunde nahmen auch die Cordeliers die Sache schlecht auf. Mehrere Jakobiner fanden, daß man noch zu sehr in den Anfängen der Revolution war, um schon die Übertreibung tadeln zu können, daß diese noch notwendig sei. Die Gesellschaft bat Couthon, seine Rede zu mildern; er weigerte sich, man ging zur Tagesordnung über, stimmte der Rede nicht zu und schickte sie nicht in die Departements.

Das war ein schwerer Schlag für Robespierre. Man wußte genau, daß Couthon nur in Robespierres Namen gesprochen hatte. Aber die Jakobiner hatten sich gesagt: „Robespierre ist hier noch zu milde und zu gemäßigt; wir können ihm nicht folgen; er ist noch mehr Philosoph und Weiser als Politiker; er ist ein Moralist, ein Heiliger."

Durch diesen offenbaren Mißerfolg Robespierres bei den Jakobinern ermutigt, betrieben die Maßlosen die Sache im erzbischöflichen Palais sehr eifrig, unterzeichneten dort und ließen unterzeichnen, eine von Gusman und seinen Freunden redigierte und von Tallien, Chaumette, Hébert gebilligte wütende Eingabe; darin bestritt man dem Konvent das Recht, Gesetze zu machen, und wollte als Gesetz nur anerkennen, was später die Billigung des Volkes gefunden hätte. Ein solch unverständiges Vorgehen hätte vorübergehend anarchistische Zustände zur Folge gehabt (vergl. das vorige Buch).

Im Konvent nahm selbst der Berg die Petition mit mißbilligendem Schweigen auf. Robespierre sagte keinen Ton. Gusman ließ sich keineswegs entmutigen, sondern brachte sie vor die Sektion, deren Vorsitzender er war (es war die Sektion Robespierres); er empfing ihre Beglückwünschung und ihr Bedauern. Man teilte ihm ein Mitglied zu, um ihn bei den Jakobinern zu unterstützen. wo er ebenfalls seine Klagen vorbrachte. Hier wurde er sehr gut aufgenommen, trotz des Widerspruchs mehrerer Abgeordneter. Sehr ernst, mindestens

ebenso ernst wie die Eingabe, war, daß der dicke Santerre wie ein Betrunkener gegen die Nationalversammlung losbrach: „Ich habe es ihnen gesagt; sie hätten es hören können; ihre Ohren sind lang genug. Mögen sie doch in den Süden gehen, da wird man ihnen die Peitsche geben, und sie werden sich sehr nach Paris sehnen usw.“

Das war der Mann, dem die Aufrechterhaltung der Ordnung und öffentlichen Ruhe anvertraut war. Und all dem hörten die Jakobiner mit Beifallsbeweisen zu.

Es war ein Glück für Robespierre, daß er nicht selbst die Lehre vom Gleichgewicht verkündet hatte; da nur ein anderer davon gesprochen hatte, so war es noch Zeit, sich mit den Maßlosen zu verständigen und von seinem Vorhaben abzustehen. Tatsächlich werden wir sehen, wie er sich im Prozeß gegen Luwig XVI. auf die erneuerte und fanatische Kommune stützt, und wie er schließlich in seinem verzweifelten Kampf gegen die Gironde zur anarchischen Gewalt seine Zuflucht nimmt, die er hatte unterdrücken wollen, als sie sich zuerst bemerkbar machte.

Achtzehntes Kapitel

Fortsetzung der inneren Geschichte der Jakobiner Robespierre (Ende 1792)

Die Jakobiner von 1793 sind die dritte Generation, die diesen Namen führt. — Anstrengung Robespierres, sie zu disziplinieren. — Seine zunehmende Sittenstrenge. — Robespierre als Zimmerherr in einer Tischlerfamilie gegen Ende 1792. — Ehrenwerte Neigungen Robespierres für Mäßigkeit in Vermögen und Lebensführung. — Sein Mißtrauen und seine Bitterkeit nehmen zu. — Marat wirft ihm seine Neigung zur Inquisition vor. — Seine Tugenden und seine Laster tragen vereint zu seiner Unbarmherzigkeit bei. — Die Jakobiner wecken die Besorgnis vor einem neuen Gemetzel, sogar des Konvents (November 1792). — Cambon bestimmt den Konvent, die Föderierten in Paris zurückzubehalten (10. November 1792).

Dem Namen nach sind die Jakobiner immer noch die gleichen, aber unter diesem Namen verbergen sich im allgemeinen schon andere Persönlichkeiten.

Eine dritte Generation dringt in die Gesellschaft ein. Es hatte das ursprüngliche parlamentarische und adlige Jakobinertum der Duport, Barnave und Lameth gegeben, durch das Mirabeau umkam. Es gab das gemischte Jakobinertum der republikanischen und orleanistischen Journalisten, Brissot, Laclos usw., wo Robespierre den Vorrang einnahm. Schließlich, als diese zweite Art im Jahre 1792 gleich-



sam geschmolzen und in Stellungen, in der Verwaltung, in verschiedenen Missionen untergekommen war, begann das Jakobinertum von 1793, das der Couthon, Saint-Just, Dumas usw., das Robespierre aufreiben sollte und sich mit ihm.

Diese dritte Legion, die gewissermaßen im Namen der Gleichheit berufen worden war, unterschied sich sehr von den beiden anderen. Erstens war sie jünger. Dann bestand die große Mehrheit aus Männern geringer Bildung, wie dem Tischler Duplay, dem Sattler Rigneur, usw. Diese braven Leute waren zwar sehr leidenschaftlich, aber im allgemeinen anständig und uneigennützig und hatten einen frommen, starken, gelehrigen Glauben. Von fanatischem Eifer für das Wohl des Vaterlandes beseelt und im Bewußtsein ihrer Unwissenheit suchten sie nichts anderes als einen Führer: sie brauchten einen anständigen, sehr zuverlässigen und gediegenen Mann, der für sie wollte; so legten sie ihr Gewissen in die Hand Robespierres.

Sie waren, wenn ich mich nicht täusche, naiver und hitziger als das Volk von heute, aber weniger fein und weniger scharfsinnig. Wenn es dem Führer paßte, seinen Gedanken indirekt Geltung zu verschaffen (wie gerade eben durch Couthon), so merkten sie das gar nicht. Übrigens stellten sie Robespierre und seine politische Keuschheit so hoch, daß sie oft glaubten, ihm so harte Entscheidungen in Sachen der öffentlichen Wohlfahrt ersparen zu müssen, die er seinem guten Herzen oder der Reinheit seines Charakters hätte abringen müssen, deshalb zogen sie oft vor, ohne ihn zu handeln, um ihren Abgott nicht zu beflecken, mochte dies nun seiner wirklichen Politik entsprechen oder nicht. Es fehlte nicht an Leuten, von denen sie auf solche Weise vom rechten Wege abgebracht und über Robespierres Ziele noch hinausgeführt wurden.

Der aufrichtige, aber wenig aufgeklärte Fanatismus der einen, die wahre oder gespielte Hitzköpfigkeit der anderen, der zornige Wetteifer, darin sie sich gefielen, wobei jeder den anderen in patriotischer Entrüstung überbieten wollte, machten es sehr schwierig, die jakobinische Gesellschaft (so diszipliniert sie schien) zu lenken. Sie ging oft über das Maß hinaus, das der Augenblick gebot. Robespierre hatte den Septemberschrecken ausgenutzt, um die Pariser Wahlen zu veranstalten. Es war ihm ganz recht, daß der Konvent etwas von der heilsamen Angst bewahrte, daß er den Aufruhr fürchtete, keineswegs aber, daß der Aufruhr von den Jakobinern selbst ausging.

Um die Rechte, die Mitte, durch Einschüchterung oder Milde, durch Ratschläge zur Vorsicht oder drohende Prophezeihungen zu erschüttern, konnte ihm der Aufruhr nichts nützen. Es war nötig, daß die Jakobiner, gemäßigt und selbst in der Gewaltsamkeit diszipliniert,



als Vermittler zwischen der Versammlung und der Straße dienen, den Konvent abwechselnd erschrecken oder beruhigen konnten.

Es war also seine große Aufgabe, die Jakobiner zu disziplinieren; eine schwierige Sache, bei dem Zustrom Fremder, dem die Gesellschaft unterworfen gewesen war. Die politische Disziplin ist nicht wenig abhängig von der Erziehung zu Anstand und Haltung, die von geistiger guter Erziehung zeugen. Robespierres Redegewalt mochte noch so groß sein, er konnte nur durch sein Beispiel wirken. Kein Wort war ausreichend hierzu; aber sein persönliches Gehabe, seine allgemein bekannte Lebensweise, die Atmosphäre von Wohlanständigkeit, die ihn umgab, predigten, forderten eine, wenigstens äußere Moral.

In diesem Sinne kann man sagen, daß es kaum eine Handlung in seinem Privatleben gab, die nicht auch eine Handlung seines politischen Lebens gewesen wäre. Seine Reden sind vielleicht der geringste Teil seines Einflusses gewesen. Der stillschweigende Eindruck einer so stark auf Wirkungen eingestellten Persönlichkeit war noch bedeutsamer.

Das ganze Leben dieses Mannes war Berechnung, Anstrengung, war eine ununterbrochene Willensanspannung. Obgleich er, wie man sehen wird, seine Sitten und Anschauungen auffällig wechselte, so waren diese Veränderungen beabsichtigt und keineswegs naiv, so daß er auch noch im Wechsel systematisch war und ganz aus einem Stück schien.

Keiner wußte sein Leben glücklicher zu einer allmählichen Läuterung seiner Sitten anzuwenden. In die Konstituierende und zunächst in die Freundschaft der Lameth eingetreten, geriet er durch die Gesellschaft dieser jungen Adligen für kurz mit der Korruption der Zeit in Berührung. Vielleicht glaubte er, auch darin seinem Meister Rousseau, dem Rousseau der „Bekenntnisse“ folgen zu müssen. Aber früh genug raffte er sich wieder auf[41]). „Emile“, „le Vicaire

[41]) Im Jahre 1790 gehörte er offenbar in den Kreis der Héloise; er hatte eine Geliebte. Ich zögere, in bezug auf seine Lebensführung von 1789 eine verdächtige Anekdote zu erzählen. Ich habe sie von einem berühmten, wahrheitsliebenden Künstler, einem Bewunderer Robespierres, der aber hatte sie seinerseits von Alexander de Lameth. Der Künstler begleitete eines Tages das alte Mitglied der Konstituierenden nach Hause, und dieses zeigte ihm in der Rue de Fleurus die frühere Stadtwohnung der Lameth und erzählte, Robespierre habe eines Abends bei ihnen gegessen und sich dann zur Rückkehr in seine Wohnung, Rue de Saintonge im Marais, fertig gemacht; er bemerkte, daß er seine Börse vergessen habe, und lieh einen Taler zu sechs Franken, dessen er, wie er sagte, bedürfe, weil er auf dem Heimwege zu einem Mädchen gehen wolle: „Das ist besser, als die Frauen seiner Freunde zu verführen.“



savoyard", „le Contrat social" befreiten und veredelten ihn: er wurde wahrhaft Robespierre. In seiner Sittenstrenge hat er nicht mehr nachgelassen.

Wir sahen, wie er am Abend der Metzelei auf dem Marsfeld (17. Juli 1791) bei einem Tischler Zuflucht suchte; ein glücklicher Zufall wollte es so. Aber daß er wiederkam und sich dort festsetzte, das war keineswegs ein Zufall.

Bei der Rückkehr von seinem Triumph in Arras, nach der Konstituierenden, im Oktober 1791, hatte er mit seiner Schwester in der Rue Saint-Florentin, einer vornehmen, aristokratischen Straße, deren adlige Bewohner emigriert waren, eine Wohnung bezogen. Charlotte de Robespierre besaß einen harten, unbeugsamen Charakter und war, als ihre erste Jugend vorbei war, verbittert wie eine alte Jungfer; ihre Haltung und ihr Geschmack verrieten den Provinzadel; sie wäre gar zu gern große Dame gewesen. Robespierre, feiner und femininer, hatte dennoch in seiner steifen Haltung, seinem langweiligen, aber gepflegten Äußeren etwas von einem Parlamentsaristokraten. Er sprach immer gewählt, selbst im vertraulichen Beisammensein, seine literarischen Neigungen gingen auf die edlen oder die weitschweifigen Schriftsteller, auf Racine und Rousseau.

Er war nicht Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung. Er hatte die Stellung eines Staatsanwalts ausgeschlagen; denn er meinte, die Angeklagten hätten ihn, da er sich heftig gegen sie ausgesprochen hatte, als persönlichen Feind ablehnen können. Man vermutete auch, daß es ihm zu große Mühe gekostet hätte, seinen Widerwillen gegen die Todesstrafe zu überwinden. In Arras hatte ihn dieser bestimmt, seine Stellung als Kirchenrichter aufzugeben. In der Konstituierenden Versammlung hatte er sich gegen die Todesstrafe, gegen das Kriegsgesetz und gegen alle gewaltsamen Maßregeln für die öffentliche Wohlfahrt erklärt, die seinem Herzen zu sehr zuwidergingen.

In diesem Jahre, vom September 1791 bis 1792, war Robespierre ohne öffentliche Ämter, ohne Auftrag und ohne andere Beschäftigung, als die eines Journalisten und Mitgliedes der Jakobiner, und spielte also eine weniger große Rolle. Die Girondisten waren die Hauptspieler; sie hatten glänzende Erfolge, da sie in der Kriegsfrage mit dem nationalen Empfinden völlig übereinstimmten. Robespierre und die Jakobiner vertraten den Grundsatz des Friedens, der außerordentlich unbeliebt war und ihnen sehr schadete. Zweifellos bedurfte die Volkstümlichkeit des großen Demokraten um diese Zeit einer gründlichen Stärkung und Verjüngung. Er hatte lange und unermüdlich geredet und drei Jahre lang die Aufmerksamkeit be-



schäftigt und ermüdet; schließlich erlebte er seinen Triumph und seine Krönung. Es stand zu befürchten, daß das Publikum seine Gunst einem anderen zuwenden würde.

Robespierres Art zu sprechen konnte sich nicht ändern, er hatte nur einen Stil; sein Schauplatz konnte sich ändern und sein Auftreten. Ein Hebel war nötig. Robespierre brauchte ihn nicht zu suchen, er kam ihm gewissermaßen entgegen. Er nahm ihn an, ergriff ihn und betrachtete es zweifellos als eine glückliche Fügung der Vorsehung, daß er bei einem Tischler wohnte.

Die Inszenierung gilt viel im revolutionären Leben. Marat hatte es instinktiv gefühlt. Er hätte sehr bequem an seiner ersten Zufluchtsstätte, auf dem Speicher des Schlächters Legendre, bleiben können; er zog den finsteren Keller der Cordeliers vor; dieser unterirdische Schlupfwinkel, aus dem jeden Morgen seine glühenden Worte hervorbrachen wie aus einem unbekannten Vulkan, berauschte seine Einbildungskraft; auch die des Volkes mußte ergriffen werden. Marat, der ein großer Nachahmer war, wußte sehr gut, daß im Jahre 1788 der belgische Marat, der Jesuit Feller, aus der Wahl seines Wohnsitzes, der hundert Fuß unter der Erde, tief drunten in einer Kohlengrube war, großen Vorteil für seine Volkstümlichkeit gezogen hatte.

Robespierre hätte weder Feller noch Marat nachgeahmt, aber er ergriff gern die Gelegenheit, Rousseau nachzuahmen, das Buch, das er unaufhörlich im Munde führte, in die Tat umzusetzen und den „Emile“ mit möglichster Treue zu kopieren.

Er war gegen Ende des Jahres 1791 krank in der Rue Saint-Florentin, krank durch Überanstrengung, krank durch eine ihm ungewohnte Tatlosigkeit, krank auch durch seine Schwester. Da kam Madame Duplay und machte Charlotte eine furchtbare Szene, weil sie ihr von der Krankheit ihres Bruders keine Nachricht gegeben hatte. Sie ging nicht weg, ohne Robespierre mitzunehmen, der es mit gutem Anstand geschehen ließ. Sie brachte ihn trotz der Enge der Wohnung bei sich zu Hause unter, in einer sehr sauberen Mansarde, in die sie die besten Möbel des Hauses stellte, ein recht schönes, blau und weißes Bett und einige gute Stühle. Ganz neue Gestelle aus Fichtenholz standen rings umher für die wenig zahlreichen Bücher des Redners; seine sehr zahlreichen Reden, Berichte, Denkschriften usw. füllten das übrige. Mit Ausnahme von Rousseau und Racine las Robespierre nur Robespierre. An den Wänden hatte die liebende Hand Madame Duplays überall die Bilder und Porträts aufgehängt, die man von ihrem Abgott gemacht hatte; wohin er sich umwandte, er konnte es nicht vermeiden, sich selbst zu sehen; rechts



und links Robespierre, Robespierre noch einmal und immer wieder Robespierre.

Dem geschicktesten Politiker, der das Haus eigens zu diesem Zweck erbaut hätte, wäre es nicht so gut gelungen, wie es der Zufall gemacht hatte. Wenn es auch kein Keller war, wie Marats Wohnung, so wog der schmutzige dunkle Hof mindestens einen Keller auf. Das niedrige Haus, dessen grünliche Ziegel von Feuchtigkeit zeugten, mit seinem luftlosen Dachgärtchen, stand wie erstickt zwischen den riesigen Gebäuden der Rue Saint-Honoré, wo um diese Zeit in buntem Gemisch Bankleute und Adlige wohnten. Weiter unten lagen die fürstlichen Häuser der Vorstadt und die glänzende Rue Royale mit der bösen Erinnerung an die fünfzehnhundert Menschen, die bei der Hochzeit Ludwigs XVI. erstickt waren. Oben lagen die Paläste der Generalpächter auf der Place Vendôme, die von dem Schweiß des Volkes erbaut waren.

Wie waren die Eindrücke der Besucher Robespierres, seiner Anhänger, seiner zu ihm pilgernden Verehrer, wenn sie in diesem ruchlosen Viertel, wo alles ihren Augen weh tat, den „Gerechten" zu sehen bekamen? Schon das Haus redete eine deutliche Sprache. Schon auf der Schwelle wiederholte ihnen der Anblick des ärmlichen und trüben Hofes, die Werkstätte, der Hobel und die Bretter, das Wort des Volkes: „Hier wohnt der Unbestechliche." — Und wenn sie die Treppe hinaufstiegen zur Mansarde, so wurden sie in ihrem Eindruck noch bestärkt: sauber und ärmlich, sichtlich ein Arbeitsraum, ohne anderen Schmuck als auf den Fichtenbrettern die Papiere des großen Mannes, legte ein beredtes Zeugnis ab von seiner unermüdlichen Tätigkeit, einem gänzlich dem Volk geweihten Leben. Da war nichts von der theatralischen Art des verrückten Marat, der in seinem Keller sein Wesen trieb und in Wort und Gebaren stets veränderlich war. Hier gab es keine Willkür, alles war geregelt, ehrbar, ernst. Man wurde gerührt, man glaubte, zum erstenmal in dieser Welt das Haus der Tugend erblickt zu haben.

Dabei ist jedoch darauf zu achten, daß bei genauem Hinblick das Haus keine Handwerkerwohnung war. Das erste Möbel, dessen man in dem kleinen Salon unten ansichtig wurde, bewies es deutlich genug. Es war ein Klavier, damals selbst bei Bürgern ein seltener Gegenstand. Das Instrument ließ auf die Erziehung schließen, welche die Fräulein Duplay, jede für sich, wenigstens einige Monate lang in dem benachbarten Kloster erhielten. Der Tischler war nicht gerade ein Tischler, sondern eher ein Unternehmer in der Bauschreinerei. Das Haus war klein, aber schließlich war es sein Eigentum; er wohnte in seinem Heim.



Hier hatte alles zwei Seiten; einerseits waren es Leute aus dem Volke und dann auch wieder nicht aus dem Volke; sie kamen, wenn man so sagen will, aus dem betriebsamen fleißigen Volke, und waren durch Mühe und Arbeit erst kürzlich zu Kleinbürgern geworden. Der Übergang war sichtbar. Der Vater, ein hitziger, rauher Biedermann, die Mutter eine willensstarke, heftige Frau, beide voll von Energie und Herzlichkeit, waren echte Leute aus dem Volk. Die jüngste der vier Töchter besaß noch deren Schwung und Feuer; die anderen legten es schon ab, besonders die älteste, welche die Patrioten mit respektvoller Höflichkeit Fräulein Cornelia nannten. Sie war bestimmt ein Fräulein; sie verstand auch Racine, als Robespierre einige Male im Familienkreise vorlas. Bei allem, was sie tat, im Haushalt wie am Klavier, hatte sie einen anmutig strengen Stolz; mochte sie der Mutter in der Werkstatt helfen, beim Waschen oder bei der Zubereitung des Familienmahles, sie blieb immer Cornelia.

Robespierre verlebte hier, fern der Rednertribüne, ein Jahr als Schriftsteller und Journalist, den ganzen Tag bereitete er die Artikel und Reden vor, die er abends bei den Jakobinern vortragen sollte; — ein Jahr, das einzige, das er in dieser Welt wirklich gelebt hat.

Frau Duplay fand es wunderschön, ihn da zu haben, und umgab ihn mit ängstlicher Sorge. Man sieht es an der Lebhaftigkeit, mit der sie dem Ausschuß vom 10. August, der einen sicheren Ort in ihrem Hause suchte, erklärt: „Geht wieder fort, sonst stellt ihr Robespierre bloß.“

Er war das Kind des Hauses, der Abgott. Alle widmeten sich ihm. Der Sohn diente ihm als Sekretär und schrieb seine Reden wieder und wieder ab, so oft sie auch korrigiert waren. Der Vater Duplay und der Neffe hörten ihm unermüdlich zu und verschlangen alle seine Worte. Die Fräulein Duplay betrachteten ihn als einen Bruder; die jüngste, lebhaft und reizend, ließ keine Gelegenheit vorüber, den bleichen Redner zu erheitern. Bei einer solchen Gastfreundschaft wäre kein Haus trübe gewesen. Auf dem kleinen Hofe, der von Familienmitgliedern und Arbeitern belebt war, fehlte es nicht an Bewegung. Wenn Robespierre in seiner Mansarde eine Pause machte und von dem Tisch aus Tannenholz, an dem er schrieb, die Augen erhob, dann sah er vom Hause zum Schuppen, vom Schuppen zum Hause Fräulein Cornelia oder eine ihrer liebenswürdigen Schwestern gehen und kommen. Wie sehr mußte er in seinen demokratischen Gedanken durch ein so trautes Bild vom Leben des Volkes bestärkt werden. Das Volk — aber ohne seine Gemeinheit, ohne sein Elend und sein Laster, diese Gefährten des Elends! Dieses zugleich volkstümliche und edle Leben, bei welchem die häuslichen

Sorgen an Bedeutung gewinnen durch die moralische Vornehmheit derjenigen, die sie auf sich nehmen! Die Schönheit, die den Haushalt führt, selbst im niedrigsten Stande, die Vortrefflichkeit des von lieber Hand bereiteten Mahles! — Wer hat nicht all das gefühlt? Und ich zweifle nicht, daß gerade der unglückliche Robespierre in seinem armen, dunklen, künstlichen Leben, das ihm die Verhältnisse von Geburt an bereitet hatten, den Reiz dieses naturgemäßen Lebens gefühlt und seinen milden Schein genossen hat.

Selbstverständlich war es schwierig, einer solchen Familie eine Entschädigung zu bieten. Ein abgefallener Jakobiner machte eines Tages Robespierre den Vorwurf, „daß er das Haus Duplay ausbeute, sich von ihnen ernähren lasse, wie Tartüffe von Orgon", ein niedriger und grober Vorwurf von einem Manne, der unwürdig war, die Brüderlichkeit der Zeit und das Glück der Freundschaft zu empfinden. Hätte Robespierre gewagt, ihnen etwas anzubieten, so wäre er zweifelsohne von Herrn und Frau Duplay getadelt worden, und die Mädchen hätten mit ihm geschmollt; er wäre gewiß nicht mehr darauf zurückgekommen. (Wohl etwas zu rosig gesehen. Anm. d. Herausg.)

Eins darf uns verwundern, daß nämlich ein solches, ein so verbrachtes Jahr, seinen Charakter nicht wesentlich milderte, sein Herz reicher stimmte. Unerwarteterweise war das Gegenteil der Fall.

In einem sauren Topf wird alles sauer. Und in dieser unglücklich geborenen, von Kind auf vom Unglück, von ausdauernder Anstrengung verfolgten Seele hatte das herbe Bewußtsein des Daseinskampfes, das anderen vielleicht zum Glück geworden wäre, eine entgegengesetzte Wirkung. Alles, was er in der Theorie an Voreingenommenheit für das Volk besaß und was durch den Anblick, den diese vortreffliche Familie ihm bot, noch gesteigert wurde, scheint ihn in seinem Haß gegen die Feinde des Volkes bestärkt zu haben; die Freundschaft (vielleicht war es Liebe?), die zartesten Regungen vermehrten seine Bitterkeit. Er wurde unerbittlich, wie er so bislang nie gewesen war. Sein immer zunehmender Haß zeigte ihm den Tod seiner Feinde, der Feinde der Revolution — für ihn war beides gleichbedeutend — als notwendig, als wünschenswert.

Unter dieser Zahl verstand er alle, die sich nicht ganz genau auf der von ihm vorgezeichneten Linie befanden. Die richtige Mitte, die er für den Berg gefunden zu haben glaubte, war eine sehr feine, genaue, unendlich schmale Linie, von der weder nach rechts noch nach links abgebogen werden durfte.

Die „goldene Mittelmäßigkeit", die in Politik und Vermögen, in Lebensgewohnheiten und in allem sein Ideal war, wurde unaufhörlich in seinen moralischen und gefühlvollen Reden angeführt; es waren



sozusagen Bußpredigten, mit denen er seine Schmähschriften durchsetzte; sie trat noch deutlicher in seiner Persönlichkeit, seiner Haltung und seiner Tracht zutage. Das wohlanständige und reine Weiß der Strümpfe, der Weste und der Krawatte, von Frau und den Fräulein Duplay streng überwacht; die Nankinghose und der gestreifte Rock[42]), die gepuderten, flügelartig aufgerollten Haare gaben die Vorstellung von einem mittelmäßig gestellten Rentner.

Auf den ersten Blick hätte man geargwohnt, daß dieser Rentner noch durch gewisse Beziehungen an das ancien régime geknüpft war, was den Tatsachen entsprach. Seine Gewohnheiten waren stets die von früher, steif und geschraubt. Alle die naiven Kindereien des revolutionären Geistes waren ihm unerträglich (die Mütze der Gleichheit, das brüderliche Du); lange wußte er sie als ungehörig den Jakobinern fernzuhalten. Zuerst der Anstand, zuerst die Haltung! Die seinige war weniger die eines Tribunen als eines Moralpredigers der Republik, eines machtlosen und kläglichen Zensors. Sein Lachen klang spitz und herb; wenn sein Mund lächelte, so war es ein so trauriges Lächeln, daß man es kaum ertragen konnte; es schnürte einem das Herz zu.

Marat hatte es ihm am 24. Oktober 1790 gesagt, daß er zur Inquisition neige. Er wollte damals nicht nur die als Hochverräter erachtet wissen, welche die physische Leistung der Nation gefährdeten, sondern auch die, welche die moralische gefährdeten. „Da müßten Sie alle Wüstlinge dem Tode überliefern," sagte Marat darauf sehr richtig; „denn sie gefährden bestimmt die Sitten der Nation." Selbst das Evangelium wäre davor nicht sicher; seine Lehre, der Obrigkeit gehorsam zu sein, könnte ein direkter Angriff auf die politische Moral einer Nation sein.

Diese ultramoralistische Tendenz wäre unter Robespierre weit gediehen, wenn die heftigen politischen Ereignisse sie nicht zerstreut hätten. Schon begann man, sei es bei den Jakobinern, sei es in der Kommune, Ehebruchsfragen und andere moralische Angelegenheiten zu erörtern, die im Mittelalter die Geistlichkeit angingen.

Robespierre hatte eine Eigenschaft, wie sie dem Priester sehr eigentümlich ist, daß seine Tugenden sich prächtig mit seinen Lastern vertrugen und ihnen in gewissem Sinne brüderlichen Beistand liehen. Seine Sitten- und Gedankenstrenge heiligten seinen Haß. Seine Feinde, seine Nebenbuhler, selbst seine wenig folgsamen Freunde, sie, die man die „Nachsichtigen" nannte (Danton, Des-

---

[42]) Der Nachfolger des olivenfarbenen und Vorläufer des berühmten himmelblauen Rocks, den er zum „Fest des höchsten Wesens" trug.



moulins, Lacroix, Fabre d'Églantine), er opferte sie um so leichter, als er sie als Sittenrichter verurteilen konnte[43]).

Mehr und mehr kam er dahin, jede Beschuldigung zu glauben und allen den Tod zuzuerkennen, an deren Untergang er ein Interesse hatte. Der grausame Traum einer vollständigen Reinigung der Republik begann in ihm Wurzel zu fassen. Seiner Natur nach ein Nachahmer, ein grausamer Nachahmer, scheint er sich nicht allein von den harten und bitteren Stellen bei Rousseau beeinflussen zu lassen, sondern auch von einem Büchlein, das er auswendig kannte, dem paradoxen „Dialog zwischen Sulla und Eukrates". Er liebte es, ärgerlichen Worte daraus zu zitieren (die Montesquieu wohl sehr bedauert hätte, wenn er geahnt hätte, was für einen Gebrauch man davon machen würde): „Vielleicht wird die Nachwelt finden, daß man nicht genug Blut vergossen hat, und daß nicht alle Feinde der Freiheit geächtet worden sind[44]).

Er hielt sich für rein genug, diese furchtbare Rolle zu übernehmen.

Nichts wurde ihm verhängnisvoller als seine neidische Betrübnis, an den großen Tagen der Republik nicht in Erscheinung getreten zu sein, weder im Juli 1791 noch im August 1792. Die girondistische Presse erinnerte ihn unablässig daran, und er litt grausam darunter. Mochte er dazu auch gute Miene machen, so spürte er doch heftig

[43]) Ich habe die folgende Geschichte von einem Freunde Robespierres, von einem Feinde Camille Desmoulins. So verdächtig sie auch erscheinen mag, ich muß sie berichten. Eines Tages soll Camille in sehr verwerflichem und lüsternem Leichtsinn einem der jüngeren Fräulein Duplay ein obszönes Buch gegeben haben. Robespierre überraschte sie damit und — wie jeder vernünftige Mann getan haben würde — wußte es dem jungen Mädchen geschickt zu entziehen, indem er ihm als Entgelt ein Buch mit hübschen Bildern gab, das ungefährlich war. Er zeigte weder Bitterkeit noch Zorn. Doch, sei es aus Haß gegen solche Lüsternheit oder tief verletzter Eigenliebe gegenüber dem Unverschämten, der Robespierre so wenig respektierte — er vergaß alle Dienste, die der Freund, der ehemalige Kamerad, ihm erwiesen, der so viele Jahre an seinem Ruhm gearbeitet hatte, und „seit dieser Stunde wollte er seinen Tod". (In diesem Falle war die Sittenstrenge des „Unbestechlichen" wohl nur Eifersucht. Anm. d. H.)

[44]) Eine entsetzliche Tat bezeugt die erstaunliche Hartherzigkeit, zu der Robespierre gelangte. Ein Mann, der sicherlich nicht schuldlos, schließlich aber für alle Zeit berühmt war, einer der Gründer unserer Gerechtsame, der konstituierende Chapelier, hielt sich in Paris verborgen. Gegen Ende 1793, als er seine Abgeschlossenheit, seine Besorgnis nicht länger ertragen konnte, schrieb er an Robespierre, seinen früheren Kollegen, daß er sich da und da verborgen halte, und bat ihn, ihm zur Rettung zu verhelfen. Robespierre schickte den Brief sofort der Obrigkeit, die ihn fangen, aburteilen, hinrichten ließ. Die Sache ist von Herrn Pillet beglaubigt, damaligen Schreiber in den Büros des Komitees der öffentlichen Wohlfahrt, durch dessen Hände der Brief ging.





Barère.
Ausschnitt aus dem Gemälde von Jacques Louis David (1793).



Antoine Saint-Just.
Nach dem Gemälde von Jacques Louis David.

die Stiche dieser giftigen Wespen. Weniger brauchte es nicht, um ihn zu dem unerhörten Frevel zu treiben, Brissot als Anstifter der Metzelei auf dem Marsfeld verklagen zu lassen, ihn so zum Mörder des Volkes auszurufen und den Dolchen auszuliefern.

Die Gesellschaft der Jakobiner entwürdigte sich. Sogar Danton, der selbst den gewalttätigsten Männern nicht feind war, wollte nicht mehr hingehen, angeekelt vom Triumph der Schwätzerei und falschen Energie. Im Oktober zum Präsidenten ernannt, konnte er sich nur zweimal zum Kommen entschließen, bei zwei großen Gelegenheiten, um Dumouriez als Sieger zu begrüßen und die Savoyarden zu empfangen, die sich an Frankreich übergaben.

Ein Teil der Bergpartei, Cambon, Carnot, Thibaudeau und andere, konnten niemals ihren instinktiven Widerwillen vor den Jakobinern überwinden, vor der Maßlosigkeit der einen, der Heuchelei der anderen.

Keiner zweifelte nun mehr, daß es bei den Jakobinern eine Partei gebe, die zu einer Wiederholung des 2. Septembers, aber gegen den Konvent, entschlossen sei. Es mußten finstere Absichten sein, die sie dahin brachten, der aufrührerischen Menge in ihren verbrecherischsten Repräsentanten zu schmeicheln. Die departementale Garde war nicht ins Leben gerufen worden. Aber eine große Zahl von Föderierten war aus den Departements herbeigeeilt, die einen, um das gefährdete Leben ihrer Abgeordneten zu verteidigen, die anderen, um sich der Armee anzuschließen; man hielt sie hier zurück, um auf die Meute einen Druck zu üben. Fast der gesamte Konvent war insgeheim einig, sie in Paris zu behalten; es laut zu verlangen, wagte er nicht. Ein Wort Bugots hatte ihm tiefen Eindruck gemacht, ein prophetisches Wort, das aus dem tiefsten Inneren eines keineswegs schüchternen Mannes kam, der aber den Tod herannahen sah. Anläßlich eines Berichtes Bazires, der den September freisprach, warf er der Mitte dieses Wort zu: „Soll man annehmen, daß man Sie stets für die Tagesordnung stimmen lassen kann? Welch eine Regierung wollen Sie denn? Was für ein Leichenbegängnis bereiten Sie sich selbst? . . .“

Die Versammlung fröstelte und schwieg. Sie gewann aber bald darauf wieder Mut, als ein von der girondistischen Clique unabhängiger Mann, Cambon, unversehens alle die vergeblichen Rücksichten über den Haufen warf und ihr die tatsächliche Lage zeigte, ihre Gefahr, den Abgrund, in den sie sich, im Banne der Gewaltsamkeit, hinabgleiten ließ. Die Jakobiner wollten die Föderierten zum Abzug veranlassen, anders gesagt, den Konvent entwaffnen. Man hatte das Verlangen heuchlerisch durch den Kriegsminister



stellen lassen, unter dem Vorwand eines allgemeinen Bedürfnisses. Cambon brach in kurze, furchtbar betonte Worte aus, wie ein Mann, der sagen würde: Nein, ich will nicht sterben. Der Konvent wies die Forderung des Ministers ab, das heißt, er beschloß, daß die Föderierten in Paris verblieben.

Neunzehntes Kapitel

Der Prozeß des Königs
Versuch der Linken, die Rechte zu terrorisieren
Saint-Just (13. November 1792)

Die moralische Idee der Revolution. — Moralische Einmütigkeit des revolutionären Frankreichs bis zu den letzten Monaten von 1792. — Die einzigartige und furchtbare Prüfung, die Frankreich damals durchmachte. — Gründe zur Beruhigung. — Der Prozeß wird von der Gironde schlecht begonnen (13. November 1792). — Saint-Just hält eine Mordrede. — Saint-Justs Äußeres, sein Vorleben. — Er wird vor dem gegebenen Alter in den Konvent berufen. — Seine Rede bedroht den Konvent (13. November 1792). — Die Rechte von der Kühnheit der Bergpartei eingeschüchtert.

Die Föderierten der Departements blieben in Paris; Frankreich hütet den Konvent. Dieser wird materiell, von draußen, weniger zu fürchten haben. Nur muß er sich selbst moralisch gut in acht nehmen. Man könnte einen Terrorismus der öffentlichen Meinung auf ihn ausüben, wenn er schwankend bleibt, wenn er nicht seinen Sitz und sein Tribunal auf ein unwandelbares Prinzip gründet, das es ihm ermöglicht, die nutzlose Aufwiegelung zu verachten.

In jenem feierlichen Augenblick, da ein Kriminalprozeß, ein Todesurteil beginnt, ist es die erste Bedingung, daß der Richter, die Hand auf dem Herzen, hier deutlich sein Gesetz, sein Prinzip und seinen Glauben spürt, die so geheiligte Idee, daß man um ihretwillen verletzen kann, was unverletzlich scheint, ich meine, das Menschenleben.

Da es nur eine Idee des Rechtes gibt, so haben das gerichtliche Recht und das politische Recht dieselbe Grundlage. Den Grundsatz aufstellen, demzufolge der Angeklagte vielleicht sterben wird, heißt auch den Grundsatz aufstellen, nach dem die Gesellschaft, die ihn richtet, lebt. Die Revolution, die Ludwig XVI. aburteilte, würde unwillkürlich auch sich selber richten, sich Rechenschaft geben, von welcher moralischen Idee sie ihr Leben und ihr Recht herleitete.

Frankreichs moralische Idee war die Gerechtigkeit.



Und zum ersten Male hatte man gesehen, was das ist, die Gerechtigkeit. Bis dahin hatte man aus dieser erhabenen Tugend ein engherziges, armseliges Tugendmäntelchen gemacht. Ehe Frankreich sie der Welt enthüllte, hatte man ihr ungeheures Ausmaß nicht geahnt.

Eine weitgehende, großmütige, menschliche, liebende und für die arme Menschheit innig eintretende Gerechtigkeit.

Die ganze Erde hatte vor dem September Frankreichs Gerechtigkeit bewundert. Sie schafften die Begnadigung ab; man begreift das vollkommen: in dieser Gesetzgebung fand sie sich in jeder Zeile.

Die Seele des achtzehnten Jahrhunderts, ihre höchste, menschlichste und innigste Begeisterung, die Seele eines Voltaire, Montesquieu und Rousseau, zuweilen auch die Utopie eines Bernardin de Saint-Pierre sind hier vertreten.

Die in so vielen Dingen voneinander abweichenden Führer der Revolution sind in zwei wesentlichen Punkten einig: erstens: nur was recht ist, ist nützlich; zweitens: heilig vor allem ist das Menschenleben.

Lest Adrien Duport, lest Brissot und Condorcet, lest Robespierre (in der Konstituierenden), die Übereinstimmung ist vollkommen, tief.

„Geben wir dem Menschen Achtung vor dem Menschen." Dieses große Wort Duports ist auch der Gedanke Robespierres in seiner Rede gegen die Todesstrafe. Er will zumindest, daß für eine Verurteilung die Geschworenen einig sein müssen.

Brissot hatte vor 1789 ein Buch veröffentlicht über die „Institutions criminelles", beeinflußt vom Geiste Beccarias, der Milde der amerikanischen Quäker, denen er einen Besuch abgestattet hatte.

Condorcet geht in seinen letzten Schriften noch weiter. In diesem äußerst humanen Geist vertieft die eigene Gefahr nur noch die Menschlichkeit, das Mitgefühl, die umfassende Liebe zum Leben; er äußert diesen Wunsch und diese Hoffnung: „Dank dem Fortschritt der Wissenschaften wird der Mensch in Zukunft dahin kommen, den Tod zu meistern."

Der Mensch, aber die Tiere? Sie werden immer sterben; ihr Tod ist für das allgemeine Leben unvermeidlich. Condorcet betrübt sich darüber in den letzten Aufzeichnungen, die er machte. Der Tod wird ein unheilvolles Weltgesetz bleiben; er ist untröstlich darüber.

„Das Recht," hat Mirabeau gesagt, „ist der Weltherrscher."

Robespierre: „Nichts ist gerecht, was nicht ehrenhaft ist; nichts ist von Nutzen, als was gerecht ist." (16. Mai 1791.)

Und Condorcet (25. Oktober 1791): „Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, die öffentliche Wohlfahrt könne eine Ungerechtigkeit gebieten."

Die gleiche Sprache noch 1792. — Und da ist's, daß an alle die Versuchung herantritt.

Die Gefahr kommt von allen Seiten, die furchtbare Notwendigkeit, die Bedrohung durch Europa, die Verrätereien im Innern. Man spricht weniger von Gerechtigkeit; jeder sagt bei sich selbst: „Wenn wir gerecht bleiben, gehen wir zweifellos zugrunde . . . Retten wir heute Frankreich, morgen werden wir gerecht sein."

An die Gironde tritt die Versuchung zuerst heran, und sie erliegt ihr als erste.

Das Doppelspiel des Hofes veranlaßt sie selbst zum Doppelspiel. Sie spielt den König aus, der sie ausspielt, tut, als handle sie in seinem Einverständnis, und zerschmettert ihn.

Nun kommt die zweite Versuchung, der feindliche Einfall und die Setembermorde; was werden die Philanthropen sagen? Weiter kommt der Prozeß des Königs, die Gelegenheit, die Gerechtigkeit anzuwenden oder umzustoßen. Heißt es untergehen oder gerecht bleiben?

Und dennoch war nicht nötig, daß Frankreich grausam wurde, daß es der Furcht Menschenopfer brachte. Es konnte gerecht bleiben. Es bedurfte zwar einer stählernen und kraftvollen Gerechtigkeit, aber schließlich doch einer Gerechtigkeit.

Robespierre sagt in einer seiner Januarreden, sein Herz habe gezögert. Ich glaube, daß es so war. Ein Wort, das aus dem Innern kam, das einer selbstquälerischen Seele entschlüpfte. Ja, man hatte Grund zu zögern, als man fühlte, daß man durch den Tod eines allerdings schuldigen Mannes dem Tod die ungeheure Laufbahn öffnete, auf der er nicht mehr Einhalt tat.

Die Diskussion begann am 13. November. Und Pétion beantragte, daß man vorerst erörtere, ob der König unverletzlich sei oder nicht.

Eine alberne Frage, die der Gironde, der Rechten, den tödlichsten Schlag versetzte, sie geradezu verdächtigte, den Prozeß umwerfen zu wollen.

Um dem Girondisten den Garaus zu machen, fehlte es nur, daß die Royalisten ihn unterstützten. Ein Vendéer trat auf, dreist und trotzdem zitternd; er machte es billig mit Ludwig XVI., sagte, er wolle ihn nicht verteidigen, aber „trotz seiner Verfehlungen" bleibe der König unverletzlich.

Ein ungeschickter und unheilvoller Anfang, der nur erreichte, die gute Hälfte der Nationalversammlung abzutun und bloßzustellen. Gewaltig erhob sich die Entrüstung der Tribünen und des Volkes, und das Blut des 10. August begann zu kochen. Die Gewalttätigen schöpften unberechenbare Kraft daraus. Keine sechzig Leute waren



bei der Bergpartei, die den Tod des Königs wollten; aber von dem Augenblick an, da die unbesonnenen Verfechter der Unverletzlichkeit Miene machten, ihn mit dem Schild des Gesetzes zu decken, wurden die sechzig zum Werkzeug der allgemeinen Empörung, sahen ein großes Gefolge hinter sich; Mäßigung und Milde wurden unmöglich.

Wer würde den Dolch führen? Die Leiter der Bergpartei hielten sich zurück, blieben auf ihren Sitzen. Dieser Dolch des Berges, er wurde von Saint-Just geführt.

Es bedurfte eines ganz neuen Mannes, dem kein Präzedenzfall von Philanthropie hinderlich sein konnte, der nie ein Wort der Sanftmut oder Milde gesagt hatte, der nicht einmal die edlen Reden mit angehört hatte, durch die unsere Versammlungen sich bloßgestellt, sich allzu weit in die Frage der Menschlichkeit, der Achtung vor dem Menschenblut eingelassen hatten.

Saint-Just erstieg langsam die Tribüne und sagte in einer leidenschaftslosen, scharfen Rede, man müsse den König nicht umständlich richten, sondern ihn ganz einfach töten.

Man muß ihn töten, es gibt keine Gesetze mehr, um ihn zu richten; er selber hat sie zerstört.

Man muß ihn töten, als Feind; man richtet nur einen Bürger; um den Tyrannen zu richten, müßte man ihn erst zum Bürger machen.

Man muß ihn töten, als Schuldigen, der auf frischer Tat, die Hand im Blute, ertappt wurde. Überdies ist das Königtum ein Ewigkeitsverbrechen; ein König steht außerhalb der Natur; vom Volk zum König gibt es keine natürliche Beziehung.

Man sieht, daß Saint-Just sich wenig darum kümmerte, seine verschiedenen Begründungen in logischen Einklang zu bringen; er entlieh sie unterschiedslos den gegensätzlichsten Systemen. Alles war ihm recht, um damit zu töten.

Es gab da fürchterliche, maßlos heftige, hochfahrend blutrünstige Worte: „Dereinst werden sich die Menschen, frei von unseren Vorurteilen, über die Barbarei eines Jahrhunderts wundern, dem es gegen die Religion ging, einen Tyrannen zu richten . . .“ Und in gehässigem Hohn: „Man sucht Mitleid zu erwecken; man wird bald Tränen kaufen, wie bei den Begräbnissen in Rom . . .“ usw.

Mit dem Tage, da das Mitleid so zum Spott wird, beginnt ein barbarisches Zeitalter.

Saint-Just war von Robespierre und von der Bergpartei die furchtbare Initiative übertragen worden, den ersten Schlag zu führen. Doch wir glauben annehmen zu können, daß seine Rede nicht verbreitet worden ist. Sie ging an zwei Stellen so weit, zu behaupten,

selbst das souveräne Volk könne keinen einzigen Bürger verpflichten, dem Tyrannen zu verzeihen, jeder bliebe hier Richter; er erinnerte daran, daß es zur Verurteilung Cäsars keiner anderen Formalitäten als zweiundzwanzig Dolchstöße bedurfte, usw. Obgleich er mit dem Rat an die Nationalversammlung schloß, unverzüglich zu richten, war zu befürchten, durch diese eifernden Worte könne irgendeiner sich berufen fühlen, sich zum Richter und Henker aufzuwerfen. Robespierre selbst fürchtete das, und in seiner Rede (3. Dezember) stellte er fest, daß ein Urteilsspruch notwendig sei und man diesem nicht zuvorkommen dürfe.

Man konnte nun verstehen, daß dieser sehr junge Mann nicht gerade ein Schüler Robespierres werden, daß er mit ihm Schritt halten oder ihn an Eifer überbieten werde, daß er ihm eines Tages vielleicht ein gefährlicher Konkurrent werden könne. Und das wäre — ohne das Ereignis vom Thermidor — eingetreten.

Die Grausamkeit der Rede setzte in Erstaunen. Der Vortrag war ungewöhnlich; er verriet einen wahren Fanatismus bei dem jungen Mann. Seine langsamen, abgemessenen Worte fielen mit eigentümlicher Wucht und hinterließen ein Beben, gleichwie es das schwere Messer der Guillotine tat. Durch einen empörenden Gegensatz kamen diese kühlen, mitleidlosen Worte aus einem fast weiblich erscheinenden Munde. Wären die starren und harten blauen Augen, die stark gerunzelten Brauen nicht gewesen, so hätte Saint-Just als Frau gelten können. Die mächtige, geschlossene Krawatte, die er damals beständig trug, veranlaßte seine Feinde, grundlos vielleicht, zu der Äußerung, er verberge dahinter Skrofeln[45]). Der Hals verschwand geradezu in der Krawatte, dem steifen und hohen Kragen; ein um so wunderlicherer Eindruck, als seine hohe Gestalt keineswegs diese Verkürzung des Halses erwarten ließ. Er hatte eine sehr niedrige Stirn, der Kopf schien fast eingedrückt[46]), so daß die Haare, ohne etwa lang zu sein, fast die Augen berührten. Das seltsamste aber war seine fast automatisch steife Haltung, die nur ihm eigentümlich war. Robespierres Steifheit war nichts dagegen. Entsprang sie einer körperlichen Eigentümlichkeit, einem unmäßigen Stolz, einer berechneten Würde? Sie wirkte mehr einschüchternd als lächer-

[45]) Eine übrigens in Reims, wo er lange Zeit wohnte, sehr verbreitete Sache. Kinder und junge Leute von lympathischer Anlage werden dort leicht von diesem Übel befallen, für das es in jener Stadt stets ein besonderes Hospital gegeben hat.

[46]) Diese Eigentümlichkeit ist in dem schönen Porträt, das Madame Lebas besitzt, sehr auffällig, und zuerst glaubte ich, es sei ein Zufall, eine Ungeschicklichkeit des Malers. Aber diese ehrwürdige Dame, die Saint-Just gesehen und gut gekannt hat, versicherte mir, daß es tatsächlich so sei.



lich. Man fühlte, daß ein so unbewegliches Geschöpf auch ein Herz haben mußte, das nicht zu rühren war. So kam es, daß, als er in seiner Rede vom König zur Gironde überging und, Ludwig XVI. beiseite lassend, sich steif zur Rechten wandte und ihr mit seinen Worten auch seine ganze Person zukehrte, seinen harten und mörderischen Blick, es nicht einen gab, der nicht die stählerne Kälte verspürt hätte.

Sein bisheriges Auftreten war sehr bezeichnend für seine Kühnheit. Es war noch nicht einen Monat her seit der Veröffentlichung von „Mes passe-temps, ou le nouvel Organt de 1792, par un député de l'Assemblée nationale", eine Dichtung, die eine Nachahmung war von Voltaires „Pucelle"; sie stammte von Saint-Just.

Das Werk, das immerhin einigen Wert besitzt, was man auch dagegen gesagt haben mag, war 1789 bei seinem ersten Erscheinen eine Todgeburt, ebenso beim zweiten, 1792. Die furchtbare Berühmtheit, die der junge Autor sich damals erwarb, war seinem Buche nicht günstig. Man darf glauben, daß seine Freunde mehr noch als seine Feinde ein Interesse daran hatten, es zu begraben, vergessen zu machen.

Saint-Just war im Nièvre, einem der rauhesten Landstriche Frankreichs, geboren, der mehr als einen Mann herben, bitteren Geistes hervorgebracht hat (unter anderen Bèze, Calvins rechte Hand). Sein Vater war ein Offizier, der sich von unten heraufgedient hatte, einer dieser Militärs des ancien régime, die, nachdem sie sich mit höchster Willenskraft durch fünfundzwanzig, dreißig Jahre lange Zähigkeit emporgerungen haben, auf ihre alten Tage das Kreuz des Heiligen Ludwig erhielten und es schließlich zum Adel brachten. Alle diese gehäufte Energie war in Saint-Just zusammengefaßt. Er war von Geburt an ernst, bitter arbeitsam; das ist alles, was man aus seinen Schulheften entnehmen kann, die noch vorhanden sind. Das, welches mir vor Augen liegt, verspricht nichts weiter als einen berechnenden, etwas schwerfälligen Verstand, der vielleicht zur philologischen Gelehrsamkeit berufen sein könnte. Es ist eine umständliche Geschichte des Schlosses von Coucy. Seine Familie hatte im Aisnegebiet, in Blérancourt bei Noyon einigen Besitz und hatte sich dort niedergelassen.

Der zum Studium der Rechte nach Reims gesandte junge Mann, fand auf den damals beschämend minderwertigen Schulen nichts als Leere, Langeweile, schlechte Sitten. Von Zeit zu Zeit kehrte er in sein Dorf Blérancourt zurück und führte dort (nach den Versen zu urteilen, die er damals machte) das wenig erbauliche Leben der jun-

gen Landedelleute. Ein anderer wäre darin aufgegangen; Saint-Just machte ein Gedicht daraus[47]).

Der Verfasser war mehr wert als das Werk. Er war dazu bestimmt, es weiterzubringen. Er hatte einen natürlichen Sinn für das Große, eine außerordentliche Willenskraft, eine hochfliegende und mutige Seele. Er verzehrte sich in diesem Dasein voller Nichtigkeiten.

Um aus der Provinz herauszukommen und ans Licht zu treten, hatte er sich zunächst an den glänzenden Journalisten der Aisne, an Camille Desmoulins gewandt; dieser, der eine ganz entgegengesetzte Natur war, bereitete dem hochfahrenden Studenten keinen sonderlichen Empfang; er sah in Saint-Just und seinem Werk nichts als Pathos und Prätention; er ermutigte in ihm weder den Römer noch den Dichter, bespöttelte beide. So bleibt er also in seiner Einsamkeit.

Es kam eine sehr schöne Gelegenheit. Saint-Just ergriff sie herzlich gern. Blérancourt ist bedroht, einen Handel zu verlieren, von dem es lebte. Saint-Just schreibt an Robespierre, ohne ihn zu kennen, bittet ihn, die Reklamation des Dorfes zu unterstützen; er bietet sein kleines Besitztum zum Verkauf an, alles, was er hat, als Nationalbesitz.

Ich weiß nicht, ob das Anerbieten angenommen wurde. Sicher aber ist, daß Robespierre, der die Uneigennützigkeit liebte, den jungen Mann nun aufnahm, der sich so vornehm, so rückhaltlos und ohne hinter sich zu blicken, hingab. Er war entzückt, den Männern des Aisne-Departements diesen jungen Fanatiker entgegenstellen zu können, dem von ihm verabscheuten Condorcet, dem unsicheren Desmoulins. Zweifellos war es seinem allmächtigen Einfluß zu danken, daß Saint-Just in den Konvent gewählt wurde, obgleich er erst vierundzwanzig Jahre war.

Der Vorsitzende des Wahlkomitees, Jean Debry, protestierte vergeblich.

---

[47]) Er glaubte es Voltaire gleichzutun und wußte doch nicht, daß „La Pucelle" (Die Jungfrau) mehr noch eine politische Satire als ein schlüpfriges Gedicht ist. Kühnheit und Gefallen hatten sie geschaffen. — „L'Organt" ist alles in allem kein lockeres, obszönes Gedicht; es enthält nur drei bis vier Seiten einer brutalen Unzüchtigkeit. Überall aber zeigt sich, ermüdend und langweilig, die mühevollste Nachahmung der ungezwungensten Geister, die es je gegeben, des Voltaire und des Ariost. Der junge Autor scheint auf den Leichtsinn des jungen Adels zu zählen, und zweifelsohne rechnet er mit seinem Buch, um bei ihnen Zutritt zu finden. Dieses von berechnetem Zynismus erfüllte Werk zeugt vielleicht weniger von Ausschweifung als von Ehrgeiz. — „L'Organt" von 1792 ist, wie man sagt, nur ein Umdruck unter anderem Titel. Ich habe mir nur die Auflage von 1789 beschaffen können.



Die Größe der Ereignisse, wohl auch die Hoheit, welche eine uneigennützige und aufopfernde Tat der Seele verleiht, hatten Saint-Just emporgetragen. Wenn seine Dichtung 1792 wieder erschien, so muß man dafür vielleicht mehr den Verleger als den Verfasser verantwortlich machen. Er schien jetzt geläutert.

Er kam voll hoher und mannhafter Gedanken. Er lebte in vertrautem Umgang mit Robespierre, teilte seine strenge Lebensführung.

Er hatte auch, das fühlt man nur zu sehr, seinen Haß und sein Mißtrauen übernommen, das Streben eines bitteren Zensors, der mitleidlos die Republik zu reinigen trachtete.

Bei seinem Eintritt in die Versammlung sah er sich nach allen Seiten um, als beschließe er bei sich selbst, wer leben bleiben, wer sterben solle.

Das spürte man bei dieser ersten Rede, in der er, während er den König verfolgte, den Konvent selbst bedrohte, gleichzeitig Ludwig XVI. den Prozeß machte und den Richtern, die Ludwig XVI. zu verurteilen zögerten. Es waren für ihn bereits Angeklagte, die er in Kategorien einteilte. Er warf ihnen bitter vor, daß sie der Einigkeit Frankreichs hinderlich waren, die nur durch den Tod des Tyrannen gesichert werden könne.

Seine Rede war für den Prozeß von ungeheurer Wirkung, einer Wirkung, die Robespierre zweifellos selbst nicht vorausgesehen hatte; sonst hätte er gezögert, dem jungen Schüler Gelegenheit zu geben, die Fahne so weit voranzutragen.

Die gewalttätige Brutalität der Idee, die klassisch deklamatorische Form, die pedantische Strenge — alles wirkte auf die Tribünen. Sie spürten die Hand eines Gebieters und bebten vor Freude.

Ihre bevorzugten Günstlinge bisher waren Redner, Prediger, Pädagogen gewesen.

Hier war ein Tyrann.

Die Gironde lächelte, um sich zu beruhigen. Sie tat, als sehe sie nur den jungen Mann, den Schüler. Brissot ging in „le Patriote" so weit, ihn zu loben. „Unter übertriebenen Ideen, die auf die Jugend des Redners hinweisen," findet er in dem Vortrag „klärende Einzelheiten, eine Begabung, die Frankreich zur Ehre gereichen kann."

Jung oder nicht, übertreibend oder nicht, er hatte die Macht besessen, für den Prozeß den Ton anzugeben. Er setzte das Leitmotiv fest, und alles stimmte ein in den Ton Saint-Justs. Kaum wagte man ein Wort der Mäßigung. Um den König zu retten, findet der erste Redner, Fauchet, nur den kläglichen und lachhaft heuchlerischen Grund: Seine Verbrechen seien so groß, daß der Tod eine allzu milde Strafe sein würde; man muß ihn verurteilen . . . zu leben.



Zwanzigstes Kapitel

Der Prozeß
Versuch der Linken, das Zentrum und die Neutralen zu terrorisieren
Streit zwischen Cambon und Robespierre
(November—Dezember 1792)

Barère wird eingeschüchtert und neigt sich der Linken zu (5. November). — Starke Stellung Cambons. — Er will den allgemeinen Krieg und die Revolution des Bodens. — Cambon als Feind Robespierres und der Kommune. — Er wird von den Jakobinern, den Priestern und den Bankiers angegriffen. — Seine gewagten Maßnahmen, um Dumouriez zu zwingen, Belgien zu revolutionieren (15. November). — Er wird bei den Jakobinern angezeigt (16. November). — Robespierre für die Priester, gegen Cambon. — Sein Artikel gegen Cambon. — Er verlangt darin, daß man den Krieg begrenzt und einschränkt. — Saint-Just greift Cambon und die Assignaten an (29. November). — Die Gironde läßt Cambon im Stich. — Cambon unterwirft sich den Jakobinern nicht, sondern kommt ihnen zuvor. — Er läßt den Revolutionskrieg verkündigen (15. Dezember). — Er veranlaßt die Einschränkung der Macht der Generale. — Danton unterstützt das Dekret Cambons. — Cambon gehört hinfort fest zur Linken. — Cambon und seine Freunde wollen für den Tod des Königs stimmen.

Die Rechte war in ihren Fugen gelockert durch die Verwegenheit des Berges. Was dachte und was würde das Zentrum tun, das heißt, fünfhundert Abgeordnete von ungefähr siebenhundertfünfzig, die der Konvent zählte?

Diese schwere und stumme Masse war stark als Masse; sie fand in der Zahl und im Schweigen ihre Sicherheit. Man wollte Einfluß auf sie gewinnen, indem man wichtige Männer angriff, die — ohne zum Zentrum zu gehören — Herr ihrer Entschließungen geblieben waren und bald für die Rechte, bald für die Linke eintraten, je nach ihrer freien Meinung. Ich spreche besonders von zwei Persönlichkeiten, von dem geschmeidigen und leichten Sprecher Barère, der in der Versammlung sehr gern gesehen und beliebt war, und von dem in ganz anderem Sinne bedeutenden Manne, dem die Versammlung in allen Finanzangelegenheiten gelehrig folgte, von dem gefürchteten Cambon. Wenn diese beiden Männer erst fest der Linken angehörten, so konnte man darauf wetten, daß die Schafe des Zentrums geschlossen zur Linken übergehen würden.



Man hatte leichtes Spiel mit Barère. An demselben Tage (5. November), da er in einem Moment glücklichster Verwegenheit den Konvent entzückt und Robespierre dadurch gerettet hatte, daß er ihn beschimpfte (siehe das vorige Buch), bekam er Angst vor seinem Erfolge und ging abends zu den Jakobinern, um seine Worte zu erklären und Verzeihung zu erbitten.

Barère fühlte sich an zwei gefährlichen Punkten schwach. Erstens war er in den Briefen Laportes an den König erwähnt, als derjenige, der (Februar 1792) die Hoffnung auf einen royalistisch gefärbten Bericht über die Domänen erweckt hatte. Und zweitens hatten ihm seine Beziehungen zu Frau von Genlis einen Titel im Hause Orleans verschafft, nämlich den eines Vormundes der hübschen Paméla, der hübschen Tochter des Prinzen, die zusammen mit dessen Kindern erzogen wurde. Barère war jung und witzig, leichtfertig und von schwachem Charakter und schien in sehr geringem Maße den Ernst zu besitzen, der die Voraussetzung dieses Titels ist. Sicher ist, daß Barère, als die Gironde kurze Zeit darauf das Haus Orleans heftig angriff, außer sich vor Furcht zur Linken flüchtete, sich inmitten der Bergpartei verbarg und sich im Prozeß des Königs gewissermaßen zum Oberstaatsanwalt gegen diesen aufwarf, indem er die verschiedenen Ansichten zusammenfaßte und auf die Todesstrafe erkannte.

Cambon war ein anderer Mann, und es bestand keinerlei Hoffnung, ihn einzuschüchtern. Er hatte eine sehr starke Stellung im Konvent, da er die außerordentlich wichtige Frage der Assignaten und des Verkaufs vertrat, diese revolutionäre Frage, die den Boden um und um wühlte, die Lebensbedingungen änderte und das Unterste zu oberst kehrte. Die Gewalt dieser Frage riß Cambon fort, er wollte den Krieg und allenthalben den Krieg (entgegen Robespierre), um überall die Assignate hinzutragen. Die Girondisten wollten ebenfalls den Krieg und die Befreiung der Völker; nur wollten sie aus Achtung für die Freiheit, die dieser selbst verhängnisvoll wurde, den Völkern die Entscheidung darüber lassen, wie weit sie sich in die Revolution einlassen wollten. Cambon kannte dieses Zaudern, diese Vorbehalte nicht; er wollte die Revolution von Grund aus, in ganz Europa. In diesem Punkte verstand er sich auf keinerlei gütliche Vergleiche, kannte er weder Jakobiner noch Girondisten, wußte sich den Jakobinern überlegen in der Frage des Krieges, den Girondisten überlegen im Geiste der Invasion, der allgemeinen Gleichmachung, der Anpassung der Völker an Frankreich. Der Geist der großen Agrarrevolution, der in ihm war, machte ihn gleichgültig gegen die politischen Parteiungen, die er verachtete. Den Boden teilen, das war ihm alles; ihn verkaufen, ihn zu geringem Preise und gegen eine



Anzahlung verkaufen, so daß er immer die Prämie für die geleistete oder noch zu leistende Arbeit ergab[47*]).

Sein fester Plan, wie auch derjenige Dantons, war damals, Belgien völlig zu revolutionieren und alle Kirchen und Feudalgüter des Landes zur Bezahlung des Krieges zu verkaufen. „Aber dann," meinte Dumouriez in einer gemeinsamen Besprechung, „wollen Sie offenbar, daß die Leute elend und arm werden wie wir?" — „Gewiß, mein Herr, eben dies," entgegnete der Assignatenmann unbekümmert, „alle müssen sie arm werden wie wir, elend wie wir; sie werden sich uns anschließen, und wir werden sie aufnehmen." — „Und dann?" — „So wollen wir es immer weiter treiben; wir wollen so uns selbst übertreffen; die ganze Erde soll nach unserem Vorbilde der Revolution gehören." Der General fuhr zurück und sagte, „das ist ja ein gefährlicher Narr." —

Dieser gewalttätige Geist, der wie die Revolution selbst war, in ihrer greifbaren und materiellen Form des Interesses am Boden, erschien wie eine rohe und unbehauene, unangreifbare Pyramide inmitten des Konvents. Man mußte das Eisen oder die Feile finden, die sich an diesem Granit versuchen, seinen Sockel zermürben und ihn zu Fall bringen konnte.

Robespierre umschlich ihn, um sein Fundament zu lockern. Wir werden ihn bald eine neue Waffe zu seinem schweren Werke gebrauchen sehen: das scharfe Messer Saint-Justs.

Mochte Cambon auch steinhart sein, in seinen Plänen wie in seinen Grundsätzen, er war schließlich auch ein Mensch, ein Mensch von Fleisch und Blut, und daher sterblich. Er gab sich Blößen, besonders durch die Wut, die das Gefühl, auf Hindernisse zu stoßen, in ihm wachgehalten hatte, der Haß auf die Schädiger der Republik,

[47*]) Das Programm, das Cambon zur Revolutionierung der europäischen Völker entwarf und das ebenso radikal wie imperialistisch (vom französischen Standpunkt aus) gedacht ist, entspricht dem kommunistischen Plan der von den Bolschewisten verkündeten „Weltrevolution des Proletariats". Danach darf die Revolution sich nicht auf das eigene Volk als solches erstrecken, sondern muß, wenn ihre Ideale sich durchsetzen und praktische Verwirklichung finden sollen, alle Nationen und Staaten der Welt erfassen, ihren Endzweck also in einer „Weltrevolution" suchen. Diese kann nur durch radikalen Umsturz aller bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung herbeigeführt werden, und zwar auf gewaltsamem Wege durch Terror, Krieg, Diktatur und andere Gewaltmaßnahmen, die die Revolutionäre theoretisch zwar als kapitalistische und bürgerliche Methoden verdammen, praktisch aber selbst anwenden und dies — wie die französische und russische Revolution zeigt — in noch viel radikalerer und rücksichtsloserer Form. Der Zweck heiligt also auch hier wieder die Mittel.
Anmerkung des Herausgebers.



der Zorn und der Abscheu vor dem unendlichen Geschwätz, die Unzulänglichkeit der Hilfsquellen, die ungeheure Größe der Bedürfnisse, das von allen Seiten auf ihn eindringende Geschrei einer blöden Welt. Dieser verwirrenden Situation hielt zwar sein Geist stand, aber sie erhielt ihn in einer gewaltsamen Verfassung dauernder Gereiztheit. Besonders ein Umstand war ein Stachel in seiner Seele, die Vorstellung daran demütigte ihn: daß nämlich die Legislative am 2. September terrorisiert und ausgeschaltet hätte sein können. Er grollte darob der Kommune, die sogar schon vorher der Versammlung durch Robespierre gedroht hatte. Als daher Louvet an diese düsteren Vorgänge erinnerte und als der Konvent und sogar mehrere Girondisten den Redner ziemlich zaghaft unterstützten, da hielt Cambon nicht mehr an sich, stürzte von seinem Sitz mitten in den Saal und brüllte, die Hand zum Schlage erhoben, Robespierre an: „Elender, das war der Spruch eines Diktators!"

Cambon war unbeugsam gegen die Kommune und antwortete auf alles, was diese vorbringen mochte: „Eure Abrechnung! Zuerst Rechnungslegung." In allen Krisen vermochte nichts ihn auch nur einen Schritt von diesem Standpunkt abzubringen, bis zu der März-Enquete, die so traurige Geständnisse aus Sergents und anderer Mund zur Folge hatte[48]).

So bestand eine merkwürdige ungewöhnliche Eintracht gegen Cambon.

Die Kommune wollte in ihm ihren hartnäckigen Ankläger vernichten.

Die Jakobiner wollten ihn vernichten. Sie verziehen es ihm nicht, daß er sich von der Gesellschaft fernhielt und sie zu verachten schien.

Die Priester wollten ihn vernichten. Er verkaufte ihre Güter in Frankreich und hatte vor, auch die in Belgien zu verkaufen.

Aber vielleicht die größte Wut gegen das Assignat und Cambon hegten die Bankiers. Die Bank, die in Belgien getroffen und in ihrem Hauptsitz, ich meine in Holland und sogar in England, bedroht

[48]) Die sehr merkwürdigen Aussagen beweisen, daß Maillard umfangreiche Maßregeln getroffen hatte, um die Effekten und Kostbarkeiten der Toten der Abbaye in Sicherheit zu bringen. Diese, trotz Maillard, vom Überwachungsausschuß ohne Verzeichnis und ohne Vorsichtsmaßregeln fortgeschleppten Effekten wurden, nach dem Geständnis Sergents, von den Mitgliedern des Ausschusses heftig begehrt; Sergent, Panis, Deforgues und andere wählten jeder eine Uhr (und außerdem der berühmte Achat). Sergent läßt drei Uhren durch seinen Uhrmacher abschätzen, er übernimmt den Verkauf und kauft selbst eine für einen Freund, er leistet eine Anzahlung usw. Eine traurige Durchstecherei bei dieser schlimmen und damals allmächtigen Obrigkeit! (Archives de la Seine, Conseille générale de la Commune, Contabilité, Bd. 39, Kap. 13.)



war, verfuhr gegen ihn auf eine Weise, daß ihr nicht beizukommen war, quälte ihn mit weitreichendem, unsichtbarem Arm. Cambon spürte die Bankiers überall, konnte sie aber nicht fassen. Alles, was er von ihnen, von den Fenstern des Schatzamtes aus sah, das war Fassade, die Geldhändler des Palais Royal, diese Makler in Gold und Blut. Er sah sie dicht vor Augen nach Belieben ihre Zetteleien betreiben, wie sie falsche Nachrichten ausstreuten, das Assignat um den Kredit brachten, wie sie Frankreich unauffällig die Todeswunde beibrachten. Er sah sie und wechselte oft wutbrennende Blicke mit ihnen. Er faßte einen gewaltsamen Entschluß gegen die Welt des Geldes, die Bankiers und Lieferanten. Er setzte seinen Kopf aufs Spiel. Am 15. November ließ er beschließen, daß die alte Verwaltung für die Armeelieferungen aufhören und daß die neuen erst am 1. Januar beginnen sollen. Das hieß nichts anderes, als daß die Armee sechs Wochen lang zusehen mußte, wie sie fertig wurde. Dumouriez schlug großen Lärm, erklärte, Cambon sei verrückt. Cambon wußte sehr gut, daß eine Armee im üppigsten Lande der Welt nicht umkommen würde; er glaubte, der Bedarf der Armee würde dazu zwingen, sich endlich an die Kirchen- und Feudalgüter zu halten und daraus Assignate zu machen*). Diese schwere Frage, die der Konvent immer hinausgezögert hatte, sollte durch die Notwendigkeit ihre Erledigung finden. Belgien wäre trotz Dumouriez von Grund aus revolutioniert worden. Der ehrgeizige General wünschte dagegen, daß Belgien mit seinem Klerus, seinen Adligen, seinem ganzen mittelalterlichen System erhalten bliebe; er einigte sich mit dem Klerus und den Bankiers und versuchte ohne die Revolution auszukommen. Cambon war in einer schlimmen Lage; er hatte die Armee aufs Spiel gesetzt und hatte — so unmöglich es

*) Mit anderen Worten: Cambon erwartete, daß seine Maßnahmen den gemäßigten und besonnenen Dumouriez schließlich doch dazu zwingen würden, seine Armee durch Konfiskation und Requisition des Eigentums der belgischen Bürger und Grundbesitzer zu ernähren, ein System, das im Dreißigjährigen Kriege allgemein von Freund und Feind angewandt wurde und schließlich zur Verwilderung und Verödung der reichsten Gebiete Mitteleuropas führte. Das ausgeplünderte und verarmte Belgien hoffte Cambon dann leichter mit den „Segnungen" der französischen Nation beglücken und Frankreich einverleiben zu können. Daß die französische Republik sich durch dieses radikale Vorgehen, das in krassem Widerspruch zu den leeren Phrasen von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" stand, bei den auswärtigen Nationen herzlich wenig Sympathien erwarb, zeigt der verzweifelte und erbitterte Widerstand, den die deutschen Bauern am Rhein, im Schwarzwald und in Franken dem Vordringen der republikanischen Heere entgegensetzten. Anmerkung des Herausgebers.



klingt — die drei großen Gewalten gegen sich vereint: die Bank, die Priester und die Jakobiner.

Die Jakobiner hielten den Augenblick für gekommen, diesen Mann, an dem noch niemand den Zahn hatte wetzen können, mürbe und genießbar zu machen. Am 16. November denunzierte ihn ein Mitglied des Finanzausschusses, ein Kollege Cambons, bei der Gesellschaft: „Man hat Cambon für einen Feind der Bankiers und der Börsenwucherer gehalten und man hat sich getäuscht; diese Leute werden nur durch die bewegliche Steuer getroffen; Cambon will sie schonen. Er will die Gewerbesteuern abschaffen. Er beschäftigt sich mit einem Plan, nach dem auch das vom Staate den Priestern bewilligte Gehalt abgeschafft wird. Gibt es ein sichereres Mittel, das Volk zu reizen und den Bürgerkrieg vorzubereiten?"

In Wirklichkeit machte die völlige Vernichtung der Industrie und die allgemeine Schließung der Läden die Gewerbesteuern sehr wenig einträglich. Die beweglichen Steuern brachten wenig; die Reichen waren entweder ins Ausland gegangen oder hatten sich klein und unauffällig gemacht; sie waren durch die Steuer nicht zu fassen. Dagegen war nichts leichter und verständiger, als die Steuer auf das Eigentum zu legen, zu einem Zeitpunkt, da sich in diesem eine so günstige Veränderung vollzog. Der neue Eigentümer, seiner Erwerbung froh, war noch überglücklich, ein Stück Land zu besitzen, mochten auch mehr Steuern darauf lasten.

Was die Priester anbelangt, so hatte der rauhe Cambon seinen festen Entschluß gefaßt. Er glaubte nicht ohne Grund, daß selbst die vereidigten Priester immer noch Priester blieben. Tatsächlich haben wir gesehen, mit welcher Leichtigkeit sich diese Kirche, die man doch für revolutionär hätte halten müssen, wieder unter das Joch des Papstes gebeugt hatte. Von der großen Körperschaft des Klerus waren drei Viertel Feinde der Revolution und ihr wesentlichstes Hindernis; das andere Viertel besaß weder moralisches Ansehen noch Kraft und war eine gefährliche Stütze, an die sich die Revolution nicht einen Augenblick halten konnte, ohne einen schweren Sturz zu riskieren.

Cambon, der lange Zeit an den Toren der Vendée gelebt hatte, glaubte, daß die Gehaltsfrage in der Krisis keine Rolle spielen und kein Hindernis sein würde. Danton war gegenteiliger Ansicht: Er fürchtete, diese Sparsamkeit werde den Anlaß bieten zum Ausbruch.

Für Robespierre wurde die Angelegenheit ein ausgezeichnetes Thema. Wir haben gesehen, daß er während der Konstituierenden beständig der gefällige Fürsprecher der Priester gewesen ist. Dies war einer der am wenigsten wandelbaren Punkte seiner Politik,

ihm blieb er noch inmitten der Schreckensherrschaft treu; für die Priester hauptsächlich und für die Aufrechterhaltung des alten Kultes vernichtete er Hébert und Chaumette. Die Priester wußten ihm unendlichen Dank für dieses Opfer, und bis zum letzten Augenblick hofften sie auf ihn. Es war eine starke Grundlage für einen Politiker, sich gleichzeitig auf die einzigen Vereinigungen stützen zu können, die in Frankreich bestanden, gegenwärtiges Haupt der Jakobinergesellschaft zu sein und zukünftiger Patron der Kirchengesellschaft, die im Stillen immer stark blieb.

Die Rolle war nicht gefahrlos. Robespierre griff den Plan Cambons mit äußerster Vorsicht an; er sprach nicht, er schrieb. In einem „lettre à ses rommettants“ führte er rein politische Gründe gegen den Plan an, erinnerte daran, daß die früheren Gesetzgeber die Vorurteile ihrer Mitbürger geschont hatten, und riet, „den Zeitpunkt abzuwarten, da die geheiligten Grundlagen der öffentlichen Moral durch Gesetze, Sitten und Einsichten ersetzt werden könnten.“

Übrigens schien er wenig Vertrauen in den Glauben des Volkes und in seinen Eifer für den alten Kult zu setzen; er gestand ohne Umschweife: „Diesen Kult nicht mehr bezahlen, das wäre ungefähr dasselbe, wie wenn man ihn untergehen ließe.“

Am Schluß des Briefes richtete er einen sehr persönlichen Angriff gegen Cambon. Wenn man Ersparnisse will, meinte er, so könnte man ganz andere machen: „Zum Beispiel solche, welche die Unterschleife der Regierung unmöglich machen würden; solche, welche die beinahe willkürliche Verwaltung der ungeheuren Domänen der Nation durch einen einzelnen und dessen ebenso lächerliche wie unnatürliche Diktatur abstellen würden.“

Das war eine Verleumdung; niemals hatte Cambon etwas „verwalten“ wollen, niemals hatte er auch nur die kleinste öffentliche „Domäne“ in Händen gehabt, ebensowenig, wie er je über einen einzigen Heller des Staates verfügt hatte. Er überwachte, das ist alles. Er war, wenn man so sagen soll, der Generalzensor der Finanzen, das unerbittlich strenge, stets wachsam auf Rechnungsbeamte und Lieferanten gerichtete Auge. Es war nichts als unklares Gerede, keine bestimmte Anklage. Aber die Öffentlichkeit fügte bald hinzu: „Robespierre sagt nicht alles; man sieht, daß er Cambon schont. Doch das macht nichts, man errät unschwer, daß ein Mann, der den ganzen öffentlichen Reichtum ‚verwaltet‘, nicht arm dabei werden kann.“ Diese Vermutungen waren um so natürlicher, als dem Vorwurf „die Domänen willkürlich zu verwalten“ das Wort „Unterschleife“ sehr kurz voraufgegangen war, mit zwei Zeilen Abstand.



Die wichtigsten während der Revolutionszeit ausgegebenen Assignaten und Territorialmandate.

Der Brief riet noch, wenn man Ersparnisse wolle, „müsse man unsere militärischen Unternehmungen weise beschränken"; er kehrte so zu der einsichtslosen Politik zurück, die Robespierre den Jakobinern so oft auseinandersetzte und die uns zu dem Glauben bringt, daß dieser große Taktiker der Klubs keineswegs den revolutionären Geist besaß. Eine solche Revolution „in vorsichtigen und weisen Grenzen" halten! Nicht verstehen, daß das sie Beaufsichtigen und hinter Mauern Verschlossenhalten das eigentlich Unmögliche war, das Lächerliche und Ungerechte! Sie gehörte der Welt; niemand konnte es unternehmen, ihr Grenzen vorzuschreiben. Sie mußte untergehen oder sich unbegrenzt austreiben.

Robespierre empfahl gewöhnlich nur sehr allgemeine Heilmittel für die öffentlichen Übel. Man mußte „die Intrige fürchten", man mußte „die kleinlichen Maßregeln vermeiden", mußte allgemeine und „tiefe" Gesichtspunkte haben. Er wagte sich durchaus nicht auf den gefährlichen und schwierigen Boden der Mittel und Wege. Diese Sorge überließ er dem waghalsigen Saint-Just, der am 29. November, bei Gelegenheit der Lebensmittelkrawalle, das System Cambons selbst angriff, die ganze Staatswirtschaft der Zeit und besonders das Assignat.

Der Konvent lieh dieser Rede eine wohlwollende Aufmerksamkeit. Der Redner versetzte ihn in eine ganz andere Welt als die, deren er müde war, in eine feste, unbewegte Welt, in eine politische Ökonomie, deren Hauptvorzug es war, daß der Grund und Boden sich nicht mehr von der Stelle rührte, nicht mehr vertreten werden konnte, nicht mehr Handelsobjekt war. So beunruhigte er sich beispielsweise über die ungeheuren Ausrodungen, über die Verminderung der Wälder, über die Anlage von Weideplätzen und den Betrieb der Viehzucht. Aber über die wirkliche Ursache der Lebensmittelteuerung irrte er sich, wenn er das Assignat anklagte und die Schwierigkeit hervorhob, die der Bauer beim Empfang von Papiergeld mache. Dies Papiergeld war damals sehr gangbar und wurde tatsächlich gern genommen; es verlor nicht sehr im Handel; und man konnte es ohne Einbuße an den Staat zurückgeben, sei es zur Bezahlung der Steuer, sei es beim Ankauf von Nationalgütern. Die Teuerung rührte von den Schwierigkeiten, die dem freien Verkehr des Getreides von den Gemeinden bereitet wurden, und von der Habsucht der Bauern, die immer noch warten wollten, die glaubten, morgen, übermorgen noch teurer verkaufen zu können, die, wie sie selbst sagten, „ein ganzes Feld für einen Sack Korn" haben wollten.

Saint-Just empfahl gegen die Verlegenheiten der Zeit die Steuer in Naturalien, in Lebensmitteln zu zahlen. Man braucht all die



praktischen Schwierigkeiten des Systems nicht zu prüfen, es genügt, auf die unendliche Langsamkeit hinzuweisen, die es in das Verfahren des Staates bringen würde.

Am folgenden Tage fällte Brissot im „Patriote“ dies unbeschränkte Lob über die Rede Saint-Justs: „Saint-Just behandelt die Frage von Grund aus und in allen ihren politischen und moralischen Beziehungen; er entfaltet Geist, Wärme und philosophischen Verstand, er ehrt sein Talent, indem er die Handelsfreiheit verteidigt.“ (Nr. 1207, S. 622.)

Das leichtsinnige und unverständige Lob, das der bedeutendste Führer der Gironde dem Gegner Cambons spendete, mußte diesem beweisen, daß er keinerlei Unterstützung von der Rechten zu erwarten hatte. Die Ausführungen des jungen Mannes wurden von der Rechten aufgenommen, ohne daß sie auch nur bemerkte, daß die Rede den Eckstein der Revolution stürzte: das Assignat. Den Glauben an diese papierne Basis erschüttern, ihn in einem solchen Augenblick wankend machen, bei so gebieterischen Bedürfnissen, und wenn man in Wirklichkeit kein ernsthaftes Mittel als Ersatz vorzuschlagen wußte, das war ein großer Leichtsinn, eine erstaunliche Unkenntnis der Lage.

Dreifach war der Fehler. Robespierre wollte einen kleinen, begrenzten Krieg, er lähmte den Mut zu dem großen Krieg für die Revolution der Welt. — Saint-Just zerfetzte das Papier, das allein diesen Krieg unterhielt; er machte den durch das Assignat beweglich gewordenen Boden unbeweglich, beschnitt der Revolution die Schwingen — und die Gironde klatschte Beifall.

Man ist versucht zu glauben, daß hinter diesen Vorgängen ärgerliche Streitigkeiten spielten und ein recht häßlicher Neid. Den Girondisten paßte sehr wahrscheinlich wenig die Überwachung Clavières, ihres Finanzministers, durch Cambon.

Cambon, den die Gironde im Stich gelassen, mußte sich entschließen — entweder wie Barère bei den Jakobinern öffentlich Abbitte zu leisten, sich Robespierre zu unterwerfen, die Geschäfte dem Redeschwulst unterzuordnen und sich bei Saint-Justs Weisheit Rat zu holen — oder aber darüber hinwegzusetzen, den Wagen der Revolution über die jakobinische Vorsicht hinüberzuschnellen, den Krieg zu betreiben und die Eroberung so durch Verordnungen zu regeln, als sei es die Revolution selbst.

Er wandte sich weder an die Gironde noch an den Berg, sondern an den Konvent und beantragte, entgegen den von Robespierre geäußerten Ansichten, am 15. Dezember den großen und furchtbaren Erlaß des revolutionären Krieges, die Urkunde der Eroberung oder vielmehr der Befreiung.

Niemand widersprach.

Diesmal war es die Revolution selber, die gesprochen hatte; es war der zweite Trompetenstoß, mit dem sie die Nationen rief.

Am 18. November hatte der Konvent den politischen Krieg erklärt und geäußert, er werde jede Nation unterstützen, welche die Freiheit wolle.

Und am 15. Dezember gab er dem Krieg einen sozialen Charakter, warf sich zum Verteidiger des Volkes, der armen Klassen auf der ganzen Erde auf, zum Erneuerer der Regierungen auf Grund des allgemeinen Stimmrechts, wollte schließlich (wie Cambon selber sagte) in allen besetzten Gebieten Sturm läuten.

Der von ihm selbst im Namen der drei Ausschüsse (der Finanzen, diplomatisch und militärisch) verfaßte Bericht ist die feierliche Kundgebung, das ewige Testament, welches das revolutionäre Frankreich der Zukunft vermacht hat, keine zufällige Handlung, sondern jene, die so immer wieder aufgreift, so oft es sich ermuntert und sich auf sich selbst besinnt.

Der Sinn dieses Manifestes ist nichts anderes als die Negation der alten Welt. „Als Frankreich sich 1789 erhob, da sagte es: Jedes Vorrecht der Minderheit ist eine Vergewaltigung; ich vernichte und zerbreche kraft meiner Willensäußerung alles, was dem Despotismus unterworfen gewesen ist. Das ist es, was jedes Volk tun und sagen müßte, das frei sein und des Schutzes Frankreichs wert sein möchte.

Dieses soll überall, wo es eintritt, sich freimütig als revolutionäre Macht bekennen, soll nichts verbergen, die Sturmglocke läuten . . . Wenn es das nicht tut, wenn es Worte gibt und keine Taten, werden die Völker nicht die Kraft besitzen, ihre Ketten zu sprengen . . . Siehe schon Belgien; dort triumphieren, drohen eure Feinde, sprechen von ‚sizilianischen Vespern'. Eure Freunde sind dort gedemütigt; sie sind hierhergekommen, scheu und zitternd, wagen nicht einmal ihre Vorsätze zu bekennen; sie streckten die Hände nach euch aus und sagten: ‚Wollt ihr uns im Stich lassen?'

Nein, nicht so soll Frankreich vorgehen. Wenn die Generäle ein Land betreten, sollen sie die Bevölkerung versammeln, es Richter ernennen lassen, eine neue Behörde und die alte für nichtig erkären . . . Wollt ihr, daß eure Feinde an der Spitze der Geschäfte stehen? Man muß allenthalben die ‚Sansculotten' an der Verwaltung teilnehmen lassen. (Donnernder Beifall.)

Unsere Generäle müssen den Personen, den Besitztümern Sicherheit gewähren. Die des Staates aber, die der Fürsten und ihrer Helfershelfer, die der weltlichen und geistlichen Gemeinschaften, die



müssen sie ergreifen (es ist das Unterpfand für die Kriegskosten), sie festhalten, nicht mit eigenen Händen, sondern durch die Hände der Verwalter, die das befreite Volk ernennen wird.

Sie müssen jede Dienstbarkeit unterdrücken, jedes Vorrecht, die Feudalrechte, die Abgaben, alle alten Steuern. Bedarf es irgendwelcher Beitreibungen, so ist es nicht an euren Generälen, sie festzusetzen; es gebührt den vorläufigen Verwaltern, euren Kommissaren, sie zu erheben und nur bei den Reichen; der Arme darf nichts bezahlen. Wir kommen nicht, um das Volk zu ärgern.

Beruhigt sie, diese Völker, bei denen ihr eingedrungen seid, gebt ihnen eine feierliche Erklärung, daß ihr nie mit ihren früheren Tyrannen verhandeln werdet. Fänden sich so Feige unter ihnen, um selber mit der Tyrannei zu verhandeln, so wird Frankreich ihnen sagen: Von jetzt an seid ihr meine Feinde! Und es wird sie demgemäß behandeln."

Weder Robespierre noch sonst jemand wagte Einspruch zu erheben. Man konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß eine solche Verfügung, die den Krieg vollkommen revolutionär und in gewisser Hinsicht sozial gestaltete, ihn allgemein machte.

Frankreich erklärte sich zum Vormund der jungen Völker, übernahm es, sie auf den Wegen der Freiheit zu unterstützen. Es nahm selbst ihre Befreiung auf sich. Es glaubte nicht daran, daß von langjähriger Sklaverei geschwächte Sklaven, daß durch Ketten steif gewordene Hände, plötzlich ins Tageslicht geworfene und geblendete Gefangene imstande seien, allein gegen die List und die Kraft der alten gegen sie verschworenen Welt zu kämpfen. Es fürchtete mit Recht, sie könnten mutlos werden und sich zitternd, vom Leben selbst erschreckt, in Nacht und Tod zurückstürzen. Es sprach mit donnernder Stimme: „Lebet und seid ihr selbst, wenn ihr lieber tot bleiben wolltet, würde ich es nie verzeihen!"

Es gab keinen Einspruch, sondern nur einen sehr vernünftigen, von der Gironde vorgeschlagenen Zusatz. Es wurde Buzots Antrag stattgegeben, daß in jedem besetzten Lande die Adligen, die Mitglieder bevorzugter Körperschaften nicht in die neuen Verwaltungen gewählt werden durften, eine im übrigen vorübergehende und auf die erste Wahl beschränkte Ausschließung.

Ein anderer Girondist, Fonfrède, wollte sogar (bei einem Abgeordneten Bordeaux' eine bemerkenswerte Sache), daß man auch „die Bankiers, die Geldleute, alle Feinde der Freiheit" ausschließe.

Einige Freunde Robespierres, die den Vorschlag Cambons nicht im großen ganzen anzugreifen wagten, entschädigten sich durch Bekämpfung des Buzotschen Zusatzes. Rewbell aber und andere Berg-



parteiler waren vernünftiger und stützten ihn, wiesen durch die Tatsachen nach, daß, falls es in Belgien verkehrt ginge, es eben eine Folge davon war, daß man bei den ersten Wahlen die Adligen und die Priester, die Aristokraten gewählt hatte. Man hatte die Wölfe zu Hütern der Schafe gemacht.

Die Verfügung vom 15. Dezember hatte die wahre Fahne Frankreichs entfaltet, über alle Parteien hinweg. Konnte man daran noch zweifeln, so mußte man nicht den Klub oder die Versammlung betrachten, sondern sich vergewissern, was die große Versammlung davon dachte, das Volk. Es bebte durch und durch und ergriff mit gewaltigem Mut die letzte Notwendigkeit, die ihm von oben kam. Der neue Aufruf gebot den Kreuzzug zur Befreiung des Erdballs; er verkündete den Tyrannen, daß Frankreich auszog, um die ganze Erde zu erretten . . . Wann würde ein solcher Krieg enden? Wie sollte er aufhören? Man konnte es nicht erraten.

England warf die Scheinheiligkeit ab, die keinen Zweck mehr hatte. Es rüstete.

Dieser schwere Schlag traf Belgien und Holland mit Wucht. Was würde aus England werden, wenn diese gegenüberliegende Küste, deren Nichtigkeit die englische Größe ausmachte, unter dem Atem der Revolution wieder auferstand?

Dumouriez und seine Verbündeten, die Bankiers, die Priester, waren erschrocken. Der ehrgeizige General hatte Schlag auf Schlag Verfügungen erhalten, die wie Dolchstöße wirkten. Ehe er noch Cäsar war, hatte er seinen Brutus gefunden.

Gleichzeitig mit dem Erlaß vom 15. Dezember erhielt er einen vom 13., der den Generalen verbot, irgendeinen Handel abzuschließen, der ihnen Intendanten beigab, die den Minister über ihre Anordnungen in Kenntnis zu setzen hatten, und der Minister mußte alle acht Tage dem Konvent Rechenschaft geben. Der Minister war jedoch Pache, ein gewesener Freund Rolands, der sich zu den Jakobinern bekehrt hatte und der seine Bureaus ausschließlich mit Jakobinern bevölkerte.

Alle diese Bürgertugend hinderte nicht, daß der dem General mißtrauende Konvent auch dem Minister mißtraute. Ein Minister, der wöchentlich Rechenschaft ablegte, war so gut wie kaltgestellt. So wußte Cambon die umfassende Leitung des Krieges in den Händen des Konvents zu vereinigen und sozusagen festzunageln; er erlaubte diesem nicht, vertrauend zu sein, weder nach dieser, noch nach jener Seite; die Gironde hätte sich auf Dumouriez, der Berg sich auf Pache verlassen, den jakobinischen Minister.

Er hatte die Männer Dumouriez' an die Barre geschleppt, die großen Machthaber des Geldes, die vermeinten, man könne alles

kaufen, wenn nötig auch Straffreiheit. Man besah sie sich näher. Cambon behauptete, daß ein einziger, ein gascogner Abbé, das Geschick besessen habe, sich von den Geldern für Heeresbedarf einen bescheidenen, ehrlichen Verdienst von einundzwanzigtausend Franken am Tag zu machen.

Dumouriez hatte in Belgien Danton bei sich, als die Verfügung vom 15. Dezember ihnen den schweren Schlag versetzte. Bestürzt zeigt er es ihm, fragt ihn, was er davon denkt: „Was ich davon denke," sagte Danton, „davon bin ich ja der Urheber."

Es ist ein sehr dauerhafter und wahrhaft ungewöhnlicher Ruhm für Danton, die große revolutionäre Maßnahme, die Cambon mit seinem Namen zeichnete, wenn nicht selbst getroffen, so doch gestützt zu haben. Dieser hatte in seiner zuweilen falschen strengen Sparsamkeit Dantons Feinde nur allzusehr dadurch begünstigt, daß er eine unmögliche Rechnungslegung von ihm verlangte. Der große Mann trug es ihm nicht nach. Zweifellos ist die Einmütigkeit im Konvent zum großen Teile seinem Einfluß zu danken. Als die Dantonisten unter dem Beifall des Volkes für den Erlaß vom 15. Dezember eintraten, hätte der Kreis um Robespierre nur dagegen stimmen können, wenn er gewillt war, seine Volkstümlichkeit aufs Spiel zu setzen.

Ein Generalintendant wurde entsandt, um Dumouriez aus der Nähe zu überwachen, und er wurde aus jenen „Maßlosen" gewählt, die Robespierre im Oktober bei den Jakobinern hatte angreifen lassen. Er war ein naher Freund der Männer von der Kommune und ihr zukünftiger General, der Dichter, der Militär Rousin [48*]).

Cambon war nun an die Linke gebunden, mit der Linken unwiderruflich und ohne Scheidungsmöglichkeit vermählt, hatte sich ihr für alle ihre Maßnahmen zugeschworen, nicht nur für den Tod des Königs, der ihn, wie ich glaube, wenig kostete, sondern bis zum alleräußersten, den letzten Elendstagen von 1793. Er ertrug alles und

[48*]) Da die Pariser Machthaber sich von siegreichen Generalen mit straff disziplinierten Truppen bedroht fühlten, unterstellten sie die militärische Gewalt der Zivilautorität. Kommissare aus Paris, Zivilisten und Laien, die von Heereswesen und Kriegführung keine Ahnung hatten, waren Vorgesetzte der Generale und machten diesen beständig die albernsten Vorschriften, nur um ihre Autorität zu zeigen. Die Heerführer waren diesem anmaßenden Treiben der Parteibonzen gegenüber vollkommen machtlos. Erlitt ein Feldherr, der sich an die Weisungen der Kommissare hielt, eine Niederlage, so machte man ihm wegen „Feigheit vorm Feind" und wegen „Verrat im Felde" den Prozeß. War er dagegen siegreich und bei seinen Soldaten beliebt, so beschuldigte man ihn royalistischer Umtriebe. In beiden Fällen war das Todesurteil schon im voraus gefällt, das Pro-



schluckte alles hinunter, ausgenommen den 31. Mai, der ihm das Herz zerriß und den er nie verziehen hat.

Er hatte den Berg am 15. Dezember mit fortgerissen, und er wurde von ihm mitgerissen. Er tötete mit seiner Hilfe den König, und damit glaubte er das Hemmnis gestürzt zu haben, das die Revolution in Frankreich zurückdämmte, sie am Überfluten hinderte. Der König schien wie der alte Grenzgott, die Grenze und Barriere. Viele glaubten, daß man nur über seinen Leib hinweg die Grenze überschreiten könne, daß es eines Menschenopfers bedürfe, eines dem Gott der Schlachten hingeopferten Mannes.

Die, bis jetzt noch unblutige, dem gewaltsamen Drama fernstehende Revolution wurde Helfershelfer in dem Verkauf des Bodens. Dieser knüpfte sich an den Prozeß, glaubte sich durch die Verurteilung des Königs gesichert; das Assignat schien auf dem Haupte Ludwigs XVI. zu fußen.

---

zeßverfahren vor dem Wohlfahrtsausschuß war nur eine lächerliche Komödie, die nicht einmal den Schein eines objektiven gerichtlichen Vorgehens erwecken konnte. Auf diese Weise starben verdienstvolle Generale wie Luckner, Custine, Westermann, Biron, Beauharnais u. a. unter dem Fallbeil der Guillotine. Es war eine ebenso undankbare wie gefährliche Aufgabe, unter solchen Umständen General zu sein. In welch trostloser Verfassung sich dank der Überwachung durch diese unwissenden Bierbankstrategen das Heer befand, beweisen die Memoiren der damaligen Feldherren. Erst Napoleon gelang es, diesem Unfug der Zivilkommissare ein Ende zu machen, als er das Oberkommando über die Armee in Italien übernahm.

Anmerkung des Herausgebers.



Einundzwanzigstes Kapitel

Der Prozeß Der König im Temple
Der eiserne Schrank (November—Dezember 1792)

Der Prozeß des Königs hätte der des Königtums sein müssen. — Die Ansichten Grégoires und Thomas Paynes. — Berg und Kommune sind unbedacht und entfesseln das Mitleid. — Verfassung der königlichen Familie im Temple. — Beträchtliche Ausgaben für die Gefangenen. — Wie der König ernährt wurde. — Welches Interesse die Kommune den Dienern Ludwigs XVI. bezeigt. — Welchen Glauben man der Legende vom Temple schenken darf. — Papiere des Königs im eisernen Schrank. — Roland bemächtigt sich der Papiere und nimmt sie mit nach Haus. — Diese Papiere beschuldigen lediglich den König und die Priester. — Der Prozeß wird am 9. Dezember wieder aufgenommen.

Wurde der Prozeß erst einmal begonnen, so war es für Frankreich, für die Menschheit, wünschenswert, daß man ihm seine ganze Größe gab, daß er nicht nur die Verurteilung eines so leicht zu ersetzenden Wesens, sondern die ewige Verurteilung der monarchischen Regierungsform herbeiführte.

Das Königtum mußte ans Licht gezogen, von vorn und von hinten offen dargelegt werden, damit man das Innere des wurmstichigen Götzen deutlich sehe, das schöne vergoldete Haupt voller Insekten und Würmer.

Das Königtum und der König hätten sehr nützlicherweise verurteilt, gerichtet und unter das Schwert gelegt werden müssen. Sollte das Schwert auch zuschlagen? Das war eine andere Frage.

Die besonnenste Meinung, die klügste, die im Prozeß des Königs aufgestellt worden, kam weder von der Gironde noch vom Berg. Es war die Meinung Grégoires und Thomas Paynes.

Grégoire gab seine Stimme auf der Linken ab und war weder Jakobiner noch Bergparteiler. Payne war von der Gironde aufgenommen worden, war vereint mit ihr, aber er war kein Girondist.

Alle beide waren sehr unabhängige Geister und galten als Sonderlinge. Grégoire, leicht fortgerissen, heftig, aufbrausend, hatte einen Charakter, der mit seinem Priesterkleide nicht im Einklang stand; Payne, von außergewöhnlicher Kaltblütigkeit, war mehr als Engländer, mehr als Amerikaner, deckte mit der scheinbaren Sanftmut eines Quäkers eine Seele, deren revolutionäres Empfinden vielleicht echter war als das der lärmendsten Eiferer der Republik.



Grégoires Rede war für Ludwig XVI. vernichtend. Man muß ihn richten, sagte er, aber er hat soviel Verächtliches getan, daß für den Haß kein Platz mehr bleibt. Und er schilderte den belastenden Zug, daß er am 10. August sein Gefolge dem Tode überantworten konnte; beruhigt hatte er im Schoße der Versammlung gespeist, während man für ihn starb.

Payne (der nicht unsere Sprache redete) äußerte sich in einem Brief an den Konvent ebenfalls gegen die Unverletzlichkeit. Er wollte, man solle den Prozeß machen, nicht wegen Ludwig XVI., um den es nicht der Mühe wert sei, sondern als einen Anfang zur gerichtlichen Untersuchung gegen die Könige. „Wir haben einen von diesen in unserer Gewalt," sagte er. „Er wird uns den rechten Weg weisen gegen die allgemeine Verschwörung. Es bestehen auch starke Verdächtigungen gegen Herrn Welf[49]), Kurfürst von Hannover, in seiner Eigenschaft als König von England. Wenn der Generalprozeß gegen das Königtum erkennen ließe, daß er Deutsche gekauft, daß er den Landgrafen von Hessen, den nichtswürdigen Händler mit Menschenfleisch, mit englischem Gelde bezahlt hat, so ist es eine Gerechtigkeit gegen England, ihm diese Tatsache gut nachzuweisen. Das republikanisch gewordene Frankreich hat ein Interesse daran, die Revolution allgemein zu machen. Ludwig XVI. ist recht nützlich, um allen die Notwendigkeit der Revolution vor Augen zu führen."

Mochte die Form nun seltsam sein oder nicht, der Kern dieser Ansicht war die Klugheit selbst. Man mußte aus dem Prozeß des Königs den Prozeß des Königtums, den Generalprozeß aller Könige machen. Das einzige Volk, das republikanisch war, handelte für alle anderen, die noch minderjährig waren, verhandelte gegen die ungetreuen Vormünder, die sie in der Minderjährigkeit festhielten. Wenn Frankreich den Prozeß derart erweiterte, stellte es sich selbst auf eine hohe Warte; es saß zu Gericht in der allgemeinen Sache der Völker und verdiente sich den Dank der ganzen Menschheit[50]).

Weder der Berg noch die Gironde schienen das begriffen zu haben. Der eine wie die andere ließen dem Prozeß einen persönlichen Charakter.

Man konnte Zweifel hegen, ob es nicht besser wäre, den Prozeß nicht zu beginnen. War es aber entschieden, so hieß es, frei und

---

[49]) Herr Welf ist König Georg III., König von England, Kurfürst von Hannover (nach Louis Capet = Ludwig XVI.).

[50]) Das Gegenteil war der Fall: Prozeß und Hinrichtung Ludwigs XVI. haben in der ganzen zivilisierten Welt nur berechtigten Abscheu vor der brutalen Schreckensherrschaft des Konvents erweckt und der Republik keinerlei Sympathien und Ruhm eingetragen. Anmerkung des Herausgebers.



kräftig vorzugehen, keine Verzögerung, kein Hindernis eintreten zu lassen. Das tat die Gironde nicht. Sie ließ sich treiben, sie machte sich verdächtig. Sie suchte unterwegs politische Ablenkungen. Sie benahm sich so ungeschickt, daß man schließlich glaubte, sie sei royalistisch (was nicht stimmte), sie wolle den König reinwaschen und freisprechen (was ebenfalls nicht stimmte). Das Mißtrauen und der Widerspruchsgeist steigerten sich; eine Menge anfangs gemäßigter Männer entrüsteten sich beim Gedanken, daß man den Schuldigen entschlüpfen lassen wolle, und verlangten von nun an den Kopf Ludwigs XVI.

Der Berg wiederum zeigte eine so wütende, so fessellose Leidenschaft, daß er für den König ein ungewöhnliches Interesse weckte. Er war es in der Tat, der den König reinwusch; man war versucht zu glauben, ein so grausam verfolgter Mann sei unschuldig: das ist nun einmal die mehr großmütige als folgerichtige Veranlagung des Herzens. Der Berg wurde mit der Gironde fertig, zermalmte, verschlang sie. Aber er erhob Ludwig XVI., verherrlichte ihn, legte ihm den Heiligenschein um die Stirn. Er gewann das Spiel im Konvent, und er verlor es der Menschheit gegenüber.

Den ernstesten, den grausamsten Schlag aber gegen die Revolution führte die Dummheit derer, die Ludwig XVI. beständig zur Schau stellten, vor den Augen der Bevölkerung und in Beziehung mit ihr, die ihn vor aller Welt als Mann und als Gefangenen sehen ließen, die seine interessante Lebensweise enthüllten, ihn im Kreise seiner schönen und gleich ihm gefangenen Familie zeigten, die, so scheint es, nichts vergaßen, um das Mitleid wachzurufen und Tränen zu entlocken.

Jeden Tag entsandte die Kommune neue Beamte zum Temple. Jeden Tag, alle vierundzwanzig Stunden, löste ein neuer Posten von Nationalgarden die Innen- und Außenwachen ab. Diese Leute waren beim Kommen in der Mehrzahl gegen den König, erfüllt von der Leidenschaft ihrer Zeit, eine Beschimpfung auf den Lippen. Wie gingen sie andern Tages fort? Ganz anders, völlig verwandelt. Viele kamen als Jakobiner und gingen als Royalisten.

Hier die Unterhaltung, wie sie des Abends zwischen dem von der Wache kommenden Manne und seiner ungeduldigen und neugierigen Frau stattfand. „Nun, hast du den König gesehen?" — „Ja," sagte der Mann ganz traurig. — „Wie ist er denn? Was tat er denn?" — „Meiner Treu, ich kann nicht anders sagen, der Tyrann scheint ein braver Mensch. Hätte ich nicht Bescheid gewußt, so hätte ich ihn für einen biederen Rentner aus dem Marais gehalten. Wenn er seine Gebete gesprochen hat, so verbringt er die Zeit damit, seinen Sohn



zu unterrichten, und ganz besonders hat er sich aufs Latein verlegt . . ." — „Und was noch?" — „Ja, dann sucht er die Rätsel im ‚Mercure' zu raten, um seine Frau zu zerstreuen . . ." — „Und dann?" — „Wahrhaftig, des Nachts pflegt er seinen Kammerdiener; er ist im Hemde aufgestanden, um ihm Brusttee zu geben . . ." Man denke sich die Wirkung solcher naiver Einzelheiten; die Frau brach in Schluchzen aus, und oft vergoß sogar der Mann Tränen.

Was die Nationalgarden am meisten überraschte und sie glauben ließ, daß der König recht wohl unschuldig sein könne, das war sein ruhiger und tiefer Schlaf. Jeden Tag nach Tisch entschlummerte er für zwei Stunden inmitten seiner Familie und derer, die kamen und gingen. Dieser Schlaf war der eines Menschen von vollkommener Gewissensruhe, der vor Gott gerecht und gut besteht.

Vollblütig und beleibt wie er war, hatte er Bewegung sehr nötig und litt unter dem Gefängnis. Die Feuchtigkeit des Turmes brachte ihm mit Beginn des Winters Erkältungen und Husten. Seine Schwester, Frau Elisabeth, eine junge, kräftige Person von achtundzwanzig Jahren, hatte gleiche Anlagen; in ihrer sehr reinen Jungfräulichkeit litt sie stark an Blutfülle, an schlechten Säften. Man mußte ihr im Temple eine Ablenkung verschaffen. Sie verbrachte die Zeit mit Nähen und Ausbessern oder mit Andachtlesen.

So besorgt die Überwachung durch die Kommune auch war, so war diese junge revolutionäre Regierung doch so unerfahren in der Tyrannei, daß man selbst vor ihren Augen tausend Mittel fand, zur königlichen Familie zu gelangen. Es genügte dazu das Auftreten eines zornigen Patrioten, zu schreien, zu gestikulieren und Beleidigungen und Drohungen gegen den König auszustoßen. Nicht nur Garden und Beamte näherten sich dem König, sondern auch Arbeiter, die im Turm zu tun hatten, zuweilen sogar Unbekannte, ohne Vorwand oder Grund. Viele erkauften durch diese Komödie patriotischer Entrüstung die Gelegenheit, ihn zu sehen, ihm zu dienen. Das begriff die königliche Familie nicht immer. Sie verargte es Cléry, dem treuen Kammerdiener, daß er an den Tagen, da der König fastete, aß und es sich wohl sein ließ. Sie entrüstete sich, als ein Arzt, der sich eifrig für sie einsetzte, voller Teilnahme war und zu ihren Gunsten bei der Kommune vorstellig wurde, eines Tages im Beisein des Königs eine Abhandlung über die dem Dauphin zukommende demokratische Erziehung verfaßte.

Die Behandlung, deren der König sich zu beklagen haben konnte, lag keineswegs am bösen Willen des Konvents. Pétion hatte den gewiß menschlichen und vielleicht vorsichtigen Einfall gehabt, ihn im Innern Frankreichs festzuhalten, fern vom Aufruhr, fern von



Paris, das seine Gegenwart erregte, in einer für einen König sehr würdigen Residenz, in Chambord. Man hatte nur von der Loire her einen Streich der Vendéer zu befürchten. Man dachte ans Luxembourg; doch da war die Gefahr einer Flucht durch die Katakomben. Die Kommune verlangte, man solle ihn in den Temple bringen, und der Konvent beschloß es so, indem er darunter das Palais des Temple verstand.

Erst im Augenblick der Umquartierung und als Pétion die königliche Familie bereits ins Palais geführt hatte, entschied die durch eine Anzeige beunruhigte Kommune, daß die Familie in den Schloßturm des Temple festgesetzt werden sollte. Ein schwer auszuführender Befehl: nichts war bereit. Der Turm hatte seit Jahrhunderten keine anderen Bewohner gehabt als einen Torhüter oder einen Diener. Diese verlassene Behausung bot nichts als in engem Umkreis elende Kammern, alte, sehr beschmutzte Betten. Manuel selber errötete, als er den König herführte. Man ging sogleich an die Arbeit, die Wohnung sauberer und wohnlicher zu machen.

Der Konvent hatte am Unterhalt des Königs nicht geknausert. Er warf sofort die Summe von fünfhunderttausend Livres aus. Von dieser Summe betrugen in vier Monaten die Ausgaben für Ernährung vierzigtausend Livres, das heißt zehntausend Livres im Monat oder dreihundertdreiunddreißig Livres am Tag (in Assignaten, aber ihr Verlust war damals gering); das war tatsächlich eine genügende Summe für eine Zeit der Hungersnot und des allgemeinen Elends[51]).

Ludwig XVI. hatte im Temple drei Diener und dreizehn Mundköche. Er erhielt jeden Tag zum Diner „vier Vorspeisen, zwei Braten, jeder zu drei Teilen, vier Zwischengerichte, drei Kompotts, drei Fruchtplatten, eine kleine Karaffe Bordeaux und eine mit Malvasier oder Madeira". (Bericht vom 28. November.) Der Wein war für ihn allein; die Familie trank nicht davon.

---

[51]) Der Konvent hatte absichtlich diesen Betrag für die Verpflegung des Königs bewilligt, um damit Stimmung gegen die Monarchie zu machen. In Frankreich herrscht Elend und Hungersnot, das Volk kann sich kaum an Brot satt essen, während die gefangene Königsfamilie im Überfluß praßt — wie mögen da die Capets erst mit dem Geld des Volkes gewirtschaftet haben, als sie noch auf dem Thron saßen. So ungefähr kommentierte die republikanische Presse den „Edelmut" und die „Freigebigkeit" des Konvents und das leichtgläubige Volk nahm diese demagogische Hetze kritiklos als Wahrheit hin. Daß der größte Teil dieses Geldes in den Taschen der mit der Bewachung der Königsfamilie beauftragten „uneigennützigen" Kommissare verschwand, während die Verpflegung des Königs sehr bescheiden und einfach war, wurde wohlweislich verschwiegen.

Anmerkung des Herausgebers.



Diese für einen Mann angemessene Kost, der seine Tage auf der Jagd in den Wäldern von Rambouillet oder Versailles verbrachte, war viel zu reichlich für einen Gefangenen. Der ganze Spazierraum war nicht ein Hof noch ein Garten, sondern ein elender, verdorrter, kahler Boden mit einigen welken Rasenflächen und verkümmerten, vom Herbstwind entlaubten Bäumen. Hier erschien alle Tage, um zwei Uhr, die königliche Familie, um ein wenig Luft zu schöpfen und das Kind spielen zu lassen. Sie war hier Gegenstand der wenig ehrerbietigen Neugier der jeden Tag wechselnden Nationalgarden. Zuweilen fielen grobe, kränkende Worte; zuweilen auch gemeine Worte, die man den Ohren der Prinzessinnen hätte ersparen sollen. Man muß sagen, daß die Haltung der Königin (ich nenne hier das Urteil meines Vaters, der im Temple auf Wache zog) erbitternd und herausfordernd überlegen war. Die junge Dauphine interessierte wenig, trotz ihrer jugendlichen Reize; noch mehr Österreicherin als ihre Mutter, war sie ganz Prinzessin und Maria-Theresia; sie wappnete ihre Blicke mit Stolz und Verachtung[52]).

Der König, mit dem kurzsichtigen, unbestimmten Blick, dem schweren Tritt, dem wiegenden Gang der Bourbons, machte auf meinen Vater den Eindruck eines plumpen Pächters aus der Beauce.

Der Knabe war hübsch und interessant; immerhin hatte er (wie man an seinen Porträts sehen kann) ein Auge von grellem, ziemlich hartem Blau, wie die meisten Fürsten aus dem Hause Österreich. Gleich seiner Mutter sehr feinfühlig, verstand er alles, begriff die Lage vollkommen und zeigte oft eine gewisse Gewandtheit, eine unschuldige kleine Politik, die bei einem so jungen Kinde überraschte und zu Herzen ging.

Wie war in Wirklichkeit die Behandlung, welche die Kommune der königlichen Familie angedeihen ließ? Sicherlich streng, voller Argwohn, zuweilen voll Quälerei. Man muß bedenken, daß fortwährend von Entführungsversuchen die Rede war, daß beim Temple verdächtige Zusammenrottungen stattfanden, daß die täglich eingelassene Nationalgarde mit Royalisten vereinigt war. Man begreift vollkommen die Besorgnis der Kommune, die Frankreich für ein solches Gut verantwortlich war.

Vergessen wir ferner nicht, daß diese furchtbaren Beamten der Kommune die denkbar unfreiesten Menschen waren, daß sie jeden Augenblick einem ganz anderen und dem fürchterlichsten aller

---

[52]) Man konnte wohl nicht erwarten, daß die Königin und ihre Tochter dem gaffenden, sensationslüsternen Pöbel, der die Damen mit unflätigsten Schimpfworten überschüttete, aufs liebenswürdigste begrüßten.

Anmerkung des Herausgebers.



Tyrannen gehorchen mußten, der oft vom Zufall eines falschen Gerüchtes, einer Angeberei aufwallenden Volkslaune. Auf ein unrichtig wiedergegebenes, vielleicht falsch verstandenes Wort hin eilte man zum Hotel de Ville, überbrachte der Kommune die und die neue Maßnahme zur Bewachung des Temple. Es blieb ihr nur übrig, zu gehorchen.

Der Kammerdiener, Herr Hue, berichtet, daß er bei seiner im September erfolgten Festnahme und Gefangenhaltung im Hotel de Ville bei Manuel nur Güte und Menschlichkeit begegnete. Als Manuel fortging, wurde er zum großen Kummer des Kammerdieners von Tallien ersetzt. Er sieht einen jungen Mann mit mildem Gesichtsausdruck eintreten, der ihm viel Interesse bezeigt, ihm Trost und Hoffnung zuspricht; der junge Mann war Tallien.

Als Herr Hue aus dem Gefängnis entlassen wurde und mit ehrender Hartnäckigkeit verlangte, in den Temple zurückzukehren, wandte er sich um Befürwortung an Chaumette, der damals, wie man sehen wird, Prokurator der Kommune geworden war. Chaumette nahm ihn wundervoll auf und schloß die Tür, um besser mit ihm reden zu können. Er erzählte ihm sein ganzes Leben, seine Gefangenschaft in der Bastille, wegen eines Zeitungsartikels, als wolle er diese Verfolgungen zur Entschuldigung seiner gegenwärtigen Strenge anführen. Er nannte Herrn Hue die Verräter, die sich unter der Dienerschaft des Königs befanden. Er sprach mit Interesse vom kleinen Dauphin: „Ich werde ihm einige Erziehung geben lassen," sagte er; „doch man wird ihn wohl von seiner Familie trennen müssen, damit er den Gedanken an seinen Rang verliert. Was den König betrifft, so wird er sterben." Dann wandte er sich an Herrn Hue: „Der König hat Sie gern." Und als Hue in Tränen ausbrach, sagte Chaumette: „Weinen Sie, lassen Sie Ihren Schmerz ausströmen . . . ich würde Sie verachten, wenn Sie nicht Leid trügen um Ihren Herrn."

Chaumette ist guillotiniert worden, wie die ganze Kommune. Einem guten Teil des Berges ist es ebenso ergangen. Sie haben keine Zeit gehabt für Aufzeichnungen, sie haben ihr Gedächtnis dem Zufall und der Zukunft überlassen. Zeugen, durch die wir die Einzelheiten von des Königs Aufenthalt im Temple kennen, sind die Kammerdiener. Da ist Hue, der seine Erinnerungen in der königlichen Druckerei, 1814, zur Zeit der völligen Reaktion, drucken läßt. 1798 läßt Cléry in London drucken, unter Engländern und Emigrierten, die alle ein Interesse hatten, den, dessen Tod ihnen so gelegen kam, heilig zu sprechen. Man beachte, daß gewisse, allzu naive Anekdoten aus dieser ersten Ausgabe in der französischen Ausgabe kühn unterdrückt worden sind. Wir haben noch die angeblichen Me-

moiren der Frau von Angoulême, im Turm des Temple geschrieben, wo sie nicht schreiben konnte, da sie nie Feder und Papier erhalten hat. Als man sie befreien kam, war man ergriffen, daß sie angewiesen gewesen war, mit Kohle an die Mauern zu schreiben.

Sehr bald konnte man erkennen, daß diese der Regierung der Menge und des Zufalls überlassene ungeschickt und brutal geführte Sache, die von der royalistischen Partei geschickt zur Legende gestempelt wurde, in der öffentlichen Meinung eine gefährliche Wirkung üben, daß alles Interesse sich dem Schuldigen, aller Haß den Richtern, dem revolutionären Frankreich zuwenden werde.

Es gab Gründe genug, den Prozeß zu beschleunigen, der alle Tage dem König neue Parteigänger brachte. Eine bemerkenswerte und wenig beachtete Tatsache ist, daß es der Berg war, der den Prozeß vertagte (bis zum 3. Dezember).

Er wollte vor allem, und ganz vernünftigerweise, wie man zugeben muß, daß man in den Papieren der Tuilerien ernstlich prüfe, ob das Gerücht sich bestätige, daß mehrere Abgeordnete der Legislation und inzwischen Mitglieder des Konvents, darin kompromittiert seien. Eine Kommission wurde mit dieser Prüfung beauftragt, und es gefiel der Gironde, einen der eifrigsten Bergparteiler zum Berichterstatter zu wählen, einen alten Elsässer Juristen, den Abgeordneten Rühl.

Diese Papiere erregten die lebhafteste Neugier. Ludwig XVI. war es, der sie in einer Mauer der Tuilerien verborgen hatte. Der fürstliche Schmied hatte eigenhändig, ohne anderen Zeugen als seinen üblichen Schmiedegefährten, eine eiserne Tür hergestellt, die durch eine Holzverkleidung verdeckt, das Versteck verbarg. Der Gefährte, ein Schwachkopf, konnte das große Geheimnis nicht tragen. Es waren stets alte Volksgeschichten in Umlauf, von Fürsten, die den Mitwisser eines Geheimnisses, den Vergraber eines Schatzes verschwinden ließen. Alles das kam ihm offenbar ins Gedächtnis; er schlief nicht mehr, kränkelte. Er bildete sich ein, der König könne sein Schicksal besiegelt oder ihn vergiftet haben. Er entsann sich in der Tat, daß der König ihm eines Tages, als er ihn angegriffen sah, eigenhändig zu trinken eingegossen hatte; seit dem Tage begann er hinzusiechen. Seine Frau bestärkte ihn in diesem Gedanken. Er will sich wenigstens rächen, ehe er stirbt; er läuft zum Minister des Inneren und entdeckt ihm alles.

Herr und Frau Roland glaubten, es sei kein Augenblick zu verlieren. Sie riefen niemanden herbei, beteiligten keinen an der Entdeckung. Roland lief zu den Tuilerien, öffnete den Geheimschrank, tat die Papiere in ein Tuch und lief heim, um sie seiner Frau in den



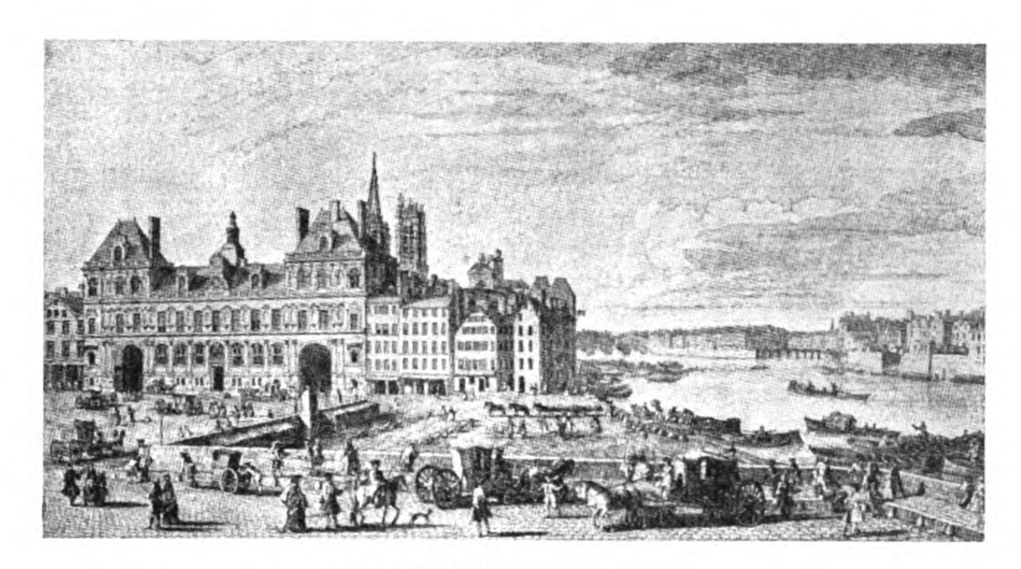
Schoß zu schütten. Nachdem die Gatten eine eilige Durchsicht vorgenommen und nachdem Roland von jedem Aktenstoß Kenntnis genommen und seinen Namen daraufgesetzt hatte, erst da wurde der verhängnisvolle Schatz zum Konvent gebracht (20. November).

Rolands Betragen in dieser Sache war sonderbar und schwer zu rechtfertigen: hätte er sich nicht bei Fortnahme der Papiere von einer Kommission Abgeordneter begleiten lassen müssen? Hätte er sie nicht sofort zur Nationalversammlung tragen müssen? Ja, gewiß scheint es so, nach Brauch, Gesetz und Vernunft. Und doch, hätte er das getan, so hätte es sehr wohl sein können, daß die sofort einer Kommission anvertrauten, in einem der Büros von den Kommissaren unter Verschluß gehaltenen Papiere zum Teil entfernt oder vielleicht gefälscht würden. Die Büros waren keineswegs sicher. Ein Kommissionsmitglied konnte in Abwesenheit der anderen kommen, aufschließen, nach Gefallen arbeiten. Mehr als einmal verschwanden Papiere. Andere, mehr oder weniger geschickt verändert, dienten als Werkzeug des Hasses. Beispielsweise sah man im Konvent eine ungeschickte beschämende Fälschung; man hatte einen Namen ausgenutzt, der von dem Brissots wenig abwich; mittels einer kleinen Überarbeitung, der Veränderung einiger weniger Buchstaben, hatte ein Feind es unternommen, den berühmten Girondisten zu stürzen und ihn zum Verräter zu stempeln. Wen beschuldigen? Die Büroschreiber oder die Vertreter selbst, die alle Tage innerhalb der Kommissionen die Schriftstücke zur Verfügung hatten, sie durchsahen und Notizen daraus machten?

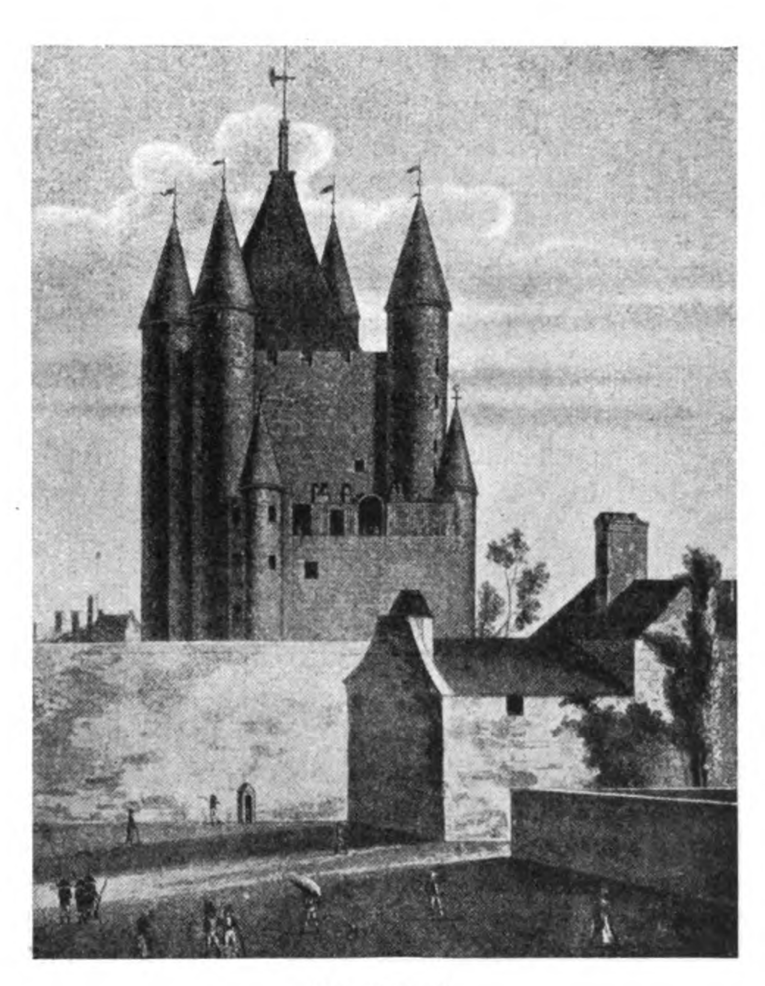
Die Papiere aus dem Eisenschrank, die heute in den Nationalarchiven verwahrt werden, tragen Rolands Namenszug. Ich bin zu der Annahme geneigt, daß der argwöhnische Minister sie nicht aus den Händen ließ, bevor er diese Vorsicht gegen den Konvent selber angewandt, ich meine, gegen die unbekannten Hände, denen der Konvent sie zur Obhut übergeben würde.

Bei aufmerksamer Durchsicht dieser Masse von Dokumenten, Briefen, Aufzeichnungen, Akten aller Art, finde ich, daß sie nur gegen den König und gegen die Priester, die ihn lenkten, Ernstliches aussagen. Nicht ein Staatsmann von einiger Bedeutung ist darin durch irgendeine beweisführende Tat bloßgestellt. Die Priester zeigen sich hier in ihrem wahren Lichte, als die eigentlichen Anstifter des Bürgerkrieges. Angefangen von den unheilvollen Briefen des Bischofs von Clermont, den der König seit 1789 ständig befragte, bis zu den verhängnisvollen und mörderischen Schriftstücken der Priester von Maine-et-Loire, die ihm 1792 den Mut zum Widerstande geben und seinen Sturz beschleunigen, gibt diese geistliche Korre-





Das Hôtel-de-Ville in Paris.
Nach dem gleichzeitigen Stich von Rigaud.



Der Temple.
Nach einem Stich aus der Revolutionszeit.



spondenz den Hintergrund der Revolution, der den König in den Abgrund zerrte.

Der König selbst erscheint in unangenehmer Beleuchtung, enggeistig, steif, undankbar und haßerfüllt gegen jene, die ihn retten wollen: Necker, Mirabeau, Lafayette sind die hauptsächlichsten Gegenstände seines Hasses.

Trauriger ist, wie leicht dieser fromme Fürst auf die Bestechungspläne eingeht, die ihm von Leuten vorgeschlagen werden wie sein vertrauter Minister Laporte, wie dieser Talon, ein in Polizeidingen besonders gewandter Beamter, der das verhängnisvolle Papier von Favras entwendete, Intriganten, Abenteurer, ein Sainte-Foy und andere. Der König scheint nicht widerstrebt zu haben; dieser Menschenhandel sagt ihm zu. Man sieht mit Erstaunen, daß er, ohne zu zögern, vom Beichtstuhl zur Bearbeitung der politischen Gewissen schreitet.

Nun, nachdem die Bestechung niedergeschrieben, geplant ist, wird sie auch zur Tat werden? Sind die Leute wirklich gekauft worden, die kaufen zu können die Zwischenhändler sich rühmten? Tatsächlich weist nichts darauf hin: ich sehe nicht ihre Empfangsbestätigungen. Was ich sehe, ist, daß die Mehrzahl dieser Gewissensmakler selber elende Kerle sind, denen keiner das Geringste glauben wollte. Wer sagt uns, ob das, wie sie versichern, von ihnen ausgegebene Geld nicht in ihren Taschen hängen geblieben ist?

Der einzige, dem zu glauben man versucht ist, ist Laporte, wenn er uns den Vertrag Mirabeaus angibt, die Summen, die er verlangte, um sein Ministerium der öffentlichen Meinung zu organisieren.

Frau Roland hätte zweifellos sehnlichst gewünscht, etwas gegen Danton zu finden. Man fand nichts, weder hier noch sonstwo. Noch heute findet sich nichts als eine Behauptung seiner Feinde, Lafayette und Bertrand von Molleville.

Rühl suchte, wie man sich denken kann, eifrig etwas gegen die Gironde und fand ebenfalls nichts. Ein einziges Wort gegen Kersaint. Und dies Wort ist eigentlich ein Lob; ein Ratgeber, der das Übel durch ein Übermaß des Übels vertreiben wollte, schlug vor, in das Marineministerium einen hitzigen Patrioten zu setzen, und das war Kersaint.

Die geheimen Retter der Monarchie schrieben an den König, wenn er ihnen die kleine Summe von zwei Millionen geben wolle, so machten sie sich anheischig, ihm sechzehn der durch ihr Talent und ihren Patriotismus bedeutendsten Mitglieder, Führer der Nationalversammlung, zu kaufen.

Ein Wort Guadets und ein Wort Barères (den man, wie erinner-



lich, unbegründet beschuldigt hatte) bewiesen, daß nichts gegen die Legislative vorlag, daß ihre Mitglieder an den Prozeß herangehen konnten. Barbaroux forderte sogleich die Berichterstattung und verlangte, daß die Untersuchung gegen Ludwig XVI. eröffnet werde.

„Nein," sagte der Montagnard Charlier, „er muß in Anklagezustand versetzt werden." — „Aber zunächst," meinte ein Abgeordneter der Rechten, „muß er verhört werden." — Jean-Bon Saint-André: „Das Urteil über Louis Capet stand am 10. August fest; dies Urteil wieder in Frage stellen, das hieße, der Revolution den Prozeß machen; damit würdet ihr euch selbst zu Rebellen erklären."

Robespierre griff diesen Gedanken auf — in einer langen, gut entwickelten und geschickt berechneten Rede, die damals keiner erwartete, auf die er schon drei Wochen (seit der Rede Saint-Justs) vorbereitet war, und die er gerade dann hielt, als die unmittelbar vorher erneuerte Kommune von Paris ihr Votum für den sofortigen Tod abgegeben hatte.

Die Rede Robespierres gewann aus diesem Umstand eine bedenkliche Autorität.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Prozeß Verhör des Königs (11. Dezember 1792)

Die neue Kommune (2. Dezember). — Rede Robespierres gegen den König (3. Dezember). — Merkwürdiger Wankelmut der Gironde und des Berges. — Leichtgläubigkeit gegenüber den Anklagen. — Frau Roland im Konvent (7. Dezember). — Anklageschrift Lindets und Barbaroux'. — Der König erscheint vor der Barre (11. Dezember). — Er lehnt den Konvent nicht ab. — Seine offenbaren Lügen. — Rückkehr des Königs in den Temple. — Welches Interesse der König einflößt. — Die Verteidiger des Königs. — Malesherbes. — Leben Malesherbes. — Sein Tod im Jahre 1793. — Olympia von Gouges will die Verteidigung des Königs übernehmen (Dezember 1792). — Ihr Tod im Jahre 1793.

Am 2. Dezember hörte die Kommune vom 10. August zu bestehen auf, und die neue begann, die Kommune von 1793.

Eine andere Generation, gewissermaßen eine andere Menschenrasse, saß nun im Generalrat; es sind größtenteils Handwerker aller Art mit ungeschliffenen, groben Gewohnheiten. Sie gleichen sehr wenig dem Volke von heute, haben weder dessen militärisches Wesen noch dessen geistige Regsamkeit oder seinen zuweilen ritterlichen Schwung; sie haben noch viel weniger — und können nicht

haben — die große Erfahrung, die sechzig Jahre einer solchen Geschichte dem Volke gegeben haben.

Diese Männer mit groben Fäusten, mit rauher Geste und Stimme ließen sich dennoch, wie immer, durch die Männer der Feder leiten. Ich nenne hier drei Persönlichkeiten, die schon in der Kommune vom 10. August sehr einflußreich waren: erstens Lhuillier, den Mann Robespierres, einen früheren Schuster, dann ein kleiner Schreiber, der später den Titel Rechtskonsulent annahm; ferner, weitergehend als Robespierre, die waghalsigen Journalisten Hébert und Chaumette. Sie ließen sich Anwalt der Kommune und Syndikus der Kommune nennen. Der Bürgermeister allein war Girondist; es war der Arzt Chambon; am September und an Pétions Bürgermeisterei zeigte sich, daß dieses Amt mehr Ehre als Autorität verlieh.

Am 2. Dezember, am Tage vor der Rede Robespierres, schlug die neue, kaum gewählte Kommune wie eine wilde Woge an die Pforten des Konvents. War die Wut echt oder gespielt? Wenn der lächerliche Schwulst das Wort verdächtig macht, möchte man gern glauben, daß die kalte und eifernde Schrift aus der Feder eines Heuchlers stammte (vielleicht aus der Héberts). Der Verfasser kletterte auf hohe Stelzen, um der Nationalversammlung mit der Herablassung des Königvolkes seine Befehle zu erteilen; indessen warf er bedeutsame Worte unter die Belanglosigkeiten: „Das Volk kann ungeduldig werden . . .“ Und ferner: „Der Tod könnte euch euer Opfer entziehen . . ., und dann würde man sagen, die Franzosen hätten nicht gewagt, ihren König zu verurteilen.“

Die Rede Robespierres vom 3. Dezember wirkt wie die literarische und akademische Übersetzung dieser plumpen Rhetorik. Sie war sehr sorgfältig ausgearbeitet, wie etwas, das Dauer haben soll und für die Lektüre gemacht wurde; sie hat eine langweilige und vornehme Würde, wenig Witz, wenig Schärfe. Ich meinerseits ziehe den stürmischen Dolch Saint-Justs vor, er ist grausamer, aber weniger gehässig.

Saint-Just, der scheinbar viel gewalttätiger, in Wirklichkeit viel geschickter ist, dringt nicht hartnäckig auf Gerechtigkeit. Nach ihm ist das Königtum etwas Widernatürliches; es besteht keine natürliche Beziehung zwischen Volk und König; ein König ist ein Ungeheuer, das man erwürgen muß; — oder, ist er ein Mensch, so ist er ein Feind, den man schleunigst töten muß.

Robespierre nimmt diesen Leitsatz auf, macht ihn aber gehässiger, indem er ihn vertiefen will, indem er sich müht, gerecht zu sein und zurückgeht auf das, was er für die Quelle der Gerechtigkeit hält. Diese ist nach ihm nichts anderes als der Volkswille. Er macht aus



dem Volke nicht das natürliche und wahrscheinliche Werkzeug der ewigen Gerechtigkeit, sondern es hat den Anschein, als sei für ihn Volk und Gerechtigkeit eins. Eine törichte Vergötterung des Volkes, zu dessen Sklaven er das Recht macht.

Ernsthafter ist die Theorie des Interesses, die Saint-Just vernachlässigt hat und die von Robespierre zugestanden und besser begründet wird als die der Gerechtigkeit: „der König befindet sich im Krieg mit euch; aus dem Gefängnis bekämpft er euch. Was soll geschehen, wenn der Prozeß sich hinschleppt, wenn er noch im Frühjahr nicht zu Ende ist, wo die Gewaltherrscher uns von allen Seiten angreifen werden?“ — Hier war Robespierre tatsächlich stark; man hatte Grund zu bedenken, ob das Leben des Königs zu dieser Zeit nicht zu einer nationalen Gefahr werden würde. „Fassen wir also augenblicklich unsern Entschluß,“ sagt er weiter. „Es handelt sich nicht um einen Prozeß, sondern um eine Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt und nationalen Vorsicht. Ludwig soll sterben, weil das Vaterland leben muß. Zum Verräter an der Nation erklärt, zum Verbrecher an der Menschheit, möge er an dem gleichen Orte sterben, wo am 10. August die Märtyrer der Freiheit gefallen sind.“

In dieser Rede sagt Robespierre ein Wort, das man gegen ihn wenden konnte, und das seine Gegner ausnutzten: „Der König ist getötet worden; wer hat das Recht, ihn wieder zu erwecken, um einen neuen Vorwand zu Unruhen und Rebellion aus ihm zu machen.“

Genau dasselbe sagte die Gironde: „Der König ist tot; ihr weckt ihn wieder auf, weil ihr ihn noch einmal töten wollt.“ — Und so kam es auch. Der König, der am 10. August getötet war, wurde durch den Prozeß wieder lebendig und vollzog am 21. Januar seine Auferstehung in der Seele und im Herzen Europas.

„Ich beantrage,“ sagt Buzot am 4. Dezember, „daß jeder, der von der Wiederherstellung des Königtums spricht, mit dem Tode bestraft wird. Man soll erfahren, ob es Royalisten in dieser Versammlung gibt.“ — Großer Tumult; der Berg verlangt, daß man das Recht des Volkes achtet, das der Primärversammlungen. — Und die Gironde ruft: „Ihr seid also Royalisten?“ — Die Versammlung stimmt durch Zuruf für den Antrag Buzots; aber sie macht dem Berg das Zugeständnis, daß der König unverzüglich abgeurteilt werden soll. Robespierre wollte nicht einmal, daß er verhört werde. Buzot beantragte und setzte durch, daß man den König reden ließ, damit er wenigstens seine Mitschuldigen nenne.

So erkannte der Berg am 4. Dezember die höchste Gewalt des Volkes in den Urwählerversammlungen an und dessen unumschränktes Recht in allen Fragen — und sogar gegen die Republik,

was insofern unsinnig war, als das Volk somit das Recht besaß, sich selbst zu verleugnen, seine Macht nicht auszuüben, Selbstmord zu begehen und nicht mehr das Volk selbst zu sein.

Diesmal handelte es sich um den verhängnisvollen Grundsatz, daran der Konvent starb, und der von Anbeginn durch Robespierre bei den Jakobinern gegen den Konvent verfochten worden war, nämlich: Das Volk behält das Recht, seine Abgeordneten abzuberufen vor Ablauf ihres Mandates, es kann zu jeder Zeit die von ihm selbst getroffene Wahl ungeschehen machen, das bedeutet nichts anderes, als daß keine Wahl fest ist, keine Versammlung ihres Lebens sicher ist, daß der Abgeordnete nur zitternd sein Amt ausüben kann und in seiner Abstimmung von den Tribünen abhängig ist, daß er Tag für Tag sein Gewissen dem Begehren der Menge unterwirft. Dem fügte Marat die liebenswürdige Variante hinzu, das souveräne Volk solle sich mit Steinen versehen, wenn es den Bericht seiner Abgeordneten anhöre, damit es, wenn diese nicht auf dem richtigen Wege wären, nicht nur die Wahl, sondern auch die Gewählten zunichte machen könne.

Am 9. nahmen die Girondisten den jakobinischen Antrag von der Absetzbarkeit der Abgeordneten wieder auf; sie benutzten sie als Waffe gegen den Berg. An dem Tage unterzeichneten sie ihr Todesurteil.

Sie wollten mit dieser Waffe Marat treffen, den Septemberapostel. Aber wie immer Marat auch sein mochte: er trug das heilige Zeichen der Vertretung der Nation; diese in einem einzelnen verletzen, das hieß: sie in allen unwirksam machen, das hieß: allen das schützende Kleid der Volksvertretung vom Leibe reißen, das hieß: sie alle nackt, waffenlos, beraubt der brutalen Gewalt, der Parteiwut ausliefern.

Es war um so gewagter, an diese Frage zu rühren, als der Konvent nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorging; er war nicht durch die Primärversammlungen gewählt worden, sondern indirekt. Konnten die Wahlmänner, selbst erst Gewählte, dieser von ihnen berufenen Versammlung dieselbe Kraft geben, die sie besessen hätte, wenn sie unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen wäre? Es war eine gefährliche Frage, erschreckend in ihren Folgen: vielleicht enthielt sie zehn Jahre Anarchie.

Die Gironde beging die unverzeihliche Torheit, durch den Mund Guadets eine Bittschrift der Leute von Bouche-du-Rhône zu unterstützen, die gegen Marat das jakobinische Grundgesetz der Absetzbarkeit der Abgeordneten ausrief.

Guadet stellte den Antrag: Die Urwählerversammlungen sollten zusammentreten, um über die Rückberufung der Mitglieder zu be-

finden, die das Vaterland verraten hätten. Der Konvent nahm den Antrag durch Zuruf an.

Glücklicherweise fanden sich ein paar verständige Männer aus verschiedenen Parteien, welche die Gefahr beseitigten. Manuel, Barère, Prieur zeigten dem Konvent den Abgrund, der sich unter seinen Füßen auftat. Prieur sagte, der Aufruf an die Urwählerversammlungen sei gegenwärtig lediglich ein Ruf an die aristokratischen Einflüsse, die Nationalversammlung tue sich selber ab, wenn sie im Augenblick der Gerichtsverhandlung ihre Autorität selbst als ungewiß und vorläufig bezeichne. Guadet forderte selbst die Vertagung seines Antrags, und der Konvent widerrief seine Verfügung.

Zwischen diesen beiden Tagen, dem 4. und dem 9., wo die beiden Parteien das seltsame Schauspiel eines Rollentausches boten, da die eine es unternahm, einen Satz zu stützen, der von der anderen aufgegeben wurde, gab es im Konvent am 7. ein klägliches Zwischenspiel, bei dem man sah, bis zu welcher übertriebenen Leichtgläubigkeit die rasende Leidenschaft die Menschen herabwürdigen kann.

Ein Abenteurer namens Viard hatte Fauchet und den Minister Lebrun mit Angaben über die Verbindungen unterhalten, die er, wie er sagte, zu der royalistischen Partei habe, deren Geheimnisse er aufdecken werde. Er entlockte ihnen einen Auftrag, und als Gegendienst ging er, da er sich offenbar nicht nach Gebühr belohnt fand, zu Chabot und Marat, und machte sich anheischig, ihnen die Fäden eines großen girondistischen Komplotts in die Hand zu spielen; Roland und seine Frau seien hineinverwickelt. Marat schnappte mit der Gier eines Haifisches nach dem Köder. Chabot war sehr unüberlegt, ein etwas geistreicher Tropf von geringem Verstand und noch weniger Geschick; er beeilte sich, die Sache zu glauben, und hütete sich, sie nachzuprüfen. Der Konvent verlor einen ganzen Tag, um selbst nachzuprüfen, sich zu streiten, zu beleidigen. Man tat Viard die Ehre an, ihn kommen zu lassen, und man ahnte recht wohl, daß der ehrenwerte, von Chabot und Marat vorgeführte Zeuge ein Spion war, der voraussichtlich für alle Parteien arbeitete. Man rief Frau Roland und hörte sie an; sie rührte die gesamte Versammlung durch ihre Anmut und ihre Vernunft, ihre Worte voller Sinn, Bescheidenheit und Takt. Chabot war betroffen. Der wütende Marat schrieb abends in seinem Blatt, das Ganze sei von den Rolandisten ausgeheckt worden, um die Patrioten lächerlich zu machen.

Es war fast ein Monat, daß der begonnene Prozeß am Boden lag, sich nicht rührte, nicht mehr vorwärts kam und in Wirklichkeit einem noch größeren Prozeß Platz machte. So nenne ich den Zweikampf auf Tod und Leben, den der Berg und die Gironde miteinander

ausfochten, die sich ungeschickt gepackt hielten und linkisch miteinander rauften, wie Neulinge im Kampf, und sich vorläufig noch — wenn man so sagen darf, betasteten, um eine Stelle zu finden, wo der Stahl eindringen und das Herz treffen könne.

Am 10. endlich verlas Robert Lindet im Namen der einundzwanzig mit dem Prozeß des Königs Beauftragten eine Art Geschichte des Königs seit 1789, eine geschickt anklagende Geschichte, bei der die Hand eines tüchtigen Juristen erkennbar war. Die Lindets waren zwei Brüder, Robert und Thomas, der Anwalt und der Priester: alle beide hatten ihren Sitz im Berg. Robert ließ es sich in seiner historischen Darlegung angelegen sein, die ganze Anklage möglichst auf das Haupt des Königs zu vereinigen, zu verhindern, daß sie sich verflüchtige, sich gegen die Minister wende. Er stellte die richtige Behauptung auf, daß die Minister Ludwigs XVI. nur sehr geringen Einfluß auf ihn hatten. Was Lindet nicht sagte, war, daß der Einfluß der Königin, des Hofes in seinen Entscheidungen wesentlich war, mehr noch der der Priester; die Prozeßakten bezeugten das nur zu sehr.

Jede Partei wollte ihr Teil in der Anklage. Die Kommission, die den historischen Teil einem Montagnard gegeben hatte, entschädigte die Gironde, indem sie den Girondisten Barbaroux beauftragte, die Beschwerdeschrift einzureichen, ein Aktenstück, das mit jedem einzelnen Artikel dem Präsident das Material, sogar die Form für die Fragen lieferte, die er dem Angeklagten stellte.

„Am 11. Dezember erhob Ludwig sich um sieben Uhr. Sein Gebet währte drei Viertelstunden. Um acht Uhr vernahm er mit Besorgnis den Trommelwirbel, ging im Zimmer auf und ab und hörte aufmerksam zu. ‚Es scheint mir,‘ sagte er, ‚als höre ich das Stampfen der Pferde.‘ Dann wurde im Familienkreise das Frühstück eingenommen; die Gesichter waren aufs äußerste erregt. Nach dem Frühstück gab er nicht seinem Sohn die übliche Geographiestunde, sondern spielte Kegel mit ihm. Dann benachrichtigte man ihn, daß der Bürgermeister kommen, aber nicht in Gegenwart seines Sohnes mit ihm sprechen werde. Er küßte den Knaben und schickte ihn fort. Der Bürgermeister kam erst um ein Uhr, man las die Verordnung, die bestimmt, daß Louis Capet vor die Barre des Konvents geführt werde. ‚Ich nenne mich nicht Capet,‘ sagte er, ‚meine Vorfahren haben diesen Namen geführt, aber niemals hat man mich so genannt . . . Übrigens ist das nur eine Fortsetzung der Behandlung, die mir seit sechs Monaten durch die Gewalt widerfährt . . .‘ Er fügte noch hinzu: ‚Sie haben mich eine Stunde zu früh meines Sohnes beraubt.‘ Dann verlangte er, über seinen Anzug den nußbraunen Überzieher



anzulegen. Am Fuß der Treppe schienen ihn die Flinten, die Piken, die himmelblauen Reiter, deren Aufstellung er nicht gewahr geworden war, zu benachrichtigen. Im Hof warf er noch einen letzten Blick auf den Turm (wo er seine Familie zurückließ); man machte sich auf den Weg. Es regnete.

„Unterwegs gab er kein Zeichen von Betrübnis, sprach wenig. Als man an den Toren von Saint-Martin und Saint-Denis voüberkam, erkundigte er sich, welches davon zur Vernichtung bestimmt war. Bei den Feuillants angekommen, legte Santerre ihm die Hand auf den Arm und führte ihn zur Barre, an denselben Platz und an denselben Sessel, wo er die Verfassung angenommen hatte.

Der König war bis jetzt ohne Beirat, aber man sieht, daß er nachgedacht hatte über das, was für ihn zu tun war. Vor allem war die Geschichte Karls I., der sich anfänglich zu antworten weigerte und zu sprechen verlangte, als es zu spät war, für Ludwig XVI. lehrreich gewesen und hatte ihn bestimmt, einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Er lehnte seine Richter nicht ab. Wenngleich er beim Fortgehen zu verstehen gegeben hatte, daß er nur der Gewalt nachgebe, machte er keine Schwierigkeiten, dem Präsidenten als einer rechtmäßigen Autorität Rede zu stehen .

Auf die erste Frage: „Warum haben Sie am 23. Juni 1789 die Nationalversammlung mit Truppen umstellt und der Nation Gesetze vorschreiben wollen?“, erwiderte er: „Es bestand kein Gesetz, das es mir verbot. Ich war Herr, die Truppen aufmarschieren zu lassen, aber ich habe kein Blut vergießen wollen.“

Er fuhr fort, mit ziemlichem Geschick und mit Geistesgegenwart zu antworten; bald führte er die Minister als Entschuldigung an, bald berief er sich auf die Verfassung selbst, die ihm einige der Dinge erlaubt hatte, die ihm jetzt vorgeworfen wurden; und für weiter zurückliegende Fälle führte er an, daß seine im September 1791 erfolgte Annahme der Verfassung sie sozusagen ausgelöscht habe. Hinsichtlich des 10. August behauptete er, lediglich die im Schloß versammelten Autoritäten der Verfassung verteidigt zu haben.

Mehrere dieser Antworten waren derart, daß sie die allgemeine Meinung sehr gegen ihn aufbrachten. Als man ihn beispielsweise an die Millionen erinnerte, die er für Bestechung hergegeben hatte, entgegnete er kalt: „Ich kannte kein größeres Vergnügen, als denen etwas zu schenken, die es nötig hatten.“

Er versicherte, niemals auch nur von einem einzigen Plan einer Gegenrevolution gewußt zu haben.

Als man ihm die gegenrevolutionären Briefe, Akten und Memoiren



vorwies, die von seiner Hand mit Daten und Notizen versehen waren, gab er stets die gleiche Antwort: „Ich erkenne sie nicht an."

Diese traurige Art, sein Leben durch offenbare Lügen zu verteidigen, war dazu angetan, das Interesse für ihn herabzustimmen. Indessen hatte der Zwang der Lage, die furchtbare Tragödie die Oberhand, ließen die Jämmerlichkeit der Verteidigung übersehen. Alle waren ergriffen, sogar die, welche sich am meisten gegen ihn erklärt hatten und ihn in den Tod führten.

Als Ludwig beim Verlassen des Konvents sich im Beratungssaal befand, fragte ihn der Bürgermeister, da es nahezu fünf Uhr war, ob er etwas zu sich nehmen wolle. Er entgegnete nein. Einen Augenblick später aber, beim Anblick eines Grenadiers, der ein Stück Brot aus der Tasche zog und Chaumette die Hälfte davon gab, ging Ludwig auf diesen zu, um sich ein Stück geben zu lassen. Chaumette wich zurück: ‚Sagen Sie laut, was Sie haben möchten, mein Herr.' — Capet erwiderte: ‚Ich bitte Sie um ein Stück von Ihrem Brot.' — ‚Gern,' sagte Chaumette; ‚hier brechen Sie etwas ab; es ist ein spartanisches Mahl. Hätte ich eine Rübenwurzel, so würde ich Ihnen auch davon die Hälfte geben.' — Man ging in den Hof hinab; Ludwig wurde von einem fürchterlichen Chor aus Lastträgern und Kohlenmännern empfangen, die aus vollem Halse den Kehrreim der „Marseillaise" sangen: „Qu'un sang impur abreuve nos sillons!" Er bestieg wieder den Wagen und verzehrte nun die Kruste seines Brotes. Er wußte nicht recht, wie er sich der Krume entledigen sollte und sagte es dem Staatsanwaltsgehilfen, der das Stück zur Tür hinauswarf. „O!" sagte Capet, „es ist unrecht, das Brot so fortzuwerfen, besonders zu einer Zeit, da es selten ist." — „Und woher wissen Sie, daß es selten ist?" erwiderte Chaumette. — „Weil das, welches ich esse, bereits zur Neige geht." — Der Gemeindeprokurator fügte nach einer Pause hinzu: „Meine Großmutter sagte mir immer: ‚Kleiner, man darf keine Brotkrume verlieren, denn du könntest nicht einmal das hervorbringen'." — „Herr Chaumette," erwiderte Louis Capet, „Ihre Großmutter, war, wie mir scheinen will, eine recht verständige Frau."

Es folgte längeres Schweigen. Chaumette blieb stumm, tief in den Wagen gelehnt. Dann, sei es, daß er selber nichts Besseres genossen hatte als der König, sei es, daß schließlich die Ermüdung, die Wucht der gewaltigen Eindrücke dieses düsteren Tages über seine Natur triumphierte, bekannte er, daß er sich nicht wohl fühle. Der König führte das auf das Rollen des Wagens zurück, der im Schritt fuhr. „Waren Sie schon auf dem Meer?" fragte er Chaumette. — „Ja," erwiderte dieser, „ich habe unter Lamotte-Piquet gekämpft."

— „Lamotte-Piquet!“ sagte der König, „das war ein tüchtiger Mann.“ Und nun schwieg er seinerseits, überließ sich wahrscheinlich seinen Lieblingsgedanken, der Marine, der schon weit zurückliegenden ruhmvollen Zeit seiner Regierung, als seine Schiffe auf allen Meeren Sieger waren, als er selbst La Peyrouse seine Befehle gab, den Hafen von Cherbourg zeichnete. Gab es je einen Gegensatz, so war es sicherlich der zwischen heute und dem Gedenken des Tages, da der König, jung, mächtig, lebensprühend, in der blendenden Admiralstracht (Rot und Gold) im Rauch von hundert Kanonen die Reede des von ihm geschaffenen großen Hafens querte und den berühmten Deich besichtigte, mit dem Frankreich (mehr als England) den Ozean bezwungen hatte.

Wer hätte ihn am 11. Dezember in diesem Bild des Mitleids wiedererkannt, wie er da den ganzen öden Wintertag in seinem traurigen braunen Rock sozusagen zwischen dem fallenden Regen und dem Straßenkot einherschiffte?

Der Eindruck war auf dem ganzen Wege nicht der, den man erwartet hatte; es herrschte großes Schweigen, nur vereinzelte Rufe: „Tod ihm!“ Man sah viel Volk, lauter einzelne Leute, keine Gruppen, man duldete sie nicht. Sie schauten, beobachteten, behielten ihre Gedanken für sich, welcher Art sie nun sein mochten.

Indessen war eine Regung des Mitleids in den Herzen erwacht. Diejenigen, die den Tod des Königs gefordert hatten und noch forderten, scheuten sich am wenigsten, ihr Mitleid zu bekunden. „Les Révolutions de Paris,“ ein Blatt, für das Chaumette oft geschrieben hatte und vielleicht noch schrieb, zögerten nicht, das allgemeine Empfinden zum Ausdruck zu bringen. Dieses Blatt tadelt mit Recht den Rapport eines Kommissars der Kommune, „der sich erlaubt, auf Kosten eines Gefangenen, der zum Tode verurteilt werden soll, Geist zu verzapfen.“ Es tadelt sogar die Kommune selbst: „Ludwig hat sich zu Recht beklagt, daß man ihn zu früh seines Sohnes beraubt hat. Dabei ist es so leicht, die Rechtsgebote und die Wünsche der Menschlichkeit zu vereinigen! Man geht mit den Gefangenen des Temple derart um, daß sie schließlich das öffentliche Mitleid erregen werden.“

Das war der allgemeine Eindruck. Er äußerte sich sogar stark im Konvent selbst. Man bekundete hier noch dringlicher den Wunsch, daß der Prozeß auf übliche Weise geführt werde. Als am 12. Dezember Thuriot forderte, man solle das Urteil beschleunigen und „der Tyrann solle so bald als möglich seinen Kopf aufs Schafott tragen,“ gab es in der Versammlung einen Sturm der Entrüstung; man rief ihm zu: „Beachten Sie Ihre Eigenschaft als Richter!“ Er



war genötigt, sich zu erklären, hinzuzufügen: „Ich sage nur, daß Ludwig, falls die ihm zur Last gelegten Verbrechen erwiesen sind, sterben muß . . .“

Ein Mitglied trat dafür ein, daß man den Angeklagten Zeit lasse, die Akten zu prüfen, er sagte: „Wir fürchten nicht den Haß der Könige, aber die Verwünschungen der Nationen . . .“

Am 15. überraschte ein Volksvertreter, der bis dahin zu den Hitzigen der Bergpartei gehörte, der Mann des 6. Oktober, Lecointre aus Versailles, die ganze Nationalversammlung mit der Forderung, man solle Ludwig seine Familie, seine Kinder sehen lassen.

Talliens wütende Widersetzlichkeit, mit der er zu sagen wagte: „Der Konvent wünsche umsonst, wenn die Kommune nicht wünsche,“ erregte Empörung und schuf dem Antrag Lecointre Verbündete. Man verfügte, daß der Angeklagte seine Kinder sehen solle, daß diese aber ihre Mutter und ihre Tante erst nach den Verhören zu sehen bekämen.

Noch bezeichnender war, daß der Konvent, als Barère die Präsidentschaft niederlegte, Fermont zum Präsidenten wählte, der am 11. Dezember beantragt hatte, daß der Angeklagte an der Barre sitzen könne und man ihm einen Stuhl gebe. Die Sekretäre waren girondistisch oder doch gemäßigt: Louvet, Creuzé-Latouche und Osselin.

Der König hatte zu Verteidigern Advokaten gewählt, die recht geeignet waren, ihn bei seiner traurigen Verteidigungsart der Spitzfindigkeit, der Ableugnung zu leiten, die Konstituierenden Tronchet und Target. Target sagte, er sei krank, erschöpft und überarbeitet; das war nur zu wahr. Der König nahm an seiner Statt einen am Advokatentisch bekannten Mann, den Anwalt Desèze.

Der Edelmann, den der König zum König von Preußen entsandt hatte, Herr Aubier, wollte zurückkommen und ihn verteidigen. Ein Herr Sourdet aus Troyes erbot sich desgleichen, indem er kühn behauptete, er sei berufen, Ludwig XVI. zu verteidigen, da er seine Unschuld fühle.

Das Anerbieten des Herrn Aubier war verspätet; es hatte lediglich die Wirkung, ihm eine Pension von zwölftausend Livres einzutragen, die der König von Preußen ihm gab.

Was die beiden anderen anlangt, die sich gleichfalls erboten, so waren es zwei Personen, die sich um die Revolution verdient gemacht und keineswegs Ursache hatten, mit dem Hof zufrieden zu sein. Sie hatten weniger Glück als der Royalist und fanden für ihren Mut keinen anderen Lohn als die Guillotine.

Der erste war Malesherbes.



Der andere war eine Frau, die glänzende Rednerin aus dem Süden, von der wir bereits gesprochen haben, Olympia von Gouges.

Ich will gleich ohne Aufschub das sagen, was ich über das Schicksal dieser edelmütigen Personen zu sagen habe, ich werde nicht bis Ende 1793 warten; da mußten sie mit so vielen anderen den unheilvollen Karren besteigen. Ich will sie hier besonders stellen. Dort, wo sie heldenhaft waren, sollen sie auch erhalten, was ihnen an Tränen zukommt.

Malesherbes entstammt, wie man weiß, jener äußerst arbeitsamen, ehrenhaften Familie Lamoignon, die unter Ludwig XVI. Wertvolles zur Reform der Gesetze beitrug. Malesherbes war der Großneffe von Lamoignon von Basville, des Tyrannen vom Languedoc, Henkers der Protestanten, der dieses Land mit Rad und Galgen und Scheiterhaufen bedeckte. Der Neffe war, vermutlich eben deshalb, Philosoph, warf sich fast übertrieben auf das Gegenteil und überbot — wenn ich einem seiner nächsten Freunde glauben darf — noch den Unglauben der Ungläubigen.

Es gab keinen besseren Menschen, keinen, der ehrenhafter, großmütiger war. Ohne Hoffnung auf eine Zukunft (die seine Tugend verdiente), ohne den Trost durch die Idee des Göttlichen, verfolgte er gerade und entschlossen die Idee des Guten, der Pflichterfüllung. Nie hörte die Gerichtsbehörde würdigere Worte, als die Ermahnungen Malesherbes, des Präsidenten am Steuergericht. Er war mit Turgot zusammen Minister und stürzte mit ihm. Er war wenig geeignet als Machthaber, denn er war von Natur linkisch und ungeschickt, kannte weder Vorsicht noch Temperament und hatte keine Menschenkenntnis.

Unter all den Diensten, die er dem Lande erwiesen, war einer, der diesen Mann heiligte, daß nämlich ohne ihn weder der „Émile", noch die „Enzyclopädie", noch die Mehrzahl der großen Werke des achtzehnten Jahrhunderts hätten erscheinen können. Er war damals Direktor der Bibliothek, lieh der Gedankenfreiheit seinen Schutz, veranlaßte selbst die Schriftsteller, sich freizumachen von der albernen Knechtschaft der Zeit. Er sah persönlich Rousseaus Korrekturbogen durch, strich nichts, änderte nichts.

Das Alter hatte Herrn von Malesherbes nichts anhaben können. Er besaß 1792, mit zweiundsiebzig Jahren, einen entschlossenen Geist und das glühende Herz seines besten Mannesalters. Es war ein reizvoller Gegensatz, in diesem kleinen etwas rundlichen und etwas gewöhnlichen Manne (unter einer kleinen Perücke saß ein richtiges Apothekergesicht) einen Helden alter Zeiten zu finden. Er besaß in seiner Rede das Feuer, den zuweilen drolligen etwas beißenden



Schwung der früheren Anwaltschaft, und nebenher ließ seine edle, fast erhabene Seele bewunderungswürdige Züge durchblicken.

Nichts konnte ihn im Prozeß davon abhalten, „der König“ zu sagen und wenn er ihn anredete: „Sire.“ — „Wer gibt Ihnen nur diese Kühnheit“ fragte ihn ein Konventsmitglied. — „Die Lebensverachtung.“

Er war 1793 still daheimgeblieben, auf dem Lande. Ein solcher Mann dachte nicht an Auswanderung. Stand er nicht unter dem Schutz der großen Toten des achtzehnten Jahrhunderts? Guter Gott! Was hätte Rousseau gesagt bei der Mitteilung, daß seine unverständigen Schüler den wohlwollenden Kritiker, den Fürsprecher des „Émile“ töten würden!

Im Oktober 1793 verhaftete man seinen Schwiegersohn, den Präsidenten Rosambo, wegen eines früheren Protestes des Parlamentes im Jahre 1789, sicherlich eine wirkliche Verfehlung, aber die eines harmlosen Mannes und schon so lange vergangen, daß man sie hätte vergessen können. Dann, andern Tages, verhaftete man Malesherbes, ohne Ursache noch Vorwand. Er zeigte sich unbekümmert, fast heiter; es war ihm ganz recht, ein Ende zu machen. Der einzige Zeuge, der gegen ihn auftrat, war ein Diener, der ihm 1789 gesagt haben will, die Reben seien erfroren, worauf Malesherbes erwidert habe: „Um so besser! Wenn es keinen Wein gibt, werden unsere Köpfe klarer sein.“ Er wollte sich nicht verteidigen und ging ruhig plaudernd zur Guillotine.

Der Concierge von Monceau (dorthin brachte man die Leichen der Hingerichteten) bekam einen eigenartigen Beweis von Malesherbes Gemütsruhe. Als er den Leichnam auszog, fand er in der Hosentasche die um zwölf Uhr aufgezogene Taschenuhr. Malesherbes zog sie gewohnheitsmäßig um diese Stunde auf, und er hatte das auch noch zwei Stunden vor dem Schafott getan.

Man wird es wenig angebracht finden, daß ich Olympia von Gouges neben einen so ehrwürdigen Namen stelle, sie, eine leichte, sehr leichte Frau sogar, wie man streng gesagt hat. Diese Frau nähert sich Malesherbes durch ihre gleichgesinnte Ergebenheit, und auch der Tod hat sie ihm nahegebracht. So möge er sie denn hier in der Geschichte mit der Güte und väterlichen Nachsicht bei sich aufnehmen, die er im Leben gehabt haben würde.

Sie hatte nicht gleich ihm den Schutz eines langen, dem Dienst des Vaterlandes geweihten Lebens; sie wagte mehr; sie war sehr bloßgestellt, die Unglückliche; sie hatte schon Mühe genug, sich selbst zu verteidigen. Einige Freunde, unter anderen Mercier, hatten ihr seit langem geraten, innezuhalten. Sie hörte auf keinen, redete

unentwegt und sehr laut, ließ sich von ihrer Erregbarkeit und dem Zug ihres Herzens von einer Partei zur andern treiben. Revolutionärin aus Anlage und Neigung, fühlte sie sich dennoch Royalistin, als sie am 6. Oktober den König und die Königin hier gefangen eingebracht sah. Die Unredlichkeit des Hofes und sein offenbarer Verrat machten sie wieder republikanisch, und sie berichtete dem Publikum naiv ihre Bekehrung in einer sehr würdigen Flugschrift: „La Fierté de l'Innocence". Sie gründete nun Volksvereinigungen von Frauen und bemühte sich, die schwierige Mitte zu halten zwischen Jakobinern und Feuillants. Ihre Beziehungen zur Gironde, ihr „Pronostic de Robespierre", brachten sie nur allzusehr in Gefahr, die ergreifende Szene vom 11. Dezember aber ließ sie alle Rücksicht auf die eigene drohende Gefahr vergessen, als sie sich erbot, den König zu verteidigen. Das Anerbieten wurde nicht angenommen, doch nun war sie verloren.

Man hat die Befürchtungen der Frau Roland gesehen und die nur allzu tatkräftige Beleidigung, die 1793 Théroigne widerfuhr. Olympia war nahe daran, ebenso oder noch grausamer behandelt zu werden. Eines Tages ergreift man sie in einer Gruppe und packt sie beim Schopf. Ein Rohling klemmt ihren Kopf unter den Arm, reißt ihr die Haube ab; ihre Haare gehen auf . . . armseliges graues Haar, obgleich sie erst achtunddreißig war; Talent und Leidenschaft hatten sie zermürbt. „Wer will Olympias Kopf für fünfzehn Sous?" schrie der Kerl. Darauf sie, sanft, ohne Erregung: „Mein Freund, ich setze ein Dreißigsousstück darauf." Man lachte, und sie entkam.

Nicht für lange. Vor das revolutionäre Tribunal gestellt, wurde ihr die furchtbar bittere Erfahrung, daß ihr Sohn sie verächtlich ableugnete. Da verließ sie ihre Kraft.

Sie fand vor dem Schafott all ihren Mut wieder und starb, indem sie dem Vaterland ihre Rache und ihr Gedenken anempfahl.



Dreiundzwanzigstes Kapitel

Der Prozeß Eine Debatte über Erziehung Ein Angriff auf den Herzog von Orleans (Dezember 1792)

Erziehungsplan der Girondisten (Dezember 1792). — Priester und Jakobiner einig in der Forderung von einer Unterrichtsstufe (Dezember 1792). — Ein leidenschaftlicher girondistischer Philosoph. — Robespierre zertrümmert die Büste des Helvetius (5. Dezember 1792). — Moralische Schwäche beider Parteien in ihren Erziehungsplänen. — Weiterer Verlauf des Prozesses. — Angriffe gegen das Haus Orleans (16. Dezember 1792). — Wie das Vermögen des Hauses Orleans entstand und erhalten wurde. — Der Berg rettet den Herzog von Orleans (19. Dezember 1792).

Der Konvent füllte die Pausen des Prozesses mit einem nicht weniger wichtigen Gegenstand: mit dem Entwurf eines Systems der nationalen Erziehung.

Die Konstituierende war am Ende ihres langen Weges angelangt, ohne Zeit zu finden, diesen Grundstein der neuen Gesellschaft zu errichten. Sie hinterließ der Gesetzgebenden lediglich einen prunkenden Bericht Talleyrands „über den Unterricht“ im allgemeinen. Eine literarische, sehr feine Abhandlung, die indessen nur ganz allgemeine Leitsätze aufstellte. Die Gesetzgebende fügte eine mehr philosophische Arbeit hinzu, den Bericht Condorcets „über den Unterricht“. In diesem ernsthaften Werk, das sowohl durch seine hohen Gesichtspunkte als auch durch eine praktische Absicht wichtig ist, unterschied man vier Unterrichtsstufen, von der Elementarschule bis zum „Institut“. Der Konvent beriet Anfang Dezember über die Vorlage eines Organisationsplanes der Elementarschulen, die der Ausschuß für den öffentlichen Unterricht nach den Gesichtspunkten Condorcets verfaßt hatte.

Dieser von Lauthenas, dem Freunde Rolands und erstem Bureauvorsteher seines Ministeriums, eingebrachte Entwurf enthielt den stärksten demokratischen Gedanken der Gironde, das Verfahren, durch welches diese ohne Erschütterungen den Ausgleich in der Gesellschaft herbeizuführen hoffte[53]). Die für jedermann kostenlose

[53]) Die sozialen Ideen dieser Partei, wie man sie aus den Artikeln Brissots (Dezember 1792) und aus der wichtigen Rede Jean Débrys (24. Dezember) entnehmen kann, sind die folgenden: 1. Der Arme zahlt keine Steuern. 2. Verschiedene Steuerstufen für die Besitzenden. 3. Abschaffung jeder Erbfolge in der Seitenlinie. 4. Adoption als gesetzliche Einrichtung derart, daß die Lebensbedingungen des Armen dadurch erhöht wurden.



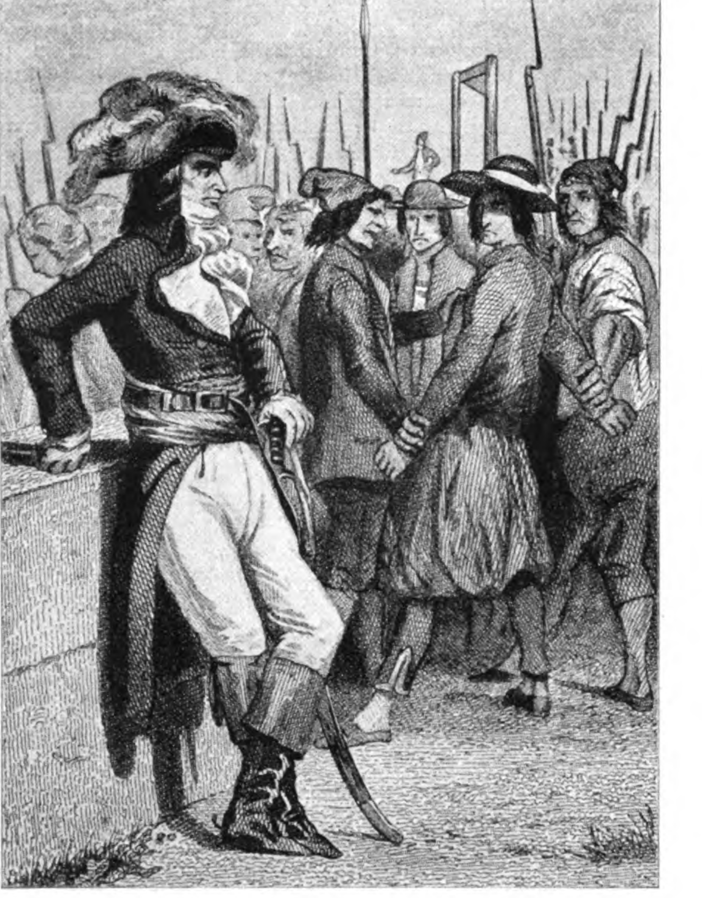
Elementarschule war eine Pforte, durch welche das fleißige Kind des Armen in die Klasse der „Schüler des Vaterlandes“ eintreten konnte, wodurch ihm ein freier Genuß aller anderen Stufen des Unterrichts gewährt war. Die Lehrer wurden auf Grund des allgemeinen Stimmrechts durch die Familienväter gewählt. Der Priester konnte nur Lehrer werden, wenn er auf sein Priesteramt verzichtete. Der Unterricht war allen gemeinsam, ohne Unterschied des Bekenntnisses. „Alles, was den Kultus betraf, wurde nicht in der Schule gelehrt, sondern nur im Gotteshaus.“

Der girondistische Plan war, wie man sieht, auf die Trennung von Kirche und Staat gegründet. Die Priester, sogar die Konstitutionellen, wurden aus der Schule entfernt und in den Tempel geschickt, lediglich für den Religionsunterricht; man überließ ihnen nichts als Gott, und das ist, scheint mir, immer noch das beste Teil (da es im Grunde alles enthält).

Doch waren sie mit diesem Teil niemals zufrieden. Der Priester Durand von Maillane, der auf der Rechten saß, auf denselben Bänken wie die Girondisten, erhob lebhaften Einspruch gegen deren Plan. Er verlangte, daß die Priester Lehrer werden könnten, und vertrat die volkstümliche Auffassung, daß man nur eine einzige Unterrichtsstufe brauche. Er war darin völlig mit Robespierre einig, welcher gleichfalls in der Rangordnung der Schulen, deren höchste zweifellos nicht von allen besucht werden konnte, eine Verletzung der Gleichheit erblickte. Wie sollte man indessen in der Praxis verfahren? Die Anhänger dieser Auffassung sind gezwungen, einen der beiden folgenden Schlüsse zuzulassen: entweder muß man den höheren Unterricht unterdrücken, die Wissenschaft entthronen, gleichzeitig die abschließenden und zusammenfassenden philosophischen Schulen und die Schulen schwieriger Spezialgebiete abschaffen, muß, um den Ausgleich unter den Menschen zu schaffen, die Wissenschaft ausgleichen, eine ungelehrte Wissenschaft machen, eine Wissenschaft, die keine ist; — oder aber, man muß in den Elementarunterricht diese hohen Wissenschaften hineintragen, deren Schulen man geschlossen hat, muß hier (vor Kindern, die noch buchstabieren lernen!) die Infinitezimalrechnung vortragen und sogar die noch dunklen Probleme der Wissenschaft.

Durand von Maillane war ein gallikanischer Kanonist von Ruf, ein Gelehrter. Um so erstaunter war man über seine Erklärung, eine Unterrichtsstufe sei ausreichend, mit anderen Worten, man könne die höheren Schulen schließen. Damit suchte sich der Priester den Jakobinern und Robespierre angenehm zu machen. Er hatte den Rat des letzteren: „die Sicherheit ist auf der Linken“ vollkommen





Kommissar des Konvents (Représentant du peuple).
Stich von L. Massard nach dem Gemälde von H. Baron.



Nationalgardist aus der Zeit des Konvents (1793).
**Lithographie von Villain
nach der Zeichnung von H. de Viel-Castel.**

verstanden (vgl. oben). Er war nicht zur Linken übergegangen, aber er hielt es für politisch klug, auf der Rechten zu bleiben und dabei festzustellen, daß er von den Meinungen der Rechten unabhängig war, daß er in grundsätzlichen Fragen (wenn nicht gar in Zeitfragen) in Wirklichkeit der Jakobinergesellschaft angehörte, in die er sich hatte aufnehmen lassen, und er sei ein guter Jakobiner.

Man widersprach ihm von der Rechten und sogar auch von der Linken. Chénier, der auf der Linken saß, aber keineswegs von der Jakobinergesellschaft abhing, erhob lebhaft Einspruch gegen die Schließung der Hochschulen und die Erniedrigung der Wissenschaften.

Ein Abgeordneter der Rechten, Dupont, erwiderte ebenfalls mit Wärme auf die geistlichen und jakobinischen Sprüche Durands gegen die Philosophie. Er sagte sehr glücklich: „Sie sind Abgeordneter von Marseille; wissen Sie auch, wer Ihren Marseillern Waffen geliefert hat gegen den Thron, und wer den 10. August gemacht hat? Das ist die Philosophie, mein Herr! Sie fragen wie ein wahrer Barbar, ob nicht mechanische Fertigkeiten empfehlenswerter seien als die Wissenschaften? Sie haben keine Ahnung davon, daß alles zusammenhängt, daß ein Schiffsgerippe und sein Bau schließlich von der Wissenschaft abhängt."

Dann griff Dupont den Priester in Durand an, er verlor alle Kaltblütigkeit und begann in wütenden Worten: „Was, die Throne sind gestürzt, die Könige erlöschen und die Altäre stehen noch! Und doch, nun die Throne gesunken sind, wanken auch die Altäre, sie sind schutzlos und ohne Stütze; ein Hauch der Vernunft genügt, um sie verschwinden zu lassen. Glauben Sie denn, die Republik mit anderen Altären begründen zu können, als mit denen des Vaterlandes?" Hier wurde seine Stimme von der Rechten und Linken im Geschrei der konstitutionellen Priester und Bischöfe erstickt, die zahlreich im Konvent saßen.

Dupont läßt sich noch weiter hinreißen und wiederholt den Ruf Isnards: „Die Natur und die Vernunft sind die Götter des Menschen, sind meine Götter . . ." (Der Abbé Audiren: „Das ist nicht mehr zum Aushalten", er verläßt den Saal.) Dupont wird immer aufgeregter: „Ich will es dem Konvent gestehen, ich bin Atheist (Lärm; einige Stimmen: was macht das? Sie sind ein anständiger Mensch), aber ich fordere jeden heraus, einen Angriff auf mein Leben und meine Sitten zu wagen. Ich weiß nicht, ob Durands Christen eine ebensolche Aufforderung erlassen könnten." Der leidenschaftliche Ausbruch des Girondisten, der der Meinung war, man könne den Priester nicht leugnen, ohne Gott selbst zu leugnen, kehrte sich gegen seine eigene Partei; die natürliche Folge war, daß sich viele



religiöse Seelen, das heißt, ein guter Teil des Volkes, von der Gironde abkehrten und sich der Gegenseite zuwandten.

Während dieses Redestreites hatte sich Robespierre viel geschickter bei den Jakobinern als Feind der unmoralischen und irreligiösen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts bekannt. Er hatte der Gesellschaft den Vorschlag gemacht, diese Philosophie ebenso wie die politische Bestechung in die Acht zu tun. Als ein Mitglied forderte, man solle die Büste Mirabeaus zertrümmern, schlug Robespierre vor, auch die des Helvetius zu zertrümmern. „Ein Heuchler," meinte er, „ein kläglicher Schöngeist, ein Verfolger des edlen Jean Jacques . . . Helvetius hätte die Menge derjenigen vergrößert, die das Vaterland verheeren." Augenblicklich legte man Leitern an und holte die Büsten herab; sie wurden zertrümmert, unter die Füße getreten und ihre Kränze unter vielem Beifall verbrannt.

Da die Girondisten, wie wir sehen, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts verteidigt und unter ihren Schutz gestellt hatten (ohne übrigens die so verschiedenen Einzelheiten dieser Philosophie wohl zu unterscheiden), so schien ein Streich gegen Helvetius auf die Gironde zu zielen.

Wir sahen, wie gering die geistige Einheit in dieser schwankenden Partei war, und man kann sich denken, daß sie unfähig war, ein einfaches, einheitliches Glaubensbekenntnis zu formulieren. Das ist der schwerste Vorwurf, den man dem Plane Condorcets und dem Spezialplane Lanthenas und der Rolands hätte machen können. Nirgends spürt man darin die Kraft einer großen moralischen Idee, die Autorität des Glaubens. Condorcet behauptet, das Studium der physischen und mathematischen Wissenschaften müsse dem Studium der moralischen Wissenschaften vorhergehen und im Range höher stehen; er bemerkt nicht, daß die Mathematik nur ein Werkzeug ist, ein Verfahren und nichts ergibt hinsichtlich der Materie, welche die Erziehung formen will. Was freilich die Naturwissenschaften anbelangt, so tragen sie zur Vermehrung des moralischen Gehaltes zweifellos bei, vorausgesetzt, daß sie, umhüllt und durchdrungen und tief belebt sind von dem, was alles belebt, von der Seele.

Übrigens mangelt die starke Einfalt der moralischen Idee und die Religion des absoluten Rechtes gleicherweise bei den Parteien, der Gironde und dem Berg, Condorcet und Robespierre.

Es ist gerade die Zeit, da Robespierre seinem anfänglichen Glauben (nur das Gerechte ist nützlich) untreu wird und das Interesse, die öffentliche Wohlfahrt als höchstes Gesetz anruft.

Wenn er Zeugnis ablegt für die Vorsehung, so meint er diese nicht als Zeuge des absoluten Rechtes, sondern als Trost hinieden, und



das bedeutet ein Interesse, als Hoffnung auf die Zukunft, und das bedeutet ein entferntes Interesse.

Er schwankt wie sein Meister Rousseau, der im „Émile“ das absolute Recht verkündet, das sogar von Gott unabhängig ist, und zwar in solchem Grade, daß Gott vielmehr ihm unterworfen ist; derselbe Rousseau empfindet im „Contrat social“ das Bedürfnis, dem Recht eine andere Grundlage zu geben als das Recht; er glaubt diese Grundlage im Interesse zu finden (öffentliches Interesse, privates Interesse. Buch II, Kap. 4).

Der Stein des Anstoßes für die Herzen und die Lehren liegt in den beiden Fragen, welche die Versammlung beschäftigten: die Frage der Verurteilung (töten?) und die Frage der Erziehung (nur begründen?). — Keine von beiden Parteien gab eine klare Antwort.

Lepelletier Saint-Fargeau ist in seinem bemerkenswerten Erziehungsplan, der von Robespierre auf der Tribüne verlesen wurde, hier ebenfalls sehr kurz und unklar. Er übernimmt, erklärt er, die Ansichten des Ausschusses über die Wahl des Unterrichtsstoffes; man wird die Schüler mit den Grundsätzen der Moral vertraut machen, man wird die schönsten Erzählungen aus der Geschichte der freien Völker in ihr Gedächtnis graben.

Saint-Just in seinen „Institutions politiques“ rührt nicht einmal an diesen Punkt. Er beschäftigt sich mit dem Rahmen der Erziehung, aber keineswegs mit dem Kern. Kein Wort über Moral.

Der Entwurf Lakanals, den Sieyès angeregt hatte und der nach dem 9. Thermidor vom Konvent angenommen wurde, ist nicht ausführlicher über diese Grundfrage. Alle sprechen sie von der äußeren Form der Erziehung, keiner von dem, was man den Grund, die Seele der Erziehung nennen kann. Darin sind sie unklar oder stumm, und dabei bleibt's.

Bei dieser Ungewißheit des moralischen Grundsatzes darf man sich nicht allzu sehr wundern, wenn die politischen Unterredungen unsicher und verwirrt sind. An den Stürmen im Konvent tragen nicht allein die erbitterten Leidenschaften und der Haß die Schuld, sondern ebensosehr und noch mehr das Schwanken, der Mangel einer festen und starken moralischen Grundlage.

Am 16. wurden auf irgendwelche Gerüchte von einem royalistischen Verrat und einem Vertrage mit dem Ausland hin unversehens zwei Anträge gestellt.

Der Antrag Thuriot: „Tod jedem, der den Versuch machen sollte, die Einheit der Republik und ihre Regierung zu brechen oder Teile ihres Bestandes abzutrennen, um sie mit einem fremden Lande zu vereinigen!“



Die Rechte und der ganze Konvent gaben ohne Zaudern diesem Ruf des Berges statt. Aus der Sache wurde ein Beschluß.

Aber als Entgelt forderte die Rechte durch Buzot, alle Bourbonen und besonders der Zweig Orleans sollten Frankreich verlassen.

Buzot zeigte mit viel Klarheit und Nachdruck, durch welche Mittel diese Seitenlinie auf den Thron gelangen würde: Er wies einerseits auf die mächtigen Freundschaften der Orleans in Europa hin (ich meine in England); anderseits auf deren Bemühungen um die Volkstümlichkeit in Frankreich, auf den Namen Egalité, den der Herzog gerade angenommen hatte, und auf den Ehrgeiz seiner Kinder.

Louvet und zwei andere Mitglieder unterstützten ihn, erklärten, es errege Besorgnis, wenn man die Armeen in den Händen der orleanistischen Generale sehe (Dumouriez, Biron, Valence).

Buzot und Louvet waren die gewohnten Sprecher nicht der ganzen Gironde, sondern der Partei Roland.

Sie fanden keinerlei Unterstützung bei den andern Girondisten. Brissot hielt einen Angriff für unzweckmäßig, wenn man ihn nicht gründlich betreiben konnte und Dumouriez davon ausnehmen mußte, den glücklichen General, den für die große Angelegenheit Belgiens so unentbehrlichen Mann. Pétion und andere, Girondisten und Parteilose, Barère zum Beispiel, hatten einen persönlichen Grund, das Haus Orleans zu schonen, da sie mit Frau von Genlis[50*]) eng verbunden waren. Die Frauen dieses Hauses schienen sich in das Bestechungswerk geteilt zu haben.

Frau von Genlis und ihr Gatte Sillery beeinflußten die Gironde. Frau von Buffon, die Geliebte des Prinzen, besaß, sagte man, Einfluß auf Danton und dadurch auf den Berg, auf dessen Bänken der Prinz selbst saß.

Der Ausweisungsantrag, der von den Anhängern Rolands allein und nicht von allen Girondisten gestellt worden war, sah aus wie eine Handlung persönlicher Feindschaft.

Der Berg vergalt ihn mit einem ebenfalls persönlichen Angriff: „Man muß Roland ausweisen.“ Und sie gaben zu verstehen, man müsse gleicherweise befürchten, daß Roland König würde!

[50*]) Stephanie Félicitée Ducrest de St. Aubin, Gräfin von Genlis (1746 bis 1830) war die Erzieherin der Kinder des Herzogs von Orleans. Während der Schreckensherrschaft floh sie ins Ausland und kehrte erst unter dem Konsulat nach Frankreich zurück. Napoleon setzte ihr eine Jahresrente von 6000 Franken aus. Frau von Genlis war eine sehr fruchtbare und vielgelesene Schriftstellerin; sie hat mehr als 100 Bände Romane und Erzählungen meist pädagogisch-moralisierenden und romantisch-sentimentalen Inhalts geschrieben. Ihre Memoiren sind ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte der Zeit. Anmerkung des Herausgebers.



Diese Vergeltung war wahrhaft lächerlich und geeignet, Zweifel an der Aufrichtigkeit derer, die sie betrieben, zu wecken. Roland stellte trotz seiner Tugend und dem Geist seiner Frau durchaus keine Macht dar, durchaus keine Partei; das wurde sehr deutlich, als die Gironde ihn so wenig unterstützte. Er hatte einen Moment der Volkstümlichkeit gehabt, das ist alles. Es war töricht, ihn mit der ungeheuren und gefährlichen Macht des Hauses Orleans zu vergleichen, welche — unabhängig von so vielen Freundschaften und Klientelen — durch das Geld allein, kraft eines fabelhaften Vermögens, des größten in Europa, ein Königtum blieb.

Es war töricht zu glauben, man könne die Republik errichten, solange man einen König des Geldes in seiner Mitte habe.

Es war ein unbestrittenes Königtum, viel wirksamer und wirklicher als das Ludwigs XVI., ein Königtum ohne Aufgaben und Pflichten, das über alle seine Mittel verfügte ohne jede Aufsicht, ohne andere Richtschnur als den persönlichen Nutzen und die heimliche Durchführung einer dunklen Politik.

Man weiß, wie dies ungeheure Vermögen immer größer wurde, wie allmählich Gold zu Gold kam.

Der Ursprung des Vermögens war die Furcht der Könige, die jüngeren Sprossen könnten den Bürgerkrieg beginnen, um das Königtum an sich zu reißen. Sie glaubten deren Ehrgeiz zu sättigen, indem sie ihr Eigentum vermehrten und ihre Habsucht befriedigten. Der Besitz, durch den man sie vom Throne fernzuhalten hoffte, ist für sie gerade der Weg zum Throne gewesen.

Ludwig XIII. hat Furcht vor seinem Bruder, und er überhäuft ihn mit Gütern.

Ludwig XIV. hat Furcht vor seinem Bruder, und er überhäuft ihn mit Gütern. Er vereinigt beide Vermögen in der Hand dieses Bruders, des Ahnherrn der heutigen Orleans. Nur hundertfünfzig Millionen.

Derselbe Ludwig XIV. hatte als Gleichgewicht gegen die Orleans die Macht seiner beiden nicht ebenbürtigen Töchter geschaffen, deren jede er mit fünfzig Millionen ausstattete. Diese starben ohne anderen Erben als eine Enkelin, Mademoiselle von Penthièvre, die durch Einheirat die hundert Millionen dem Hause Orleans zubrachte. So waren es zusammen zweihundertfünfzig Millionen.

Orleans-Égalité hatte von seinem Vater siebeneinhalb Millionen Rente und von seiner Frau viereinhalb Millionen — im ganzen zwölf bis dreizehn nach der mäßigsten Berechnung.

Das Vermögen war zweifellos angerissen durch die bedeutenden Summen, die er in die Revolution warf, hatte sich aber anderseits



vermehrt durch glückliche Geschäfte, besonders durch die Errichtung des Palais Royal.

Solche großen Vermögen haben die Eigentümlichkeit, fast unveränderlich zu sein. Die Regentschaft hatte das Vermögen der Orleans nicht im geringsten vermindert, der Regent hatte nicht einen Sou von dem seinigen auf den Staat verwandt; im Gegenteil, er hatte seine Töchter durch den König, sein Mündel, ausstatten lassen. Die Revolution von 1793 verringerte es ebenfalls nicht. Frau von Orleans kehrte schon 1795 in ihren persönlichen Besitz zurück, und ihr Sohn fand 1814 das übrige wieder, teils als unverkauftes Gut[51]), teils in der Entschädigungsmilliarde.

Dies Königtum im Königtume verlangte selbstverständlich eine ausgedehnte Verwaltung, Bediente, Angestellte, Aufseher, Arbeiter, Diener aller Art; allein die Waldhüter machten eine ganze Armee. Man rechne die Legion der Lieferanten hinzu, der Kaufleute, der kleinen Gläubiger, die von diesem mächtigen Schuldner abhängen, der sie gern warten läßt und sie an sein Vermögen bindet. Man denke auch an das große Volk der Bittsteller, derer, die auf frei werdende Stellen warten und hoffen und die vorläufig abhängiger sind als die Inhaber der Stellen.

Eine gewaltige Macht noch heute und als Wert noch die gleiche. Aber sie besaß im ancien régime und unter der Revolution gleichsam feudalen Charakter, der ihre Kraft noch vergrößerte. Das zahllose Personal wechselte nicht so wie heute. Es setzte sich aus Familien zusammen, die stets erblich dieselben Ämter versahen, aus alten, ergebenen Dienern. In isolierten und armen Gegenden wie im Fürstentum Dombes und im Herzogtum Penthièvre herrschte so eine dreifach starke Macht: Feudalismus, Königtum und der unglaubliche Einfluß des Geldes.

Der Herzog war durch ein solches Vermögen König genug und hatte kein Interesse daran, es noch mehr zu werden. Nichts deutet darauf hin, daß er ernstlich daran gedacht hat. Er hatte sich der Revolution in die Arme geworfen aus Leichtsinn, auf weiblichen Rat hin, um sich für die Spöttereien der Königin zu rächen.

Seine Rache war am 6. Oktober befriedigt, als er von seiner Terrasse in Passy aus die Königin von Versailles kommen sah, im

[51]) Die Besitzungen, die die Familie Orleans durch die Restauration zurückerhielt, befanden sich jedoch größtenteils im Zustand völliger Verwahrlosung. Die Wiederherstellung der ausgeplünderten, baufälligen Schlösser, die Aufforstung der vernichteten Wälder usw. verschlangen einen großen Teil des aus den Stürmen der Revolution geretteten Barvermögens der Orleans. Anmerkung des Herausgebers.



Straßenkot aufgehalten, inmitten des schauerlichen Karnevals von betrunkenen Menschen und abgeschnittenen Köpfen.

Das ernüchterte ihn sehr und dämpfte sein Gelüste, Generalstatthalter des Königreichs zu werden; seine Briefe an den König zeigen einen Mann, der sich um jeden Preis versöhnen will; er hat Furcht vor der Revolution; er schreibt an den König in kriechenden Worten. Er begab sich in eigener Person in die Tuilerien, um die königliche Gnade wiederzuerlangen. Der König hatte nur dürre Worte für ihn, die Königin kehrte ihm den Rücken; ein der Königin ergebener Mann, Goguelat (der Goguelat von Varennes), spuckte, dreist gemacht durch die Unverschämtheit aller Anwesenden, auf der Treppe im Bogen über ihn weg.

Er war in großer Verlegenheit. Sein Versuch, sich durch die Konstituierende die Mitgift einer Tochter des Regenten zu verschaffen (vgl. Bd. II) — ein Zug unglaublicher Habgier! — hatte ihn in der öffentlichen Meinung völlig erledigt. Er suchte nun in der Bergpartei Schutz und nahm den Namen „Égalité" an; ein sonderbarer Name! geradezu eine Karikatur! Man nannte ihn „Prinz Égalité"!

Es war keineswegs eine nur mittelmäßige Kraftprobe, ein solches Vermögen das Jahr 1793 hindurch zu verteidigen. Orleans scheute kein Mittel. Er hielt sich ganz nahe zu Marat. Er rang es sich ab (und es wurde ihm wirklich schwer, denn er war nicht blutdürstig), für den Tod Ludwigs XVI. zu stimmen. Im ganzen gelang ihm, was er vor allem erstrebte, er rettete das Geld und verlor nur den Kopf.

Er selbst war wenig gefährlich, aber seine Söhne waren es. Wir haben gesehen, wie die Berichte von Valmy und Jemappes gefärbt worden waren, um sie in Geltung zu bringen und ihre Dienste zu übertreiben. Der Gatte der Frau von Genlis, Sillery, brachte es fertig, mit zu den drei Kommissaren zu gehören, die nach Valmy zur Armee geschickt wurden; er wollte zweifellos die Preußen aushorchen, ob die Orleans Chancen hätten, von Europa anerkannt zu werden.

Damals oder kurz darauf veröffentlichte man zur Erbauung des Publikums ein Tagebuch des jungen Herzogs von Chartres, worin der ausgezeichnete Schüler der Frau von Genlis dieser, als wäre sie seine Mutter, Tag für Tag alle seine schönen Taten aufschreibt: Besuche in den Krankenhäusern, Aderlässe, die er an Kranken vollzog, Ertrinkende, die er aus dem Wasser holte, wie er einen Menschen vor der Volkswut schützte usw. usw.

Die Rolands hatten nicht so unrecht, in ihm einen Prätendenten zu sehen. Sie glaubten, daß man nur auf den Tod Ludwigs XVI. und auf die Anarchie, die ihm folgen mußte, wartete, um einen rettenden Deus ex machina erstehen zu lassen, nämlich diesen jungen

Mann, dessen Volkstümlichkeit so vorsichtig und geschickt gepflegt wurde. Ihr ganzes Unrecht bestand in dem Glauben, daß die Bergpartei mit in diesem Komplott sei; sie war unschuldig daran, ebenso wie die Gironde. Ein Girondist, Sillery, und vielleicht ein Montagnard, Danton, waren eine Zeitlang orleanistisch. Was den letzteren anlangt, so fällt es mir schwer zu glauben, daß der mächtige Organisator der Republik einen solchen Hintergedanken hatte. In meinem Zweifel werde ich durch den Nachdruck bestärkt, mit dem Danton trotz Dumouriez auf der völligen Revolutionierung Belgiens bestand, auf der Umwandlung des Landes zur Republik und seiner Vereinigung mit dem republikanischen Frankreich; das hieß doch nur, die andere Hoffnung des Hauses Orleans zertrümmern[52]).

Um auf die Ausweisung zurückzukommen, so wandte Chabot zugunsten Égalités ein, daß dieser Volksvertreter sei. Der Konvent verschob seine Entscheidung um zwei Tage. Am 19., nach einer sehr langen und ungewöhnlich hitzigen Unterredung, spaltete sich die Gironde. Ein Girondist machte die ganze große girondistische Anstrengung zunichte. Pétion bewirkte die Ablehnung des Antrages Buzot; er setzte es durch, daß alles bis nach dem Prozeß des Königs vertagt wurde.

[52]) Im Gegenteil. Ein König, der Frankreichs Grenzen erweitert und somit den patriotischen Ehrgeiz des Volkes befriedigt hätte, wäre den Franzosen gewiß willkommen gewesen und hätte sie leichter mit der Wiederherstellung der Monarchie ausgesöhnt. Anmerkung des Herausgebers.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Der Prozeß Verteidigung des Königs Robespierre und Vergniaud (Dezember 1792)

Die Polen bitten um Hilfe (30. Dezember). — Übereinkommen der Könige gegen Polen. — Verteidigung des Königs (26. Dezember). — Der König hält sich für unschuldig. — Der König hält sich immer noch für den König. Er konnte keinen anderen Richter haben als den Konvent. — Der Konvent weiß nicht, ob er Richter ist oder ob er aus Gründen der Sicherheit sein Urteil fällt. — Er hätte erklären müssen, daß er allein aus Gründen des Rechtes seinen Spruch fälle, nicht um der Sicherheit und des öffentlichen Interesses willen. — Beide Parteien legten mehr für das öffentliche Interesse als für die Gerechtigkeit Zeugnis ab. — Robespierre beweist, daß der Konvent das Urteil sprechen muß (27. Dezember). — Er unterstützt im Namen der Bergpartei das Recht der Minderheiten. — Vergniauds düstere Prophezeiung des Unglücks, das eine Folge der Hinrichtung des Königs sein wird (30. Dezember).

Am 30. Dezember brachte ein Pole, Mitglied des Reichstags, die Klage Polens vor den Konvent.

Als Rußland sich 1792 zum „Beschützer der polnischen Freiheit" erklärte, gab es damit Veranlassung zu einem Bunde von Verrätern und leichtgläubigen Menschen in dem leichtgläubigen Lande, welche auf den Edelmut des Feindes die Hoffnung nationaler Unabhängigkeit gründeten.

Preußen und Österreich, die noch unmittelbar vorher Polen ermutigt und ihm Unterstützung versprochen hatten, wandten sich gegen das Land und lieferten es aus.

Der Revolution mangelte es an Kühnheit. Die Verurteilung eines Königs war wenig. Von dem Augenblick an, da man den Beschluß des Revolutionskrieges in die Welt geschleudert und den Degen gegen die Könige gezogen hatte, war Ludwig XVI. nur mehr ein Nebenumstand des großen Prozesses. Man mußte diesem Kampfe den Charakter eines allgemeinen Gerichts geben und aus dem europäischen Kriege eine Vollstreckung kraft Rechtes machen. Frankreich war durch die Tatsache dieser Beschlüsse selbst zum obersten Richter der Nationen berufen.

Die Verteidigung Ludwigs XVI., die am 26. Dezember durch seinen Anwalt vorgetragen wurde, enthält eine vollkommene Rechtfertigung, worin alle Taten des Königs mit ungewöhnlicher Keckheit vertreten werden. Sie beweist, wie vollkommen sicher sich der König fühlte.

Er wußte und sah, daß der Konvent keinen ernstlichen Beweis gegen ihn besaß, nichts, was seine anfechtbarsten Beziehungen zum Ausland außer Zweifel setzte. Sehr wahrscheinlich wußten die Advokaten Desèze, Tronchet und der gute Malesherbes nicht mehr davon als der Konvent. Daraus erklärt sich die Zuversicht des ersteren und die heftige innere Bewegung und Empfindsamkeit des letzteren, der vor lauter Tränen nicht sprechen konnte.

Man staunt, wenn man die Worte liest, die der König nach Desèze aussprach. Er behauptete, sein Gewissen habe ihm nichts vorzuwerfen.

Wenn sein Königsgewissen, die Auffassung, die er von seinen unbegrenzten Rechten hatte, ihm den Aufruf an die Waffe des Auslands berechtigt erscheinen ließ, hätte sich da nicht wenigstens sein Gewissen als Christ gegen den langen und beharrlichen Gebrauch der Lüge sträuben müssen (einer von ihm in seiner Erklärung vom 20. Juni 1791 zugestandenen Lüge)?

Zur Erklärung dieser wundersamen Seelenruhe, dieses Mangels an Bedenken und Selbstvorwürfen muß man annehmen, daß er sich bereitwillig von den Priestern in dem bestärken ließ, was er ohnedies in sich, im Herzen und in der Rasse trug, nämlich: Daß er König sei, König seiner Handlungen, König seines Wortes, daß ein unbeschränktes Recht in ihm herrschte, sei es durch die Gewalt zu regieren oder nach Bedarf zu betrügen. Das war es, was ein Journalist jener Zeit mit scharfem Blick dem Gefangenen sogar vom Antlitz las, am 11. Dezember: „Er schien noch immer zu uns zu sagen: Ihr könnt machen, was ihr wollt; ich bin stets euer König. Im Frühling bekomme ich meine Rache."

Ja, fern von Versailles, fern vom Thron, allein und ohne Hof, von allem Gepränge des Königtums entblößt, erachtete Ludwig XVI. sich dennoch als König — trotz allem, trotzdem Gott ihn gerichtet hatte, trotz seines verdienten Sturzes, trotz seiner Fehler, die er gewiß nicht übersah, die er aber entschuldbar fand und überdies vergeben und abgetan von der einzigen Obrigkeit, die er über sich anerkannte[53]).

Gefangen im Temple und inmitten seiner Gefängniswärter hielt er sich stets für den Mittelpunkt von allem, bildete sich ein, die Welt drehe sich um ihn allein, sein Geschlecht habe eine geheimnisvolle und sozusagen göttliche Bedeutung. Er sagte einmal zu irgend jemandem: „Hat man nicht die weiße Frau um den Temple herumgehen sehen? . . . Sie pflegt stets zu erscheinen, wenn einer meines Geschlechtes sterben muß."

[53]) Vergleiche dazu Anmerkung Seite 250.



In den Worten, die er dem Plaidoyer Desèzes anfügte, bekundete er noch außer seiner Unschuld, „daß er nie beabsichtigt habe, Blut zu vergießen.“ Man kann tatsächlich nicht leugnen, daß er trotz seines erregbaren Charakters eine Eigenschaft besaß, die man Güte oder besser Zärtlichkeit nennt. Durch seine Mutter ein Deutscher, besaß er die dieser Rasse eigentümliche Eigenschaft, eine gewisse Gutmütigkeit, Empfindsamkeit, die Tränen saßen ihm locker. Indessen scheint er bei zwei ernsten Gelegenheiten diese natürliche Veranlagung unterdrückt zu haben. Am 10. August erteilte er den Befehl zum Einstellen des Kampfes, des Blutvergießens erst eine Stunde nach der Einnahme des Schlosses, als die Seinen geschlagen und seine Sache verloren war. Eine recht verspätete Menschlichkeit! Wie man gesehen hat, wurde der Vorfall von Nancy zwischen dem Hof, Lafayette und Bouillé vorher vereinbart; man wollte einen Schlag führen, und einen blutigen Schlag. Das geschah gewiß nicht ohne Wissen Ludwigs XVI. Als die Sache geschehen und das Blut vergossen war, schrieb er an Bouillé, er sei von dieser betrüblichen aber notwendigen Sache äußerst befriedigt. Er dankte ihm für seine gute Führung und forderte ihn auf, fortzufahren.

Die ganze Stärke von Desèzes' Plaidoyer beruhte in dem Vorwurf der Unzuständigkeit, den er dem Konvent machte: „Ich suche Richter,“ sagte er, „und ich sehe nichts als Ankläger.“

Was der Bretone Lanjuinais mit brutaler Kühnheit folgendermaßen übersetzte: „Sie sind Richter und Partei zugleich . . . Wie können Sie wollen, daß er von den Verschwörern des 10. August gerichtet wird? . . .“ Bei diesen Worten erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und er erläuterte seinen Gedanken, indem er sagte: „es habe heilige Verschwörungen gegeben,“ usw.

„Der König,“ sagte Lanjuinais, „soll also von den Aufständischen gerichtet werden?“ —

Das Volk muß den König richten, es gibt keinen anderen Richter. Vertrat nun der Konvent damals das Volk? Es ist schwer, dies zu bestreiten; aber vertrat er es ausdrücklich in seiner richterlichen Gewalt? Um diese Frage zu beantworten, muß man sich der Umstände erinnern, unter welchen er gewählt wurde.

Das geschah zu dem Zeitpunkt, als der Eindruck des 10. August noch völlig lebendig, das vergossene Blut noch nicht erkaltet war, zu dem Zeitpunkt, als man den fremden Einmarsch nahen sah, von dem jedermann überzeugt war, er sei durch den König herbeigeführt. Man hatte den König gerade im Temple eingesperrt, nicht nur als Geisel, sondern als die der Nation verantwortliche und offenbar schuldige Persönlichkeit. Die Wahlmänner mußten fühlen, daß sie

mit den Volksvertretern zugleich Richter beriefen. Indessen ist es billig, zu erwähnen, daß man in einigen Departements, Seine et Marne zum Beispiel, keine Richter zu wählen glaubte; man hatte ein Geschworenengericht im Sinn.

Wie erwähnt, schwand der allgemeine Zorn im Oktober, und man konnte damals im Zweifel sein, ob das Verfahren gegen den König dem ausdrücklichen Wunsch der Nation entsprach; aber diese Sinneswandlung veränderte durchaus nicht den Charakter der Gewalt, die der Konvent von den Septemberwahlen erhalten hatte.

Wie aber auch das Urteil sein mochte, es mußte schnell gefällt werden. Man verschleppt sich nicht ungestraft in einer solchen Lage. Man mußte gewissenhaft prüfen, ob die Beweise genügend waren, und dann, ohne eine Stunde Zeitverlust urteilen. Diese brennende Frage erregte das Volk nur allzusehr. Es blieb eisig kalt gegen die allgemeinen Fragen, und es war voll Feuereifer in der persönlichen Tragödie. Wir wollen von der Erregung in den Sektionen und in den Klubs absehen: in den Familien waren die Geister während des Prozesses gegen den König genau so aneinander geraten wie in den Klubs. Zwei Parteien standen sich dort meistens gegenüber: der gleichgültige oder republikanische Mann und die glühend royalistische Frau; die Frage des Königtums veranlaßte zwischen ihnen eine Debatte über Menschlichkeit und Herzensbildung, worin die Frau sehr stark war; sogar das Kind mischte sich ein und ergriff Partei für die Mutter. Der beste Republikaner fand in seinem Hause die Gegenrevolution, verwegen und lärmend, einen Aufstand voller Tränen und Geschrei.

Lanjuinais und Pétion, die Sprecher eines Teiles der Rechten, stellten den sonderbaren Antrag, man solle erklären, Ludwig XVI. nicht verurteilen, sondern über sein Geschick aus Gründen der allgemeinen Sicherheit befinden zu wollen. Sie forderten zur Prüfung der Verteidigung zudem eine Zurückstellung um drei Tage.

Die Aufregung war furchtbar. Ein Bergparteiler aus dem Süden, Julien von Toulouse, schwur im Namen der Linken, man wolle die Republik vernichten, aber die Bergparteiler würden nicht nachgeben, sie würden unentwegt bleiben, dieser Flügel der Versammlung würden die Thermopylen der Revolution werden, und hier würden sie sterben.

Couthon bewies mit einer Verstandeskraft, die durch seine anscheinende Kälte nur noch verstärkt wurde, daß der Konvent gewählt worden sei, um Ludwig XVI. zu richten, und setzte durch, daß die Unterredung fortgesetzt würde und alles andere liegen bleibe.

Nichts aber konnte die Versammlung davon abhalten, den von



Pétion beantragten Vorbehalt zu begründen: daß sie nicht ungeprüft die Frage entscheiden werde, ob man Ludwig XVI. richte oder ob man aus Sicherheitsmaßnahmen über sein Schicksal bestimme.

Das Leben, der Tod Ludwigs XVI., diese so ernste Frage, war abhängig von einer anderen, noch bedeutsameren. Die wichtigste Frage war, daß er abgeurteilt werde, daß der falsche König dem rechten König Rechenschaft ablege, dem König Volk; daß dieses, die Oberhoheit wiederergreifend, diese in ihrem wesentlichsten Zuge beweise in der Gerichtsbarkeit. Was ist die Gerichtsbarkeit? Die Stellvertretung Gottes auf Erden, und das ist es, woran man die Könige erkennt.

Das Wort Aburteilung preisgeben, um es durch die Worte Sicherheit, Maßnahme zur öffentlichen Wohlfahrt oder irgendein anderes zu ersetzen, das hieß auf die hohe Gerichtsbarkeit des Volkes verzichten, es vom Tribunal herunterholen, zugeben, daß es, da es nicht Richter sei, aus Interesse handle, um nur einen Ausweg zu finden.

Man muß annehmen, daß jene, welche die Frage auf solche Weise herabsetzten, einem Instinkt der Menschlichkeit folgten, in der Annahme, durch das Wort „Aburteilung" auch den Tod zu streichen, indem man nicht wagen werde, „aus Sicherheitsgründen" einen Menschen zu töten. Die Bergpartei hatte eine schöne Aufgabe, die Frage der Rechtsprechung aufzurollen und daran festzuhalten. Sie hätte sich auf einen Felsen stellen müssen (nicht auf den der Nützlichkeit, die veränderlich ist, nicht auf den der unveränderlichen unmoralischen Notwendigkeit), sondern auf den Fels des Rechtes.

Man mußte dem erregten Herzen des Volkes das feste Wissen, den sicheren Halt geben: Das Recht für das Recht; nicht zugeben, daß es auch nur für einen Moment von der Gewissenspein beunruhigt werde, glauben zu müssen, seine übereifrigen Vormünder hätten nur um seinetwillen einen Menschen getötet.

Es schien im Konvent einige Männer zu geben, die würdig waren, diese stoische Grundlage aufzustellen, auf der das öffentliche Gewissen ein für allemal zur Ruhe gekommen wäre.

Vergniauds große Seele war dazu berufen. Auch jene starken Geister, die man in der Bergpartei sah.

Saint-Just konnte für kurz den Glauben erwecken, daß er auf dieser Höhe sei.

Der allerjüngste der Nationalversammlung (er, der durch seine Jugend hier kein Recht auf einen Sitz hatte) führte sie zur Selbstbesinnung. Als er sie am 27. so schwankend und sogar voll Ungewißheit sah, ob sie Richter sei, hielt er ihr diese bemerkenswert ernste Kritik: „Sie haben die Majestät des Volkes beleidigen lassen,

die Majestät des Souverän . . . Die Frage hat sich gedreht, Ludwig ist der Ankläger; Sie sind jetzt die Angeklagten . . . Man möchte diejenigen ablehnen, die bereits gegen den König gesprochen haben. Wir werden im Namen des Vaterlandes alle ablehnen, die nicht für dasselbe eingetreten sind. Habt den Mut, die Wahrheit zu sagen, sie brennt in allen Herzen wie ein Licht in der Gruft . . ." (Beifall.)

Kein Redner, weder von der Gironde noch vom Berg, ging höher hinaus. Die beiden Hauptkämpfer, Robespierre und Vergniaud (im übrigen bewunderungswürdig durch die leidenschaftliche Beharrlichkeit und die Herzensgröße), verteidigten entweder die öffentliche Wohlfahrt oder die Menschlichkeit, ordneten ihr die Gerechtigkeit unter, vertraten sie erst in zweiter Stelle und legten sie nur zur Hälfte klar.

Die so herabgedrückte Frage behandelte zwischen den beiden Parteien nicht die Schuld Ludwigs XVI. (alle erklärten ihn für schuldig), sondern vor allem die Festsetzung des Gerichtshofes, der ihn als letzte Stelle aburteilen sollte.

Die Bergparteiler wollten den Konvent zum Richter, die Girondisten die Nation. Wenigstens die meisten von ihnen wollten, daß das Urteil des Konvents von den Primärversammlungen bestätigt werde.

So waren die Rollen vertauscht. Die als aristokratenfreundlich eingeschätzte Gironde setzte ihr Vertrauen auf das Volk selbst. Der Berg, die wesentlich volkstümliche Partei schien dem Volke zu mißtrauen.

Diese letztere Partei geriet einzig hierdurch in eine sehr falsche Lage. Daher ihre unmäßige Wut. Daher ihre furchtbaren mörderischen und verleumderischen Anklagen gegen die Gironde. Die Gironde war nicht verräterisch, durchaus nicht royalistisch. Einige Girondisten wurden es später, aber auch vereinzelte Montagnards wurden Royalisten. Das beweist nichts gegen die Aufrichtigkeit der beiden Parteien im Jahre 1792.

Von den Girondisten waren und stimmten mehrere für den Tod des Königs, ohne Berufung und ohne Vorbehalt. Die anderen, die für die Berufung stimmten, glaubten ganz ehrlich an die Überlegenheit des Volksurteils und hielten in Übereinstimmung mit den Lehren der Philosophen, ihrer Vorbilder, die Weisheit des Volkes für die absolute Weisheit.

In Rechtsangelegenheiten ist das Urteil der großen Menge aber merkwürdig trügerisch. Man kann meinetwegen Geschworene wählen, eine kleine Zahl Menschen aus dem Volk nehmen; hält man sie von den Leidenschaften des Tages fern, so werden sie naiv ihrem



gesunden Verstande und der Vernunft folgen. Aber ein ganzes, gärendes Volk ist der unzuverlässigste, vielleicht der gefährlichste Richter. Der unbegrenzte, sich jeder Berechnung entziehende Zufall beherrscht seine unsicheren und plötzlichen Entscheidungen; keiner kann voraussehen, was aus der ungeheuren Ferne hervorgehen wird, in der sich die Stürme verfangen. Aber eher wird der Bürgerkrieg daraus hervorgehen als die Gerechtigkeit.

Über den ersten Punkt, nämlich die richterliche Unfähigkeit einer Nation als Masse, wagte der Berg keine klare Erklärung abzugeben; er wagte nur den zweiten Punkt auszusprechen und warf ihn den Girondisten vor: „Ihr wollt den Bürgerkrieg!"

Robespierre bewies in seiner Rede in starken und wahrhaft politischen Worten die Gefahr und die Unsinnigkeit, die darin lag, die Entscheidung an vierundvierzigtausend Gerichte zu verweisen und aus jeder Gemeinde einen Kampfplatz für Wortgefechte, vielleicht aber auch ein Schlachtfeld zu machen.

Um ihren gefährlichen Antrag aufrechtzuerhalten, waren die Girondisten gezwungen, einen falschen Grundsatz aufzustellen, nämlich: Das Volk kann keinen Teil seiner Alleinherrschaft an einen anderen übertragen, ohne sich immer das Recht der Bestätigung vorzubehalten. Daraus, daß die Verfassung dem Volke zur Annahme vorgelegt werden mußte, schlossen sie, daß jede politische oder richterliche Maßregel ebenso behandelt werden könnte.

Robespierre, der so gegen das von der Gironde behauptete unbegrenzte Recht des Volkes sprechen mußte, befand sich in einer schwierigen und gefährlichen Lage. Die Herrschaft der Zahl leugnen, hieß das nicht, die Grundlage der Revolution selbst erschüttern? Er hütete sich wohl, dieser gefährlichen Frage auf den Grund zu gehen, er zog sich mit einem sehr beredten Gemeinplatz über das Recht der Minderheit aus der Verlegenheit: „Bildeten die Tugendhaften nicht stets die Minderheit auf der Erde? Und ist nicht gerade darum die Erde von Sklaven und Tyrannen bewohnt? Sidney gehörte zur Minderheit, er starb auf dem Schafott. Anitus und Critias gehörten zur Mehrheit, aber Sokrates nicht, darum trank er den Giftbecher. Cato gehörte zur Minderheit, er entleibte sich. Ich sehe hier viele Männer, die, wenn nötig, der Freiheit dienen werden nach dem Beispiele Sidneys, Sokrates' und Catos."

Das war eine vornehme Erklärung, und sie fand den lebhaften Beifall sowohl der Mehrheit selbst als auch der Tribünen.

Alle fühlten, daß dies Urteil, wie es auch ausfallen mochte, noch anderes Blut kosten könnte als das Ludwigs XVI. Wenn die Vertreter der Nachsicht den jakobinischen Dolch fürchteten, so sahen

die Ankläger des Königs den royalistischen Dolch und spürten schon auf ihrer Brust das Eisen, das Saint-Fargeau traf.

Robespierre hatte eine starke Stellung gegenüber der Gironde, wenn er für das Urteil eintrat und für den Konvent als Richter. Man kann sogar sagen, daß, wenn er auch in dieser Frage die Minderheit der Versammlung vertrat, doch die ungeheure Mehrheit des Volkes hinter ihm stand.

Frankreich wollte den Urteilsspruch, sogleich und durch die Nationalversammlung.

Was aber den Tod anbetraf, den der Berg verlangte, so war er darin wirklich in der Minderheit und hatte in der Nation nur eine kaum erkennbare Minderheit für sich. Frankreich wollte nicht den Tod.

Das war es, was der Entgegnung Vergniauds eine große Kraft, ein unerhörtes Gewicht verlieh. Der Konvent wurde für einige Tage auf dem Wege fortgerissen, den er geöffnet hatte[54]). Diese im Grunde schwächliche Rede, wie alle Reden der Partei, nahm ihren außerordentlichen Erfolg aus einem überströmend vollen Herzen und aus dem Wort, das keiner zu sagen gewagt hatte, das Vergniaud nur nebenher erwähnte, das aber auf alles andere sein Licht wirft: die heilige Menschlichkeit.

Man kann diese großen Dinge nicht kürzen und Vergniauds Reden noch weniger als die aller anderen Redner.

Ihre Stärke liegt vor allem in ihrer Überfülle, ihrem unversiegbaren Fluß, in diesem großartigen Dahinrollen, dem Donnern des Kataraktes, wie man ihn an den mächtigen Wasserfällen der amerikanischen Flüsse aus der Ferne vernimmt.

Wir zitieren lediglich die düstere Prophezeiung, die den Schluß der Rede bildet:

„Der Ruhm meines Landes liegt mir zu sehr am Herzen, um dem Konvent vorzuschlagen, sich in einer so bedeutsamen Angelegenheit von der Erwägung leiten zu lassen, was die fremden Mächte tun oder nicht tun werden. Da ich indessen sagen gehört habe, wir handelten in dieser Urteilssprechung als politische Macht, denke ich, es ist weder unvernünftig noch gegen Ihre Würde, eine Weile Politik zu reden. Wenn die Verurteilung Ludwigs XVI. nicht Anlaß gibt zu einer neuen Kriegserklärung, so wird zum mindesten sein Tod sicherlich den Vorwand liefern. Ich glaube es, daß Sie diese zahlreichen Feinde besiegen werden, welchen Dank aber wird Ihnen das

[54]) Sein in der Öffentlichkeit ungeheurer Erfolg fiel damals mit dem seiner Freundin, des Fräuleins Julie Candeille, zusammen, die gleichzeitig und im gleichen Geiste das Stück gab, dessen wir Erwähnung getan haben.



Vaterland dafür zollen, daß Sie Ströme von Blut vergossen und in seinem Namen einen Racheakt vollzogen haben, der die Veranlassung so vieler Bedrängnis geworden ist? Werden Sie es wagen, sich ihm gegenüber Ihrer Siege zu rühmen? Ich gebe dem Gedanken an Schicksalsschläge keinen Raum. Aber durch den Lauf der Ereignisse, selbst der glücklichen, wird es durch seine Erfolge erschöpft sein."

„Hüten Sie sich, daß Frankreich in seinen Triumphen nicht jenen berühmten Denkmälern in Ägypten gleicht, die der Zeit getrotzt haben. Der Fremde, der hier vorbeikommt, erstaunt über ihre Größe; was findet er, wenn er das Innere betritt? Leblose Asche und Grabesstille . . ."

„Hören Sie nicht alle Tage hier im Umkreis und draußen wütende Männer schreien:

‚Wenn das Brot teuer ist, so ist die Ursache im Temple; wenn das Bargeld selten ist, unsere Armeen schlecht verproviantiert sind, so ist die Ursache im Temple; wenn wir alle Tage unter dem Anblick der Zügellosigkeit und des allgemeinen Elends zu leiden haben, so ist die Ursache im Temple.'"

„Die solche Sprache führen, wissen jedoch recht wohl, daß die Teuerung des Brotes, der Mangel an Subsistenzmitteln, das Verschwinden des Geldes, die Vergeudung in unserer Armeeversorgung, die Blöße des Volkes und unserer Soldaten andere Ursachen haben; und was sind denn ihre Absichten? Wer bürgt mir dafür, daß nicht diese nämlichen Menschen nach dem Tode Ludwigs mit noch größerer Heftigkeit rufen:

‚Wenn das Brot teuer ist, wenn das Bargeld selten ist, wenn unsere Armeen schlecht verproviantiert sind, wenn die Kriegsnöte durch die Kriegserklärung Englands und Spaniens zugenommen haben, so liegt die Ursache am Konvent, der diese Maßnahmen durch die übereilte Verurteilung Ludwigs XVI. herausgefordert hat?'"

„Wer bürgt mir dafür, daß man in diesem neuen Sturm, da die Septembermörder aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen werden, Ihnen nicht, blutbedeckt, diesen ‚Verteidiger' präsentieren wird, diesen Führer, der, wie man sagt, so notwendig geworden ist? . . . Ein Führer! Wenn das ihr Ehrgeiz war, so würden sie nur zum Vorschein kommen, um im Augenblick von tausend Streichen niedergemacht zu sein . . ."

„Welchen Schrecken aber wird Paris ausgeliefert sein! Wer könnte eine Stadt bewohnen, in der Tod und Zerstörung herrschen! . . ."

„Und ihr, ihr fleißigen Bürger, deren ganzer Reichtum die Arbeit ist, und denen die Arbeitsmöglichkeiten genommen sind, wie wird



es euch ergehen? Welche Hilfsquellen werdet ihr haben? Wo sind die Hände, die euren verzweifelten Familien Unterstützung bringen? Werdet ihr euch an jene falschen Freunde wenden, jene nichtswürdigen Schmeichler, die euch in den Abgrund geworfen haben?"

„O, flieht sie lieber, fürchtet ihre Antwort; ich will sie euch kundtun: ‚Geht in die Steinbrüche, um der Erde ein paar blutige Fetzen der Opfer zu entreißen, die wir umgebracht haben . . . Oder wollt ihr Blut? Nehmt es; hier gibt es Blut und Leichen, wir haben euch keine andere Nahrung zu bieten.' Ihr erbebt, Mitbürger . . . O, mein Vaterland! Ich meinerseits verlange ein durchgreifendes Verfahren, um dich aus dieser beklagenswerten Krisis zu erretten."

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Der Prozeß Drohungen der Kommune Versöhnungsversuch Dantons (Dezember 1792—Januar 1793)

Der große Mut beider Parteien. — Heldenhafter Edelmut der Gironde. — Unzähmbare Verwegenheit des Berges. — Die beiden Parteien täuschen sich. — Worin sich der Berg und die Gironde täuschten. — Die Gironde wird der Beziehungen zum König beschuldigt (3. Januar 1793). — Der Konvent geschwächt und erniedrigt durch die Winkelzüge des Zentrums (Januar 1793). — Die Kommune versucht den Konvent einzuschüchtern. — Der Konflikt hinsichtlich des „Ami des lois". — Die Jakobiner dingen nicht die Männer des Faubourgs, sondern die Föderierten der Departements. — Der Kampf scheint unmittelbar bevorstehend (14. Januar 1793). — Friedliche Maßregeln Dantons. — Danton bringt aus Belgien die Meinungen der Armee mit. — Heroismus der Armee gegen sich selbst. — Was Danton in Belgien tat. — Er fürchtet einen Ausbruch des religiösen Fanatismus. — Die Chouans. — Die Königslegende. — Überfüllung der Kirchen in der Weihnachtsnacht. — Danton nähert sich der Gironde. — Wen wollte er retten, den König oder den Konvent? — Man lehnt ihn ab (14. Januar 1793).

Bei dieser verhängnisvollen Unterredung bewiesen beide Parteien einen großen unverkennbaren Mut. Sicherlich gehörte schon viel Mut dazu, das Leben des Königs zu verteidigen angesichts der wütenden Fanatiker, die auf den Tribünen schrien, den Redner unterbrachen, die Faust gegen ihn schüttelten und ihn an den Ein- und Ausgängen drohend umdrängten. Und nicht gering war auch der Mut der hatnäckigen Ankläger Ludwigs XVI., denn Paris war voller verkappter Royalisten, die im Wams des Mannes aus dem Volke, in der Livree der Faubourgs, Zuhörer dieser Unterredungen waren, alle



Soldaten und Duelljäger, die früher für ein Ja oder Nein Blut zu vergießen pflegten. War es nicht wahrscheinlich, daß man eine solche Prüfung nicht bis zum Ende durchhalten konnte, und daß sich eines Tages, wenn Fanatismus und Wut aufs höchste gestiegen waren, jemand finden würde, einen Streich auszuführen?

Und auch gerade wegen der Gefahr, wegen des großen Mutes, der auf beiden Seiten nötig war, trieben die Parteien ihre Ansicht, die ihnen das Leben kosten konnte, zu den letzten Schlußfolgerungen.

Die Girondisten wußten sehr gut, daß ihre Namen an der Spitze der Koblenzer Achtungsliste standen. Wenn Lafayette, der hartnäckige Verteidiger des Königs trotz des Blutvergießens auf dem Marsfelde von den Österreichern in den Verließen von Olmütz eingekerkert worden war, was hatte dann Brissot zu erwarten, der Urheber des Grundaktes der Republik, der Redakteur der Petition, auf die hin Lafayette erst zu schießen befahl? Und was mußten die fürchten, die die rote Mütze erfanden und sie am 20. Juni Ludwig XVI. aufs Haupt setzen ließen? Der Mann, der am 20. Juni die Tür zum Zimmer des Königs einschlug, der Sappeur Rocher, den wir als Kerkermeister im Temple wiederfinden, war ein Anhänger der Gironde. Wenn es die Emigranten nach Patriotenblut dürstete, so war das Blut der Girondisten gemeint. In ihren wütenden Schriften genossen die Emigranten schon im voraus den Tod Brissots und badeten sich im Geiste im Blut Vergniauds und Rolands. — Das alles wußte die Gironde, und darum scheint es, verteidigte sie Ludwig XVI. Es war ritterlich, närrisch vielleicht, aber heldenhaft, sich im Aufruhr erwürgen zu lassen, um den König zu retten und dabei genau zu wissen, daß die Royalisten ihre Rückkehr, wenn sie jemals stattfinden sollte, durch den Tod der Girondisten feiern würden. Die Rettung Ludwigs XVI. (um den sich die Emigranten im Grunde so wenig kümmerten) hätte in deren Augen sicherlich nicht das Verbrechen gesühnt, die Republik vorbereitet und begründet zu haben.

Dieses Eintreten für das Leben des Königs durch die Republik selbst kann sinnlos erscheinen, aber es ist erhaben.

Vergessen wir nicht, daß sich die Gironde damals zwischen zwei Schafotten befand. Mochten die Royalisten oder die Jakobiner siegen: sie sah ihrem Untergang entgegen.

Und anderseits war der Berg nicht weniger bewundernswert in seinem Mut und seiner Größe. Es war für ihn ein Glaubenssatz, man könne die Republik nicht gründen, ohne die Könige mit Schrecken zu schlagen, ohne durch einen bis zum letzten Ende durchgeführten Prozeß darzutun, daß ein König verantwortlich war wie jeder andere Mensch, ohne den Völkern zu zeigen, daß der königliche



Glanz eitler Schein sei, daß der Kopf eines Königs nicht mehr gelte als ein anderer Kopf, daß dieser lebende Götze ohne Wunder sterben würde, ohne Donner und Blitz. Er glaubte schließlich nicht ohne Grund, daß der Mensch ebensosehr Körper wie Geist ist, und daß man des Todes des Königtums niemals gewiß sein könne, solange man ihm nicht in dem toten Körper Ludwigs XVI. und in seinem abgeschnittenen Kopfe mit Händen greifen könne. — Und dann würde Frankreich, durch den Augenschein überzeugt, erklären: „Ich sehe und ich glaube. Es ist unbestritten: der König ist tot, und es lebe die Republik!"

Aber gleichzeitig wußten die Montagnards, daß sich jeder von ihnen hierdurch von nun an jeden der Könige Europas zum tötlichen, erbitterten Feinde machte; daß die Herrscherfamilien, die so stark untereinander vermischt sind und ganz abgesehen vom Thron durch ihren Reichtum und ihre Anhängerschar einen unendlichen Einfluß besitzen, ihnen einen unablässigen und unversöhnlichen Haß die Jahrhunderte hindurch erhalten würden. Jeder dieser Richter des Königs wurde ein Gegenstand der Verfolgung für alle Zukunft, er selbst und seine Kinder. Man möge all dies gut erwägen, um den wirklichen Maßstab für den Mut des Berges zu erhalten. Ein Bergparteiler gegen die Könige war zwar heute auch ein König, aber was konnte er morgen sein? Dann war er wieder isolierter Privatmann, schwach und waffenlos, wie vor 1789, war Arzt, unbekannter Anwalt, armer Lehrer am Collège . . . und blieb ständig dem Streich der Rache ausgesetzt, umlauert und umspäht von den Tyrannen, denen allen sehr daran lag, die Welt zu überzeugen, daß man nicht ungestraft an ihre geheiligten Häupter rührt[55]). Was sollte geschehen, wenn das Königtum die öffentliche Meinung geschickt bearbeitete, die Regungen des Mitleides und der Natur zu seinem Vorteil benutzte und es ihm schließlich gelang, diese Meinung völlig umzuwandeln, aufrichtige Männer mit naiven und poetischen Herzen zu finden (einen Ballanche zum Beispiel), um die furchtlosen Richter zu schmähen. Der Berg wußte vollkommen, er werde einen Abgrund des Todes und der Verwünschung unter sich auftun, wenn er einen König schlüge. Er sah den Abgrund, warf sich hinein und glaubte Frankreich gerettet zu haben, wenn er im Sturze den König und das Königtum mitriß.

---

[55]) Als die Bourbonen 21 Jahre nach der Hinrichtung des Königs nach Frankreich und auf den Thron zurückkehrten, bestand ihre ganze Rache darin, daß sie diejenigen, die 1793 für den Tod des Königs gestimmt hatten und damals noch am Leben waren, als Königsmörder aus Frankreich verbannten. Anmerkung des Herausgebers.



Wir schulden diese feierliche Huldigung dem heldenhaften Mut und der Hingebung beider Parteien. Beide, Montagnards und Girondisten, haben genau gewußt, daß sie sich dem Tode weihten. Und sie haben geglaubt, für uns zu sterben.

Haben wir so unsere Dankesschuld bezahlt, so wollen wir offen erklären: die beiden Parteien täuschten sich.

Der Berg täuschte sich über die Wirkung, die der Tod Ludwigs XVI. hervorbringen mußte.

Die Könige waren zweifellos über die Bestrafung eines der ihrigen empört und in ihrem Hochmut verletzt. Aber ihr politisches Interesse fand seine Rechnung dabei. Die Tötung eines Königs war nichts Neues; Karl I. war gestorben, ohne daß die monarchische Religion dadurch erschüttert wurde. Ludwig XVI. gab dieser Religion durch seinen Tod neue Kraft. Sie hatte unter dem Charakter der Könige des achtzehnten Jahrhunderts sehr gelitten und hatte daher einen Heiligen, einen Märtyrer dringend nötig. Diese verbrauchte Einrichtung hat neues Leben bekommen durch zwei Legenden: die Heiligkeit Ludwigs XVI. und den Ruhm Napoleons.

Der Tod Ludwigs XVI. lag so sehr im Interesse der Könige (vielleicht in ihren heimlichen Wünschen?), daß sie sich nicht entschließen konnten, den geringsten Schritt (auch nur aus Anstand) zu tun, um am König interessiert zu erscheinen.

Der König von Spanien, sein Vetter, rührte sich nicht. Sehr spät kam ein Brief des spanischen Geschäftsträgers Ocariz, der einer spontanen und löblichen Regung des spanischen Herzens entsprang und nichts Amtliches an sich hatte; Ocariz gesteht selbst, daß sein Herr diesen Schritt nicht geboten hat, und er bittet um Zeit, um einen Kurier senden zu können, damit sein Herr Einspruch erhebe.

Der Kaiser, der Neffe der Königin, griff ebensowenig ein. England hatte befriedigt dem Sturz Ludwigs XVI. zugesehen, der es für den amerikanischen Krieg entschädigte; es gefiel ihm, daß Frankreich sich scheinbar bis in ein Verbrechen verrannte.

Rußland war glücklich, daß Frankreich ihm so viel Stoff bot zum Thema: „die Schrecken der Anarchie“, der sein Verfahren gegen Polen und die *polnischen Jakobiner* rechtfertigte.

Übrigens sehe ich nicht, daß die Brüder Ludwigs XVI. um irgendein Einschreiten der Mächte zu des Königs Gunsten gebeten haben. Sein Tod nutzte ihnen geradezu. Monsieur verlor keine Minute, um sich durch den Kaiser zum Regenten Frankreichs proklamieren zu lassen, und der Graf von Artois zögerte nicht, von Monsieur den Titel „Generalstatthalter des Königreichs“ zu übernehmen. Calonne regierte friedlich und so absolut, daß er die Gefängnisse des Kur-



fürsten von Trier und andere Bastillen am Rhein mit französischen Emigranten füllte, die sich gegen seinen Einfluß auflehnten.

Ich wiederhole noch einmal: der Berg täuschte sich. Der Tod des Königs hatte keineswegs die vermutete Wirkung: Er brachte die öffentliche Meinung in ganz Europa gegen Frankreich auf. Wenn die Bergpartei das Urteil fällte, ohne die Welt zu überzeugen, daß sie ein Recht hatte, es zu fällen, so vergaß sie, daß die Justiz nur so weit exemplarisch und wirksam ist, als man sie einsieht. Das Schwert der Gerechtigkeit ist nur dann furchtbar, wenn es, erhoben, ein solches Licht ausstrahlt, daß alle die Augen senken und sich ihm unterwerfen. Wenn man nicht mehr streitet, sondern zu dem Geständnis gezwungen ist: „Hart ist der Schlag, aber er sitzt richtig!“

Anderseits täuschte sich die Gironde ebenso, wenn sie behauptete, der Konvent könne nicht in letzter Instanz urteilen, wenn sie dem Volk das letzte Urteil überlassen wollte, wodurch dieses Urteil in Wirklichkeit so unsicher, schwierig und unausführbar wurde, daß es tatsächlich gar keins mehr ergab.

Diese ausgezeichneten Republikaner gefährdeten die Republik. Wenn nicht ein ernsthaftes, starkes und schnelles Urteil gefällt wurde, und zwar durch den Konvent, so war die Republik in Gefahr.

Wenn der Erfolg Vergniauds und der Girondisten von Dauer gewesen wäre, so hätte er doch den Charakter geändert. Hätte er etwa den Triumph der Gironde herbeigeführt? Nein, den der Royalisten.

Die Girondisten täuschten sich durchaus über die Lage. Sie glaubten allzu einfältig an den allgemeinen Patriotismus. Sie kannten nicht die erschreckende Menge der Royalisten in den Departements, die sich ihre Anhänger nannten und unter dieser Maske abwarteten. Sie argwöhnten nicht die Verschwörung der Priester, welche in der Vendée versteckt, gespannt auf jene verhängnisvollen Debatten lauschten, und in den unklug hochherzigen Worten die Gelegenheit zum Bürgerkrieg erspähten.

Eine so gespannte Lage konnte nur in einer furchtbaren Entladung zur Lösung kommen. Wenn man im geringsten locker ließ, so lief man Gefahr, daß alles zusammenstürzte. Es hätte dann nicht bloß Entspannung und Dämpfung gegeben: es wäre zu einer plötzlichen Entnervung gekommen, zu Fall, Sturz, Niederlage, Flucht, zum „Rette sich, wer kann“. Das fühlte die Bergpartei instinktiv, und sie warf der Gironde nicht ohne Grund vor, die Revolution zu schwächen. In einem Wutanfall, worin Patriotismus und Haß und persönliche Rache sonderbar vermengt waren, versuchte sie jener den Hieb Vergniauds zurückzugeben.

Am 3. Januar ließ der Berg einen furchtbaren Schlag niedersausen, der die Girondisten aus Richtern zu Angeklagten machte.

Ein geachteter Volksvertreter ohne politische Bedeutung, der Offizier Gasparin, der wie Lepelletier Saint-Fargeau das Glück hatte, seinen Glauben unter dem Royalistendolch mit seinem Blute zu besiegeln, Gasparin erklärte der Versammlung, Boze, ein Maler des Königs, bei dem er im vergangenen Sommer gewohnt hatte, habe ihm von einer vom Schlosse verlangten Denkschrift erzählt, diese sei von den Girondisten geschrieben und von Vergniaud, Guadet und Gensonné unterzeichnet gewesen. In dieser Denkschrift, sagte er, verlangten jene, der König solle das girondistische Ministerium zurückrufen.

Gasparin kannte die Tatsache seit Juni und hatte sie fünf Monate für sich behalten. Er hielt sie offenbar für ziemlich unwichtig. Wenn er eine Verräterei darin gesehen hätte, so hätte er sie dann enthüllen müssen, als der Konvent sich die Papiere aus den Tuilerien vorlesen ließ und eine strenge Prüfung des politischen Vorlebens der Männer der Legislative vornahm.

Offenbar war ihm ein anderes Licht aufgegangen. Er hatte plötzlich den Ernst dieses Vorganges empfunden. Wer hatte ihn aufgeklärt? Zweifellos die Häupter des Berges, die anfänglich stumm und bestürzt unter der Rede Vergniauds nach diesem Zufall griffen, wie nach einer letzten Rettung, einem „Dolch der Barmherzigkeit", wie das Mittelalter es nannte, nach einer letzten, wohlverwahrten Waffe, womit der am Boden liegende Besiegte den Sieger durchbohren konnte.

Vergniaud hatte sie schwer getroffen. Gensonné, der nach ihm sprach und seinen Hieb unterstützte, hatte sie mit erbarmungslosem Spott wieder aufgestachelt und neu belebt. Er hatte ohne Zorn gesprochen, ironisch und verächtlich, grausam besonders gegen Robespierre. Er hatte sich zu der Äußerung verstiegen: „Beruhigen Sie sich, Robespierre, man wird Sie nicht erwürgen, und Sie werden niemanden erwürgen, und das tut Ihnen doch am meisten weh."

Am folgenden Tage wurde Gasparin auf die Gironde losgelassen.

Man leugnete die Sache nicht. Die beschuldigten Abgeordneten erhärteten unschwer, sie seien von Boze gebeten worden, ihre Ansicht darzulegen über die Mittel, mit denen man wahrscheinlichen Übeln begegnen könne, und sie hätten tatsächlich geglaubt, diesen Ausweg nicht zurückweisen zu dürfen. Gensonné hatte einen Brief geschrieben; Guadet und Vergniaud hatten ihn unterzeichnet. Wer konnte etwas Unrechtes darin finden, daß sie in einer Zeit, wo alles noch so ungewiß war, wo der Hof noch so große Mittel und sozu-



sagen eine Armee in Paris besaß, die Gelegenheit ergriffen hatten, einem Blutvergießen vorzubeugen? Man sah den Kampf kommen; eine disziplinlose Menge, ohne Pulver und Munition, würde die ganze Zukunft der Freiheit und Frankreichs auf eine Karte setzen. Übrigens handelte es sich nicht um eine Denkschrift an den König, sondern um einen Brief an Boze. In ihm stand, daß der König alles zu fürchten hatte, daß es für ihn besser war, hinabzusteigen, als zu fallen, daß er eher die Waffen niederlegen, den Degen abgeben solle, als ihn sich entreißen zu lassen.

Die Aussage Bozes, den man kommen ließ, bestätigte durchaus, daß es sich um einen völlig einwandfreien Vorschlag von seiten der Girondisten handelte. Er erklärte, daß übrigens der Brief an ihn, Boze, geschrieben sei und nicht an den König.

Man konnte an diesem sonderbaren Vermittler sehr wohl die drei von ihm gespielten Rollen erkennen. Er war ein guter Royalist, er wollte den König retten. Er war ein guter Girondist; er war es (sagt er selbst), „der den dreien die Idee gab, die Rückberufung der girondistischen Minister zu verlangen". Er war ein guter Bergparteiler, beherbergte Gasparin und malte aus Liebe und Begeisterung die Porträts der berühmten Montagnards, zum Beispiel eins von Marat, vielleicht sein Meisterwerk.

Die Zeit war schnell vorangeeilt; ihr Bild hatte sich verändert; im strahlenden Licht der Republik konnte man die Zeiten der Furcht und der Finsternis nicht mehr verstehen, da die Zukunft der Freiheit noch in Wolken gehüllt war. Man hatte das Gefühl, wenn nicht das Gedächtnis dafür verloren; man verzieh den Menschen von damals nicht, daß sie keine Propheten gewesen waren. Und obwohl der Angriff auf die Girondisten schlecht geführt und sehr schwach war, konnten sie sich nur mit großer Mühe verteidigen, inmitten dieser neuen Welt, die schon so wenig mehr von ihrer fünf Monate alten Vergangenheit wußte und sie nicht verstehen wollte. Als Guadet, um sich zu verteidigen, erklärte: „nach dem verhängnisvollen Eindruck, den der 20. Juni hinterlassen hatte, konnte man sich auf den 10. August gefaßt machen . . .", erhob sich auf der Linken entrüsteter Widerspruch, als hätte jeder sagen wollen: „Sie haben am Volke gezweifelt! Sie haben keinen Glauben gehabt!"

Der Konvent ging zur Tagesordnung über und bewies kurz darauf seine Hochachtung für Vergniaud, indem er ihn zum Präsidenten ernannte. Er wählte die Sekretäre und die ganze neue Kontrollkommission aus der Gironde, er verwarf die Anklagen der Kommune gegen Roland. Er nahm die Zuschriften von Finistère und der Haute-Loire entgegen; die erste verlangte, Marat, Robespierre und Danton



zu verjagen; die zweite bot bewaffnetes Geleit an, das dem Konvent behilflich sein sollte, Paris zu verlassen. Gefährliche Vorschläge, die nach Ansicht vieler von royalistischer Herkunft unter girondistischer Maske waren, zu denen aber die jeden Tag gefährlichere Lage des Konvents in Paris Grund zu bieten schien. Die gemachte oder gespielte Wut der Tribünen, welche unaufhörlich die Verhandlungen unterbrachen, die den Volksvertretern persönlich zugefügten Beleidigungen, das tobende Geschrei besonders und die Schmähschriften hatten die Geduld aller erschöpft. Die anständigsten Bergparteiler waren ebenso empört wie die Rechte; Rewbell verlangte, man solle wenigstens die Händler verjagen, die im Konventsgebäude selbst ihre Schriften gegen den Konvent feilhielten. Hierzu verlangte der Girondist Ducos die Tagesordnung. Im Brustton eines Biedermannes, eines wahren Patrioten, stellte Legendre den sträflichen Leichtsinn eines seiner Kollegen an den Pranger, des Montagnards Bentabole, der mit Geste und Blick den Tribünen das Zeichen gegeben hatte, die Rechte auszuzischen und ihr ironischen Beifall zu spenden.

Waren diese Kränkungen zufällig? Oder mußte man sie der abscheulichen Absicht anrechnen, den Konvent planmäßig zu erniedrigen? Dachten die Radikalen etwa, daß eine Gewalt, die tagtäglich auf solchen Trotz stieß und sich ungestraft schmähen ließ, schon dadurch allein in der öffentlichen Meinung verspielt hätte? Daß man mit einer minderwertigen Versammlung, die bei all ihrer Machtfülle sich gängeln und sich jede Bosheit gefallen ließ, leichter fertig werden würde?

Was schwächte den Konvent in Wirklichkeit? Wie soll man die Tatsache seiner Ohnmacht erklären? Wurde er durch Gewalt beeinflußt? Er hatte zwar viel Lärm und Drohungen auszustehen, indessen finde ich keinen Fall, da diese laute Menge jemanden im Bereich des Konvents tätlich angegriffen oder verwundet hätte. Die fünfhundert Abgeordneten im Zentrum konnten im Schutze ihrer Unbekanntheit zweifellos in geheimer Sitzung die energischen Maßregeln annehmen, die ihnen oft vorgeschlagen wurden. Was hielt sie zurück? Die Besorgnis, den Antragstellern die Macht in die Hände zu spielen, der Rechten oder der Linken. Die große stumme Masse des Zentrums hatte ihre heimlichen Führer; Sieyès und andere Politiker besaßen viel Einfluß auf sie; übrigens folgte sie instinktmäßig einem aus patriotischem Mißtrauen und neidischer Mittelmäßigkeit gemischten Gefühl.

Daher rühren jene im allgemeinen freiwilligen Widersprüche; wenn das Zentrum für die Linke gestimmt hatte, so glaubte es das

Gleichgewicht wiederherzustellen, indem es auch für die Rechte stimmte. Es bemerkte nicht, daß es sich durch solche Widersprüche und durch das Zurücknehmen gefaßter Entschlüsse um sein Ansehen brachte und sich mehr erniedrigte, als es die Beschimpfungen der Radikalen jemals tun konnten. Die letzteren, die bald nur gereizt und bald verwegen waren, schrieben diese Schwankungen den wechselnden Gefühlen von Sicherheit und Furcht zu und bedienten sich unbedenklich der verwerflichsten Mittel der Einschüchterung. Der Konvent sah nicht, daß seine falsche Schaukelpolitik und sein falsches Gleichgewichtsbestreben ein Auftakt zur Schreckensherrschaft waren.

Die Kommune hatte am 27. Dezember etwas sehr Verwegenes getan. Sie hatte gegen einen Volksvertreter Anklage erhoben.

Dieser, Charles von Villette, hatte in einer girondistischen Zeitung sehr gefährliche Ratschläge gegeben, wie man den revolutionären Gewalttätigkeiten bewaffneten Widerstand leisten könne; der Royalismus hätte seine Worte ausbeuten können. Man mußte den Artikel verfolgen; aber das konnte man nur mit Ermächtigung der Versammlung. Die Kommune unterließ, diese einzuholen.

Ein anderer unheilvoller Zufall. Die Kommune sah von den Fenstern des Hotel de Ville aus unbewegt zu, wie man den Leichnam eines Ermordeten über den Grèveplatz und die Quais entlang trug. Am 31. Dezember hatte ein gewisser Louvain, ein früherer Spion Lafayettes, im Faubourg ein Wort für den König gewagt; ein Föderierter stieß ihm darauf den Säbel in den Leib.

Dieser Mord in einem solchen Augenblick, als die Kommune gewagt hatte, einen Abgeordneten anzuklagen, erschien als ein abscheuliches Mittel, der Versammlung Furcht einzujagen, als ein Verbrechen, das andere Verbrechen vorbereitete. Jedermann war empört. Sogar Marat trat heftig gegen Chaumette auf und sprach mit Schauder und Verachtung von ihm. Dieser begann nun seinerseits sich zu fürchten, er ließ die Anklage zurücknehmen und entschuldigte die Kommune. Villette lachte den Wütenden, die ihn an den Türen des Konvents umdrängten und ihm mit dem Tode drohten, ins Gesicht und ging seiner Wege. Jene Schreier waren nicht immer mutig. Ein anderer Abgeordneter, Thibaut, dem man ebenfalls mit dem Tode drohte, packte einen an der Kehle, da bat der um Gnade.

Zur gleichen Zeit, als sich die Kommune beim Konvent entschuldigte, tat sie ihm einen neuen Schimpf an. Man hatte ein Drama auf das Théatre Français gebracht: „L'ami des lois“, ein mittelmäßiges, aber unter den obwaltenden Umständen verwegenes Stück. Dem Buchstaben nach war es durchaus nicht gegenrevolutionär,



aber dem Geiste nach sehr. Es gab ein lärmendes Für und Wider. Man wandte sich an den Konvent, der die Aufführung erlaubte. Die Kommune verbot sie.

Dieser unglaubliche Streit über einen offenbar nichtigen Gegenstand kam einem ernsten Kampf sehr nahe. Alles bereitete sich darauf vor. Die Jakobiner hatten ihre frühere Zurückhaltung vergessen und taten eifrig mit. Die Presse war einstimmig gegen sie, doch kümmerte sie das so wenig, daß sie davon sprachen, die Journalisten aus ihrem Saal zu verjagen. Sie zogen die verschlossene Tür vor. Ihr ganzes Handeln war eine persönliche Werbetätigkeit gegen den Konvent. Indessen war damit beim Faubourg Saint-Antoine wenig anzufangen. Obgleich das Elend dort überhand nahm und die Leidenschaft sehr heftig war, herrschte in der Bevölkerung viel mehr Achtung vor den Gesetzen, als man im allgemeinen angenommen hatte. Vor mir liegen die Protokolle der drei Sektionen des Faubourg (Quinze-Vingts, Popincourt und Montreuil)[56]. Die Politik wird viel weniger betrieben als die Nächstenliebe; zahllose Geschenke erhalten die Frauen der im Felde Stehenden, die alten Eltern, die Kinder. Trotzdem besaßen die drei Sektionen sehr verschiedene Anschauungen und waren aufeinander eifersüchtig. Ihre

[56]) Archive der Polizeipräfektur. — Die öffentlichen Akten stehen hier, wie so oft, in Widerspruch mit der überkommenen Geschichte, mit den angeblichen Memoiren usw. Die letzteren haben für 1793 im allgemeinen dem Faubourg angerechnet, was vielmehr für die Sektionen der Gravilliers, von Mauconseil und vom Théâtre Français zutrifft. In der Hauptsache habe ich die Autorität der Akten der der Erzählung vorgezogen. Unter diesen letzteren sind sehr wenig wirklich geschichtliche Berichte. Die Memoiren Levasseurs sind lehrreich und sehr gut auf den Seiten, auf denen er von seinen militärischen Missionen berichtet, bieten indessen in bezug auf die innere Lage nichts Neues. Man scheint Abfälle aus den Zeitungen dabei benutzt zu haben. — Die Memoiren Barères, die von zwei sehr ehrenwerten Männern herausgegeben wurden, sind trotzdem voller Irrtümer, freiwilliger Irrtümer, berechneter Lügen, durch die Barère zweifellos die Geschichte täuschen und seinen traurigen Ruf wiederherstellen zu können geglaubt hat. — Die Erinnerungen Duvals sind nur ein royalistischer Roman. — Das interessante Werk Grilles (über das erste Bataillon von Maine et Loire) enthält unter historischen Stücken viele offenbar erfundene Briefe, die im übrigen recht geistreich sind und den Geist der Zeit und die Volksmeinungen sehr gut kennen lehren. — Ich habe schon von der falschen Korrespondenz Ludwigs XVI. gesprochen, eine grobe Fälschung, die Roux und Buchez wie eine Sammlung urkundlicher Stücke ernsthaft zitiert haben. — Die Memoiren Barras', die natürlich verdächtig sind, soweit sie das Direktorium betreffen, sind für 1793 nicht nur unverdächtig, sondern beweisen im Gegenteil äußerste Unparteilichkeit; da Barras fast immer mit Militärmissionen beschäftigt war, so war er durch die innere Zwietracht im Konvent sehr wenig beeinflußt.

Versammlungen waren friedlich, im allgemeinen wenig besucht, von hundert oder zweihundert Personen, bei wichtigen Anlässen waren es höchstens fünfhundert. Die jakobinischen Abgesandten wiegelten dies Arbeitervolk nicht so leicht auf, wie man behauptet hat. Ich lese, daß am 5. November Hermant, ein Mann Robespierres, Mühe hatte, die Sektion Popincourt für die Wahl des Bürgermeisters zu bestimmen.

Die Jakobiner und die Kommune betrieben ihre Werbungen nicht im Faubourg, sondern bei einer nicht pariserischen Bevölkerung, bei den frisch gekommenen Föderierten. Die vom 10. August waren fortgegangen; die meisten waren Leute mit festem Wohnsitz gewesen, Familienväter, die nicht bleiben konnten, so groß auch ihre republikanische Begeisterung war und ihr Wunsch, die Versammlung zu schützen. Die Jakobinergesellschaften der Departements schickten andere, Fanatiker oder Ausgehungerte, die darauf brannten, die Gastfreundschaft von Paris auszubeuten. Die Minister, Roland und seine Kollegen, waren erschreckt vor diesen Banden und hüteten sich wohl, ihnen das Leben leicht zu machen und sie so hier festzuhalten. Sie hofften, die Hungersnot, die diese hergebracht hatte, würde sie auch wieder vertreiben. Die Jakobiner griffen helfend ein. Sie sorgten für Unterkommen, für Herberge, für Belehrung von Mann zu Mann und für die ständige Bereitschaft der Leute. Auch von der Kommune wurden sie begünstigt und ermutigt. Die Kommune verwandte sie wie eigene Leute, führte sie bewaffnet spazieren, von Stadtviertel zu Stadtviertel, um Schrecken einzuflößen.

Die Jakobiner waren einig mit der Kommune, jeder Unterschied zwischen den Radikalen war verwischt. Beide befanden sich im Besitz einer bewaffneten Macht, die aus unbekannten und der Pariser Bevölkerung fremden Menschen bestand. Die Lage war sehr düster.

Am 8. Januar gab die Sektion der Gravilliers, die sehr viel radikaler war als die Sektion des Faubourgs Saint-Antoine, den Anlaß zur Bildung eines Überwachungsausschusses im erzbischöflichen Palais, der den entsprechenden Ausschuß des Konvents unterstützen, Anzeigen entgegennehmen, die Angezeigten verhaften und sie an den Konvent abliefern sollte. Am 14. beantragte diese Sektion die Bildung eines Gerichtshofes zur Aburteilung derjenigen Mitglieder des Konvents, die für den Appell ans Volk stimmen würden. Am gleichen Tage fand auf Einladung der Sektion des Arcis in einer Kirche eine bewaffnete Versammlung statt, zum Teil aus Föderierten zusammengesetzt, die sich stolz „Assemblée fédérative des Départements“ nannte, zum Teil aus Mitgliedern von Sektionen, besonders aus solchen der Cordeliers; in ihrer Mitte saßen die Abgeordneten

der Kommune. Und dieses Säbelrasseln geschah unter dem merkwürdigen und unklaren Vorwande, man wolle einen Schwur leisten auf die Verteidigung der Republik und auf den Tod der Tyrannen.

Die Schlacht schien unmittelbar bevorstehend. Der Minister des Inneren schrieb an den Konvent, daß er nichts dagegen machen könne und werde. „Nun denn," riefen Gensonné und Barbaroux, „so möge die Versammlung selbst die Polizei von Paris in die Hand nehmen." Aber der Konvent lehnte ab; er fürchtete zwar den Aufruhr, aber er fürchtete auch die Gironde und wollte ihr nicht zu neuer Macht verhelfen. Er beschloß — abermals Worte und forderte Rechenschaft vom Minister. Was sollte der Minister sagen, der schon am Morgen seine Ohnmacht beklagt hatte?

In dieser düsteren Stunde, da man bereits an einen nahen Schiffbruch glauben konnte, kam Danton aus Belgien zurück. Man hatte ihn wie die anderen in Mission abgesandten Volksvertreter durch Beschluß zurückgerufen. Er hatte nun Gelegenheit zu erkennen, was ein Politiker verliert, wenn er sich auch nur kurze Zeit vom Kampfplatz entfernt. „Paris und der Konvent waren kaum wiederzuerkennen."

Eine sehr ernste Veränderung, die ihm zunächst auffallen mußte, war es, daß seine persönlichen Freunde, Camille Desmoulins und Fabre d'Églantine, sich hinfort blindlings vom jakobinischen Strom mitreißen ließen und so stimmten, wie Robespierre es wollte.

Noch an einem anderen Umstande konnte er den Weg erkennen, den man zurückgelegt hatte. Die Jakobiner hatten immer erprobte Männer von bedeutendem Gewicht zu Präsidenten gehabt: Pétion, Danton, Robespierre. Jetzt war Saint-Just Vorsitzender. Hatten sie etwa den Vierundzwanzigjährigen zum Präsidenten genommen, weil man ihn nur zweier Reden willen schätzte? Nein, er war ihnen das Beil und das Schwert. Die Gesellschaft hatte jetzt nur die Ausführung ihrer Ideen im Sinn. Für sie drehte sich alles um die Angelegenheit der Föderierten, wie Robespierre am 20. Januar gestand; sie warb einzig und allein noch um Gefolgschaft.

Danton brachte völlig abweichende Anschauungen mit nach Hause, nämlich die der Armee selbst.

Die große Frage, Tod oder nicht, welche die Politiker der Klubs so leicht lösten, wurde von der Armee nur mit äußerster Zurückhaltung behandelt. Keine Beeinflussung vermochte sie zu bestimmen, einer Ansicht für oder gegen den König Ausdruck zu geben. Diese Zurückhaltung war sehr vernünftig; die Armee besaß keine Handhabe, eine so dunkle Frage zu lösen. Sie hielt den König für



schuldig, aber sie sah vollkommen deutlich, daß man keinen Beweis gegen ihn hatte, und sie wünschte den Tod nicht[57]).

Diese Mäßigung der Armee war um so bemerkenswerter, als ihre Leiden sie hätten erbittern müssen. Frankreich ließ sie im Stich. Der erbitterte Kampf zwischen Cambon und Dumouriez, die völlige Zerrüttung des Ministeriums hatten das Elend der Soldaten aufs höchste gesteigert. Viele von diesen waren an eine sitzende Lebensweise gewöhnt, hatten stets ein Dach über sich gehabt und wußten nichts von der Unbill der Natur, von der Härte der nordischen Winter. Es gab Handwerker und Kunsthandwerker in großer Zahl unter ihnen, zum Beispiel ein ganzes Bataillon Maler und Bildhauer. Die jungen Leute waren in leichtem Rock ausgerückt, in weißen Hosen und baumwollenen Strümpfen, gänzlich ungeschützt vor den Nordwestwinden; in ihrem Rucksack trugen sie, ihre Begeisterung zu nähren, nichts als die Marseillaise und irgendeine warm patriotische Zeitung. Noch nie betrat eine ärmere Armee ein reicheres Land. Und dieser Gegensatz selbst steigerte ihre Leiden. Die ausgehungerten Soldaten schienen eigens in das üppigste Land geführt worden zu sein, damit sie den Hunger besser spürten. Die üppige und fruchtbare Fülle der Niederlande, die in den Kirchen, den Schlössern, den Abteien, den wohlbestallten Küchen der Mönche so erstaunlich zum Ausdruck kommt, war für sie ein allzu naheliegender Gegenstand der Versuchung.

Diese begeisterte Armee, in der kindlichen Überspanntheit des revolutionären Grundsatzes, sah sich von Anfang an vor die Wahl gestellt, sich das Notwendige zu nehmen oder vor Hunger zu sterben. Indessen gesteht Dumouriez (und man muß ihm glauben, denn er ist der Parteilichkeit für die Armee, die ihn verjagte, wenig verdächtig), daß sie noch so sehr an den Grundsätzen festhielt, noch so stark die erhabene Reinheit ihres ersten Vorgehens empfand, daß sie unter der Notwendigkeit litt, diebisch und räuberisch zu werden. Sie schämte sich, war empört über ihr schlechtes Verhalten, bat selbst den General, sie vor solchen Versuchungen zu schützen und über Zuchtlosigkeit und Plünderung die Todesstrafe zu verhängen.

Danton, der durch seine Abreise nach Belgien seiner zweifelhaften Lage in Paris entwich, war hier in vielleicht noch größere Schwierigkeiten geraten. Es gab kein Mittel, Dumouriez mit dem Minister, mit der Revolution zu versöhnen. Die öffentlichen oder geheimen Freunde des Generals waren die Bankiers, die Aristokraten, die

[57]) Ein einwandfreier Beweis hierfür ist meiner Ansicht nach, daß der junge Herzog von Chartres, der die Armee umschmeichelte und alles tat, sie zu gewinnen, sich gegen den Tod des Königs erklärte.



Priester. Was Danton im Gegensatz dazu zu tun hatte, war, den Nerv der Revolution aufs äußerste anzuspannen. Das tat er besonders in Lüttich. Dies tüchtige Volk, das seine Freiheit selbst erobert hatte und sie sich dann wieder entrissen sehen mußte, das gefühlsmäßig zu Frankreich hielt und dafür stimmte, französisch zu werden bis zum letzten Mann, empfing Danton wie einen Gott. Er wohnte mitten unter den Schmieden am anderen Ufer der Maas, blies das Feuer an, schmiedete den Degen, schmolz das Silber der Kirchen ein für die Bedürfnisse der Armee; männliche und weibliche Heilige wanderten in den Schmelztiegel. Seine Worte waren schrecklich, mörderisch, seine Taten menschlich; er rettete heimlich manchen Menschen[58]). Bei diesem erbitterten Volke, wo die besten Patrioten im Jahre vorher die Tortur hatten erleiden müssen, gab es wohl hie und da Racheakte, aber kein Schafott.

Danton kehrte ungern zurück. Er fand Paris noch genau so, wie er es verlassen hatte. Die Armee wollte den Tod nicht, Frankreich wollte ihn nicht; nur eine verschwindende Minderheit wollte ihn; indessen waren die Dinge so weit vorgerückt und die Frage auf einem so heiklen Punkt angelangt, daß man die Republik gefährdete, wollte man Ludwig XVI. retten.

Aber gefährdete man sie anderseits nicht, wenn man ihn hinrichtete? Auch das konnte man annehmen. Große Dinge reiften im Westen. Dantons Freund Latouche, der sich damals in London befand, um den Royalisten nachzuspüren, gab ihm über die unter-

---

[58]) Rouget de l'Isle hat Béranger folgende Tatsache erzählt, von dem ich sie wieder habe. In einer belgischen Stadt, die bei jener stürmischen Invasion plötzlich von unseren Armeen besetzt worden war, lebte ein armer Teufel von Emigrant, der einen Gewürzhandel eröffnet hatte. Ihm war sterbensangst, aber wie sollte er wegkommen? Er wandte sich an den Dichter der Marseillaise. Rouget war damals Adjutant des Generals Vallence und bat für den Mann bei den Kommissaren des Konvents um einen Paß. Da sein Widerwille gegen Danton äußerst groß war, so zog er es vor, sich an Camus zu wenden. Der spröde Jansenist schlug seine Bitte rundweg ab. Rouget wußte nicht mehr, was er tun sollte. Der Emigrant hatte so große Furcht, er beschwor Rouget dermaßen, daß dieser sich endlich zu dem schrecklichen Danton begab und ihm kläglich sein Mißgeschick und die Härte des Gottesmannes berichtete. „Das geschieht Ihnen recht," sagte Danton zu ihm. „Warum gehen Sie zu den Frommen." Er gab den Paß.

Garat sagt in seinen Memoiren: „Danton hätte alle Welt und sogar Robespierre gerettet." — Fabas schreibt in einem sehr schönen (gegen Danton ein wenig strengen) Artikel in der „Encyclopédie nouvelle" von Leron und Reynaud den gerechten und tiefen Satz: „Was seine revolutionäre Kraft verminderte, war seine dauernde Unfähigkeit, an die Schuld seiner Gegner zu glauben."



irdische Arbeit in der Bretagne und in der Vendée besorgniserregende Aufklärungen.

Danton kannte die Vergangenheit wenig. Sein genialer Instinkt ersetzte diese Kenntnis; er fühlte und durchdrang die Dinge, und alle Geschichte war in ihm. Ich zweifle durchaus nicht, daß er schon damals die Vendée hat kommen sehen.

Schlimme und sehr wunderliche Zeichen erschienen im Westen. Die Jungfrau vervielfältigte ihre Wundertätigkeit. Seit dem Vorfall in Châtillon schlug man sich nicht mehr, man mordete. In den wilden Strichen von Maine, in der Umgebung von Laval und Fougère waren die Brüder Chouan, Holzschuhhändler, in die Wälder gegangen. Die fanatischen oder arbeitsscheuen Bauern taten sich zu ihnen und nannten sich „chouans". Als Probestück hatten sie einen Friedensrichter ermordet. Ihr Hohepriester war ein Abbé Legge, der diese Banditen wie einen biblischen Stamm regierte; der neue Samuel fand seinen David in seinem Bruder, einem früheren Offizier.

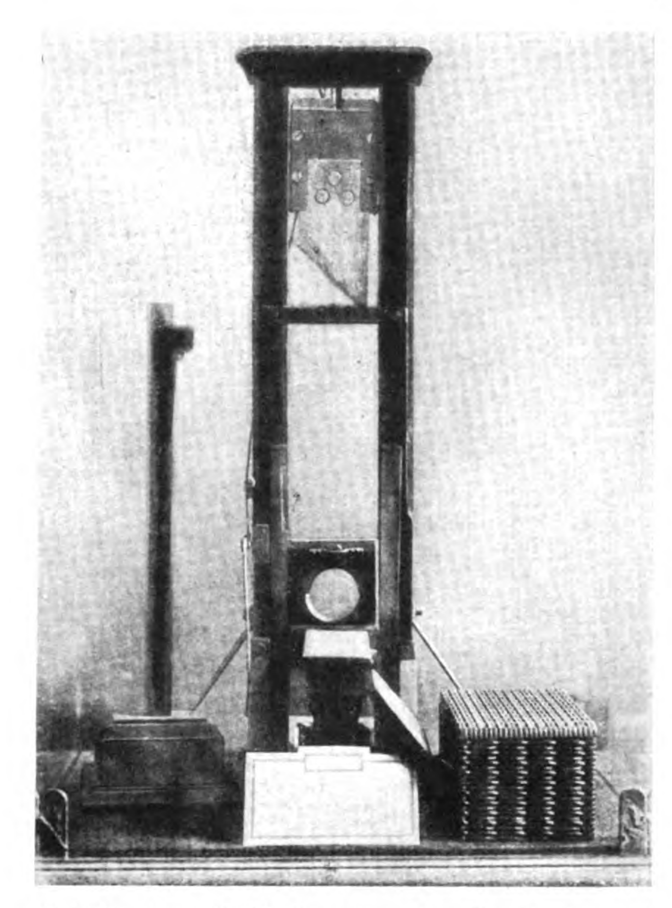
Man kann sich die bedenklichen Wirkungen der Legende vom Temple bei einer so vorbereiteten Bevölkerung vorstellen. Die Könige werden in der Heiligen Schrift „meine Gesalbten" genannt; der Christ wird „König" genannt. Jeder kleine Umstand aus der Gefangenschaft des Königs wurde aufgegriffen und nach dem Gesichtspunkt der Passion umgedeutet. Die „Passion Ludwigs XVI." sollte zu einer Art Überlieferung werden, einer Dichtung, die unter Frauen und Bauern von Mund zu Mund ging, das Gedicht vom barbarischen Frankreich!

Und nicht allein in den Wäldern des Westens gewann der Aberglaube die Oberhand. In Paris selbst und in der ganzen Umgegend, wo die Furcht ihn stumm machte, war er nicht weniger stark. Die Revolution sah und fühlte unter ihren Schritten die heimliche Arbeit des Feindes. Daher ein grausamer Haß zwischen den beiden fanatischen Parteien. Was verschlossen jene Frauen im Herzen, die im Januar um fünf oder sechs Uhr morgens in irgendeinen Winkel gingen, um einem widerspenstigen Priester zuzuhören, um die neue Legende zu vernehmen und die Litaneien vom Temple? Stumm trugen sie alles mit sich, was die radikalen Revolutionäre laut aussprachen, den Haß auf die andere Partei, die Rache, eine düstere Wut gegen das feindliche Dogma.

Als Marat einmal, wie er das oft tat, vor Tagesanbruch ausging, um seine Zeitungsverkäufer zu kontrollieren, begegnete er seiner Hauswirtin, einer reichen Frau, die trotz ihres Alters schon auf der Straße war: „Aha," rief er, „du hast wieder den lieben Gott ver-



Als Mitglied der Nationalversammlung gehörte Dr. Guillotin (1730—1814) zu den Gemäßigten. Er trat als Menschenfreund energisch für die Abschaffung der barbarischen Arten der Todesstrafe (wie Rädern, Vierteilen, Hängen usw.) ein und empfahl dafür in der Sitzung vom 10. Oktober 1789 als humanste Hinrichtungsart die Anwendung des Fallbeils, das nach ihm benannt wurde. Er ist aber keineswegs der »Erfinder« der Guillotine, die als »welsche Falle« (Mannaia) schon längst bekannt und in Anwendung war. So starben — um nur ein paar Beispiele zu nennen — Konradin der letzte Hohenstaufe in Neapel, Beatrice Cenci in Rom und der Connetable von Montmorency unter dem Fallbeil.



Modell einer Guillotine aus der Revolutionszeit.

(Original im Musée Carnavalet, Paris)

Die erste Guillotine wurde 1792 von dem Wundarzt Dr. Antoine Louis konstruiert, wonach der deutsche Mechaniker Schmidt das Modell anfertigte.

schluckt. Warte nur, wir werden dir den Kopf abschlagen." Er tat ihr indessen nichts*).

Weihnachten 1792 gab es ein erstaunliches Schauspiel in Saint-Étienne-du-Mont. Dort war die Menge so groß, daß tausend Personen an der Tür bleiben mußten und nicht hinein konnten. Die große Menge erklärt sich freilich durch die Landleute, die von Weihnachten bis zum Tage der heiligen Genoveva, vom 25. Dezember bis zum 3. Januar, zur neuntägigen Andacht kamen. Die Reliquien der Patronin von Paris befanden sich in Saint-Étienne. Bekanntlich ist keine andere Heilige so fruchtbar an wunderbaren Heilungen. Es gibt keine schwächlichen, blinden, verwachsenen Kinder, die nicht von ihren Müttern herbeigebracht wurden; viele Frauen vom Lande, kann man annehmen, waren in dem Gedanken, in der unbestimmten Hoffnung gekommen, die Patronin könne irgendein großes Wunder tun.

Es ist traurig, daß die ganze Arbeit der Revolution damit endete, die Kirchen zu füllen. Diese waren im Jahre 1788 verlassen und im Jahre 1792 voll, voll von einem Volke, dessen Gebet sich gegen die Revolution, gegen den Sieg des Volkes richtete!

Mit dieser Volkskrankheit war nicht zu spaßen. Sie hing mit sehr edlen Regungen der Menschennatur zusammen. Die abergläubische Aufwallung entsprang in vielen sonst prächtigen Seelen aus dem Mitleid. Es war gerecht und klug, diese armen Kranken zu schonen. Mochte Ludwig XVI. verurteilt und verdammt werden: das war sehr nützlich; aber die Strafe an ihm vollziehen, das hieß eine ganze Welt frommer und empfindlicher Seelen treffen, das hieß, einen neuen Aberglauben in ihnen wecken, hieß mindestens aber, das für die Republik Unheilvollste begründen: den Kultus eines König-Märtyrers.

Unter Nichtbeachtung eines Vorschlages Daunous, der Ludwig XVI. hätte retten können, verstand sich der Girondist Fonfrède mit dem Berge und faßte alle Fragen erschreckend einfach dahin zusammen: Ist er schuldig? Soll unsere Entscheidung bestätigt werden? Welche Strafe?

*) Das hat die alte Besitzerin selbst dem berühmten Physiologen Serres erzählt, von dem ich die Anekdote habe.



Sechsundzwanzigstes Kapitel

Die Verurteilung Ludwigs XVI.
(15.—20. Januar 1793)

Man kann die nicht der Grausamkeit anklagen, die für den Tod stimmten. — Man kann die nicht der Schwäche anklagen, die für den Aufschub, für die Verbannung usw. stimmten. — Die Gironde haßte den König ebenso wie den Berg. — Die Gironde schonte den König aus Achtung vor dem Volk. — Republikanisches Testament der Gironde. — Royalistische Fabel von der Feigheit Vergniauds. — Beide Parteien fordern die öffentliche Abstimmung. — Dantons Entmutigung (15. Januar 1793). — Der König wird einstimmig für schuldig erklärt. — Das Urteil wird dem Volke nicht unterbreitet (15. Januar). — Danton übernimmt von neuem die Vorhut des Berges gegen den König und die Gironde (16. Januar). — Der König zum Tode verurteilt (16., 17. Januar). — Verhandlungen über den Aufschub (18., 19. Januar). — Der Aufschub abgelehnt. — Die Ermordung Lepelletiers (20. Januar). — Feste Haltung der Jakobiner (Nacht vom 20. zum 21. Januar).

Mögen Gironde und Berg sich gleicherweise getäuscht haben (und dies ist meine Meinung), sie haben dennoch ein Anrecht auf unsere Hochachtung für ihre Aufrichtigkeit, für ihren heldenhaften Mut.

Was zunächst nachdenklich stimmen und überraschend erscheinen kann, ist, daß besonders gute und menschliche Charaktere, edle und zartfühlende Herzen, sich gerade unter denen befanden, die für den Tod stimmten.

Es hat keinen empfindsameren Menschen gegeben, als den großen Mann, der die Armeen der Republik organisierte, der gute prächtige Carnot. Nie gab es hochherzigere Charaktere als die beiden Schwäger aus Bordeaux, Ducos und Fonfrède. Sie waren die liebenswürdigsten Menschen, keiner, der so wie sie den glänzenden, zarten Geist, die hervorragend menschliche Art im Lande Montesquieus verkörperte. Diese beiden jungen Leute gehörten zu denen, auf die Frankreich hingewiesen hätte, um die Welt durch den Reiz der Zivilisation zur Freiheit zu verführen. Es gab keine so unabhängigen Geister wie sie, keine, die so durch die Philosophie frei geworden waren; sie stammten aus Kaufmannsfamilien und protestierten mehr als einmal gegen die Handelsaristokratie. Bewundernswert war ihre Reinheit, ihre Aufrichtigkeit, ihre Sittenstrenge; sie rührten sogar Marat. Der versuchte sie vor dem gemeinsamen Schicksal der Girondisten zu bewahren. Ihr großes Herz erlaubte es nicht. Sie kämpften furchtlos, bis sie dasselbe Geschick erlitten, dieselbe Krone erhielten.



Er war kein Unmensch, der große Dichter Josef Chénier, der Verfasser des Siegesliedes. Er war kein Unmensch, Guyton-Morveau, der berühmte Chemiker der Republik. Er war kein Unmensch, der bescheidene Lakanal, der einen so großen Anteil an den schönsten revolutionären Schöpfungen hat, am Museum, an der École normale, am Institut, an der neuen Organisation des Unterrichts[59]). Cambon war kein Unmensch; die Gewaltsamkeit seiner finanziellen Revolution kam auf Rechnung der Zeit, nicht auf die seinige. Wir dürfen den Berg nicht nach dem wütenden Gerede seiner üblichen Sprecher beurteilen, die so oft seinen Gedanken falschen Ausdruck gegeben haben. Beurteilen wir ihn nach dem Charakter der großen Bürger, die weniger lärmend, aber nützlicher, ebenfalls auf der Linken saßen; beurteilen wir ihn nach jenen energischen Arbeitern, die angesichts der größten Gefahren die Republik im Innern organisierten und sie auf ihren Missionen nach außen verteidigten, die stets in den vordersten Reihen standen und ganze Armeen deckten mit ihrer Heldenbrust und ihrem dreifarbigen Gürtel, daran selbst die Kugeln vorbeigingen.

Anderseits sehe ich nach gewissenhafter Prüfung aller historischen Faktoren nicht den geringsten Beweis für die Behauptung, daß Furcht oder Schwäche diejenigen geleitet habe, die für Verbannung, für Einsperrung, für den Appell ans Volk oder den Tod mit Aufschub stimmten.

Die Royalisten haben jene schimpfliche Überlieferung begründet, der alle gefolgt sind.

Am merkwürdigsten ist es zu beobachten, daß der Hauptgegenstand der royalistischen Wut gerade die Partei ist, die den König retten wollte. Robespierre mißfällt den Royalisten weniger. Ihre Nachsicht gegen die Jakobiner war sogar noch größer; sie haben die Hand des wilden Herzogs von Otranto[60]) geküßt; freilich handelte

[59]) Vergleiche eine Broschüre „Sur des traveaux pendant la Révolution" und die Bemerkungen von Isidore Geoffroy-Saint-Hilaire, Lélut und Mignet. Lakanal hatte ein bedeutendes Werk über die Vereinigten Staaten verfaßt, von einem Standpunkt, der dem Tocquevilles entgegengesetzt war, wie der mir selbst sagte.

[60]) Josef Fouché, Herzog von Otranto (1763—1820) hatte im Konvent für den Tod des Königs gestimmt. 1799 wurde er Polizeiminister, 1802 von Napoleon abgesetzt, aber 1804 wieder auf seinen Posten berufen. Fouché, den der Kaiser zum Grafen und Herzog erhoben hatte, intrigierte hinter dessen Rücken mit den Bourbons und trug wesentlich zum Sturz Napoleons bei. 1815 vermittelte er die Übergabe von Paris an die Alliierten, wurde von Ludwig XVIII. wieder als Polizeiminister eingestellt, trat aber



es sich damals darum, den mächtigen Mann zu gewinnen und die nichtverkauften Güter wiederzubekommen.

Für die Gironde haben sie nie genug wütende Worte und Flüche gehabt. Sie hat einen solchen Haß wohl verdient. Die girondistische Presse ist es, die die Republik gegründet hat. Die Jakobiner haben sogar noch 1791 zu Unrecht geglaubt, die Frage der Monarchie und der Republik sei eine Formfrage, sie sei nebensächlich, äußerlich. Robespierre sagte noch um diese Zeit: „Ich bin weder Republikaner noch Monarchist."

Die Gironde bewies zweimal großen Mut; zweimal gab sie ihr Leben hin für die Ideen. Sie war eine Tochter der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und brachte deren Logik mit auf die Bänke des Konvents. Aus einem Prinzip stürzte sie das Königtum, und aus demselben Prinzip schonte sie den König.

Dieses Prinzip war kein anderes, als der nationale Glaubenssatz von der Souveränität des Volkes. Sie hatten ihn soeben angewandt, hatten ihn 1791 auf den Altar des Champ de Mars geschrieben und schrieben ihn noch einmal am 10. August auf die Mauern der Tuilerien, mit den Kugeln und Bomben der von ihnen herangeführten Marseiller Legion. Sie blieben ihm treu im Prozeß des Königs, erklärten (mit Recht oder Unrecht), sie könnten ihre republikanische Laufbahn nicht mit einer Verletzung des Glaubenssatzes beginnen, den sie noch tags zuvor verkündet hätten, könnten sich nicht Souveräne machen gegen den Willen des Volkes.

Der Berg trat offen für das Recht der Minderheit ein; er gab vor, das Volk zu retten, besaß jedoch keine Achtung vor seiner Souveränität. Er war aufrichtig, patriotisch, heldenmütig, und beschritt dennoch auf solche Weise einen gefährlichen Weg. Der Berg traf den König nur unter Berufung auf den gleichen Grundsatz, auf den sich auch das Königtum beruft: das Prinzip der Autorität, das Prinzip, das den König wiederhergestellt hätte. Der Berg leitete das Schafott davon ab; man konnte den Thron davon ableiten.

Man muß sonderbar unbekannt sein mit den Dingen dieser Zeit und dem Innenleben der damaligen Menschen, um zu glauben, daß der Haß gegen Ludwig XVI. bei der Gironde schwächer war als beim Berge. Die Royalisten sehen hier deutlicher und wissen das

schon nach zwei Monaten zurück und ging als Gesandter nach Dresden. Später als Königsmörder Ludwigs XVI. aus Frankreich verbannt, zog er sich nach Österreich zurück. Fouchés Familie übersiedelte nach Schweden, wo die Herzöge von Otranto heute noch zu den Würdenträgern der Dynastie Bernadotte gehören, die bekanntlich von dem Marschall und Schwager Napoleons, Jean-Baptiste Bernadotte, Fürst von Ponte-Corvo (1768—1844, König seit 1818) begründet wurde. Anmerkung des Herausgebers.



Gegenteil. Der Berg hatte sich Ludwig XVI. nicht genähert; er hatte nicht an die Macht gerührt und sie dabei verfehlt. Er war wütender, aber nicht feindlicher. Der Hof und die Gironde kannten sich gut, und sie haßten sich, nicht mit einem allgemeinen und unklaren, sondern mit einem hellsichtigen, überlegten Haß. Die Montagnards verfolgten den König blind, wie irgendein unbekanntes Ungeheuer; die Girondisten haßten ihn persönlich und als Menschen. Die Hinrichtung des Königs wäre für manche von ihnen eine persönliche Rache gewesen[61]). Zweifellos bestimmte sie nächst der Achtung vor dem Prinzip die Vernunft selbst, seinen Kopf zu schonen. Er war ihr Feind.

Frau Roland besaß gegen Ludwig XVI. einen natürlichen, gefühlsmäßigen Widerwillen. Dieser schwache und falsche Charakter stieß ihre starke Seele mehr ab als es ein boshafter Charakter getan hätte. Die Schülerin Spartas und Roms, die sich an Plutarch genährt hatte, empfand Abscheu und Ekel gegen den Schüler der Jesuiten. Sie trug den mildernden Umständen keinerlei Rechnung, die man schließlich für einen als König geborenen und in der Überlieferung des Königtums erzogenen Menschen zulassen konnte.

Das Votum der Frau Roland wäre sehr streng gewesen, wenn sie im Konvent gesessen hätte.

Ihre Freunde spalteten sich. Welcher von ihnen drückte ihr Votum aus? Das ist schwer zu sagen. Zweifellos der, den sie liebte. Dies sage ich, ohne dem Geheimnis ihres Herzens nachspüren zu wollen; keiner stand hoch genug, um ihr vollkommenes Ideal zu sein. Welcher Freund stimmte an ihrer Statt? Etwa der mutige Barbaroux? Er stimmte für den Tod. Etwa der prächtige Buzot, das wahre Herz der Gironde, für den sie ebenfalls eine tiefe Hochachtung empfand? Er stimmte für den Tod, unter Vorbehalt der Zustimmung des Volkes. Lanthenas, der in ihrem Hause wie ein Freund zweiten Ranges lebte, stimmte für den Tod mit Aufschub. Bancal, den sie geliebt hatte, stimmte für Gefängnis. Und das war auch das Votum ihres Journalisten, des feurigen, romantischen, fanatischen Louvet.

Wer Louvet unter den Beschimpfungen der Royalisten hat dahinsiechen sehen, langsam verzehrt, jeden Tag von ihnen gekränkt, in seiner Person und sogar in seiner Frau, hat endlich sein Votum verstehen müssen. Im Tiefsten seines Herzens trug er glühend eingegraben die Republik, er verabscheute den König. Um ihn zu schonen, bedurfte es seiner fanatischen Achtung der Souveränität des

[61]) Saint-Just und Fabre d'Eglantine haben dies nicht geleugnet. Es ist ihnen das beachtenswerte Geständnis entschlüpft, daß die rechte Seite in Wirklichkeit viel mehr für den Tod gestimmt war.



Volkes. Er brachte es fertig, Ludwig XVI. lieber nicht zu töten, als das Prinzip zu töten. Das Volk wollte den Tod nicht, und Louvet stimmte für das Leben.

Blutige Tränen mußten dem Herzen der wahren Republikaner entquellen, als sie in den Memoiren Louvets, die auf der Flucht von einem Schlupfwinkel des Jura zum anderen geschrieben wurden, bei diesem angeblichen Royalisten kein anderes Gefühl fanden, als die hartnäckige, unbezähmbare Liebe zur Republik, als den Haß gegen den Föderalismus und die Religion der Einheit!

Ich kann mich noch heute und hier nicht ohne heftige Herzbeklemmung des Eindrucks erinnern, den ich am 30. September 1849 empfand, als ich den eisernen Schrank durchstöberte und unter einer Menge unbedeutender Papiere zwei rote Wische in die Hände bekam, die nichts weniger enthielten, als die letzten Gedanken Pétions und Buzots und ihr Testament. Die rote Farbe ist kein Blut. Diese Unglücklichen trugen eine scharlachfarbene Weste, wie sie damals Mode waren, und als ihre Körper verlassen dalagen, dem Regen und dem Nachttau ausgesetzt, nahm das Papier von dieser Farbe an. An den Ecken ist es zerfetzt, aber das Mittelstück ist unversehrt. Pétion beruhigt in einem Briefe seine Frau nicht über sein Leben, sondern über sein gutes Gewissen und versichert ihr, „daß sein Charakter niemals sich selbst widersprochen hat.“ Buzot verteidigt sich in klaren und festen Schriftzügen und protestiert „im Augenblick, da seine Tage zu Ende gehen,“ gegen die Bezichtigungen, mit denen man die Ehre seiner Partei beschmutzt hat, gegen den Vorwurf des ruchlosen Verbrechens, sie habe daran gedacht, Frankreich zu zerstückeln. Hier ist jede Zeile anbetende Liebe zum Vaterlande.

Die Vorsehung hat geantwortet. Diese durch jeden Windhauch gefährdete Rechtfertigung blieb erhalten. Die Hunde fraßen an den Leichnamen und zerrissen die Kleider, aber sie kamen nicht an dies arme Papier. Hier ist es, es hat Bestand gehabt, hier ist es, schmutzig und rot und verschimmelt, wie aus einem Sarge herausgeholt.

Vergniaud hielt den König für schuldig, schuldig des Hochverrats an der Nation und des Appells an das Ausland, ein Verbrechen, das sicherlich den Tod verdient. Indessen gab es mildernde Umstände; das Volk konnte Gnade walten lassen. Dies wünschte Vergniaud zweifellos, und darum unterstützte er den Appell ans Volk. Da die Volksabstimmung abgelehnt wurde, stimmte er für den Tod, wie die anderen Abgeordneten von Bordeaux, wie Ducos und Fonfrède, hielt aber die Möglichkeit eines Aufschubes noch für offen. Darin liegt weder Schwäche noch ein Widerspruch.

Die beiden Parteien hatten einen mutigen Wetteifer gezeigt hin-

sichtlich der Öffentlichkeit der Abstimmungen. Die Gironde verlangte durch Biroteau, jeder solle sich auf die Tribüne stellen und sein Urteil mit lauter Stimme sagen. Der Montagnard Léonard Bourdon brachte überdies zum Beschluß, jeder solle seine Stimmabgabe unterzeichnen. Ein Mitglied der Rechten, Rouyer, beantragte schließlich zusammen mit dem Montagnard Jean-Bon Saint-André, daß die Listen die in Kommissionen Abwesenden erwähnen sollten, und daß die ohne Grund Abwesenden gerügt und ihre Namen in die Departements geschickt würden[62]).

Diese letzte Verfügung traf Danton unmittelbar. An dem großen, entscheidenden 15. Januar, wo man über die Schuldfrage und den Appell ans Volk abstimmte, war Danton zu Hause geblieben.

Sein Mißerfolg vom 14. Mai hatte ihn verstimmt und entmutigt; das ist die einzige Erklärung für seine bedauerliche Abwesenheit. Traurige Familienverhältnisse nagten an seinem Herzen, und um so weniger ertrug er sein öffentliches Unglück. Die Rechte hatte sich gespalten und lag somit lahm; man konnte unschwer voraussehen, daß das schwache Zentrum sich völlig der Linken anschließen und daß die ganze Versammlung das Gleichgewicht verlieren würde. Damit war sie selbst verloren, es gab keine Versammlung mehr. Blieb der Berg. Aber der Berg, so lärmend, stürmisch und wütend er sich gebärdete, litt dennoch unter dem Druck von außen, unter der jakobinischen Bedrängung. Die große Körperschaft der Jakobiner, ein mächtiges revolutionäres Werkzeug, diente der Revolution nur, in-

---

[62]) Diese einmütige Forderung der Öffentlichkeit der Abstimmungen, die so ehrenvoll für den Konvent ist, verträgt sich wenig mit dem kränkenden Stimmungsbild, das Lamartine vom Konvent entwirft. Man sieht bei ihm nur eine Versammlung von Elenden, die von Furcht beherrscht und schon im voraus von Gewissensbissen aufgewühlt sind. Tatsächlich aber flößte Ludwig XVI. weder den einen noch den anderen ein so übermäßiges Interesse ein. Die große Sitzung, die zweiundsiebzig Stunden dauerte, hatte den Charakter einer moralischen Ermüdung, eines unerträglichen Ekels vor dem peinlichen Kampf dieses Mannes, der selbst durch seine Lügen die Sympathie der Richter vermindert hatte. — Ein Augenzeuge hat uns ein Bild von dem Inneren des Saales in jenen langen letzten Stunden entworfen. „Man denkt zweifellos, in diesem Saal habe Sammlung, Stille, ein gewisser religiöser Schauer geherrscht. Durchaus nicht. In den Hintergrund des Saales hatte man Logen eingebaut, in denen Damen in reizender Morgenkleidung Orangen oder Eis verzehrten und Liköre tranken. Man ging zu ihnen, begrüßte sie und kehrte an seinen Platz zurück. Die elegante Welt saß auf den dem Berge benachbarten Tribünen. Die großen Vermögen saßen auf dieser Seite des Konvents, unter dem Schutze Marats und Robespierres; Orleans, Châteauneuf, Anarcharsis Clootz und viele sehr reiche Leute. Ihre Mätressen kamen mit dreifarbenen Bändern angetan und füllten die reservierten Tribünen. „Die Pedelle auf der Seite der Berg-



dem es ihren Geist verfälschte und einen ihr entgegengesetzten Geist hineinbrachte, den Polizei- und Inquisitionsgeist, den Geist der Tyrannei selbst. Wurde die Revolution jakobinisch, so mußte sie unfehlbar in absehbarer Zeit zugrunde gehen; sie fand im Jakobinertum eine Macht, aber auch den Ruin.

Das war zweifellos der furchtbare Gedanke, von dem dies durchdringende Genie bestürmt und niedergeworfen wurde. Er sah deutlich, was andere, weniger Klarsehende, erst wahrzunehmen begannen: daß die Rechte und folglich der Konvent verloren war. Er, Danton, mit seiner Kraft und seinem Geist, sah sich abhängig von der inquisitorischen und scholastischen Mittelmäßigkeit der Jakobinergesellschaft, sah sich auf ewig verdammt, Robespierre als Herrn, Doktor und Lehrmeister über sich zu sehen, die unerträgliche Marter seiner langsam mahlenden Kiefern zu erdulden, bis er ihnen erlegen war.

Ein düsterer, demütigender Gedanke! Ein unheimliches Verhängnis! Danton saß den ganzen 15. Januar schmerzerfüllt bei seinem sterbenden Weibe, an seinem zerbrochenen Herde.

Indessen nahm das große Verhängnis seinen Lauf. Mit oder ohne Danton, es ging unwiderstehlich weiter. Schuldig mit Einstimmigkeit (siebenunddreißig enthielten sich der Abstimmung), das war das erste Ergebnis dieses Tages; man hatte es vorausgesehen. Weniger vorausgesehen hatte man das zweite: das Urteil soll der Bestätigung des Volkes nicht unterworfen werden. So stimmten ungefähr vierhundert gegen etwas weniger als dreihundert. Noch einmal erschien

partei," sagt Mercier, „spielten die Rolle der Logenschließerinnen in der Oper und führten die Damen höflich an ihre Plätze. Obgleich man jedes Beifallszeichen verboten hatte, stieß die Herzogin-Mutter, die Amazone der Jakobinerbanden, wenn sie das Wort „Tod" nicht stark widerhallen hörte, auf dieser Seite lange Ah!-Ah!-Rufe aus. — Die für das Volk bestimmten Rangtribünen wurden nicht leer von Fremden, von Angehörigen aller Staaten; dort trank man Wein und Schnaps wie in den Tabaksstuben. In allen benachbarten Cafés waren Wetten aufgelegt. — „Langeweile, Ungeduld, Ermüdung lag auf allen Gesichtern. Jeder Abgeordnete bestieg einzeln die Tribüne. Einer nach dem anderen fragte: Bin ich nun dran? Einen kranken Abgeordneten holte man herbei, er kam in Nachtmütze und Schlafrock eingemummt; dies Gespenst machte die Versammlung lachen." — „Andere stiegen auf die Tribüne, deren Gesichter in der fahlen Helle besonders düster erschienen, und die mit langsamer Grabesstimme nur das Wort: ‚Der Tod!' sagten. Alle diese Gesichter, diese Töne, diese verschiedenen Skalen, folgten einander; Orleans wurde ausgezischt und angespien, als er für den Tod seines Verwandten stimmte; andere berechneten, ob sie noch Zeit zum Essen hätten, bevor sie ihre Meinung sagten; manche Abgeordnete schliefen, und man mußte sie wecken, damit sie ihre Stimme abgaben."



hier die Rechte zersprengt: Die einen, wie Condorcet, Ducos, Fonfrède usw. stimmten gegen die von der Gironde verlangte Bestätigung.

Am 16. verlieh die Wut Danton neue Kräfte. Stürmisch und furchtbar kehrte er zurück, entschlossen, durch den Tod Ludwigs XVI. und wenn nötig durch den der Gironde, gewaltsam die Vorhut der Revolution wieder an sich zu reißen. War er nicht noch immer der Stärkste in der Kommune? Was waren die Leute der Kommune? Jakobiner? Nein, die Mehrzahl Cordeliers und daher sehr glücklich, Danton folgen zu können, wenn er wieder der Danton der revolutionären Rache wurde, der Danton des Zornes, des Todes und des Gerichts.

An diesem Tage ging es sehr stürmisch zu in dem Konvent. Man sprach von einem neuen 2. September, Panik herrschte in Paris, ein Strom von Flüchtigen passierte die Stadttore. Roland hatte einen verzweifelten Brief an den Konvent geschrieben. Ein Mitglied der Linken, Lebas, eine offene, feurige Natur, gestand, daß er die Unruhe der Rechten teile, und sagte: „Man möge unsere Nachfolger außerhalb von Paris versammeln. Dann können wir sterben; wir werden hier bleiben, um unsern Mördern zu trotzen."

Die Kommune hatte gefordert und erlangt, daß man Kanonen kommen ließ zur Verteilung an die Sektionen. Sie zählte auf die Föderierten. Jeden Augenblick trafen düstere Nachrichten ein, und Marat lachte.

Da trat Danton ein; er war für die Kommune entschieden. Man sprach von „Ami des lois." — „Man mag wohl von Komödie reden," sagte er, „hier handelt es sich um die Tragödie, die ihr den Nationen schuldig seid; es handelt sich um den Kopf eines Tyrannen, der unter dem Beil des Gesetzes fallen soll." — Und nun hielt er eine stolze Verteidigungsrede für die Kommune, und setzte den Antrag durch, daß man unverzüglich zum Urteil schritt. Durch Lacroix, seinen Freund und Kollegen in der belgischen Mission, brachte er den Antrag der Gironde zu Fall, die der Kommune die Requisition der bewaffneten Macht nehmen und sie dem Ministerium, das heißt Roland, geben wollte.

Man unterhandelte, mit welcher Mehrheit das Urteil gefällt werden müsse. Viele forderten die Zweidrittelmehrheit. Da rief Danton mit donnernder Stimme: „Was, über das Schicksal der Nation habt ihr mit einfacher Mehrheit entschieden; ihr habt keine andere verlangt, um über den Krieg abzustimmen, und jetzt braucht ihr eine andere Mehrheit, um einen einzelnen Menschen zu verurteilen? Man wünscht, das Urteil soll nicht endgültig sein. Ich aber frage euch,

ob das Blut der Schlachten, das heute für diesen Mann fließt, nicht endgültig fließt?“ Dieses gewaltige Wort erinnerte an einen unlängst eingetroffenen Brief Rewbells und Merlins von Diedenhofen, die mitten aus der Armee heraus, mitten unter Toten und Verwundeten, an den Konvent die Frage richteten, ob der Urheber dieses Unheils noch lebe. Es wurde beschlossen, daß die einfache Mehrheit genüge, daß die Hälfte der Stimmen plus einer für den Tod entscheiden müsse.

Der dritte namentliche Aufruf begann, und zwar über die Frage: „Welche Strafe soll er erhalten?“ — Es war acht Uhr abends. Der traurige Aufruf dauerte die ganze Nacht, eine lange Januarnacht, und den ganzen folgenden Tag bis acht Uhr — dieselbe Stunde, in der er abends vorher begonnen hatte. In diesem Augenblick, als der Aufruf zu Ende, aber das Ergebnis noch nicht verkündet war, brachte man den Brief des spanischen Ministers. Danton sprang von seinem Sitz auf und ergriff das Wort, ohne darum zu bitten. Worauf Louvet ihm zurief: „Du bist noch nicht König, Danton.“

„Ich wundere mich,“ sagte Danton, „über die Frechheit einer Macht, eure Entschließungen beeinflussen zu wollen. Was, man erkennt die Republik nicht an, und man will ihr Gesetze diktieren, Bedingungen stellen, in ihre Urteile eingreifen! Ich möchte für den Krieg gegen Spanien stimmen. Antworten Sie, Präsident, daß die Sieger von Jemappes sich nicht verleugnen werden, daß sie ihre Kraft von damals wiederfinden werden, um alle Könige auszurotten.“

Die Gironde setzte den Antrag durch, daß man zur Tagesordnung überging, ohne den Brief zu lesen.

Die Verteidiger Ludwigs verlangten, vor der Bekanntgabe der Abstimmung gehört zu werden. Danton stimmte dem zu, aber Robespierre widersetzte sich.

Ein Abgeordneter der Haute-Garonne, Jean Mailhe, ein gemäßigter Bergparteiler, hatte einen Vorschlag gemacht, der eine starke Wirkung tat und besonders viele Abgeordnete der Rechten und des Zentrums gewann. Er stimmte für den Tod, fügte aber den folgenden Antrag hinzu, den er selbst von seinem Votum unabhängig erklärte: „Falls die Abstimmung für den Tod ausfällt, so soll die Versammlung erwägen, ob es im öffentlichen Interesse liegt, die Hinrichtung sofort vorzunehmen oder aufzuschieben.“

Die Wirkung war sehr verhängnisvoll für den König und leicht vorauszusehen. Kann man glauben, daß diejenigen, die wie Vergniaud stimmten, die Folgen ihrer Abstimmung nicht kannten und einfältig genug waren, um eine so natürliche und mögliche Sache nicht vorauszusehen? Wer wagt es zu sagen? Jeder von ihnen betont



ausdrücklich wie Mailhe, daß seine Erklärung für den Tod unbedingt ist, aber unabhängig von der diskutierbaren Frage des Aufschubs.

Für den Tod waren dreihundertsiebenundachtzig Stimmen, für Gefängnis oder bedingt für den Tod dreihundertvierunddreißig Stimmen. Mehrheit dreiundfünfzig.

Der Präsident (Vergniaud) verkündet in schmerzlichem Tone: „Ich erkläre im Namen des Konvents, daß die Strafe, die der Konvent über Louis Capet verhängt, der Tod ist."

Die Verteidiger wurden hereingeführt und verlasen einen Brief des Königs, der seine Unschuld beteuerte und an die Nation appellierte. Desèze und Tronchet machten die wohlbegründete Bemerkung, daß es hart sei, eine so wichtige Angelegenheit durch eine so geringe Mehrheit zu entscheiden. Wenn man die sechsundvierzig Stimmen, die einen Aufschub forderten, abzog, so hätte sie nur sieben Stimmen betragen.

Der unglückliche Malesherbes war durch den Schlag völlig gebrochen; er hielt eine wirre, phrasenhafte Rede, konnte sie nicht zu Ende bringen und bat, man möge ihm erlauben, am folgenden Tage zu sprechen und die Ergebnisse seiner langen Amtserfahrung über die Frage mitzuteilen. Alles war bewegt. Robespierre erklärte, er sei selbst gerührt, aber er sagte gleichzeitig (was übrigens der Wahrheit entsprach), wenn man die Berufung des Königs zuließe, so würde sich die Nation in einer viel schlimmeren Lage befinden als zuvor, im Zustande einer unendlich gefährlichen Ungewißheit. Er fügte hart hinzu, diejenigen, die es versuchten, die Herzen mitleidig zu stimmen für den Tyrannen, „auf Kosten der Menschlichkeit," verdienten, als öffentliche Ruhestörer verfolgt zu werden.

Guadet verwarf die Berufung, verlangte aber, man solle am folgenden Tage Malesherbes Gehör geben. Der Konvent verwarf beides. Und das war vernünftig, wahrhaft politisch; man konnte diese brennende Angelegenheit nicht noch verlängern, man fühlte das Feuer schon unter den Füßen.

Die lange Sitzung wurde um elf Uhr abends aufgehoben. Im Interesse der öffentlichen Sicherheit wurde eine allgemeine Beleuchtung angeordnet. Nichts konnte einen traurigeren Eindruck machen. Überall standen die Lichter an den Fenstern, um die verlassenen Straßen zu erhellen; das sah aus wie ein Fest, und der Gegensatz preßte das Herz zusammen. Die ganze Nacht waren die Zeitungsverkäufer unterwegs und riefen: „Der Tod!"

Der 18. war für die äußerst schwierige Frage des Aufschubs bestimmt. Der Aufenthalt konnte ein Mittel werden, das Urteil zu umgehen, konnte den Royalisten Zeit verschaffen und dem Bürger-



krieg die Tore öffnen. Schob man den Tod eines einzelnen auf, so konnte das den Tod Tausender herbeiführen.

Die Bergpartei äußerte sich in diesem Sinne, aber sehr ungeschickt. Man griff Robespierres Wort auf (auf Kosten der Menschlichkeit), und alle wiederholten es, aber in ganz anderem Sinne: „Nur keinen Aufschub," sagte Tallien, „die Menschlichkeit verlangt es; man muß seine Angst abkürzen; es ist grausam, ihn in der Erwartung seines Geschickes zu belassen." — „Nur keinen Aufschub," sagte Couthon, „im Namen der Menschlichkeit; das Urteil muß in vierundzwanzig Stunden vollzogen werden, wie jedes andere." — Robespierre wiederholte wer weiß wie oft das Wort Menschlichkeit. — Der Konvent verlor die Geduld. La Reveillère-Lepeaux, Daunou und Chambon gaben mutig ihrer Empörung Ausdruck über diese ruchlose Milde, die so sehr nach Heuchelei aussah.

Trotzdem der Berg widersprach, wurde die Sitzung um zehneinhalb Uhr aufgehoben. Der Berg blieb bis Mitternacht und benahm sich so wütend und tobend, daß ein Mitglied den Vorschlag machen konnte, die royalistischen Abgeordneten und die Anhänger Brissots niederzumetzeln. Lacroix wurde zum Präsidenten ausgerufen und rügte diesen Tobsuchtsanfall scharf. Legendre überredete sie, Paris nicht zu beunruhigen und endlich den Saal zu verlassen.

Nichts ist so unzusammenhängend wie die Unterredung vom 19. Die Gironde war völlig zerfahren und ging vom Hundertsten ins Tausendste. Buzot und Barbaroux erneuerten ihre Angriffe gegen Orleans; diese Angriffe waren sinnlos und unzeitgemäß, nachdem man so weit gekommen war. Condorcet zählte die guten Gesetze auf, die man machen müsse, um den Nationen zu beweisen, daß dies strenge Urteil kein Akt der Grausamkeit war. Brissot allein hielt eine scheinbar vernünftige Rede. Er legte den Zustand von Europa dar und erklärte, wenn man die Hinrichtung überstürze, würde man den Bund der Tyrannen gegen Frankreich allgemein machen und die Völker mit den Königen verbinden.

Ein überraschendes Schauspiel in einer so bewegten Versammlung bot das stumme und frostige Antlitz von Thomas Payne auf der Rednertribüne, dessen scharfsinnige Ansicht man vorlas. Er bedauerte, daß er noch nicht habe sprechen können, da er die Strafe beantragen wollte, für welche die Nation gestimmt hätte: Gefängnis und beim Friedensschluß Verbannung. Er fragte, ob Frankreich seinen einzigen Verbündeten verlieren wolle, die Vereinigten Staaten, die mit ihm durch die Dankbarkeit gegen Ludwig XVI. verbunden seien. Er erklärte, man werde dem König von England die süßeste Genugtuung geben, die er wünschen könne, wenn man ihn



an dem Befreier Amerikas räche. Er fügte mit bewundernswerter Einsicht hinzu: „Sorgt, daß ihr die öffentliche Meinung für euch habt, das heißt, seid groß und gerecht, so habt ihr nichts vom Krieg zu befürchten. Die öffentliche Meinung kann euch so viel wert sein, wie ganze Armeen, wenn ihr sie auf eure Seite bringt. Der Krieg gegen die Freiheit kann nicht lange dauern, wenn es den Tyrannen nicht gelingt, die Völker dafür zu interessieren." Dann stellte er vollkommen klar, gewissermaßen mit dem zweiten Gesicht, im voraus dar, was später eintraf: wie die Könige das öffentliche Mitleid ausbeuten und in der Empörung der getäuschten Völker eine unerhörte Kraft gegen die Revolution finden würden.

Der Geist antwortete dem gesunden Verstande, Barère antwortete Thomas Payne. Er war geschickt, fein, scharfsinnig. Er faßte geschickt alle Gründe gegen den Aufschub zusammen, wie er schon alles gegen die Berufung ans Volk zusammengefaßt hatte. Wenn er die „Menschlichkeit" anrief, so geschah es nicht mit der gehässigen Tölpelei der Montagnards. Er fragte die, die Ludwig als verantwortliche Geisel behalten wollten, ob es nicht schrecklich und unmenschlich wäre, einen Menschen so mit dem Schwert über seinem Haupte leben zu lassen. Dann wandte er sich für kurze Zeit von diesem traurigen Gegenstand ab und sprach von den philanthropischen Neuerungen, die der Konvent, wenn er einmal frei sei, leicht einführen könnte; er eröffnete ihm einen unendlichen Horizont in der Arbeit für die öffentliche Wohlfahrt. Die Versammlung war gleichsam hingerissen von dieser glänzenden Rede und schien es eilig zu haben, in dies gelobte Land aufzubrechen. Der König war das einzige Hindernis; es wurde beseitigt. Es gab nur ungefähr dreihundert Stimmen für den Aufschub und fast vierhundert dagegen. Ludwig XVI. wurde diesmal endgültig dem Tode geweiht.

Die Sitzung wurde um drei Uhr morgens aufgehoben, Sonntag, den 20. Januar. An demselben Tage wurde einer von denen, die für den Tod gestimmt hatten, von einem Wächter des Königs ermordet.

Das Opfer, Lepelletier Saint-Fargeau, wurde von den Royalisten besonders gehaßt, als Überläufer und Verräter. Orleans und er waren ihre Judasse; Lepelletier und seine Familie waren Geschöpfe des Königs, stammten aus jenem Amtsadel, den das Königtum mit Gütern überhäuft und überfüttert hatte, den es sich fest erworben zu haben glaubte; sie waren „Gens du Roi", und damit ist alles gesagt. Lepelletier hatte sechshunderttausend Franken Rente. Er war dem König auf seine Weise treu. Er war Mitglied des Adels in den Generalstaaten und widersetzte sich allein oder fast allein der Vereinigung des Adels mit dem dritten Stande. Als das König-



tum nach der Einnahme der Bastille zum Volke überging, ging auch er über und diente dem neuen König ganz so, wie er dem anderen gedient hatte. Diese Familien sind stets Dienerinnen der Macht und der vollendeten Tatsachen gewesen. Darin liegt keine Heuchelei. Lepelletier war aufrichtig; er war ein wilder, guter und edelmütiger Mensch, besaß einen mittelmäßigen Geist, wuchs aber manchmal durch eine wahre Menschenliebe über sich selbst hinaus. In seinem Essay über ein Strafgesetzbuch erklärt er sich gegen die Todesstrafe. Sein Erziehungsplan, der allzu oft entstellt worden ist und von dem ich noch sprechen werde, ist voll ausgezeichneter praktischer Vorschläge. Er hatte sich an Robespierre angeschlossen, folgte ihm gelehrig und vertrat ihn oft im Vorsitz bei den Jakobinern. Er war einer von den Männern, durch die Robespierre zu handeln pflegte; dieser ließ ihn eine Broschüre schreiben gegen die Berufung ans Volk. Indessen hatten die Royalisten nicht alle Hoffnung auf seine Stimmabgabe aufgegeben. Sie blieben hartnäckig in dem Glauben, ein alter Beamter, den der König mit Wohltaten überhäuft habe, werde sich besinnen, seinen Herrn zu verdammen. Lepelletier blieb, was ihn auch die Entscheidung zwischen seinem Herrn und seinem Grundsatz (? d. Herausg.) kosten mochte, diesem treu und stimmte für den Tod[63]).

Viele Royalisten behielten die Hoffnung, den König zu entführen. Fünfhundert hatten sich dazu verpflichtet; an dem verhängnisvollen Tage brachten es nur fünfundzwanzig fertig, sich zusammenzutun, wie der Beichtvater Ludwigs XVI. selbst gesteht. Diese Royalisten waren nicht alle Adlige; sie waren zum großen Teil Angestellte des königlichen Hauses, ehemalige Wächter, die die Verfassung beschworen hatten; diese Wache war, wie früher erwähnt, aus tapferen, frechen Raufbolden zusammengesetzt gewesen; Leute, die indessen weniger geeignet waren, in der Schlacht zu kämpfen, als einen Streich für sich auszuführen, ein Duell oder einen Mord. Diese Bravi hielten sich hauptsächlich im Zentrum von Paris verborgen, heute hier und morgen dort, in zufälligen Schlupfwinkeln, bei Frauen, besonders bei Dirnen und Händlerinnen, die durch ihre Gefahr gereizt wurden. Die Läden des damaligen Palais-Royal, besonders in den dunklen und niedrigen Holzgalerien mit zwei Aus-

[63]) Es wirft ein sonderbares Licht auf den Charakter Lepelletiers, der sich durch seinen Radikalismus offenbar bei den neuen Machthabern beliebt und seine eigene Vergangenheit vergessen machen wollte, indem er jetzt, obwohl er Gegner der Todesstrafe war, für den Tod des Königs stimmte, der ihn mit Wohltaten überhäuft hatte. Wenn die Royalisten den Verräter nun durch einen Fememord beseitigten, so wird man zugeben müssen, daß er dieses Los verdient hatte. Anmerkung des Herausgebers.



gängen, schienen eigens hierfür gemacht. Viele waren Kellerräume. In diesen Löchern nisteten die Ritter vom Dolche zeitweise, wie gefährliche Skorpione. Einer von ihnen, Pâris, der Sohn eines Angestellten im Hause des Grafen Artois, schlüpfte nachts in einer dieser Buden unter, bei seiner Freundin, einer jungen Parfümhändlerin. Er war ein handfester, großer, flinker Bursche, erstaunlich kühn und frech. Da Pâris den König nicht entführen konnte und über die Ohnmacht seiner Partei wütend war, so wollte er wenigstens sich selbst von der Untätigkeit der Royalisten reinwaschen; das schönste wäre gewesen, den Herzog von Orleans zu töten; er strich den ganzen Tag um das Palais-Royal herum und verließ es nicht. Am 20. führte ihn ein Freund in eins jener unterirdischen Lokale, das dem Speisewirt Février gehörte. Hier sah er Saint-Fargeau. Der hatte dort zu Mittag gegessen, allem Anschein nach um zu hören, welche Gerüchte umgingen und was man zu der Abstimmung sagte. Er bezahlte gerade am Zahltisch. Man nennt seinen Namen. Pâris tritt hinzu: „Sind Sie Saint-Fargeau?“ — „Ja, mein Herr.“ — „Aber Sie sehen aus wie ein guter Mensch. Sie haben sicher nicht für den Tod gestimmt?“ — „Ich habe dafür gestimmt, mein Herr. Mein Gewissen gebot es mir.“ — „Da ist dein Lohn.“ Er stößt ihm einen Hirschfänger ins Herz. Pâris stahl sich heimlich fort. Aber so groß war seine Wut und seine Frechheit, daß er noch abends das Palais-Royal durchstreifte und den Herzog von Orleans suchte. Er wurde in der Normandie ergriffen und schoß sich eine Kugel in den Kopf.

Dieses tragische Ereignis konnte sehr verschiedene Folgen haben, die man nicht vorauszusehen vermochte. Man hätte fürchten können, daß der Schrecken dadurch von den Royalisten auf die Jakobiner überging. Diese letzteren bewiesen eine wunderbare Festigkeit. Sie nahmen die öffentliche Sache in die Hand, kann man sagen. Auf den Antrag Thuriots erklärten sie ihre Sitzung in Permanenz, blieben die ganze Nacht beisammen, verschlossen die Türen, ließen niemanden hinaus, so daß man ihre Beratungen und Entscheidungen nicht nach draußen tragen konnte, bevor sie gefaßt und fertig waren. Die Anhänger Dantons schlossen sich in patriotischem Gefühl eng mit den Jakobinern zusammen und sorgten, daß man beschloß, Boten an die Kommune zu senden, mit der Aufforderung, alle Posten zu verdoppeln und die achtundvierzig Sektionen anzuweisen, die öffentlichen Feinde festzunehmen und wenn nötig, hinzurichten. Die Jakobiner übernahmen es selbst, die Wachen aufzusuchen, die Namen der in Frage kommenden Leute dort anzugeben und alle Mittel zur Unterdrückung der royalistischen Verschwörung sicherzustellen.

Robespierre verlangte außerdem, man solle die Cordeliers benachrichtigen und den Eifer des Kommandanten der Nationalgarde anspornen. Mit bemerkenswerter Geistesgegenwart schonte er die Schwachen und Furchtsamen, erlaubte nicht, von dem Tode Lepelletiers zu sprechen, sondern sagte bloß: „Ein Abgeordneter ist beschimpft worden, lassen wir das und kümmern wir uns um den Tyrannen. Beim Schafott muß morgen eine wirkungsvolle und beängstigende Ruhe herrschen."

Maßlos war die Überspanntheit der Leidenschaft bei diesen ausgezeichneten Bürgern, sie waren blind geworden in ihren Vorurteilen. Thuriot glaubte unbedenklich, daß die Intriganten (die Gironde) mit den Royalisten unter einer Decke steckten. In Übertreibung dieser Meinung forderte Robespierre, die Jakobiner sollten in einer Adresse die Machenschaften der Intriganten darlegen, durch die man die Patrioten am Tage nach der Hinrichtung vernichten wolle!

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

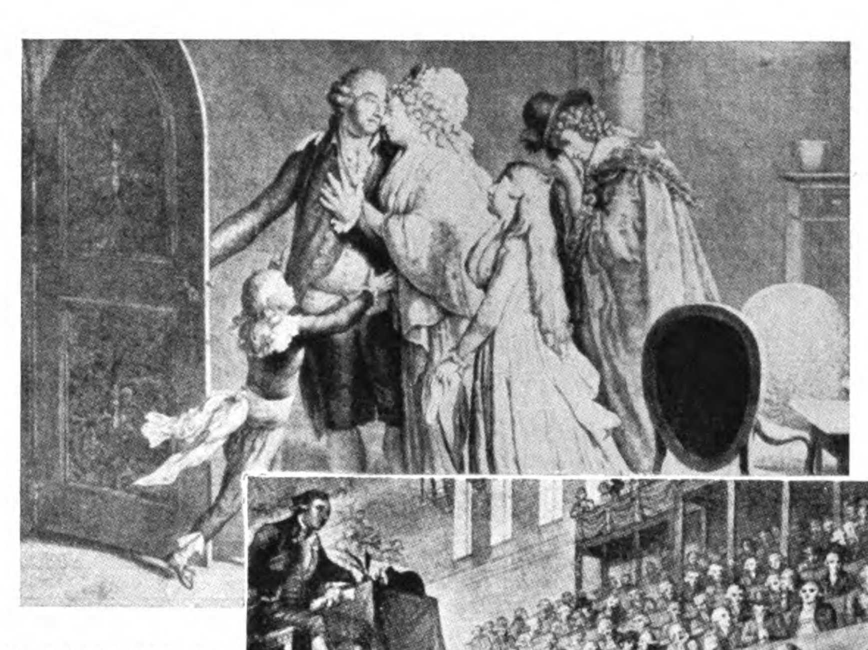
Die Hinrichtung Ludwigs XVI. 21. Januar 1793

Welches Interesse der König seinen Wächtern einflößte. — Die Gefühle der Königin zu ihm ändern sich. — Sie wird von leidenschaftlicher Liebe zu ihm erfaßt. — Das Unglück hat den König geläutert, ohne ihn von dem Grundlaster befreien zu können, das dem Königtum anhaftet. — Er schüttet den widerspenstigen Priestern sein Herz aus. — Man macht ihn glauben, daß er ein Heiliger ist. — Hinrichtung des Königs. — Sein Beichtvater vergleicht ihn mit Christus. — Die Trauer über den Tod Ludwigs XVI. — Wut des Berges gegen die Gironde. — Danton fordert Eintracht. — Beurteilung des Urteils.

Es bestand eine wirkliche Gefahr, aber sie lag nicht in der Gironde und sogar nicht einmal im Royalismus, in den vier- oder fünfhundert Royalisten, die es unternommen hätten, den König aus der Mitte einer Armee zu entführen. Die Gefahr war das öffentliche Mitleid.

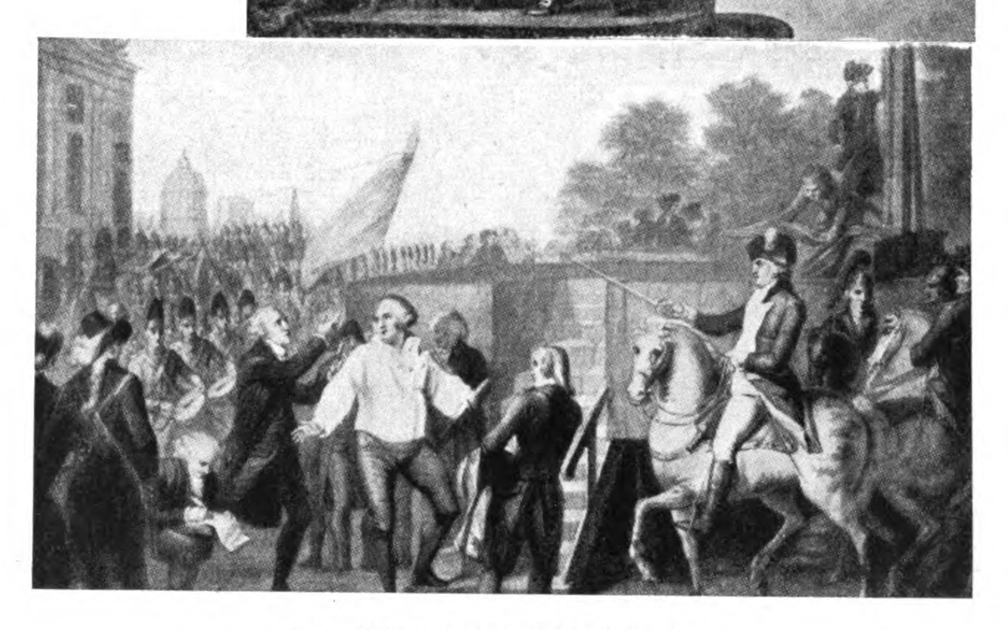
Die Gefahr, das waren die waffenlosen, aber seufzenden und weinenden Frauen, das waren die vielen erregten Menschen in der Nationalgarde und im Volk. Man dachte kaum daran, daß Ludwig XVI. schuldig war; man sah nur sein Unglück. In seiner mehrmonatigen Gefangenschaft hatte er fast alle bekehrt, gerührt und gewonnen, die ihn im Temple gesehen hatten, Nationalgarden, gemeine Beamte und die Kommune selbst. Am Tage vor der Hinrichtung fand man nur mit Mühe zwei Beamte, die diesem Bilde des Jammers gegenübertreten wollten. Die einzigen, die es übernahmen,





Abschied des Königs von seiner Familie.

In der Mitte: Ludwig XVI. vor dem Konvent.



Der König besteigt das Schafott.

Das Ende Ludwigs XVI.

Nach zeitgenössischen Darstellungen.

waren ein Steinmeʒ, der ebenso roh war wie seine Steine, und ein junger Mann, ein Kind fast, den eine grausame Neugier trieb; er mußte es bald bereuen: Der König richtete ein paar gütige Worte an ihn, die ihn im innersten Herzen trafen.

Ein Nationalgardist verlieh dieser allgemeinen Rührung eines Tages Cléry gegenüber einen sehr naiven Ausdruck. Er kam aus dem Faubourg und hatte den heftigen Wunsch, den König zu sehen. Cléry verschaffte ihm diese Vergünstigung. „Wie, mein Herr, das ist der König?" sagte der arme Mann. „Wie gut er ist, wie er seine Kinder liebt! Ah," fuhr er fort und schlug sich an die Brust, „niemals könnte ich glauben, daß er uns so viel Böses getan hat!"

Der König plauderte gern mit den Gemeindebeamten, sprach mit jedem über seinen Beruf und dessen Pflichten, und zwar als unterrichteter, urteilsfähiger Mann. Er erkundigte sich auch nach ihrer Familie und ihren Kindern. Die Familie, das war der Punkt, an dem diese Männer, die aus so verschiedenen Lagern kamen — der eine aus Versailles und vom Thron, die anderen aus ihren Werkstätten und Läden — ihre natürliche Annäherung fanden. Das war die schwache Seite Ludwigs XVI., und hierin fühlten sich auch alle Herzen mit ihm getroffen[64]).

Jeder war bewegt, als er am 11. Dezember das Wort vernahm: „Ihr habt mich eine Stunde zu früh meines Sohnes beraubt." Die Trennung von den Seinigen war völlig unnüʒ in einem so gestalteten Prozeß, bei dem man von dem Umgang der Angeklagten miteinander wenig zu fürchten hatte. Sie führte zu äußerst schmerzlichen Szenen, die in jedermann das Mitleid für den König weckten. Am 19. Dezember sagte er in Gegenwart der Gemeindebeamten zu

[64]) Zwischen den Zeilen liest man unwillkürlich, daß Michelet diese Züge, die für den edlen und gütigen Charakter des Königs sprechen, mißbilligt. Er hätte es lieber gesehen, wenn der gefangene König sich stolz, anmaßend und herausfordernd gegenüber den Leuten aus dem Volke gezeigt hätte, die sich neugierig und mit sichtlicher Genugtuung an dem traurigen Anblick eines entthronten und zum Tode verurteilten Monarchen weiden wollten. Als überzeugte Republikaner und grimmige Feinde des Monarchen hatten sie den Temple betreten, als ebenso überzeugte Royalisten verließen sie ihn. Dieses Wunder hatte das leutselige Verhalten des Königs bewirkt. Das entsprach aber nicht den Wünschen der Machthaber im Konvent, denen dieser Gesinnungswechsel des Volkes, auf das sie sich stüʒten, in dem Augenblick verhängnisvoll werden mußte, wo das menschliche Mitgefühl für die Gefangenen im Temple weitere Kreise zog. Aus diesem Grunde wurde die Hinrichtung des Königs beschleunigt. Nervöse Angst um die eigenen Köpfe war die eigentliche Triebfeder zur Ermordung Ludwigs XVI., nicht aber sentimentales Mitleid mit dem Verurteilten. Anmerkung des Herausgebers.

Cléry: „Dies ist der Tag, an dem meine Tochter geboren wurde; heute ist ihr Geburtstag, und ich kann sie nicht sehen!“ Seine Augen füllten sich mit Tränen. Die Beamten schwiegen und achteten den Schmerz des Vaters; sie selbst mißtrauten einer dem anderen und wagten nicht zu weinen.

In seinem Unglück tröstete ihn außerordentlich das völlig veränderte Benehmen der Königin gegen ihn. Sehr spät, nahe am Tode, hatte er einen ungeheuren Gewinn, der mehr wert ist als das Leben, und der den Tod leicht macht: die Liebe derer, die man selbst liebt.

Die Königin war sehr romantisch[65]). Sie hatte schon früher einmal gesagt: „Wir werden niemals gerettet werden, wenn man uns nicht ein paar Monate in einen Turm steckt.“ Sie wurde moralisch gerettet. Ihre Gefangenschaft im Temple läuterte und erhob sie; sie gewann sehr im Schmelztiegel des Schmerzes. Das Beste an dieser inneren Läuterung war ihre Rückkehr zu den reinen und heiligen Familiengefühlen, von denen sie bis 1789 und auch noch später sehr weit entfernt gewesen war. Sie hatte ihren Gatten durchaus verachtet und nur die plumpen und alltäglichen Seiten an ihm gesehen. Sein Mangel an Entschlußfähigkeit in Varennes und am 10. August hatte sie glauben gemacht, daß es ihm völlig an Mut fehle. Sie erfuhr im Temple, daß er tatsächlich viel Mut besaß; es war zwar ein passiver Mut, den er hauptsächlich aus der religiösen Entsagung schöpfte. Das allgemeine Interesse ergriff auch die Königin, als sie ihn so ruhig sah in einer so gefährlichen Lage, so geduldig bei allen Schmähungen, so milde gegen die Menschen und standhaft seinem Geschick gegenüber. Die den leichtsinnigen Frauen eigene Frostigkeit milderte sich und schmolz an der Zärtlichkeit und der außerordentlichen Feinfühligkeit des Gatten, des Familienvaters, der so sehr liebte und nur noch so wenig Tage zum Lieben hatte! Sie begann eine Leidenschaft für ihn zu hegen (was mehr ist, als zärtlich sein). Sie war, wenn er krank war, den ganzen Tag um ihn und half sogar sein Bett machen. Diese neue Liebe stieg durch die Trennung ins Übermaß. Sie erklärte, sie wolle sterben, und sie würde nicht mehr essen. Sie hatte nicht bloß leise Klagen und Tränen, sondern durchdringende Schmerzensschreie. Einer der Gemeindebeamten hielt es nicht mehr aus. Er nahm es mit Zustimmung der

[65]) Sie gab sich auch im Temple romantisch, aber das entsprach der Umgebung, und ihre Lage entschuldigte alles. Einer der Kämpfer vom 10. August, Toulan, Munizipalbeamter und Kommissar im Temple, hatte sich ihr ergeben und machte sich anheischig, die königliche Familie mit Hilfe der Royalisten zu retten. Sie gab ihm einen Ring aus Haaren mit der italienischen Inschrift: „Wer den Tod fürchtet, versteht es nicht, ganz zu lieben.“ Toulan starb auf dem Schafott.



anderen auf sich, die Familie wieder zu vereinigen und sie zusammen speisen zu lassen — wenigstens an einem bestimmten Tage. Schon als man der Königin davon sprach, brach sie in heiße Freude aus; sie schloß ihre Kinder in die Arme, und Frau Elisabeth dankte Gott und erhob die Hände zum Himmel. Da gewann das Mitleid die Oberhand, die Anwesenden zerschmolzen in Tränen und sogar der Schuster Simon, der wilde Hüter des Temples, wischte sich die Augen und sagte: „Ich glaube tatsächlich, diese dummen Weiber können mich zum Weinen bringen!"

Der König schien in seinem tiefen Schmerz das bittere Glück zu fühlen, nun da es ans Sterben ging. Das war die grausame Wunde, die er selbst dem Priester zeigte, der ihm im Augenblick der letzten Trennung beistand: „Ach, muß ich so sehr lieben und so zärtlich geliebt werden!"

Ein hochherziges und edles Empfinden spricht aus seinem Testament und macht seinem Herzen Ehre: Eine seiner letzten Besorgnisse war, dies ihm teure Wesen, das ihn nicht immer geliebt hatte, möge Gewissensbisse über die Vergangenheit haben. Das wird mit viel Zartheit ausgedrückt; er bittet sie zuerst um Verzeihung für den Kummer, den er ihr selbst bereitet haben könnte: „wie auch sie sicher sein kann, daß ich ihr nichts nachtrage, wenn sie glauben sollte, daß sie sich irgendeinen Vorwurf zu machen hat."

Die Religion war seine einzige Hilfe in seinen schwersten Prüfungen. Gleich als er in den Temple kam, hatte er sich das Brevier von Paris kaufen lassen. Er las mehrere Stunden täglich darin und betete jeden Morgen lange auf den Knien. Er las auch viel das Buch von der Nachfolge Christi und stärkte sich in seinen eigenen Leiden durch die Betrachtung der Leiden Jesu. Die Meinungen seiner Familie und seiner Diener, er sei ein Heiliger, trug dazu bei, ihn zu einem solchen zu machen. Er legte seine Schwächen und natürlichen Fehler ab. Man sprach von irgendwelchen Einschränkungen seiner Verpflegung; er blieb gänzlich ruhig dabei und sagte nur: „Aber Brot genügt auch." Was mehr aber ist und es beweist sein großes Mühen, im christlichen Geiste zu leben, daß er auf die Nachricht, er brauche seine Kinder nur vom Konvent zurückzufordern, dann würde man sie ihm geben, erklärte: „Warten wir ein paar Tage; bald wird man sie mir nicht mehr verweigern." Er sah seinen bevorstehenden Tod und versagte sich offenbar aus büßendem Geiste heraus dieses Glück.

Da der Konvent ihm erlaubt hatte, einen Priester zu nehmen, so wählte er den Beichtvater der Madame Elisabeth, einen Irländer, Schüler der Jesuiten von Toulouse, Edgeworth de Firmont. Dieser Priester gehörte zu der nichtvereidigten Kirche, die den König ins



Verderben gebracht und noch im Juni 1792 die der Revolution zugetanenen Priester verfolgt hatte.

Bei Cléry kann man den traurigen Bericht über das letzte Zusammensein Ludwig XVI. mit seiner Familie lesen[66]).

Der König hörte seinen Urteilsspruch, den der Justizminister ihm im Temple verlesen ließ, mit bewundernswerter Standhaftigkeit an. Er schlief fest in der Nacht vor der Hinrichtung, wachte um fünf Uhr auf und hörte kniend die Messe. Er stellte sich eine Zeitlang an den Ofen, denn ihm wurde nur schwer warm. Er verlieh seinem Vertrauen zur Gerechtigkeit Gottes Ausdruck.

Am Abend hatte er der Königin versprochen, er werde sie am Morgen wiedersehen. Sein Beichtvater bewog ihn, daß er den Seinigen diese große Prüfung ersparte. Um acht Uhr trat er wohlgestärkt und mit dem Segen des Priesters versehen aus seinem Zimmer und begab sich zu den Leuten, die ihn im Schlafzimmer erwarteten. Alle hatten den Hut auf dem Kopf. Er bemerkte es und forderte den seinigen. Er gab Cléry seinen Ehering mit den Worten: „Geben Sie ihn meiner Frau und sagen Sie ihr, daß ich mich nur schwer von ihr trenne." Für seinen Sohn bestimmte er einen Siegelring mit dem Wappen Frankreichs und hinterließ ihm in diesem Siegel das hauptsächlichste Insignum des Königtums.

Er wollte sein Testament einem Mann der Kommune anvertrauen, dieser, Jacques Roux von den Gravilliers, gehörte zu den Gehässigen und trat wortlos ein paar Schritte zurück. Bezeichnend für die Zeit ist, daß dieser Roux sich in seinem Bericht eines rohen Wortes rühmt, das er in Wirklichkeit gar nicht sagte: „Ich bin nur hier, um Sie zum Schafott zu führen." Ein anderer Beamter nahm das Testament an sich.

Man reichte ihm seinen Überrock; er meinte: „Ich brauche ihn nicht." Er trug einen braunen Rock, schwarze Hose, weiße Strümpfe und Weste von weißem Flausch. Er stieg in einen grünen Wagen. Neben ihm saß sein Beichtvater, auf dem Rücksitz zwei Gendarmen. Er las in den Psalmen.

Die Straßen waren unbelebt; die Läden waren nur halb geöffnet. Niemand erschien an Türen oder Fenstern.

Es war zehn Uhr zehn Minuten, als er auf dem Platz anlangte. Unter den Säulen des Marineministeriums standen die Kommissare der Kommune, um das Protokoll über die Hinrichtung zu führen. Rings um das Schafott hatte man einen großen Platz leer gelassen

[66]) Eine deutsche Übersetzung des Tagebuches des Kammerdieners Cléry über die Gefangenschaft des Königs im Temple ist 1902 im Verlag von Schmidt & Günther in Leipzig erschienen. Anmerkung des Herausgebers.



und mit Kanonen umstellt; jenseits, so weit der Blick reichte, sah man Truppen. Die Zuschauer standen folglich äußerst weit entfernt. Der König empfahl lebhaft und im Tone des Herrn seinen Beichtvater. Er stieg aus dem Wagen, entkleidete sich selbst und nahm sein Halstuch ab. Nach einem Bericht hätte es ihn lebhaft verstimmt, nur Soldaten zu sehen; er hätte mit dem Fuße aufgestampft und dem Tambour zornig zugerufen: „Schweigt!" Und dann, als der Trommelwirbel nicht aufhörte: „Ich bin verloren, ich bin verloren!"[67])

Die Henker wollten ihm die Hände binden, aber er wehrte sich dagegen. Sie machten Miene, Gewalt anzuwenden. Der König wandte sich zu seinem Beichtvater und bat ihn um Rat. Dieser blieb stumm vor Schauder und Schmerz. Endlich brachte er mit Mühe heraus: „Sire, dieser letzte Schimpf macht die Ähnlichkeit noch größer zwischen Eurer Majestät und Gott, der Sie belohnen wird." Der König hob die Augen zum Himmel und widerstand nicht mehr: „Macht, was ihr wollt," sagte er, „ich werde den Kelch bis zur Neige trinken."

Die Stufen des Schafotts waren äußerst steil. Der König stützte sich auf den Priester. Auf der letzten Stufe angekommen, entschlüpfte er sozusagen seinem Beichtvater und lief auf die andere Seite. Er war sehr rot, blickte auf den Platz und wartete darauf, daß die Trommler für einen Augenblick zu schlagen aufhörten. Ein paar Stimmen riefen den Henkern zu: „Tut eure Pflicht." Zu vieren ergriffen sie ihn, aber als man ihm die Gurte anlegte, stieß er einen furchtbaren Schrei aus.

Der Körper wurde in einen Korb gelegt, zum Madeleine-Kirchhof getragen und auf den Kalk geworfen. Aber schon auf dem Schafott hatten Soldaten und andere Leute, sei es aus Gehässigkeit, sei es aus Verehrung, ihre Waffen, ferner Papier und Wäsche in das

[67]) Augenzeugen berichten, der König habe noch eine letzte Ansprache an das um die Guillotine versammelte Volk halten wollen. Als Ludwig XVI. jedoch Anstalten zum Sprechen machte, gab Santerre, der die zur Hinrichtung befohlenen Truppen kommandierte, Befehl zum Trommeln, damit die Umstehenden die Worte des Königs nicht hören konnten. Als ihm auch diese letzte Hoffnung auf den Appell an die Herzen seiner früheren Untertanen genommen war, erkannte der unglückliche König, daß er verloren war und fügte sich resigniert in sein tragisches Los. Der vielfach zitierte Ausspruch: „Sohn des heiligen Ludwig, der Himmel erwartet dich", den der Abbé Edgeworth an Ludwig XVI. gerichtet haben soll, als er das Schafott bestieg, ist nicht historisch, sondern eine Erfindung des Journalisten Charles His, der dieses Wort bereits in seinem Bericht über die Hinrichtung des Königs in der Abendausgabe des von ihm redigierten „Républicain français" vom 21. Januar 1793 veröffentlichte. Vergleiche Hertslet-Helmolt, Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Anmerkung des Herausgebers.



fließende Blut getaucht. Engländer kauften diese Reliquien des neuen Märtyrers.

Auf dem Wege zum Richtplatz hatten kaum ein paar schwache weibliche Stimmen Gnade zu rufen gewagt, aber nach der Hinrichtung empfanden viele Leute einen heftigen Schmerz. Eine Frau sprang in die Seine, ein Perückenmacher schnitt sich den Hals ab, ein Buchhändler wurde verrückt, ein früherer Offizier starb vor Erregung.

Am Montagmorgen bei Eröffnung der Sitzung, als die Hinrichtung kaum vorüber war und das Blut noch rauchte, gelangte ein Brief an den Konvent, der in seiner Einfalt furchtbar und für alle Gewissen ein Stachel war. Ein Mann bat, man möge ihm den Leichnam Ludwigs XVI. ausliefern, „um ihn neben seinem Vater zu beerdigen." Der Brief war unerschrocken mit dem Namen des Schreibers unterzeichnet.

Eine äußerst lebhafte Erregung machte sich bei der Bergpartei bemerkbar. Sie kam bei dem Bericht über den Tod Lepelletiers zum Ausbruch. Dieser Bericht wurde von Thuriot erstattet und war noch nicht zu Ende, als Duquesnoy (ein früherer Mönch, bei dem die Wut chronisch geworden war) der Gironde das Ereignis vorzuwerfen begann: „Sind das nicht die Leute," sagte er, „die uns vor noch nicht einem Monat beschimpften und bedrohten und sogar den Degen gegen mich zückten?" Der Hieb ging nicht fehl. Der Berg verlangte die Neuernennung des Sicherheitsausschusses, in dem die Gironde bisher die Mehrheit besaß. Man nahm ihnen diese Macht in dem Augenblick, wo sie ihnen für ihre eigene Sicherheit am nötigsten wurde.

Ein Hagel von Anklagen fiel gleichzeitig vom Berg herab. Die ganze Rechte in buntem Gemisch wurde nach und nach denunziert. Robespierre, während er noch Lepelletier beweinte und Einigkeit empfahl, führte einen neuen Streich: Er verlangte, der neue Sicherheitsausschuß solle mit einer Prüfung der Amtsführung Rolands beginnen. Der Konvent folgte gelehrig und verletzte Roland durch die Aufhebung des Zeitungsbureaus in seinem Ministerium.

Pétion, der schwerfälliger war und ungeschickter als alle anderen, war unklug genug, sich in den Tumult zu mischen; er bestieg die Tribüne und klagte über das in der Versammlung herrschende Mißtrauen. Augenblicklich regneten zwanzig Anklagen auf ihn herab: Tallien, Thuriot, Collot d'Herbois wandten sich gegen ihn; von allen Seiten kamen Beschimpfungen und drohende Rufe. Der arme Mann war ganz bestürzt und wußte nicht, was er erwidern sollte.

Danton hatte Mitleid mit ihm. Er fühlte zweifellos auch, daß man den alten Liebling des Volkes, der noch das menschliche Zeitalter der



Revolution vertrat, nicht ganz fallen lassen durfte. Er bewog Pétion, die Tribüne zu verlassen, bestieg sie selbst und sagte, Pétion habe zweifellos hie und da unrecht gehabt, aber schließlich könne er für seine Person ihn nicht anklagen. Niemals seien Eintracht und Friede notwendiger gewesen, Gewaltmaßregeln verkehrter; die Haussuchungen, die ein Abgeordneter vorgeschlagen hatte, erschienen Danton unnütz. Er schlug vor, man solle das girondistische Ministerium ändern, Roland solle das Innere abgeben; anderseits wollte er eine Teilung des jakobinischen Ministeriums, Pache dürfe nicht allein Kriegsminister bleiben. Er drückte den Wunsch aus, die Versammlung und die Nation sollten die innere Zwietracht schweigen lassen und ihre Energie gegen den äußeren Feind wenden; jeder solle seinen Haß vergessen, sich dem Vaterlande erhalten und diesem Leben und Tod weihen. Er sprach von dem Tode Lepelletiers, aber nicht um ihn zu beklagen: „Ein Männertod!“ sagte er mit wuchtiger tiefer Stimme und mit schmerzlicher Aufrichtigkeit. „Ach, wenn ich so gestorben wäre!“ Eine große Stille trat ein. Dies Wort war in die Herzen gedrungen; die ganze Versammlung dachte an die Zukunft, und es gab vielleicht niemanden, der nicht bei sich selbst mit leiser Stimme den Wunsch Dantons wiederholt hätte.

Wie ich schon sagte, hatte der Prozeß die verhängnisvolle Wirkung, daß der König wieder in die Vorstellungswelt und in den Gedankenkreis des Volkes trat; er setzte Volk und König wieder in Beziehung. In Versailles war Ludwig XVI., von Höflingen und Garden umgeben, hinter einer Mauer von Schweigen dem Volk unbekannt geblieben.

Im Temple lebte er gerade wie ein wahrer König leben sollte, in Verbindung mit allem, essend, lesend, schlafend unter aller Augen; Tischgenosse sozusagen und Kamerad des Kaufmannes und des Arbeiters. Was an dem schuldigen König der Menge sichtbar wurde, war das Unschuldige, das Rührende, das Achtbare in ihm. Er war ein Mensch, ein Familienvater; so vergaß man alles andere.

Der Prozeß machte einen Menschen aus ihm. In Versailles war er ein sehr prosaisches alltägliches Wesen, nicht gut und nicht böse, aber empfindsam und leichtherzig, seinen Gewohnheiten untertan, ganz in seiner Familie aufgehend. Ein menschliches Gefängnis hätte ihn nicht verändert. Aber diese grausame Gefangenschaft mit Quälereien und Schmähungen machte seine Seele wach und stark. Seine schwerfällige und alltägliche Natur wurde durch den Schmerz gehärtet. Entsagung, Mut und Geduld adelten ihn; er wuchs über sich selbst hinaus. Durch das Unglück besser als durch die Königswürde geweiht, wurde er ein poetischer Gegenstand.



Achtundzwanzigstes Kapitel

Die Einheit des Vaterlandes Die Erziehung Leichenbegängnis Lepelletiers (25. Januar 1793)

Der Konvent erscheint nach dem Tode Ludwigs XVI. für kurze Zeit einig. — Ursache der Zersetzung im Jahre 1793. — Das Problem der Einheit war niemals wirklich gestellt worden. — Der eigentliche Charakter des Jahres 1793 ist der Kampf um die Einheit gegen den Föderalismus — 1789 war alles royalistisch oder föderalistisch. — Das Gesetz hatte alle Macht in die Gemeinden verlegt. — Eine Stadt regiert an Stelle eines Königs. — Brissot 1789 Föderalist, zum Vorteil von Paris. — Condorcet behauptet 1790, Paris sei das Werkzeug der Einheit. — Camille Desmoulins und Marat richten 1791 einen Appell an die Departements gegen Paris. — Die Gironde war durch ihre verhängnisvolle Lage in einen unfreiwilligen Föderalismus geraten. — Die Vorherrschaft von Paris war auch eine Art von Föderalismus. — Man glaubte damals, das Gesetz genüge, um die Einheit herzustellen. — Die gemeinsame Erziehung allein kann die Einheit vorbereiten. — Schöner Erziehungsplan Lepelletiers. — Die neue Gesellschaft hält das Kind für unschuldig und kann es daher nicht mehr leiden lassen. — Leichenbegängnis Lepelletiers (25. Januar 1793).

Der Konvent war sich vollkommen einig in den Tagen nach Ludwigs XVI. Tod. Man konnte fast glauben, es gebe keine Parteien mehr. Die Einheit der Nation, die solange durch den König verkörpert gewesen war, kam in ihrer Versammlung viel energischer zum Ausdruck. Denen, die diese Einheit für gefährdet gehalten hätten, konnte sie sagen: „Frankreich ist in mir."

Alle großen Maßregeln für die öffentliche Wohlfahrt wurden einstimmig angenommen.

Einstimmige Annahme fand der Bericht über den 21. Januar an die Departements. Die Girondisten verfaßten ihn, unterzeichneten ihn und nahmen laut die Verantwortlichkeit aller für die vollzogene Handlung in Anspruch: „An diesem Urteil," sagte der Bericht, „hat jeder von uns teil, wie die ganze Nation daran teil hat."

Einstimmig wurde ein Kredit von neunhundert Millionen Assignaten bewilligt, sowie die Aushebung von dreihunderttausend Mann. Den Gemeinden wurde das Recht der Untersuchung und der Beschlagnahme gegeben, damit das Material für Bekleidung und Ausrüstungen in acht Tagen beisammen wäre. Das Volksheer ging aus einer Mischung von Freiwilligen und Soldaten, von Begeisterung und Disziplin hervor.



Die Gironde beantragte den Krieg gegen England; er wurde ohne weiteres angenommen (1. Februar).

Danton wollte, man solle mit einer großen Tat beginnen und Belgien an Frankreich angliedern. Dies wurde vertagt, bis die Belgier ihre Wünsche kundtäten. Dagegen nahm man die Angliederung der Grafschaft Nizza an, die französisch zu werden verlangte.

Die Anhänger Dantons setzten eine sehr ernste Maßregel der öffentlichen Wohlfahrt durch, die Missionen von Volksvertretern mit unbegrenzter Vollmacht. Die erste Mission hatte einen besonderen Zweck gehabt: Sie sollte sich der befestigten Plätze versichern; ihre Handlungen unterlagen der Bestätigung durch den Konvent. Wenn Danton selbst diese wandernde Diktatur vorgeschlagen hätte, so wäre die Versammlung mißtrauisch geworden; sie wurde von dem jungen Fabre d'Eglantine beantragt.

Diktatur in den wohlorganisierten Ausschüssen, Diktatur in den Missionen: So war das heroische Heilmittel, das der Konvent gegen die unendlichen Gefahren der Lage anwandte. Hierdurch unterschied er sich völlig von der Konstituierenden und der Gesetzgebenden, die viel redeten, aber nicht handelten, die das Handeln dem König, das heißt dem Feinde überließen und Frankreich durch ihre schöne Lehre von der Trennung der Gewalten an den Rand des Abgrunds brachten. Der Konvent ergriff die Macht ganz und gar und machte sie an allen Punkten des Landes fühlbar, gebrauchte sie nicht nur zur Verteidigung, sondern vor allem und besonders zur Aufrechterhaltung der Einheit.

Frankreichs Feinde sahen zu und warteten. „Frankreich wird untergehen," sagte Pitt. — „Es wird sich zersetzen," sagte Burke, „wird zerstückelt werden oder wenigstens in den kläglichen Zustand eines einfachen Föderativbundes von Provinzen geraten."

Unsere Feinde schlossen aus der alten französischen Überlieferung, nach der Frankreichs Einheit in seinem König bestand. Daher hütete man sich in der alten Monarchie wohl, den König je sterben zu lassen. An seinem Grabe, in dem Augenblick, da er zur Erde einging, rief man: „Es lebe der König!" Keine Unterbrechung gab es zwischen zwei Regierungen. Eine Zwischenzeit von nur einer Minute hätte alles in Gefahr gebracht; der König war so sehr der Schlußstein des Gewölbes, daß, war er auch nur einen Augenblick nicht vorhanden, alles ins Wanken geraten mußte.

Nun hat man einem König auf dem Madeleine-Friedhof das Grab gegraben. Was wird Frankreich jetzt rufen!

Die Republik? Viele Bretonen fragten: „Wer ist diese Dame?"

Das Vaterland? Viele Leute aus den „anständigen" Kreisen, die



noch unter dem Einfluß der Gewohnheiten des ancien régime standen, lächelten bei diesem Wort wie über eine klassische Erinnerung, eine kalte und leere Vorstellung. Während der langen barbarischen Jahrhunderte war die Welt in eine klägliche Selbstvergessenheit verfallen. Das Königtum erschien ihnen Wirklichkeit; und das Vaterland, für uns selbst das Lebendigste, war ihnen ein Begriff ohne Inhalt.

„Es gibt keine Autorität mehr, keine Priester, keinen König!" sagten die Toren im Westen, „gut denn, schlagen wir uns mit der ‚Nation' herum." Sie ahnten nicht einmal, daß sie selbst die „Nation" waren. Unklar verstanden sie darunter die Pariser Regierung. Der König war für sie das lebendige Gesetz gewesen. „Wie der König will, so will auch das Gesetz," sagte man unter dem ancien régime. Und jetzt meinte man (denn das ist der ganze Sinn der ersten Antworten, die man bekam): „Wenn der König stirbt, so stirbt das Gesetz."

Es gab drei Ursachen der Zersetzung.

Zunächst die Wut jener blinden Bauern. Seit Oktober 1792 (einen Monat nach den Ereignissen in Châtillon) geschah es im Morbihan, daß wütende Mengen, die (von ihren Priestern aufgehetzten) Frauen an der Spitze, die Behörden angriffen.

Zersetzend wirkte ferner die Gleichgültigkeit, die Schlaffheit, die wachsende Selbstsucht in den Städten; jeder blieb zu Hause; man überließ es ein paar hundert Eifrigen, allein in den Sektionen zu schreien.

Die dritte und nicht die geringste Ursache der Zerrüttung war der Eifer der Eifrigen selbst, waren ihre ungeordneten, unregelmäßigen Bewegungen, war die Ungleichmäßigkeit des Handelns, waren die sich widersprechenden Bemühungen, die, da sie kein gemeinsames Ziel hatten, das Ganze auseinander brachten. Besonders die entfernten und sehr gefährdeten Departements handelten in ihren dringenden Nöten für sich und zusammenhanglos. Das Var zum Beispiel erhob seine Steuern für sich und verbrauchte sie, schuf eine Armee für seine Verteidigung, behielt alles, Menschen und Geld; es konnte, erklärte es, seine Kräfte nicht zersplittern angesichts des Feindes.

Der Konvent hatte mehr zu tun als Frankreichs Bestand zu verteidigen; unsere Könige haben ihn oft verteidigt. Seine ganz besondere, unendlich viel schwierigere Aufgabe, die er mit allen Mitteln zu erfüllen suchte, war die Begründung der Einheit.

Die Einheit des Vaterlandes, die Unteilbarkeit der Republik, ist das heilige und geweihte Wort des Jahres 1793.



Der Sinn dieses furchtbaren Jahres, bei dem die meisten Menschen nur an Tod und Bürgerkrieg denken, ist nicht verneinend. Es hat einen bejahenden Sinn: Die Erforschung des großen Problems, das allein den Frieden begründen kann.

Kein Leben außerhalb der Einheit. Kein Grundsatz ist gewisser. Es handelte sich nicht um eine Frage der Neugier, sondern um eine solche der Wohlfahrt und des Lebens selbst. Für organische Wesen ist die Spaltung der Untergang. Und je feiner sie organisiert sind, um so mehr ist die Einheit die absolute Bedingung ihrer Existenz. Der Mensch stirbt, wenn er zerteilt wird: das Reptil, das man zerstückt, lebt weiter.

Frankreich hatte das barbarische Zeitalter hinter sich und konnte sich nicht mehr zufrieden geben mit der falschen königlichen Einheit, hinter der sich solange ein tatsächliches Getrenntsein verborgen hatte. Es konnte nicht länger mehr die schwache Föderativeinheit der Vereinigten Staaten und der Schweiz annehmen, die nichts anderes ist, als eine zugestandene Zwietracht. Auf die eine oder andere dieser unvollkommenen Formen zurückgreifen, das hieß entweder untergehen oder auf der Stufenleiter der Wesen hinabsteigen, sinken, in den Zustand der niederen Geschöpfe herabfallen, welche die Einheit nicht brauchen.

Sobald Frankreich die erhabene Idee der wahrhaften Einheit erkannte (dies ferne Ziel der Menschheit), wurde es begeistert und im Herzen ergriffen vom religiösen Gefühl. Wer immer in Worten, in Gedanken oder gar im Traume wagte, an die eine oder andere der beiden Formen der Zwietracht, an Royalismus oder Föderalismus zu erinnern, erschien ihm als ein Gotteslästerer, ein Feind der Menschheit, ein Mörder des Vaterlandes.

Diese hohe Einheit zu begründen, war eine schwere Aufgabe; es war bisher nicht nur die Lösung noch nicht gefunden, sondern diese war sogar niemals zuvor gestellt gewesen (wenigstens nicht für ein großes Reich). Die Revolution, die in ihrem rasenden Lauf der Zeit spottete, überraschte die Welt eines Morgens mit dieser unerwarteten Frage. 1789 hatte nicht einer so weit gedacht. 1793 mußten alle eine Antwort darauf geben können. Die Sphinx lagerte sich von selbst vor Frankreich hin, sperrte ihm den Weg und sagte: „Errate oder stirb!“

Wer hätte ihnen Klarheit geben können? Sie hatten nur ein Buch, eine Bibel, Rousseau, den sie immer befragten in ihren großen Schwierigkeiten; aber Rousseau schwankt in diesem Punkte; er ist für die Einheit, wenn es sich um einen kleinen Staat handelt, wie

im „Contrat social“, Föderalist bei einem großen, wie in „Gouvernement de Pologne“.

Es handelte sich um die Frage: wie ein großer, nichtmonarchischer Staat die Einheit erlangen kann.

Die Erfahrung sagte ihnen darüber nicht mehr als die Bücher sagten. Als Beispiel der Organisation zeigte sie ihnen die Vereinigten Staaten von Holland, der Schweiz und Amerika, drei unvollkommene und schwache Gebilde aus ungleichartigen Teilen: die beiden ersten verfallen und nichtig, das dritte in ständigem äußeren Wachstum, ohne Organisation, seine eigentümliche Lage zwischen Meer und Wüste hat es der Organisation bisher enthoben.

Das alte Frankreich selbst hatte viel von der Schwäche und Ungleichartigkeit der Föderativstaaten, trotz der scheinbaren Einigkeit, die ihm das Königtum verlieh. Man bedenke die unendliche Verschiedenheit der Gebräuche, der Maße und Gewichte, die Zollgrenzen zwischen den Provinzen, man bedenke die Pays d'États mit ihren verschiedenen Vorrechten. Es war ein grobes Föderativsystem unter einem König, wo alle sozialen Formen, Lehen, Republiken, Fürstentümer, nebeneinander bestanden, in unglaublichem Gemisch, mit unendlichen Mißständen im einzelnen und einer lächerlichen Zerrissenheit.

In diesem seltsamen Wirrwarr träumte man bisweilen von der Wiederherstellung der Lehensbündnisse: „Ich liebe Frankreich so sehr,“ äußerte unter Ludwig XI. der gute Herzog von Bretagne, „daß ich statt eines Königs gern sechs hätte.“ Und ebenso erklärten sich die Guisen. Sogar noch 1789 hatte Mirabeau nach seinem Triumph in Marseille lächelnd gesagt: „Warum nicht Graf von Provence?“ — Cazalès und seine Partei stellten unbedenklich die Bretagne als eine mit Frankreich verbündete Nation hin. — Lafayette, der ganz durchdrungen war von seinem Amerikanismus, scheint nichts anderes gewünscht zu haben, als einen schwach übereinstimmenden Föderativstaat mit sehr lockerer Zuständigkeit. Für die Konstitutionellen der Zeit erklärte sich Barnave über die Frage: Frankreich muß wählen zwischen Bundesstaat oder Monarchie[68]).

[68]) Man muß jedoch berücksichtigen, daß gerade das Königtum seit Jahrhunderten systematisch eine ausgesprochen zentralistische und unitaristische Politik verfolgt hatte, deren Ziel die Aufhebung der vielen mehr oder minder selbständigen, von Karl dem Großen und den späteren Karolingern geschaffenen Lehensherzogtümer und Grafschaften und deren Verschmelzung mit der Krone war. Rücksichtslos wurden alle separatistischen Unabhängigkeitsgelüste des Adels im Keime erstickt. Das bereits von Ludwig XI. begonnene Werk wurde von Richelieu und Mazarin nicht minder tatkräftig gefördert. Unter Ludwig XIV. hatte der alte fränkische Adel seine Selbständigkeit bereits völlig verloren, er war Untertan und Diener des Königs

Als die Konstituierende Versammlung die Teilung in Departements vollzog, machte sie von vornherein die Direktorien der Departements (die heutigen Präfekturen) unwirksam und schwach und vereinte alle wirkliche Macht in den Gemeinden. Damit leistete sie der Revolution einen gewaltigen Dienst. Diese Direktorien lagen stets in den Händen der Notabeln und waren naturgemäß Brutstätten der Aristokratie. Dagegen wurden die Gemeinden bei der unablässigen Tätigkeit der patriotischen Gesellschaften immer demokratischer.

Der König ist seit 1789 nur noch ein Hindernis. Der neue Herrscher, das Volk, ist noch nicht genügend organisiert, um gemeinsam zu handeln, um die Einheit, die in ihm ist, nach außen zu offenbaren. Inzwischen greift eine Gemeinde helfend ein: an Stelle des Königs ist eine Stadt Königin. Die Stadt Paris ist gewissermaßen die vollziehende Gewalt Frankreichs; sie offenbart und erhält die Kraft zentraler Einheit, ohne welche Frankreich untergegangen wäre.

Paris hat große Fehler gemacht; ich habe sie wohl im Gedächtnis. Und dennoch hat es bei all seinen Fehlern viel für die Freiheit der Menschheit geleistet.

Und was ich über Paris sage, gilt nach allem auch für Frankreich. Was ist denn Paris anders, als ein kleines zusammengefaßtes Frankreich, eine Ehre aller unserer Provinzen? Nichts Dümmeres, als der Haß gewisser Provinzialen gegen Paris; sie hassen sich damit ja selbst. Sie sollen doch beliebig einen dieser verabscheuten Pariser auf der Straße anhalten, es ist ein Mann aus ihrer Heimat, ein Normanne, ein Dauphinese, ein Provençale. Nicht ein Drittel sind Pariser der Abstammung nach. Der Rest stammt entweder selbst aus der Provinz, oder ist Sohn und Enkel von Provinzialen.

1789 nimmt Paris die Bastille; es organisiert die bewaffnete Macht der Revolution, die Nationalgarde; es stellt die Vorbilder für deren Bekleidung und Ausrüstung, die damals so wichtige und bedeutsame Gleichförmigkeit! Alle großen Verbündungen in der Provinz lehnen sich an Paris an; nichts ist ihm fremd in Frankreich. Eine Gemeinde in der Auvergne bittet Paris um Pulver, Paris

geworden, der als solcher den französischen Staat verkörperte. Jede Auflehnung gegen die staatliche Autorität wurde unnachsichtlich geahndet. Der ehemals reiche Landadel war durch den kostspieligen Hofdienst ruiniert worden und auf den guten Willen des Königs angewiesen. Auch die alten Sonderrechte der Städte und Gemeinden bestanden nur noch auf dem Papier. Die Monarchie hatte bereits den französischen Einheitsstaat geschaffen, den die Revolution durch die auf Paris als Hauptstadt konzentrierte Zentralisation der Verwaltung nur vollendete.

Anmerkung des Herausgebers.



schickt. Anderseits will dieses und hält es für gerecht, daß alle Nachbarn die große Stadt, die für sie kämpft und die die Armee der Freiheit ist, mit ihren Lebensmitteln versehen. Die Pariser kaufen in der Normandie mit dem Degen in der Faust das royalistische Getreide, das von selbst nicht mehr kommen wollte.

Wie soll Paris organisiert werden? Diese Frage ist damals entscheidend für Frankreich. Der Royalist Bailly will den Bürgermeister mächtig machen; der Republikaner Brissot bringt einen anderen Plan zur Geltung, der dies Gemeindekönigtum unwirksam macht.

Zwischen dem König, dem Feinde und der Konstituierenden Versammlung, die mit dem Feind unter einer Decke steckt, sucht Brissot einen Stützpunkt in der Bürgerschaft. Er stellt als Grundsatz auf, daß die Bürgerschaft das Recht hat, die Bürgerschaft in allem zu organisieren, was ihre besonderen Interessen berührt; er erklärt weiter, die verbündeten Bürgerschaften einer Provinz besitzen sogar das Recht, über das zu wachen, was das provinziale Interesse angeht. „Indessen," sagt er, „müssen die Grundsätze der Gemeinde- und Provinzialverwaltung denen der nationalen Verfassung völlig entsprechen. Diese Übereinstimmung ist das verbindende Glied, das die Parteien eines großen Reiches eint."

Dies kleine Wort „verbindend", das 1789 von den Royalisten aufgegriffen und 1793 von den Jakobinern wieder aufgegriffen wurde, kostete Brissot und der ganzen Gironde mit ihm den Kopf.

Royalisten und Jakobiner haben einstimmig gesagt: „Wägt wohl dieses Wort ‚verbindend'. Ist es nicht offenbar, daß Brissot Frankreich in den Zustand eines Bundes von Provinzen erniedrigen will, wie es die Vereinigten Staaten von Amerika sind? Oder vielmehr, daß er es in Pulver zerstäuben, daß er in Frankreich vierundvierzigtausend kleine Republiken errichten will?"

Das ist durchaus nicht offenbar.

Zunächst würde ein solcher Bund keineswegs der amerikanischen Föderation ähnlich sein. Man muß schon taub und freiwillig blind sein, um eine Verbindung gleichartiger Elemente, um die es sich hier handeln würde, mit einer Verbindung ungleichartiger und zwiespältiger Elemente, wie Nordamerika es ist, zu verwechseln.

Aber man muß weiter gehen. Niemals hat Brissot, weder damals noch später, an einen Bund gedacht.

Sein Plan von 1789 muß einzig nach dem Gesichtspunkt von 1789 beurteilt werden. Wo sollte Brissot gegen den König und gegen eine royalistische Versammlung den Hebel der Republik hernehmen?



Allein in Paris und in dem Recht, sich selbst zu organisieren, das er der Bürgerschaft zuerkennt.

War Paris so organisiert, so mußten die anderen Städte folgen; so verstand er es, und so sagte er es selbst. Wo konnte er außerhalb von Paris die Elemente der republikanischen Kraft finden? Nirgendwo anders, als in dem großen Vorgang des Tages, in jenen Verbindungen von allerwärts sich organisierenden Städten.

Brissots so heftig angegriffene Wort war das für 1789 notwendige Wort, das den Umständen und der öffentlichen Wohlfahrt entsprach: Paris durch Paris organisiert, dann unsere großen Verbündungen, die sich nach dem Beispiele von Paris organiseren. Dadurch allein konnte ganz Frankreich trotz König und Versammlung von demselben Wirbel fortgerissen, zur Republik werden.

Es war ungerecht, unaufhörlich an einem Wort zu kleben, das ein bestimmtes Datum trug und einem besonderen Umstande entsprach, als sei es die unwandelbare Theorie dessen, der es gesprochen hatte.

Es ist nichts Stärkeres gesagt worden über die Einheit des Vaterlandes und über die Unteilbarkeit der Republik, als was die Redner der Gironde tausendmal gesagt haben. Übrigens haben sie mehr getan, als die Einheit zu verkünden: Sie sind für sie gestorben. Das kann man wenigstens von den Vornehmsten ihrer Partei sagen, vor allem von Vergniaud. Er ist es, der am 20. April, als einige seiner Freunde die Einberufung der Urwählerversammlungen forderten, für den ganzen Konvent klar bewies, daß diese Einberufung, welche die Gironde gerettet hätte, Frankreich vielleicht zugrunde richten würde. Dieser umfassende Aufruf ans Volk, gleich zu Anfang des Bürgerkrieges, in den Tagen des Einmarsches der Feinde, war sehr gefährlich; er hätte vielleicht die Auflösung der Nation herbeigeführt. Die Girondisten erhoben an diesem entscheidenden Tage, der die Auffassung der Versammlung festlegte, keinen Einwand: Sie erklärten sich durch ihr Schweigen mit den heroischen Worten des großen Redners einverstanden, sie opferten sich, retteten die Einheit, die sie begründet hatten und bestätigten sie durch ihren Tod.

Einer von ihnen war es, Rabaut Saint-Étienne, der am 9. August 1791 die unteilbare Einheit Frankreichs hatte proklamieren lassen.

Schon 1790 hatte Condorcet in einer sehr schönen und dieses großen Geistes würdigen Schrift recht gut ausgeführt, daß Paris das mächtige Mittel, das Werkzeug dieser Einheit war.

Die Vorliebe der Pariser für Lafayette war indessen ein hinreichender Verdachtsgrund gegen die Hauptstadt. Camille Desmoulins und Marat schleuderten deswegen 1791 die heftigsten Flüche gegen die Pariser; sie überstiegen alles Maß: „Ich zähle auf die Departe-

ments," sagte Marat, „nicht auf die blöden Maulaffen." (27. Juli 1791, Nr. 524.) — „Paris, Paris," sagte Desmoulins, „sei auf der Hut, daß nicht dein Mangel an Bürgersinn die Departements von dir abwendet . . . Du bedarfst ihrer, um zu bestehen, aber sie bedürfen deiner nicht, um frei zu sein! . . ." (21. Juni 1791, Nr. 83, S. 214.) Er sagt sogar die tollen Worte (nach dem 17. Juli), „daß Paris erleben wird, wie die empörten Departements Vereinigte Staaten errichten und Paris seiner Verderbnis überlassen werden".

Das war 1791. Paris war von seinen großen Anstrengungen müde und schwach geworden. Es hatte den Anschein, als sollten die Departements seine Rolle übernehmen; manche brachten wahrhaft unglaubliche Opfer: Bordeaux, Marseille, der Jura hoben Armeen aus und bezahlten sie. Und so ging es das ganze Jahr 1792 hindurch. Die Departements hatten einen ruhmvollen Anteil am 10. August; wenn sie auch einen am 2. September hatten, so bemerkte man den weniger: man war so ungerecht, nur Paris anzuklagen.

Die schreckliche Krisis, in der man sich befand, zwang an den Lokalpatriotismus zu appellieren, um alle Kräfte lebendig zu machen, die in einzelnen Gegenden schlummerten; und so mußte man sich wohl dem Geiste anvertrauen, den man zu anderen Zeiten als Föderalismus gewertet hätte. Einer der Männer, die am wenigsten von dem geraden Wege der Revolution abgewichen sind, Cambon, machte diesem Geiste große Zugeständnisse. Er ließ den örtlichen Aufschwung gelten, aber er verallgemeinerte ihn. In den ernsten Tagen um den 27. März 1793, als der Verteidigungsausschuß, bestürzt über die allgemeine Lage, die Minister und die Kommune zu sich berief, erklärte Marat selbst, daß die Souveränität des Volkes in einer solchen Krisis nicht unteilbar sei, jede Gemeinde sei Herrin über ihre Gemarkung, und das Volk könne die Maßregeln ergreifen, die seine Wohlfahrt erfordere. (Memoiren Thibaudeaus.)

Beim Eindringen der Preußen im September 1792 hatte die Gironde vorübergehend den Gedanken gehabt, das anarchische und wütende Paris zu verlassen, das schwer zu verteidigen und angesichts des Feindes fast unmöglich zu ernähren war. Einige unbestreitbar mutige Abgeordnete aus dem Süden, Barbaroux und andere, zeigten Frau Roland auf der Karte die glücklichen Gegenden, jene republikanischen Städte, die dem Vaterlande schon so viel Unterpfand gegeben hatten. Mußte man nicht die Zentralregierung dorthin verlegen und an der Loire die große Verteidigungslinie beziehen, die schon früher einmal Karl VII., zur Zeit seiner größten Schwäche, lange Zeit gegen die Engländer hielt?

Danton sagte „nein" und verschaffte diesem Nein durch seine



wunderbare Energie Geltung. An diesem Tage erwies es sich, daß der Geist der Revolution nicht bei den Girondisten war; aber was deren Vaterlandsliebe, deren Lauterkeit und Mut anbelangt, so wird kein ernsthafter Leser dieser Geschichte ihnen seine Bewunderung und Achtung versagen.

So viel über den Kern der Dinge. Die Girondisten waren unschuldig; sie wollten bis zum Tode die Einheit, und sie opferten sich ihr.

„So waren also die heftigen Anklagen des Berges eine Verleumdung?"

Zweifellos wird man sich über meine Antwort wundern.

Nein, der Berg verleumdete die Gironde nicht.

Die Girondisten waren von Herzen für die Einheit, wurden aber durch die verhängnisvolle Lage zu einem unfreiwilligen Föderalismus verführt.

Die Direktoren der Departements, die Notabeln, die Reichen, alle die Schwachen der republikanischen Partei, die verkappten Royalisten — alle nannten sich Girondisten. Ihre gemeinsame, äußerst gefährliche Absicht war, den Nerv der Revolution zu entspannen, den zentralen Einfluß zu mindern und den örtlichen, der der ihrige war, zu mehren. Diese Männer waren im allgemeinen die Feinde der Einheit.

Und die eigentlichen Girondisten, etwa zwanzig Advokaten und Schriftsteller, die Begründer der Republik, die Urheber des großen Krieges, die Schöpfer der Gleichheitsmütze, die Schmiede der Piken, sie, deren Werk der 10. August war, die Frankreich zum Widerstand gegen den Feind aufriefen — diese Unglücklichen wurden wohl oder übel für die Führer der Reichen gehalten, für die Führer der Schwachen, der heuchlerischen Patrioten, für die Führer aller derer, welche die alten örtlichen Einflüsse gegen die Einheit des Vaterlandes vertraten.

Es gab nur ein Mittel, sich von diesen letzteren zu trennen: sie mußten das Eisen schärfen, es den Händen der Bergpartei entreißen und es gegen die falschen Freunde kehren, mußten für das Revolutionstribunal und den Schrecken stimmen. Sie haben den Untergang vorgezogen.

Die furchtbare Lage, in der sie sich im April und Mai 1793 befanden, als die Tribünen sie auszischten, als sie den niedrigsten Schmähungen preisgegeben waren, als man sie mit Kot bewarf und sie ausspie, entlockte ihnen Schreie der Wut, unkluge Aufrufe an die Rache der Departements. Und damit glaubte man den Föderalismus in ihnen erkannt zu haben; man zweifelte nicht mehr, man wollte ihren Tod, man dürstete nach ihrem Blut.



Der Berg konnte sie töten, aber er durfte nicht zulassen, daß man sie beschimpfte. Denn wurde die Vertretung der Nation in ihnen beleidigt, so war sie in allen erniedrigt.

Die Wut der Bergpartei gegen die Föderalisten war so blind und der Tollwut so ähnlich, daß sie nicht einmal bemerkte, wie sie selbst jeden Augenblick in die politische Ketzerei verfiel, die sie ihren Gegnern vorwarf. Wenn der Föderalismus der Geist der Zerstückelung, der Isolierung, der Ausschließung ist, war es dann nicht Föderalismus, ganz Frankreich durch die Gewalttätigkeit einer einzigen Stadt zu regieren? Oder sogar sich in dieser Stadt selbst die Herrschaft einer Sektion gegen das Ganze gefallen zu lassen, wie es so oft geschah? Man hieß es beispielsweise gut, daß sich die Sektion der Cordeliers die Strafregister der Gerichte bringen ließ und die Urteile einsah. Die paar Abgeordnete der Sektionen, die alle Augenblicke dem Konvent die Befehle der Masse überbrachten, waren (wie die Protokolle erweisen) von geringen Minderheiten gewählt. Der Teil, ein kaum wahrnehmbarer Teil, befahl dem Ganzen. Man wird einwenden, daß es der patriotische, der wohlgesinnte Teil war. Aber schließlich stand eine solche Regierung des Volkes durch diesen Teil dennoch im krassesten Gegensatz zum Grundsatz der Revolution, welches die Autorität und die Souveränität des Volkes ist.

Ich klage weder die einen noch die anderen an, sondern die Zeit, das rasende Tempo unserer Revolution! Das hohe moderne Ideal, die Einheit eines großen Reiches durch das Gesetz allein war 1789 von der Revolution kaum geahnt worden; und nun war diese schon 1792 gezwungen, die Verwirklichung dieses Ideals zu suchen. Wer trägt die Schuld? Die Überstürzung der Menschen? Nein, die der Ereignisse. Das Königtum selbst, das man sonst geschont hätte, trieb durch seinen hartnäckigen Widerstand und sein Einvernehmen mit dem Feinde Frankreich zur Republik, warf das Land in das große, furchtbare Abenteuer von 1793, in die ruhmvolle Gefahr, eine neue Welt suchen zu müssen: die Welt der Einheit — zum Nutzen der Zukunft.

Einheit! Ewiger Traum der Menschheit! An dem Tage, als man sie zu halten glaubte, als man glaubte, sie in der großen Gesellschaft, die seit 1789 die Geschicke der Menschen leitete, verwirklichen zu können, da verwirrte ein leidenschaftlicher Taumel die Geister. Niemand trank ungestraft von dem großen Gotteskelch, der sich zum erstenmal den Lippen des Menschen bot. Eine wilde Trunkenheit bemächtigte sich dieser Philosophen, dieser Verstandesmenschen und machte sie schwärmen. Die Einheit des Vaterlandes wurde für sie das einzig wirkliche Leben, neben dem kein Menschen-

leben zählen durfte. Diesen Glaubenssatz zu erdrücken, hieß in ihren Augen, das Vaterland selbst ermorden und dreimal den Tod verdienen. Das ist das ganze Geheimnis der Tragödien, von denen wir berichten müssen.

Es ist bezeichnend für die Zeit, daß sie sich in der Ungeduld ihrer Wünsche einbildeten, die Einheit würde ihnen völlig fertig zufallen, sich ihnen wie ein Wunder als reife Frucht aus dem Gesetze darbieten. In ihrem naiven Glauben an die Allmacht des Gesetzes und seine unbesiegbare Wirksamkeit vermeinten sie, man brauche die Einheit nur zu beschließen, so würde sie schon bestehen; sie gaben sich keine volle Rechenschaft über die unentbehrlichen Mittel, die die Einheit vorbereiten müssen. Während das Gesetz die Einheit von oben bestimmt, muß sie von unten wachsen, aus dem Kern des menschlichen Willens heraus; sie ist die Blüte und die Frucht des nationalen Glaubens.

Diesen Glauben reifen zu lassen, ist zweifellos ein Werk der Zeit. Und man kann den Gesetzgeber nicht anklagen, weil er nicht in einem Augenblick die Arbeiten von Jahrhunderten ausführen kann; aber nichts kann ihn davon entbinden, den wahren Grund gut zu kennen, auf dem er arbeitet, und sein eigenes Grundgesetz zu verstehen. Und das ist betrübend in dieser großen Zeit. Weder die eine noch die andere Partei kannte die Wurzel oder die religiöse und soziale Tragweite des Werkes, das sie begannen. Das Verhältnis der Revolution zum Christentum war ihnen völlig unbekannt. Sie wußten nicht, daß es sich bei ihrer Aufgabe nicht um jenen unfruchtbaren Wunsch nach Einheit handelt, den schon das Christentum so oft vergeblich wiederholt hat, sondern um die ernsthafte Erforschung der Mittel, welche die Einheit wahrhaft verwirklichen können. Dem Christentum ist diese Erforschung mißlungen; unter seiner Herrschaft, der stärksten, die jemals war, bildeten sich nichtsdestoweniger zwei Völker in einem Volk, — das kleine Volk oben, das allein dem Wege der sogenannten Kultur gefolgt ist, das aristokratische Literaturen schuf, Racine und Boileau; — und das große Volk unten (das heißt ungefähr jedermann), das ohne Pflege sich selbst überlassen war, fast keine Verbindung hatte mit dem anderen Volk, das weder gemeinsame Erziehung noch gemeinsame Sprache kannte, das seine Dialekte behielt und Gebete sagte, ohne sie zu verstehen.

Dieser trostlosen Spaltung, gegen die das Christentum so wenig getan hat, ein Ende zu machen, eine Seele zu schaffen, die mit ihrem Glauben übereinstimmte, und einen Glauben, der die Sehnsucht und den Willen zu übereinstimmendem Gesetz in sich schloß, das ist die soziale Aufgabe der Revolution. Das Gesetz setzt eine dem Grundsatz



des Gesetzes gemäße Erziehung voraus, und diese Erziehung selbst schließt ein festes Prinzip des sozialen und religiösen Glaubens in sich.

Noch deckte ein Schleier diese tiefe Frage für die Menschen von 1793. Fest und ergeben strebten sie ihrem erhabenen Ideale zu: das Gesetz soll Herrscher sein der Welt. Ohne das breite und nebelhafte Gebiet zu erkennen, welches sie noch von diesem Ziele trennte, die zahllosen Künste von Zivilisation und Erziehung, die dorthin führen und darauf vorbereiten. Ein Kleines davon haben sie erfaßt: die Macht der Nationalfeste, des Theaters, des Beisammenlebens der Jugend. Indessen vermochten sie noch nicht, den Unterricht festzulegen, die diese nationale Weihe hervorbringen sollte.

Der erste Versuch eines Planes für Erziehung und gemeinsames Leben geschah durch Lepelletier Saint-Fargeau. Dieser ehrenhafte Mann hatte sich in der Erziehungsfrage, die ja eine Frage des Herzens ist, vermöge seiner gütigen Natur selbst übertroffen. Er war der wahre Vertreter der Revolution in dieser heiligen Sache und darum nicht unwürdig, für sie zu sterben. Der Royalismus hatte einen guten Griff getan; er hatte die Revolution in dem Herzen getroffen, das ihren edelsten Entschluß, ihren menschlichsten Gedanken in sich trug.

Lepelletier tut in diesem, der Form nach wenig literarischen, der Absicht nach wundervollen und durchaus nicht phantastischen Entwurf deutlich dar, daß es sich mehr um Erziehung als um Unterricht handelt; daß man nicht auf Gleichheit hoffen darf, wenn sie nicht auf gemeinsamer nationaler Erziehung ruht. Die Gesellschaft muß diese Erziehung gewähren, aber nicht die Gesellschaft allein, sondern die Gesellschaft unter Beihilfe und Überwachung durch die Eltern, und immer muß die Erziehung in der Nähe der Familien stattfinden, in der Heimatgemeinde, so daß Vater und Mutter das Kind niemals aus dem Auge verlieren.

Wenn das Kind arm ist, muß es durch die Schule ernährt werden[69]). Nicht mehr darf die Grausamkeit geschehen, daß ein Kind frierend und hungernd zur Schule kommt und von der Schule zurückgeschickt wird, daß man ihm die Nahrung des Geistes verweigert, weil es die des Leibes nicht besitzt, daß man ihm sagt: „Du bist ein Lump; nun, du sollst es immer bleiben; du vor allem hättest die Schule nötig, aber geh nach Hause, du bist davon ausgeschlossen."

[69]) Lepelletier will die Kosten auf dreierlei Weise aufbringen: erstens durch die Arbeit der schon arbeitsfähigen Kinder; zweitens durch die Pension, welche von den Kindern wohlhabender Eltern bezahlt werden muß; drittens durch den Staatszuschuß.



Von ganzem Herzen hege ich die große Hoffnung, daß das Elend, wenn es schon den Mann verfolgen will, doch dem Kinde erspart werde. Wenn wir elend werden sollen, so werden wir es vielleicht ertragen. Aber die, die nichts begangen haben, als daß sie geboren worden sind, die sollen behütet und geschützt werden. Hier oder nirgends muß das Vaterland erscheinen, das „Mutterland", sagten die Griechen, und sie scheinen durch dies Wort den Gesetzgebern der Zukunft die höchste Aufgabe des Gesetzes zu bezeichnen; bisweilen mag sie darin bestehen, den Menschen zu bestrafen, aber sie besteht stets darin, die Kindheit zu schützen und das Kind glücklich zu machen, damit es ein guter Mensch wird.

Das Leichenbegängnis Lepelletiers war wie ein religiöser Vorgang. Es trug einen rührenden Abglanz seines milden Kindheitsgedankens. Hinter dem Toten, vor dem Konvent, welcher der Feier geschlossen beiwohnte, schritt, in ihren schwarzen Schleier gehüllt, die junge Waise, die Tochter Lepelletiers, die Tochter der Republik, die von Frankreich feierlich an Kindesstatt angenommen worden war. Neben ihr — und dieser Einfall war würdig der großen Mutter, der sie jetzt gehörte — gingen noch andere Kinder, so daß die Adoptierte in den jungen Brüdern und Schwestern, die man ihr an diesem Tage gab, den Vater zu ersetzen, den Trost und die Innigkeit des Vaterlandes fühlte.

Der Leichnam wurde zunächst, unbedeckt und blutend, auf der Place Vendôme ausgestellt, und der Präsident des Konvents legte auf den Kopf des Toten einen Kranz von Eichenblättern und Blumen nieder; ein Föderierter aus den Departements verlieh der Trauer und den Tränen Frankreichs über den Märtyrer von Paris Ausdruck.

Der ungeheure Trauerzug ging dann durch die Rue Saint-Honoré. Die Trauer war echt. Der Konvent, die Kommune und das ganze revolutionäre Frankreich heuchelten den Schmerz nicht; die meisten fühlten ganz deutlich, daß sie um sich selbst trauerten. Der Dolch, den man dem Toten beigegeben und neben seine blutende Wunde gelegt hatte, drohte ihnen allen. Die Ermordung Basvilles in Rom, die soeben bekannt geworden war, lehrte deutlich genug, was die Freunde der Freiheit zu erwarten hatten. Das öffentliche Recht hatte keine Bedeutung mehr; Frankreich stand außerhalb des Völkerrechtes. Man sah es später in Rastatt, wo unsere Bevollmächtigten von österreichischen Dragonern niedergemacht wurden. Man sah es in England, wo man einen abscheulichen Krieg gegen uns organisierte, mit falschem Geld, mit falschen Assignaten, um Frankreich zu ruinieren und zum Bankerott zu treiben, ihm sogar die Ehre abzuschneiden.

Der Konvent und die Kommune wußten wenigstens genau, als sie Lepelletier folgten, daß er ihnen nur um ein Geringes voraufging. Alle hatten den Glauben, daß sie selbst dem Grabe zuschritten. Wie viele wurden hingerichtet! Wie viele sanken in den Schlachten! Wie viele starben unter den Dolchen des Bürgerkrieges! Dieser hatte noch ein Jahr zu leben, jener noch zwei. Dieses Leichengepränge war ihr eigenes; sie hatten ihren Anteil am Begräbnis. Auch für sie waren die Fahnen mit Flor verhüllt, schlugen die Tambouren den düsteren Wirbel, bliesen die Trompeten mit halber Stimme ein Trauerstück.

So kamen sie vor dem Pantheon an, wo Lepelletiers Bruder die Leichenrede hielt und das Versprechen gab, das Werk des Toten zu veröffentlichen. Er nannte es seinen Erziehungsplan, und wir wollen es in dankbarer Verehrung die „Revolution der Kindheit“ nennen.

Der Konvent umstand den Sarg, den man verlassen mußte, und schwur die Errettung des Vaterlandes. Alle, Montagnards und Girondisten, hielten noch Waffenstillstand in ihrem Haß und versprachen sich Einigkeit und Brüderlichkeit; ich denke, das Wort war aufrichtig in der großen allgemeinen Gefahr. Es wurde damals zum letztenmal gesprochen.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Die Koalition

Ermordung Basville's (13. Januar 1793)

Die Absichten der Koalition. — Pitt hatte es abgelehnt, zugunsten Ludwigs XVI. Einspruch zu erheben. — Pitt war besser vom Glück als von seiner Vorsicht bedient. — England herrscht in Neapel durch die Günstlinge der Königin. — Acton und Emma Hamilton. — Grausame Unterdrückung Italiens, besonders unter der römischen Regierung. — Maury und Madame Adelaïde in Rom. — Der Mord vom 13. Januar 1793. — Der Papst hatte Ludwig XVI. zugrunde gerichtet. — Sein Einfluß bereitete den Krieg in der Bretagne und in der Vendée vor. — Heldenmut der republikanischen Bretagne. — Die Engländer warten auf die weitere Ausdehnung der Anarchie. — Welche Hoffnungen die Engländer bei den Unruhen in Paris hegten. — Dumouriez erweckt den Glauben, daß England mit ihm verhandeln will. — Entgegengesetzte Absichten Dumouriez und der Girondisten. — Die Gironde will den allgemeinen Krieg. — Kriegserklärung an England (1. Februar 1793).

Da Frankreich, nach den Erklärungen der Mächte, die Moral getötet und das Recht unterdrückt hatte, so waren diese in ihrem Handeln frei. Man brauchte gar nicht lange zu warten; noch im Laufe



des Jahres 1793 zeigten sie sich aller Bedenken ledig, die sie in anderen Zeiten zur Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung veranlaßt hätten.

Der Auftakt: England und Rußland brachten einander die beiden Angelegenheiten zum Opfer, bei denen beide ihre Ehre verpfändet zu haben schienen. England hatte um Polen geklagt und gemurrt; Rußland spielte den Ritter für die Freiheit der Meere und die Unabhängigkeit der Neutralen; sie vergessen es plötzlich. Es ist wie eine stillschweigende Teilung zwischen den beiden Großmächten: mir das Meer, dir das Land.

Am 16. Februar begann die neue Invasion in Polen. Preußen rückt ein zum Schutz der polnischen Freiheit; einmal im Lande, bemerkt es indessen, daß es sein Ziel nur erreichen kann, wenn es sich Danzig aneignet (24. Februar).

Fast gleichzeitig ergreifen die Österreicher und Engländer aus Schauder über den Tod des Königs Besitz von Toulon und den Plätzen des Nordens. Im royalistischen Interesse — nur, als sie einmal darin saßen, pflanzen die Österreicher, in Condé, den kaiserlichen Adler auf. Die Engländer verbieten als Herren von Toulon den Emigranten und dem Bruder des Königs dorthin zu kommen. Die Emigranten sind wütend: „In diesem Falle," sagt einer von ihnen, „können wir nichts Besseres tun, als uns mit den Jakobinern verbinden."

Eine Gegend gab es in Frankreich, wo der Royalismus Helden hervorbrachte: die Vendée. Und in diese Gegend wollten die Engländer niemals ziehen. Charette und andere baten und flehten, immer vergebens. Sie leisteten nur indirekte Hilfe, um den Krieg in die Länge zu ziehen, ohne daß er entscheidende Ergebnisse zeitigte. Sie hätten um alles nicht die Royalisten stark machen mögen.

Bedenkt man diese Punkte, so ist die Geschichte der Koalition von vorn herein klar. Wir brauchen nur noch die Geschichte jener braven Leute im einzelnen zu verfolgen.

Pitt lachte sehr selten; indessen versichert man, bei drei Gelegenheiten habe er gelacht. In diesen drei Fällen entschlüpften ihm niedrige und gewöhnliche Worte, die in sonderbarem Widerspruch standen zu seiner gewöhnlichen Frostigkeit; aufrichtige, leidenschaftliche Worte, die aus dem Herzen kamen und sein innerstes Wesen enthüllten. Als er von dem Aufstand in San Domingo und davon hörte, daß die Neger alles anzündeten und totschlugen, meinte er: „Jetzt müssen die Franzosen gebrannten Zucker in den Kaffee tun." Als später Spanien in den großen Krieg eintrat, glaubte Pitt die spanischen Kolonien bereits in der Hand zu haben und äußerte sich:

„Man braucht nicht mehr Feinde in den Topf zu tun, und doch wird es eine viel bessere Brühe geben.“ Der 21. Januar war ihm äußerst angenehm; er erblickte darin das Vorzeichen einer gewalttätigen Tyrannei, in der sich Frankreich aufreiben würde, und sagte: „Frankreich wird die Freiheit nur hintertrieben haben.“

Und später noch einmal: „Das gibt einen weißen Fleck auf der Karte Europas.“

Er hatte kalt und geduldig auf die Hinrichtung Ludwigs XVI. gewartet. Vergeblich setzten Fox und Sheridan in einer edlen Herzensregung (die ein treuer Spiegel der nationalen Auffassung war) Ende Dezember im Unterhaus durch, daß die Regierung aufgefordert wurde, beim Konvent Einspruch zu erheben. Pitt blieb stumm. Er wartete auf den Abscheu, den das Ereignis wecken mußte. Und doch konnten die Engländer in ihrer eigenen Geschichte Gründe finden, warum sie Völker, die ihre Könige töteten, nicht allzu streng beurteilen durften . Sie waren nichtsdestoweniger empört über den Tod Ludwigs XVI.[70])

Unmittelbar nach Empfang der Nachricht bedeutete Pitt dem französischen Geschäftsträger, er habe in vierundzwanzig Stunden abzureisen.

Das englische Ministerium gestand im Haus der Lords unbedenklich das völlig politische Motiv dieser so schroffen Ausweisung: die Furcht vor revolutionärer Ansteckung, die jakobinische Propaganda, die der Gesandte Frankreichs machen konnte.

Die englische Aristokratie war bestürzt und scharte sich eng um Pitt. Sie hatte es sonderbar eilig, durch einen plötzlichen und heftigen Krieg die beiden Länder zu isolieren und England den moralischen Vorteil seiner insularen Lage zu sichern. Sie hätte gern auf ihre Kosten die Meerenge vertieft und verbreitert. Sie warf sich dem Manne in die Arme, der durch die Tiefe seines Hasses mit Sicherheit Krieg und ewige Scheidung zwischen den beiden Völkern bewirken würde.

Pitt war als Whig geboren und Tory geworden; eins saß fest in ihm: der Haß — eine teure und kostbare Erbschaft seines Vaters

[70]) „Welch ein Unterschied,“ sagten sie, „wir haben Karl I. gesetzmäßig, juristisch getötet. Der Prozeß fand vor Richtern statt und nicht vor der Kammer. Der König ist bis zur letzten Stunde ehrenvoll behandelt worden. Man hat ihn enthauptet, aber respektvoll.“ Richtig ist, daß der Unterschied sehr groß war; indessen könnte Frankreich erwidern, daß es seinen König in einem Punkte viel günstiger behandelt hat. Ludwig XVI. ist lang und umständlich verteidigt worden. (Die Verteidigung Ludwigs XVI. war für den Konvent nur eine Farce, die in keiner Weise das im voraus gefaßte Urteil beeinflußte. Anmerkung des Herausgebers.)

Chatam. Das bezeichnende Wort eines alten Puritaners war ihm stets gegenwärtig: „Das beste an der Liebe ist der Haß." Er haßte so stark, daß er beliebt wurde.

Beliebt bei dem alten feudalen England, das hartnäckig war in seiner Ungerechtigkeit und vor der Revolution aus Haß und Furcht beinahe gestorben wäre, da es beim ersten Ostwinde die Menschenrechte landen zu sehen meinte.

Beliebt bei dem England der Krämer, das eifersüchtig auf dem Meere kauerte wie auf einem englischen Lehen; es rechnete diesmal sehr mit der Vernichtung der französischen Marine.

Und noch ein anderes, Pitt ergebenes England entstand, ein großes müßiges Volk, das unter ihm in ungeheuerlicher Weise zugenommen hat und fett geworden ist: ich meine das Volk der Börse und der Staatsgläubiger. In Frankreich ist der Boden geteilt, in England die Rente. Alle stürzten sich blindlings darauf. Alle liefen morgens früh zur Börse und sahen entzückt und begeistert die Geldflut immer höher steigen. Die fünfprozentige Anleihe stieg von zweiundneunzig auf hundertzwanzig: Pitt war ein großer Mann. Die vierprozentige von fünfundvierzig auf hundertfünf: Pitt war ein Held. Die dreiprozentige von siebenundfünfzig auf siebenundneunzig: Pitt war beinahe ein Gott!

Wie es stets in Zuständen blinder Voreingenommenheit geht, so buchte man auch alle Wohltaten des Zufalles und der Notwendigkeit zu seinen Gunsten. Je mehr das flüchtige Kapital aus Frankreich und Holland nach England strömte, um so mehr bewunderte man Pitt.

Alle, Freunde und Feinde, glaubten, dieser große Geist habe den ganzen Verlauf der französischen Revolution voraus geahnt; manche meinten, er habe sie gemacht. Er beobachtete sie sehr aufmerksam, aber direkten Anteil scheint er nur an einem, freilich sehr ernsten Vorgang gehabt zu haben; man glaubt, er habe den Aufruhr der besoldeten Garde bezahlt, auf dem Lafayettes Stärke beruhte, und so den Degen des Mannes zerbrochen, der Königtum und Demokratie versöhnen wollte, und das Königtum damit seiner schwachen letzten Stütze beraubt. Wenn die Sache wahr ist, so kann Pitt für einen der Gründer dieser französischen Republik gelten, die ihm soviel Sorge und Arbeit machte, daß er darunter erlag.

Ich kann ebensowenig seine große Voraussicht darin erkennen, daß er 1792 das Bündnis mit Preußen ausschlug; Ende desselben Jahres mußte er darum betteln.

Wahrhaft wunderbar bei Pitt war seine Arbeitswut, seine Beharrlichkeit und Leidenschaft. Er war von Geburt an das Ideal eines „braven Menschen". Sein Lehrer Tomline, Bischof von Winchester,



hat die Legende dieses neuen Heiligen geschrieben und kann sogar mit der Lupe nicht den geringsten Fehler in seinem Charakter entdecken. Wirklich hatte er nur einen einzigen: er war von Geburt an wie rasend, ich meine, er war von der Wiege an krankhaft heftig, ein trauriges Geschöpf, herbe und rauh, von erbittertem Eifer in allen Dingen, im Studium zunächst, ebenso heftig im Studium des Griechischen, wie er es später im Kriege gegen Frankreich gewesen ist. Er besaß keinen Umgang, keine Freundschaft und noch weniger Liebe. Eine trostlose und hassenswerte Art von Vollkommenheit. Härte ohne Tugend. Anständig, ein vollkommener Gentleman, das Haupt der „anständigen" Leute. Während er sich im weitesten Maße der politischen Korruption bediente, hielt er in England eine gewisse moralische Würde aufrecht; aber alle Rücksicht endete für ihn am Kanal. In der großen Aufgabe, die sein Leben erfüllte, dem Untergang der Revolution, der Vernichtung Frankreichs, ist er vor keinem Verbrechen, vor keinem schimpflichen oder niedrigen Mittel zurückgewichen. Ich weiß, daß die Revolutionäre ihm viel zweifelhafte Dinge zugeschoben haben. Aber auch das, was unzweifelhaft ist, genügt, um einen Machiavell zu erschrecken. Das Haupt der englischen Regierung hat sicherlich jene großen Zerstörungspläne sehr gut gekannt und jene furchtbaren Werkzeuge, die das Grauen der Welt erregten. Wenn er die ruchlosesten Anschläge von Piraten und Mördern nicht bezahlt hat, so hat er sie doch zweifellos gekannt und gebilligt.

Wenn man gezwungen ist, sich mit den zwar merkwürdigen, aber unsauberen Einzelheiten der (englischen und europäischen) Diplomatie zu beschäftigen, mit dem trüben und schmutzigen Inneren der politischen Küche, so soll man den Leser bitten, seinen Ekel zu überwinden. Man muß es machen wie das Licht, das in seiner erhabenen Reinheit ungestraft in die unsaubersten Winkel dringen kann, ohne sich irgendwie zu besudeln.

Nur eine Seite dieser Diplomatie soll uns hier beschäftigen: der Druck Englands auf Neapel, die Tätigkeit der Emigranten in Rom und die Beziehungen zwischen Rom und Wien.

Pitts Macht, die in London bestritten wurde, war in Neapel absolut. Er regierte hier unbestritten über das Königtum, den Palast, die Königin, das königliche Schlafzimmer und Bett. Die Königin, Karoline von Österreich, Schwester Marie-Antoinettes, war ganz englisch gesinnt, da sie völlig unter dem Einfluß eines irischen Abenteurers, ihres Ministers Acton, und einer unverschämten Engländerin, Emma Hamilton, stand, in die sie sterblich verliebt war.

Der Haß Karolinens gegen Frankreich datierte keineswegs von der



Revolution und dem Unglück ihrer Schwester her, sie hatte ihn vielmehr von ihrem Liebhaber Acton; dieser, ein Irländer der Abstammung nach, war in Besançon geboren und hatte in der französischen Marine Kränkungen erlitten, die einen tiefen Groll bei ihm hinterließen. Man kann das auch aus folgender Tatsache schließen: Als in Neapel einmal Hungersnot herrschte, ließ er ein Schiff mit Getreide zurückweisen, weil es vom König von Frankreich kam[71]).

Emma kam 1791 an und teilte bald das Ansehen Actons. Die Königin ergab sich ihr völlig. Karoline hatte alle Leidenschaften Marie-Antoinettes, aber ohne deren Anmut und Geschmack; die glühende Freundschaft der Königin von Frankreich für die Damen Lamballe und Polignac (zwei reizenden und sittsamen Personen) wurde in Neapel mit unglaublichem Zynismus nachgeahmt durch das Verhältnis zu jener anstößigen Emma. Dieses Weib besaß eine machtvolle, gleichsam männliche Schönheit, die vollendet war, wenn man von einer frühzeitigen Wohlbeleibtheit absieht; sie war ursprünglich eine frische und tüchtige Dienstmagd in Wales gewesen. Sie erklomm den höheren Rang einer Kammerfrau, wurde dann bezahlte Mätresse, geriet auf die Straße und betrieb das Geschäft einer öffentlichen Dirne. Hier wurde sie von einem Neffen Hamiltons, des Gesandten in Neapel, aufgelesen, der sie für Geld an seinen Onkel abtrat. Die geriebene Person brachte es fertig, geheiratet zu werden. Nun war sie große Dame, Gattin des Gesandten; sie trat sehr gut auf; ihre großartige und theatralische Schönheit wurde von allen Malern gesucht; ihre schönen, mächtigen Arme, ihr junonischer Hals, ihr starker Kopf mit dem wogenden Meer kastanienbrauner Haare, waren auf allen Gemälden der Zeit zu finden. Sie ist Venus, ist Bacchantin, ist die Sibylle von Cumä. Als diese Sibylle in Neapel landete, war sie in ihrem eigentlichen Element. Sie glänzte, regierte, thronte jeden Tag in einem neuen Kostüm, in einer neuen Pantomime; sie erfand den Schleiertanz. Die Königin war wie närrisch und ging nicht mehr von ihr. Während die beiden verbrauchten und unnützen Gatten ihren unschuldigen Liebhabereien nachgingen, während Ferdinand in Bajä fischte und Hamilton sich auf dem Vesuv vergnügte, lebten die beiden Frauen zusammen. Die Königin zeigte

[71]) Seine gehässige einseitig französisch-republikanische Einstellung hindert Michelet, die politischen Verhältnisse am Hof von Neapel objektiv zu beurteilen. Ihm genügt es, daß Königin Karoline, die Schwester der Marie Antoinette und selbst Gemahlin eines Bourbon, nicht mit den Mördern ihres Schwagers und ihrer Schwester sympathisierte. Sie ist deshalb für ihn ein Gegenstand des Hasses und des Abscheus. Unparteiische Geschichtsschreibung beurteilt die Dinge anders. Vergleiche J. A. Frh. v. Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sizilien 1790—1814 (1878) und F. M. Kircheisen, Nelson. Stuttgart (1926). Anmerkung des Herausgebers.

sich überall mit Emma, tauschte die Kleider mit ihr, schlief mit ihr. Die war durchaus nicht verlegen. Sie kommandierte, forderte und sprach noch hochmütiger als die Königin. Sie war unverschämt genug, sich von den Herzoginnen und Prinzessinnen die niedrigen Dienste erweisen zu lassen, die die Etikette von den großen Damen in der Umgebung der königlichen Person verlangte.

Warum diese beschämenden Einzelheiten? Diese schöne Emma, diese Sibylle, diese Bacchantin, diese Venus, war ein Spion. Von 1792 bis 1800 lieferte sie alle Geheimnisse Italiens und manchmal die Spaniens an England aus. Sie lebte im Zimmer der Königin, las alle Briefe mit ihr. Dadurch hatte sie den unheilvollsten Einfluß auf unsere Angelegenheiten. Nelson versicherte oft, nur weil sie in Neapel durchgesetzt habe, daß seine Flotte Zufuhr erhielt, sei ihm die Schlacht von Aboukir und die Zerstörung der französischen Flotte möglich gewesen. Emma zuerst erfuhr durch einen allzu vertraulichen Brief des Königs von Spanien an den König von Neapel, daß Spanien, müde des herrischen Gebahrens der Engländer, dem verbündeten England den Krieg erklären wollte. Sie sandte den Brief nach London, und Spanien wurde geschlagen. Aber was die Stellung Emmas in der Geschichte geradezu tragisch macht, ist ihr Anteil an der Rache Karolinens im Jahre 1798. Sie brachte damals Nelson um die Ehre. Dieser tapfere und derbe Matrose, der niemals festes Land unter den Füßen gehabt hatte und völlig unbekannt war mit den Dingen der Welt, erkor Emma zu seiner Prinzessin und machte sich vor Europa zum Ritter einer Dirne. Man erlebte ein überraschendes Schauspiel; der einäugige und einarmige Admiral gewährte den schamlosen Liebkosungen Emmas, was er der Königin verweigert hätte. Er begnügte sich nicht damit, den Vertrag zu verletzen, den er soeben unterzeichnet hatte, sondern er benutzte seine siegreichen Masten, um die gefangenen Häupter der Republik Neapel daran aufzuhängen. Sie forderte und erlangte von der stumpfen Dogge, daß die britische Flagge als Galgen diente.

Und unter diesem Hochgericht, angesichts der Märtyrer, fand ein Bacchanal statt, vor dem die alten Felsen von Capri erröten konnten. Emma wurde bald schwanger. Ihr Kind, aus dem Morde geboren, vom Tode empfangen, wurde von Nelson anerkannt, ohne Rücksicht auf Lady Nelson und den alten Gatten Emmas. Als Nelson getötet war, handelte Emma mit seinem Andenken und verkaufte seine Liebesbriefe.

Immerhin war die Regierung in Neapel noch besser als die in Rom. An der römischen Regierung konnte man schaudernd erkennen, wie groß die Unterdrückung Italiens war. Zweifellos ist die schlimmste



Regierung die, welche den Beichtstuhl zur Polizeistube macht. „Mein Sohn, lieber Sohn, Gott hört dich. Vorwärts, öffne mir dein Herz. Und aus dem Geständnis des Beichtkindes nimmt er Hinweise für die Polizei. Noch keimend wird der Gedanke gepackt und im voraus bestraft. Wenn der Mann sich nicht selbst anklagt, dann liefert ihn die Frau an den Priester aus. „Ach," sagte ein Römer zu mir, „könnte ich mich wenigstens meiner Frau oder meiner Tochter anvertrauen!"

Der große römische Künstler Piranesi ist der Geschichtsschreiber und einzige aufrichtige Vertraute in der schlimmsten Zeit der armen italienischen Seele. Man kann jene tragischen Radierungen nicht betrachten, ohne den schmerzlichen tiefen Seufzer eines Herzens zu vernehmen, auf dem Berge lasten. „Die Gefängnisse" des Piranesi sind das Bild einer lebendig begrabenen Welt, worin die Herrlichkeiten der Kunst und die Erinnerungen an verlorene Größe nur erscheinen, um die Qualen des Herzens zu vermehren.

Es war Zeit, daß diese Verließe endlich ein wenig Licht erhielten, daß das republikanische Frankreich sie mit seinem Bliß erleuchtete.

Dessen grausamster Feind war nicht London, sondern Rom. Von Rom her wehte ihm der Hauch des Todes, der Atem der Vendée. Der Engländer schlug von außen zu. Der Priester betrieb die Zerseßung im Inneren.

Und dennoch wäre die römische Regierung nicht so verhängnisvoll tätig gewesen für den Untergang Frankreichs, wenn sie nicht durch die Franzosen selbst heftig dazu gedrängt worden wäre. Der Papst folgte dem Anstoß des Kardinals Bernis, eines alten, unbedeutenden Menschen, der sich selbst von zwei französischen Emigranten, einem jungen Manne und einer alten Frau, leiten ließ. Der kleine Maury heßte nach seiner Flucht aus Frankreich in Rom und Wien. Die Tante Ludwigs XVI., Madame Adelaïde, bearbeitete den Papst.

Sie entkam 1791 aus Frankreich und bewohnte das erste Haus in Rom, gleichsam den Mittelpunkt der italienischen und fremden Gesellschaft, den Palast des Kardinals Bernis.

Bernis war ebensosehr ein alter Diener Österreichs wie Frankreichs; er war auch das natürliche Bindeglied zwischen Rom und Wien. Er und der Kardinal Zelada beherrschten den Papst völlig. Bernis war eitel und leichtsinnig und verhehlte durchaus nicht, daß er den Papst am Gängelbande hielt. „Er ist ein gutes Kind," pflegte er zu sagen, „aber lebhaft; man muß auf ihn aufpassen, sonst könnte er einmal aus dem Fenster springen."

Als die Girondisten am Morgen nach dem 10. August das Heft in



Händen hatten, beschlossen sie, zwei Streiche gegen Rom und Neapel zu führen.

Der Admiral de Latouche erhielt Befehl, sich in die Gewässer von Neapel zu begeben, in den Hafen einzudringen und die Regierung zu zwingen, einen französischen Gesandten zuzulassen. Ein anderer Geschäftsträger sollte sich in Rom niederlassen, so daß Italien nicht nur mehr von der Republik sprechen hörte, sondern damit es sie sah und in ihren Nationalfarben, ihrem neuen Wappen und ihrem siegreichen Banner gegenwärtig fühlte.

Durch ein kühnes Manöver gelang es Latouche troţ widrigen Windes in den Hafen einzufahren. Wer war nun hier in Gefahr, das Geschwader oder die Stadt? Das war zum mindesten sehr zweifelhaft. Das Geschwader lag dem Feuer der Küstenbatterien offen und konnte selbst zerschmettert werden, wenn es Neapel zerschmetterte. Neapel hatte Furcht, seine beiden eifernden Weiber, die so geeignet waren für den Krieg aus der Ferne, begannen Schwächezustände zu bekommen; der berühmte Seemann Acton, der so gegen Frankreich wütete, fühlte sich durchaus nicht sicher. Latouche schickte einfach einen Soldaten, einen Grenadier der Republik, der dem König von Neapel eine Stunde Zeit gab, diese anzuerkennen und einen französischen Gesandten zuzulassen. Man zauderte. Würde die Frist um eine Minute überschritten, so sollte die Beschießung beginnen. Schließlich unterzeichnete man, ohne einen Ton zu sagen.

Der Gesandte wurde ans Land gesetzt und lebte nun unter diesen arglistigen Menschen; er hatte den gefährlichen Auftrag, einen Geschäftsträger nach Rom zu schicken, welcher ohne Armee und Flotte, allein kraft des französischen Namens, der von der Republik ausgehenden Einschüchterung seine Stellung beim Papste gewinnen sollte. Es war nicht ungefährlich, dem römischen Pöbel die Stirn zu bieten. Ein Pfiff ihrer Herren konnte diese Wilden gegen die Franzosen und die italienischen Patrioten hetzen.

Der Mann, der dieser Gefahr trotzte und sich durch seinen Opfermut einen hohen Platz in der Geschichte verdient hat, war ein gemäßigter Revolutionär; Basville hat, wie seine Werke beweisen, zu den Leuten gehört, die sich mit den ersten Erfolgen der Revolution begnügt hätten, und die, da sie sie nun so nahe dem gefährlichen Abgrund sahen, gern eine auswärtige Mission annahmen.

Er kam an in Begleitung eines Freundes, den unsere Gesandtschaft in Neapel entsendet hatte. Sie sahen auf den ersten Blick, daß alles zu ihrem Empfang vorbereitet war. Da sich die feige Regierung ihren regulären Kräften nicht anvertraute, so hatte sie von allen Seiten die wilden Rekruten aus den Bergdörfern des Apennin



zusammengerufen. Man hatte von der Kanzel herab gepredigt und besonders abends in den Beichtstühlen den bestürzten Frauen erzählt, diese gottlosen Franzosen kämen in die heilige Stadt, um das Banner Satans aufzupflanzen. Die Frauen verbrannten Kerzen, beteten und heulten; die Männer schärften ihre Messer.

Unsere Franzosen fahren tapfer in die Stadt ein, die Kokarde am Hut, und werden von allen Seiten mit Drohrufen empfangen. Sie stellen sich taub, sie hören nichts. Sie werden von wohlmeinenden Leuten ersucht, das verfluchte Abzeichen in die Tasche zu stecken. Sie kehren sich nicht daran und begeben sich mitten durch die wogende und wütende Menge zum Palast des Kardinals Zelada, überreichen ihre Vollmachten und fordern ihn auf, die französische Republik anzuerkennen. Sie erreichen nichts, und fahren, ohne sich entmutigen oder einschüchtern zu lassen, mit ihrem Wagen in langsamem Schritt zurück. Es ist vier Uhr nachmittags (am 13. Januar 1793). Von Verwünschungen und unwürdigen Drohungen überschüttet, entschlossen sie sich zu einer kühnen Tat; sei es um der Ehre Frankreichs willen, sei es, um den italienischen Patrioten zu ermöglichen, zum Schutze der Bedrohten die Waffen zu ergreifen, ließen sie die Fahne der Republik an ihrem Wagen wehen.

Nun begann die Menge mit Tätlichkeiten. Es hagelte Steine und Stockhiebe. Der unerschrockene Kutscher setzte die Pferde in Galopp und lenkte den Wagen in den Hof eines französischen Bankiers. Es blieb keine Zeit, die Tür zu schließen; die Menge drang ein; ein Perückenmacher (wie ich an anderer Stelle sagte, waren die Perückenmacher die Geschöpfe der großen Herren) trifft Basville tötlich mit einem Rasiermesser. Basville verschied am folgenden Tage. Die ruchlosen Mörder nahmen den Todwunden mit, um ihn auch noch zu entehren, nachdem sie ihn schon umgebracht hatten; sie behaupteten später, er habe, gerührt von ihrer apostolischen Milde, den Glauben seines ganzen Lebens abgeschworen und aus den Händen seiner Mörder die Kommunion empfangen.

Was tat der Papst indessen, um Basvilles Tod zu verhüten? Was tat er, um ihn zu bestrafen? Die päpstliche Regierung hütete sich wohl, den Perückenmacher ausfindig zu machen, den doch alle Welt genau kannte.

Wie dem auch sei, vom Tode Ludwigs XVI. wird er sich nicht reinwaschen können vor der Geschichte. Man kann beweisen, daß der Papst es war, der den König von Stufe zu Stufe in seinem Widerstande bestärkte, ihm diesen Widerstand zur Pflicht machte und ihn so in den Tod trieb.

Er kann sich nicht reinwaschen von dem Blut der fünfhundert-

tausend Menschen, die der Krieg im Westen gekostet hat. Am 29. März 1790 hatte er dem König angezeigt, falls dieser die auf den Klerus bezüglichen Beschlüsse bestätige, würde der Bürgerkrieg beginnen. In diesem Briefe sagte er: „Wir haben bisher all unseren Eifer darangesetzt, um zu verhindern, daß eine Bewegung zum Ausbruch kam."

Die Briefe des Papstes, die ich vor mir habe, verraten wenig Überzeugung. Im Jahre 1790 sind ihm die Beschlüsse des Klerus nur einfach „schismatisch"; er wagt noch nicht zu sagen, daß der Kern der Religion damit berührt sei: Im Jahre 1791 sind dieselben Beschlüsse „ketzerisch" geworden. Der Papst bezeichnet sie so. Sein Zorn ist gestiegen, und daher haben die Beschlüsse ihre Natur geändert. Der Ausbruch des Krieges verzögerte sich nach dem Geschmack des Vaters der Gläubigen zu lange; er wartete auf das Blutvergießen und forderte es. In dieser Absicht sandte er den Abt Maury an den jungen Kaiser Franz II. Er bat und flehte, der Kaiser solle den Degen ziehen. Am 8. August 1792 dankt er ihm, daß er endlich den Feldzug eröffnen will.

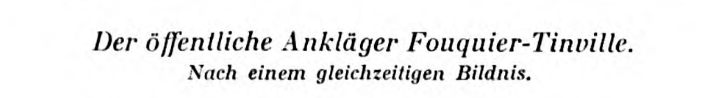
Der Feldzug des Papstes war schon lange eröffnet in unseren westlichen Provinzen. Er betrieb den Krieg auf seine Weise, indem er Briefe und Bullen ausbreiten ließ, die an die Bischöfe gerichtet waren. Seine Briefe an den König waren nicht so öffentlich, indessen kannte der Klerus sie und brachte sie unter das Volk; sie gingen von Mund zu Mund, und die Bretagne, Anjou und die Vendée waren vollkommen unterrichtet über die Dinge, die der Papst dem König einschärfte.

Im Winter, in den Spinnwinkeln der bretonischen Strohhütten, predigte der Priester unverhüllt dem verständnislos dreinblickenden Franzosen den Bürgerkrieg in jener düsteren Mundart, die man Totensprache nennen könnte. Er legte die letzte Bulle aus und die allerletzte Unterweisung des Kardinals Zelada, die in zahllosen Auflagen gedruckt und von den englischen Schaluppen ballenweise an die Küste geworfen wurde.

Von den ersten Erfolgen habe ich berichtet: August 1792 die blutige Schlacht von Châtillon und Bressuire; im Oktober die kleine Angelegenheit von Morbihan, klein, aber wild und abscheulich — Frauen, irrsinnig vor Wut und wie betrunken von Furcht vor der Hölle, die man ihnen einjagte, stürzten sich in den Tod, vor die Mündungen der Gewehre. Sie hatten zu wählen zwischen dem Tode vor sich und der Hölle hinter sich: der Tod machte ihnen noch am wenigsten Grauen.

Den ganzen Winter hindurch herrschte unheimliche Ruhe, ein un-





Der öffentliche Ankläger Fouquier-Tinville.
Nach einem gleichzeitigen Bildnis.

CHARPENTIER

TRIBUNAL
RÉVOLUTIONNAIRE.

LE CHARPENTIER du Domaine fera les préparatifs nécessaires pour l'exécution du Jugement rendu par le Tribunal, contre Fouquier, Foucault, Seller, Garnier Launay, Leroy dit Dix-Août, Renaudin, Vilate, Prieur, Chatelet, Girard, Boyenval, Benoit, Lanne, Verney, Dupaumier et Herman

condamnés à la peine de mort. Cette exécution aura lieu demain dix huit floréal à neuf heures du matin

sur la place de Grève

de cette ville.

L'ACCUSATEUR PUBLIC.

Fait au Tribunal, le dix sept floréal l'an troisième de la République Française.

Von Fouquier-Tinville ausgefertigter Befehl zur Hinrichtung der vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilten Angeklagten.

gewöhnlich passiver Widerstand; es kamen keine Steuern mehr ein; die Aushebung von Menschen unterblieb; alle Behörden waren machtlos, alle Gesetze aufgehoben. Die Priester hinderten besonders die Rekrutierung für die Marine. Der Mann wäre schon gekommen, nur konnte er nicht. Sein Weib hing sich an ihn, klammerte sich an seine Kleider. Unsere Küsten boten ein beklagenswertes Schauspiel. Unsere Häfen und Arsenale waren verlassen. Der allgemeine Verrat unserer Marineoffiziere, die alle Frankreich verlassen hatten, gab uns dem Feinde preis.

Wer schützte Frankreich? Die republikanische Bretagne, und das sei ihr ewiger Ruhm. Ein paar hundert Bürger aus den Städten und Bauern (besonders die aus Finistère) bedienten aus eigenem Antriebe die Küstenbatterien, stellten am Meer entlang starke Patrouillen auf und blieben jede Nacht bereit, in Erwartung der Landung aus Jersey, während sie hinter sich ein ganzes Volk wilder Fanatiker und vor sich die englischen Segel hatten. Frankreich vergaß sie, England bedrohte sie, die Emigranten kamen zurück, der Boden wankte unter ihren Füßen: sie blieben aufrecht und hielten eine Welt in Schach mit ihren zum Schlage bereiten Armeen, mit ihrem heldenmütigen Auge.

Warum nutzten die Engländer eine solche Lage nicht aus, wer konnte sie ernsthaft an einer Landung hindern? Die Emigranten von Jersey baten flehentlich darum. Und Charette bat auch bald: Man ersieht es aus den Erinnerungen der Frau von Larochejaquelein.

Pitt wollte zur Landung durchaus einen Hafen haben, Lorient oder Larochelle. Übrigens fand er seinen Vorteil dabei, wenn er abwartete, was in England und Frankreich die steigende Flut des gegenrevolutionären Fanatismus bringen würde.

Was der Gegenrevolution in Europa am meisten nützte, waren die überall verbreiteten Erzählungen von den Plünderungen in Paris. Gegen Ende Februar erschütterte die Ausgabe von einer Milliarde neuer Assignaten, deren einziges Pfand der zukünftige Verkauf der Emigrantengüter war, das Vertrauen. Das Papiergeld sank im Wert. Der Arbeiter, dessen Tagelohn nicht gestiegen war, erhielt in auf den Betrag dieses Tagelohns lautenden Assignaten tatsächlich einen geringeren Wert, der für seine Bedürfnisse nicht ausreichte. Er erhielt weniger, und der Bäcker, der Krämer forderten mehr. Gegen diese wandte sich seine Wut, gegen den ganzen Handel, gegen den „Wucher“. Einstimmig war die Forderung nach gesetzlichen Höchstpreisen, die der Händler nicht überschreiten dürfe. Sie bedachten nicht, daß eine solche Maßregel die Spekulation unterbinden, die Not und den Mangel



an allen Waren herbeiführen und somit unfehlbar die Lebensmittel verteuern würde. Marat war ebenso unwissend und ebenso blind; auch litt er tatsächlich beim Anblick dieser außerordentlichen Not des Volkes; er verlieh dem Zorn der Menge mit Heftigkeit Ausdruck. Es ist sonderbar und beweist seinen schwankenden Charakter, daß er am 12. Februar eine bemerkenswerte Mäßigung bewiesen hatte. Gemeinsam mit Buzot und der Gironde hatte er die Unterzeichner einer anarchischen Eingabe, die dem Konvent ein Gesetz über den Unterhalt diktieren und Höchstpreise von ihm erpressen wollten, energisch getadelt. Und am 23. Februar ließ er die Worte drucken: „Die Plünderung der Magazine, an deren Toren man ein paar Wucherer aufhängen sollte, würde diesen Unterschleifen ein Ende bereiten." Am folgenden Morgen, dem 24., Plünderung. Die Menge folgte gelehrig ihrem Apostel, schlug den Bäckern die Türen ein, stürmte die Magazine der Krämer, verteilte, unter Ansetzung eines ihr angemessen erscheinenden Preises, Seife, Öl, Kerzen und sogar die Genußmittel, Kaffee und Zucker, unter sich. Ohne das Dazwischentreten der Föderierten von Brest, die noch in Paris waren, hätte der Tumult vielleicht zugenommen. Marat wurde im Konvent angeklagt und benahm sich mit der Sicherheit und Dreistigkeit eines wütenden Narren. Die Gironde setzte durch, daß um der nationalen Ehre willen den Gerichtshöfen aufgegeben wurde, „die Urheber und Anstifter der Plünderung zu verfolgen".

Eine schöne Gelegenheit für das Ausland, die Franzosen als ein Volk von Dieben und Räubern hinzustellen. So traurig die Angelegenheit war, so sehr bedrückte sie auch das nationale Gewissen. Viele von den Beteiligten waren untröstlich über ihre Beteiligung. Vor mir liegt ein Protokoll der Sektion Bonconseil (Archive de la Police): Ein Bürger gesteht unter Tränen, bei der stattgefundenen Verteilung Zucker angenommen zu haben; er ist dem Strome gefolgt, er bereut es und fürchtet in Zukunft der Bezeichnung „Bürger" unwürdig zu sein.

Diese beklagenswerten Gewalttaten waren, wie man sieht, nicht immer zuverlässige Zeugnisse für eine tiefe Unmoral. Noch weniger konnte man annehmen, daß die Teilnehmer an solchen Vorgängen von gegensozialen Lehren beeinflußt waren. Das damalige Frankreich war viel naiver, leidenschaftlicher und blinder als das heutige. Um so größere Blößen bot es den wütenden Anklagen der Gegenrevolutionäre. Es hatte allmählich die Sympathien Europas verloren, war von Ausländern immer weniger besucht und wurde eine Art Insel, über die man nach Belieben Lügen und Märchen anhäufen konnte, wie die Geographen des Mittelalters über unbekannte Erd-



striche. Der lärmende irische Trompeter Burke, den Pitt um zweitausend Franken monatlich mietete, hatte unsern Feinden die Formel gegeben, in der die französische Revolution durch folgenden Vers Miltons bezeichnet wurde: „Unförmiges Monstrum, geboren aus der Umarmung des Chaos und der Hölle.“ Monti erweiterte diesen Text in einem Gedicht, worin er die Ermordung Basvilles feiert. Für ihn ist der Konvent das Pandämonium, bei seinem Namen hört er die Tartarea Tromba brüllen.

Als unser Gesandter von London abreiste, ließ er dort einen Mann zurück, dessen Leben eine fortgesetzte Lüge gewesen ist, Talleyrand. Talleyrand und Dumouriez, beide Verräter, verstanden sich und traten miteinander in Verkehr. Wir werden die Folgen sehen.

Dumouriez war am 1. Januar nach Paris gekommen, um zu sehen, wie der Wind wehte. Er spielte dort eine ganz seltsame Rolle. Statt sich freimütig und aufrichtig den Befehlen des Konvents zu stellen und sich mit offenem Visier zu zeigen, wie es dem ruhmvollsten Diener der Republik geziemte, hüllte er sich in Geheimnisse und lebte meistens zurückgezogen in einem kleinen Hause in Clichy. Von dort begab er sich in verschiedener Verkleidung, schwer erkennbar, bald ins Faubourg Saint-Antoine, um Santerre und Panis, den Freunden Robespierres, auf den Zahn zu fühlen, bald versuchte er im diplomatischen Ausschuß Brissot und die Girondisten zu täuschen. Er mußte bald einsehen, daß niemand ihm glaubte. Was tat er da? Er versuchte ein Kunststück, das, wenn es gelungen wäre, Dumouriez zum Angelpunkt der Politik, zum Zentrum des allgemeinen Handelns und sozusagen zum Schiedsrichter der Welt gemacht hätte.

Ein Mann, der Dumouriez ergeben war und ihm alles verdankte, der französische Gesandte im Haag, erklärte in Paris, Holland und England wünschten nichts anderes, als neutral zu bleiben, aber sie wollten weder mit dem Konvent noch mit dem Ministerium verhandeln, sondern gern mit einem bestimmten Mann, dem General Dumouriez. Dasselbe versicherte ein Agent Talleyrands, der in London geblieben war und im Namen Pitts zu sprechen schien, während Pitt ihn verachtete und sich nicht bereit fand, ihn zu empfangen.

Es saßen im Konvent zwei ehrenhafte und gutgläubige Männer, die Minister des Auswärtigen und der Justiz, Tondu-Lebrun und Garat. Sie bissen auf diesen Köder. Aber die drei anderen Minister, der Girondist Clavières und die Jakobiner Pache und Monge, erkannten deutlich, daß das Ganze Dumouriez' Werk war; der gab für eine Eröffnung der Engländer aus, was er selbst im Haag und in London erbeten und betrieben hatte. Talleyrand gehörte zu den



konstitutionellen Emigranten, und sein Name allein kennzeichnete das Komplott und den Plan der Genossen genügend. Dumouriez machte die Mächte glauben, daß man in ihm den einzigen Mann zu schonen habe, der das Königtum nebst einer Scheinverfassung in Frankreich wiederherstellen könnte.

Dieser schöne Plan wurde im diplomatischen Ausschuß, in dem Brissot und die Gironde herrschten, sehr übel aufgenommen. Er bestätigte, was Brissot schon Ende 1792 geschrieben hatte, daß Dumouriez ein sehr verdächtiger Mensch war, dem man mißtrauen mußte. Brissot wollte einen ganz anderen General haben, einen ehrenwerten und unbestechlichen Mann, seinen und Pétions persönlichen Freund; ich werde gleich davon sprechen.

Aber wie sollte man diesen Unbekannten an Dumouriez' Stelle setzen? Wie sollte man den Mann von Valmy und Jemappes unschädlich machen, den einzigen, zu dem die Armee Vertrauen hatte? Daran war nicht zu denken. Wenn die Gironde es versucht hätte, so hätte sie nur Dumouriez in die Arme der Bergpartei getrieben. Diese hätte einen Volksgötzen aus ihm gemacht, ein glorreiches Opfer, einen Belisar, von der Tyrannei verfolgt und unter seinem Lorbeer beschimpft. Das gab Stoff für eindrucksvolle Reden! Dumouriez hatte übrigens als vorausschauender Mensch seine Vorsichtsmaßregeln bezüglich der Bergpartei getroffen. Er verkehrte nicht nur mit den Freunden Robespierres, sondern er schmeichelte auch der Kommune und den Männern vom September.

Da man Dumouriez nicht unschädlich machen konnte, so mußte man ihn so verwenden, daß er gezwungen war, der geraden, revolutionären Linie zu folgen; wollte er verhandeln, so mußte man ihn gegen seinen Willen zum Krieg und zum Ruhm treiben. Man hielt ihn allgemein für politisch gleichgültig und glaubte daher, er könne, da er keiner Partei anhing, noch jetzt einen Weg betreten, der ebensosehr in seinem wirklichen Interesse lag, als er ein Weg der Ehre war. Das war die Auffassung der Girondisten; zweifellos eine großzügige Auffassung. Aber was sollte man schließlich tun? Danton teilte hierin die Ansicht der Gironde. Selbst Robespierre und Marat gestanden, der eine am 10. März, der andere am 12., daß man, was immer Dumouriez sein mochte, nichts anderes tun könne, als sich ihm anvertrauen. „Daß er durch sein Interesse an die öffentliche Wohlfahrt gefesselt war."

Ein einziger Mann war ein für allemal sein Gegner. Cambon hatte in seinem gesunden Verstande stets gesagt, Dumouriez sei ein unehrenhafter Mensch, ein Verräter, dazu geboren, Frankreich auszuliefern.



Der unbedingte Glaube der Girondisten an den unfehlbaren Fortschritt der Revolution ließ sie diese Wahrsagungen verachten. Sie sahen im Geiste schon die Revolution durch Europa brausen, wie einen unwiderstehlichen Wirbelwind. Sie glaubten, alle Menschen, gute und schlechte, getreue und ungetreue, würden, in einem solchen Wirbel fortgerissen, bald gezwungen sein, voranzugehen.

Dumouriez würde wohl oder übel das vom Schicksal bestimmte, von oben geleitete Schwert der Freiheit sein. Brissot war nicht allein fanatisch, er war der Revolution auch fromm ergeben und glaubte wie jeder Fromme an Wunder; er war der festen Zuversicht, die göttliche Natur der Revolution würde siegen — mit oder ohne Werkzeug, mit oder ohne menschliche Mittel. Große Zeichen vermeinte er am Horizont wahrzunehmen; England war in Gärung; der Tower von London schwankte. Irland stieg aus der Gruft und warf sein Leichentuch ab. „Nationalbataillone" bildeten sich dort, unter dem doppelten Sinnbild der Harfe und der Gleichheitsmütze. Der junge liebenswürdige Fitz-Gérald kam nach Paris und verbrüderte sich mit Frankreich, schwor, Irland würde sich auf das erste Zeichen hin erheben. England, von hinten durch die Irländer angegriffen, von vorne durch Frankreich, würde rings nur Feinde um sich sehen.

Mehrere Historiker versichern, Pitt habe in seinem Eifer, uns zuerst ins Unrecht zu setzen, alles getan, den leichtgläubigen Brissot zu foppen und ihn zur Beantragung der Kriegserklärung zu veranlassen. Das heißt, das damalige Frankreich und die Gironde völlig verkennen. Der Wunsch der Nation und der schon lange vorher beschlossene Plan der Girondisten war, überall die Offensive zu ergreifen und den Kreuzzug der Freiheit über die ganze Erde auszudehnen. Das war kühn, aber es war auch vernünftig; statt den Angriff abzuwarten, mußte man ihm zuvorkommen und alle Völker auffordern, ihr Recht zurückzufordern.

Ludwig XIV. ergriff die allgemeine Offensive im spanischen Erbfolgekriege. Er wartete nicht Europas Angriff ab, sondern er griff Europa an. Und Frankreich hätte warten sollen, da es mit der Kraft eines Prinzips den Vormarsch antreten konnte, unter seinem Banner, dem Banner der Freiheit der Welt!

Die Kriegserklärung an England wurde von Brissot beantragt und am 1. Februar einstimmig angenommen.

Sie machte dem unsicheren Zustand ein Ende, der weder Friede noch Krieg war und brachte Frankreich in eine kühne und ehrliche Lage; sie entzog den Faden der Politik den verdächtigen Händen, die ihn zu ergreifen suchten, und zerschnitt das böse Netz, das Dumouriez zu spinnen glaubte.



Dreißigstes Kapitel.

Frankreich in dreifacher Gefahr
Lyon, Bretagne, Belgien (März 1793)

Dumouriez weigert sich, an den Rhein zu marschieren (Dezember 1792). — Er schont die Belgier und schmeichelt ihnen. — Er will sie nicht um Hilfe angehen. — Die Gironde trägt Bedenken, die Belgier zu zwingen. — Dumouriez glaubt Europa zu täuschen und wird selbst getäuscht. — Die Gironde hätte gern Dumouriez durch Miranda ersetzt. — Leben Mirandas. — Die Gironde ist gezwungen, Dumouriez an seinen Platz zu lassen. — Die Gironde wollte Österreich, Italien und Spanien schlagen. — Romantischer Plan Dumouriez'. — Die Österreicher erstürmen unsere Linien (1. März 1793). — Flucht der Patrioten aus Lüttich (4. März). — Die Bewegung in Lyon (Februar—März). — Die Royalisten in Lyon nennen sich Girondisten. — Allgemeine Gereiztheit gegen die Girondisten, denen man die Schuld gibt an Frankreichs Gefahr. — Ihre Achtung vor den Gesetzen vermehrte die Gefahr der Lage. — Die Kommune pflanzt die schwarze Fahne auf (9. März 1793).

Unter allen Männern der Revolution ist unwidersprochen Dumouriez derjenige, der vor der Geschichte die schwerste Verantwortung tragen wird. Frankreich hatte Grund, es bitter zu bereuen, den Kreuzzug und das Apostolat der Freiheit einem Polizeimann anvertraut zu haben[72]).

Er tat in drei Monaten zwei Dinge. Er ließ die tapfere Armee von Jemappes in seiner Hand zusammenschmelzen; er machte unsere Eroberung Belgiens zunichte, und zwar so völlig, daß das Land schon für uns verloren war, als der Feind sich einstellte.

Die Folge war, daß Frankreich, das gleichzeitig den Dolch der Vendée im Rücken fühlte, sich nur durch krampfhafte Anspannung retten konnte, indem es die fürchterliche Operation des „Schreckens" an sich vollzog; dadurch erhielt es sich zwar für den Augenblick, vernichtete aber für die Zukunft sich und gleichzeitig die Freiheit der Welt für lange Zeit.

Belgien durfte nur eine Durchmarschstraße für Dumouriez sein.

Als die von ihrem Siege begeisterte junge und von Hoffnung entflammte Armee dort anlangte, glaubte sie sich auf dem Marsch zum Rhein. Der General hatte selbst gesagt: „Ich werde am 20. November in Lüttich sein, am 30. in Köln." Er kam nicht weiter als bis Aachen

[72]) Er war Agent der geheimen Diplomatie Ludwigs XV. und Schüler (wie er selbst sagt) einer der unmoralischsten Persönlichkeiten, des Wüstlings Favier.



und bezog am 12. Dezember troß aller Gegenvorstellungen seine Winterquartiere.

Custine, der Frankfurt verloren hatte, aber immer noch in Mainz saß, schrieb Briefe über Briefe an ihn, um ihn zum Weitermarsch zu bewegen. Der Vollziehungsausschuß (in dem damals die Girondisten herrschten) gab ihm den direkten Befehl dazu. Um seinen Mut zu heben, hatte man die Moselarmee (das Bindeglied zwischen Dumouriez und Custine) unter den Befehl Beurnonvilles, eines Freundes Dumouriez', gestellt. Aber nichts machte Eindruck auf ihn. Er erklärte, er würde eher seine Entlassung nehmen, als einen Schritt vorwärts tun[73]).

„Was konnte ich tun," sagte er in seinen Memoiren. „Man hatte den Feind in Luxemburg festen Fuß fassen lassen. Er stand zwischen mir und Custine. Ich hätte ihn in meinen Rücken lassen müssen und meine Armee war gefährdet. Was sollte ich tun? Ich hatte weder Lebensmittel noch Futter; meine Pferde verhungerten. Aus Frankreich erhielt ich nichts." Indessen liest man auf einer anderen Seite derselben Memoiren, daß wenigstens die Löhnung geschickt wurde. Und mehr konnte man nicht.

Belgiens Seele und wahrer Geist waren wie die Frankreichs in der Seele Dantons, als er zweimal, am 22. Januar und am 1. Februar, im Konvent den Antrag auf Vereinigung der beiden Völker stellte. Er gab nicht nur dem Wunsche der Lütticher und des französischen Belgien Ausdruck, sondern ebensosehr dem der Küste Ostendes und der Häfen und des großen von uns befreiten Stromes; hätte die Schelde sprechen können, sie hätte gesprochen wie Danton.

Dumouriez verhinderte alles. Seit seiner Ankunft in Brüssel, wo er doch den Preis für das vergossene Blut fordern konnte, schmeichelte er den Belgiern feige, bat sie, sich selbst zu regieren, das heißt offenbar, zwischen der Revolution und der Tyrannei wählen.

Er hielt Belgien in völliger Zerrüttung, vermied eine Entscheidung, hielt ein unbestimmtes Gleichgewicht zwischen den Aristokraten und den Patrioten, zwischen Freund und Feind. Die Patrioten waren zahlreich im Osten und Westen, in Lüttich und an der Küste, aber schwach im Zentrum. Man hätte sie stärken müssen und die Hilfe unserer Nationalgarden annehmen müssen, die man dem General aus den nördlichen Departements zusandte: eine ganze französische

[73]) Dumouriez wußte recht gut, daß er mit seinem erbärmlich ausgerüsteten und ungenügend verpflegten Heer keinen erfolgreichen Schlag gegen die weitaus besser organisierten Preußen und Österreicher führen konnte, ohne eine vernichtende Niederlage zu erleiden.

Anmerkung des Herausgebers.



Emigration, aber glühend republikanisch. Dumouriez schickte sie zurück.

Wie sahen die Girondisten diese Dinge an? Sie waren damals die Herren in den Ausschüssen des Konvents. Sie zeigten sich zwar gewissenhaft, aber merkwürdig unfähig. „Was kann man machen," meinten sie, „wenn die Belgier nicht mit uns marschieren wollen? Sie berufen sich auf die Souveränität des Volkes; sie sind ihre eigenen Herren wie wir, dagegen ist nichts zu machen."

Nichts zu machen? Man mußte also offenbar ungeschehen machen, was man bei Jemappes getan hatte; Frankreich sollte vergeblich seine Millionen und das Blut seiner Kinder aufgewendet haben; das Veto von ein bis zwei Millionen Flamländer sollte der Weltrevolution in die Zügel fallen. Das mißtrauende Geschrei der Belgier, die untereinander nicht einig werden konnten, sollte die Einstimmigkeit von dreißig Völkern übertönen, die aus ihrer Sklaverei Frankreich herbeiriefen!

Der Beschluß vom 15. Dezember, dieser mächtige Antrieb zur Tat, wurde erst gefaßt, als Dumouriez zu verstehen gab, daß er nicht mehr handeln wollte. Man verkündete den revolutionären Kreuzzug, den allgemeinen Aufruf an die Völker, und Dumouriez kehrte in seine Winterquartiere zurück (12. Dezember).

Dieser Mann glaubte, allzufein, alle Welt zu täuschen. Er sandte nach allen Seiten lügnerische und trügerische Denkschriften. Seine Diplomateneitelkeit blendete seine politische Klugheit völlig. Er bildete sich ein, Preußen durch seine an den König und den Herzog von Braunschweig gerichteten Denkschriften eingeschläfert zu haben. Was tat er nach Jemappes, am Tage seines siegreichen Einzuges in Brüssel? Er schrieb heimlich an den Österreicher Metternich, er nähme nur, um zurückzugeben, die Niederlande an Österreich zurückerstattet, könnten das Unterpfand einer festen Freundschaft werden. Später, im Augenblick seines Einfalls in Holland, trat er auf Umwegen mit den Engländern in Verhandlung. Alle taten so, als glaubten sie ihm; alle foppten sie ihn und trafen ihre Vorbereitungen. Bald wird er überrascht, geschlagen und schimpflich aus Belgien weggefegt.

Nichts ehrt die Revolution und die Lauterkeit und Aufrichtigkeit der revolutionären Parteien mehr als das kränkende Bild, das Dumouriez davon gibt. Wir haben gesehen, wie er in Paris mit allen verhandelte und von allen schlecht aufgenommen wurde. Er konnte niemanden übertölpeln, gerade weil sie einfach, aufrecht und bieder waren. Die gemeinsame Sprache fehlte.



Er hatte keinen Einfluß auf Cambon, keinen bei den Jakobinern. Die Jakobiner wollten überall die revolutionäre Regierung: Dumouriez war nicht ihr Mann. Die Girondisten wollten die revolutionäre Propaganda und den allgemeinen Kreuzzug: Dumouriez war nicht ihr Mann[74]). Sie brauchten einen begeisterten General, der ihre Überzeugung teilte, der weniger vorsichtig die materiellen Mittel berechnete und an den Sieg des Glaubens glaubte, einen edlen Don Quichote der Revolution. Er war gefunden. Es war der Freund Pétions und Brissots, ein Unterführer Dumouriez', ehemaliger Freiwilliger Washingtons, Miranda de Caraccas.

Es sei mir gestattet, ein Wort zum Ruhme des unglücklichen Miranda zu sagen, zum Ruhme des spanischen Charakters, der in seinem Leben und seinem Tode so würdig zum Ausdruck kommt. Dieser heldenmütige, strenge Mann war von vornehmer Geburt und sehr reich, er opferte von Jugend an seine Ruhe und sein Vermögen dem Triumph einer Idee, der Befreiung des spanischen Amerika. Es gibt kein anderes Beispiel eines so aufopfernden Lebens, das ganz systematisch dem Vorteil einer Idee diente, ohne daß je ein einziger Augenblick persönlichem Interesse gewährt wurde. Schon in seiner Jugend ließ er mit großen Kosten die besten Lehrer zu sich nach Spanien kommen, Männer und Bücher, trotz der Inquisition. Er machte Studien auf allen Schlachtfeldern in ganz Europa und in den Vereinigten Staaten; aber er brauchte eine Armee. Er erbat sie von England, von Rußland, wo er Aufnahme fand. Als 1789 anbrach,

---

[74]) Die Girondisten werden hier unwiderlegbar gerechtfertigt von einer Seite, von der man es am wenigsten erwarten sollte. Nämlich von einem Manne, den sie mit größter Härte und Verachtung behandelt haben, von Garat. Und anderseits von Mallet du Pan, einem gehässigen Royalisten, der ihre noch warme Asche besudelt, indessen unbewußt ihre Unschuld beweist. Garat sagt in seinen Memoiren: „Die früheren Beziehungen Dumouriez' zu Brissot und der Gironde hatten schon lange Gefühlen Platz gemacht, die sich kaum hinter jenen Rücksichten bergen konnten, die ein General den Gesetzgebern schuldet, und die Gesetzgeber einem General schuldeten, durch den die Republik triumphierte." — Das Mißtrauen Brissots gegen Dumouriez und seine Vorliebe für Miranda kommen deutlich zum Ausdruck an folgender, von Mallet du Pan angeführten Stelle eines Briefes Brissots an einen der Minister: „Steckt Europa an allen vier Enden in Brand, unsere Wohlfahrt bleibt bestehen. Dumouriez kann uns nicht genehm sein. Ich habe ihm stets mißtraut. Miranda ist der geeignete General; er hat Verständnis für die revolutionäre Macht; er ist voll von Geist und Kenntnissen." So schreibt Brissot Ende des Jahres vorher (1792). (Mallet du Pan, Considérations sur la nature de la Révolution de France, Seite 37.)



schloß er sich Frankreich an. Wir werden sehen, welches Schicksal ihn hier erwartete[75]).

Dumouriez hat ihn unwürdig verleumdet und ist dennoch gezwungen, das seltene und einzigartige Verdienst des spanischen Generals zuzugeben. Keiner war geistreicher als er, keiner unterrichteter. Und was den Mut anbetrifft, so hatte er zwar nicht den glänzenden Unternehmungsgeist unserer französischen Militärs, besaß aber im höchsten Grade die kastilische Festigkeit; und diese edle Eigenschaft ruhte bei ihm auf einer anderen, ebenso ruhmvollen, auf der Kraft und Tiefe seines revolutionären Glaubens. Als in der Armee Dumouriez' jene unglückselige Panik ausbrach, als die berühmten Thermopylen der Argonnen, deren Leonidas sich Dumouriez nannte, und in überraschendem Angriff genommen waren, und die Armee beinahe aufgelöst, in Hast und Verwirrung auf Sainte-Menehould zurückflutete, befehligte Miranda die Nachhut, bewies eine wunderbare Kaltblütigkeit und stellte sich dem Feind. Diese heldenhafte und etwas stolze Kälte stand mit dem französischen Charakter nicht sehr in Einklang. Mit seinem dunklen spanischen Gesicht sah Miranda hochmütig und düster aus und bot den tragischen Anblick eines Mannes, der eher zum Martyrium als zum Ruhm berufen ist; er war unglücklich geboren.

Schon Ende 1792 hätten Brissot und Pétion gern Dumouriez durch Miranda ersetzt, den ehrenhaften und festen Spanier an den Platz des Gascogners gestellt. Wie ich bereits sagte, begegnete dieser Plan unendlichen Schwierigkeiten. Miranda war Ausländer, in Frankreich kaum bekannt. Er hatte noch nichts Aufsehenerregendes geleistet. Hätte man ihn an Stelle Dumouriez' zum Oberkommandierenden gemacht, so wäre alle Welt erstaunt und empört gewesen und die Bergpartei hätte leichtes Spiel gehabt. Keiner der Unterführer Dumouriez' hätte dem neuen Mann gehorchen wollen.

Die Girondisten hatten noch die Mehrheit im Ministerium und in den Ausschüssen; die Hauptverantwortung für die äußeren Ereignisse ruhte auf ihnen. Mochte ihnen Dumouriez auch noch so verdächtig werden, und zwar sowohl durch die Begünstigung der Aristokraten in Belgien als durch seine jakobinischen und terroristischen Beziehungen in Paris: sie mußten ihn ertragen. Was sage ich, sie mußten ihn öffentlich unterstützen und mit ihrer Zustimmung den

[75]) Im Vendémiaire irrte er sich und bekämpfte den Konvent. Aber er nahm, so alt er war, in der Umgebung des jungen Bolivar am Befreiungskampfe Amerikas teil. Durch ein grausames Geschick wurde er im Augenblick des Sieges von einer amerikanischen Verschwörung an Spanien ausgeliefert und starb in den Verließen von Cadix in vier Jahren langsam dahin.



Mann stärken, der Frankreichs Schwert führte und im Begriff war, es in einem neuen Feldzuge zu ziehen.

Bei den Zusammenkünften mit ihm fanden sie ihn in völligem Gegensatz zu ihren Ideen. Er wollte die Defensive am Rhein und die Offensive in Holland. Sie wollten das Gegenteil. Er behauptete, er habe Zeit genug, Holland zu besetzen, bevor die Mächte wach würden. Sie glaubten mit Grund, Preußen und Österreich würden ihm zuvorkommen, und man würde ihn auf die Maas zurückdrängen. Drei Monate lang verweigerten sie ihm den Einfall in Holland, den er nur machen konnte, wenn er seine Kräfte teilte, wenn er die Maas und Lüttich entblößte, wenn er alles verlieren wollte. Und so geschah es.

Lange Zeit wollte Brissot England schonen. Er kannte die Geschichte dieses Landes sehr gut und wußte, wie sehr in Wahrheit das englische Volk der Narr seiner falschen Revolution geblieben ist[76]). Dies Volk wäre erstickt, hätte die Aristokratie es nicht auf eine andere Fährte gelockt und ihm alle Meere geöffnet. Brissot glaubte, logisch und vernunftgemäß, die Engländer würden die Revolution in Frankreich als eine Gelegenheit betrachten, endlich ihre eigene zu Ende zu führen. Seine Begründung war vollkommen richtig, und er täuschte sich doch.

Ein anderer Gedankengang Brissots, der den Schein für sich hat, war folgender: „Die Völker, die das Glück gehabt haben, ihre religiöse Revolution schon durchzuführen, können der politischen Revolution nicht feindlich sein: also sind die Engländer, Holländer, Preußen, alle protestantischen Völker, unsere natürlichen Freunde. Gegen die Katholiken, gegen den Fanatismus des Südens, gegen Österreich, Italien, Spanien und die spanischen Kolonien müssen wir unsere Waffen kehren."

Das war theoretisch sehr richtig, tatsächlich aber sehr falsch[77]).

[76]) Man hat Brissot beschuldigt, ein Bewunderer der Engländer zu sein. Das ist ganz unrichtig. Er pflegte zu sagen, wenn er von dieser oder jener verderblichen Einrichtung sprach: „Und das war ein Verderben für England." „Unter welchem Breitengrade hat es sich denn verdorben?" bekam er dann zur Antwort. (Et. Dumont „Souvenirs".) Ein Witz ist keine Begründung.

[77]) Es wäre eine große Arbeit, alle Politiker aufzuzählen, die verunglückt sind, weil sie allzu logisch gedacht haben, weil sie voraussetzten, die Vernunft leite den Gang der Welt. Eins der auffälligsten Beispiele bietet Jan de Witt, der ebenfalls 1672 nicht glauben konnte, Frankreich würde die ungeheure Dummheit begehen, Holland anzugreifen, seinen natürlichen Verbündeten gegen England. Dieser große Mann sah England als den künftigen Herrn der Meere und erkannte, wie sehr es in Frankreichs und



Brissot und die Girondisten hätten gern die Schläge auf einmal geführt: am Rhein, in Italien, in Spanien. Freilich stand die Armee gegen Spanien vorläufig nur auf dem Papier. Die Armee gegen Italien bestand und war vielleicht ebensogroß wie die Bonapartes im Jahre 1796, unglücklicherweise aber viel weniger kriegstüchtig. Kellermann, der sie führte, war nichtsdestoweniger voller Hoffnung. Als er den Konvent verließ, sagte er: „Ich gehe nach Rom."

Was die Lage am Rhein angeht, so war man durch Dumouriez' strikte Weigerung, mit Custine gemeinsam zu operieren, gezwungen, alles zu vertagen. Dumouriez erzwang sich den Befehl zum Einfall in Holland; er hegte die verstiegene Hoffnung, die Sache im Anlauf machen zu können und rechtzeitig zurückzukehren, um die zerrüttete Armee, die er in Lüttich und Aachen ließ, zu halten.

Es war ihm bekannt, daß die Preußen am 30. Januar den Vormarsch angetreten und die clevischen Lande erreicht hatten. Es war ihm bekannt, daß starke österreichische Kräfte am Rhein, am Niederrhein und in Luxemburg standen, und daß man ein viertes Armeekorps zur Unterstützung Hollands herbeiholte. Ein böser kleiner Fluß, die Roër, trennte Österreicher und Franzosen. Die letzteren waren überdies wenig zahlreich und mußten beim ersten Stoß auf Lüttich zurückgehen. In der Abwesenheit Valences (Dumouriez' Mann, der ihn mit nach Paris genommen hatte), sollte Miranda den Oberbefehl führen. Dumouriez hatte nicht einmal Weisung gegeben, wo die zerstreuten Korps sich im Falle eines Angriffs sammeln sollten; er gestand selbst seine Unvorsichtigkeit zu. Miranda hatte nur den Auftrag, Maastricht zu nehmen, das sich nach Dumouriez' Meinung unfehlbar nach der dritten Bombe ergeben würde. Miranda warf fünftausend Bomben hinein. Die Vermutung ist nicht allzu gewagt, Dumouriez, der die Voreingenommenheit der Girondisten für den spanischen General kannte, wäre nicht böse gewesen, wenn Miranda einen etwa zu erwartenden Mißerfolg davongetragen hätte, wenn er gedemütigt worden wäre, an Ansehen verloren und unmöglich wurde.

Während sich Dumouriez in Sicherheit wiegte, ohne sich ablenken zu lassen, den Einfall in Holland betrieb und Boote heranschaffen ließ, schäumte die österreichische Flut am ersten März über unsere Linien, die ungarischen Husaren an der Spitze, mit dem jungen

Hollands Interesse lag, vereint zu bleiben. Er sah sehr wohl die Zukunft, aber er sah nicht die Gegenwart und die Dummheit Ludwigs XIV., der sich auf Holland stürzte, das Land zum Anschluß an England trieb und durch dieses Zwangsbündnis die englische Größe begründete. Brissot folgerte ebenso. Er glaubte der Logik gemäß, die protestantischen Völker müßten Freunde der Revolution sein, was vollkommen falsch war.



Prinzen Karl, der zum erstenmal im Felde stand. Beim ersten Stoß war man gezwungen, auf Lüttich zurückzugehen. Alle Welt hatte dies vorausgesehen, mit Ausnahme des Generals, der sich auf seine heimlichen Verhandlungen und auf die guten Worte verließ, mit denen ihn der Feind allem Anschein nach hingehalten hatte.

Der überstürzte Rückzug war sehr grausam. Er beraubte ein Volk, das sich um unseretwillen äußerst bloßgestellt hatte, seines Schutzes. Die tapfere Bevölkerung von Lüttich, die schon seit zwei Monaten um Waffen bat, die heldenmütige Stadt, mit der Dumouriez nichts anzufangen gewußt hatte, wurden im Stich gelassen, unsere besten Freunde der Rache Österreichs preisgegeben. Die Lütticher Patrioten waren genötigt, zu fliehen. Aber wie? Es war keinerlei Vorsorge getroffen. Weder Geld noch Wagen waren vorhanden, und man konnte die weinenden Frauen und Kinder weder zurücklassen noch mitnehmen. Das Wetter war scheußlich, viel kälter als im Winter; der Schnee fiel dicht. Beim Anbruch der Nacht (vom 4. zum 5. März) erfährt man, daß die Maaslinie gestürmt ist, daß die französische Armee im Weichen ist und auf Saint-Trond zurückflutet. Keine Minute ist mehr zu verlieren. Mitten in der Nacht, im Schneegestöber, machen sich Männer, Frauen und Kinder, ein wahrer Trauerzug, auf den Weg nach Brüssel, den auch die französische Armee nahm, eine jammervolle Schar, ohne andere Hilfsmittel für die Zukunft als die Almosen aus Frankreich.

Es ist hart für einen Franzosen, die Geschichte Lüttichs zu erzählen. Ich, der ich sie vom fünfzehnten Jahrhundert an verfolgt und gesehen habe, was dies Volk seit Ludwig XI. alles für Frankreich getan und gelitten hat, fühle gleichsam Gewissensbisse dabei. Ja, als Franzose und Vertreter meiner Vorfahren fühle ich mit Schmerz, daß ich mitverantwortlich und geradezu haftbar bin für das Unglück dieser armen Stadt, die so oft für uns geopfert wurde. Zweimal, dreimal wurde sie zerstört, weil sie dem Wort unserer Könige geglaubt hatte; diese verwandten sie gleichsam als Schild vor dem Herzen Frankreichs, wenn Gefahr im Verzuge war und überließen sie dann, wenn sie aus tausend Wunden blutete, ihrem Untergang. Ach! Die Lütticher hatten keinen Grund, mit der Republik zufrieden zu sein. Ihr General, Dumouriez, hatte keinerlei Vorsichtsmaßregel zu ihrem Schutz getroffen; er dachte nicht einmal daran, ihren tapferen Degen zu verwenden[78]).

[78]) Die republikanische und franzosenfreundliche Begeisterung der Lütticher Bevölkerung in Ehren — aber was wollte Dumouriez mit einem Haufen Zivilisten anfangen, die weder Soldaten noch im Besitz genügender Waffen und Munition waren? Diese freiheitsbegeisterten Bürger und Ar-



Dies Unglück, diese Schande, dieser erste Mißerfolg Frankreichs, dies Imstichlassen unserer Freunde, all diese schlechten Nachrichten, wurden hier in den Tagen vom 5. zum 10. März bekannt. Paris war damals nicht unempfindlich. Der Rückstoß wurde außerordentlich schwer gefühlt; zuerst schämte man sich und errötete, dann schoß das Blut in überzeugtem patriotischen Unwillen zum Herzen.

Keine Bewegung war nationaler als die vom Sonntag, dem 10. März 1793, in der die Girondisten nur eine kleine Verschwörung zu erblicken geglaubt haben. Ein ewiger Vorwurf würde auf Frankreich und auf Paris, Frankreichs Gewissen, lasten, wenn es nicht die Schande und den Schmerz eines solchen Augenblicks empfunden hätte.

Was künstlich an dieser natürlichen Bewegung war, will ich gleich sagen. Wie die Parteien in ihrer merkwürdigen Erbitterung, in ihrem Patriotismus selbst, diese Bewegung ausbeuteten, will ich erklären. Und wenn all das auseinander gesetzt ist, so wird dennoch bestehen bleiben, daß diese Bewegung ursprünglich war, ein unwillkürlicher Aufsturm des französischen Herzens.

In acht oder zehn Tagen prasselte ein schauerlicher Hagel düsterster Nachrichten wie zermalmend auf Paris nieder.

Der Reigen begann mit Lyon; man erfuhr, daß dort eine große Bewegung zum Ausbruch gekommen war. Zu jeder Zeit hatte diese große Stadt die Gegenrevolution verborgen und begünstigt. In den

beiter, Weiber und Kinder wären nur nutzloser Ballast gewesen und hätten die Schlagkraft der regulären Truppe geschwächt und ihre Aktionsfreiheit gelähmt. Außerdem fehlte es Dumouriez an allem; er hatte weder genügend Proviant, noch Waffen und Munition für seine eigenen Leute, noch Futter für die Pferde. Mit Mühe erhielt er aus Paris den Sold für das Heer, im übrigen nicht mal wertlose Assignaten, um die dringend nötigen Lieferungen bezahlen zu können. Der Konvent verwies Dumouriez auf das Privatvermögen des belgischen Klerus und Adels, das er „nationalisieren", d. h. seinen rechtmäßigen Besitzern wegnehmen und für den Unterhalt seines Heeres und für politische Propaganda verwenden sollte. Dumouriez sah aber weiter als die beschränkten Ideologen, die im Konvent das große Wort führten. Er wußte recht gut, daß ein solches Vorgehen den französischen Interessen mehr schaden als nützen und die besitzenden Kreise Belgiens nicht für die revolutionären Ideale der Freiheit und Brüderlichkeit gewinnen würde. Er hätte sich dadurch die Belgier zu Feinden, statt zu Freunden gemacht. Damit wäre die Lage der französischen Armee in Brabant unhaltbar geworden und er hätte alle Vorteile aufgeben müssen, die ihm der Sieg bei Jemappes gesichert hatte. Michelet beurteilt die Dinge eben vom Standpunkt des einseitigen, parteipolitisch eingestellten Laien aus, aber nicht als Militär. Dumouriez war ohne Zweifel der beste und fähigste General der ersten Revolutionsjahre, dessen wohldurchdachte Pläne indes an der militärischen Unkenntnis und der politischen Starrköpfigkeit der Pariser Machthaber scheitern mußten. Anmerkung des Herausgebers.



hohen schwarzen Häusern der Industrieviertel, die zu zehn Stockwerken aufgetürmt waren, in den langen öden Straßenzeilen, die nach Fourvières ansteigen, in den geheimnisvollen Schlupfwinkeln der Geistlichkeit, konnten sich die gefährlichsten Agenten der Emigranten bequem verbergen. Sie benutzten gemächlich die Handelsbeziehungen der Stadt, um nach den Alpen hin, nach Paris, zu den Aufständischen von Jalès, in die Bretagne und die Vendée ihre Zeichen zu geben. Der Schlag vom 21. Januar machte sie nur stärker; ein ganzes Volk von widerspenstigen Priestern, verkleideten Adligen, überspannten Nonnen, nisteten sich in Lyon ein und unterwühlten es mit seinem Fanatismus. Es gab kein Mittel, sie zu fassen. Das große Lyon der Industrie und des Handels, das nur wenig Arbeit hatte und nicht mehr verkaufen konnte, war mit dem aristokratischen Lyon im Einverständnis. Die Kaufleute waren Girondisten gewesen und glaubten es noch immer zu sein; sie wurden aber Royalisten. Die republikanische Partei wurde jeden Tag kleiner und war außer sich über ihre Ohnmacht und ihre Gefahr. Sie hatte das Gesetz auf ihrer Seite und vermochte nichts. Zwei frühere Priester, eifrige Schüler Marats, Laussel und Chalier, leiteten die Kommune; die Wirrnisse einer so furchtbaren Lage stieg ihnen zu Kopf; sie standen sozusagen allein gegen eine Welt, alle ihre Worte waren Aufforderungen zum Töten, waren Rufe nach der Guillotine, und damit leisteten sie ihren Feinden die besten Dienste. Sie royalisierten die Stadt besser als es alle Priester und Adlige je gekonnt hätten. Die Dinge kamen so weit, daß die Föderiertenbataillone, die man „Fils de famille" nannte, die Gemeindebeamten beschimpften, ihnen ihre Feldbinden entrissen und die auf der Place Belcour aufgestellten Bilder der Freiheit und Jean-Jacques' am Freiheitsbaume schändlich an den Pranger stellten; in den Klublokalen schlugen sie alles in Stücke. Eine sehr unklare Revolution. Zu wessen Vorteil sollte sie ausschlagen? Man wußte es nicht. Sie gab sich für girondistisch aus. Aber hätten die Emigranten von Turin die Grenze überschritten, würden sie dann nicht die Tore von Lyon weit offen gefunden haben?

Der Konvent konnte keine Truppen schicken. Er tat etwas, was im Altertum denkbar ist, was Sparta getan haben würde; er schickte einen ehrenhaften und lauteren Mann, den Schlachter Legendre. Dieser Mann war trotz seines wütenden Aussehens sehr gut; er trug die Republik im Herzen und zeigte sich gemäßigt, unparteiisch und äußerst unerschrocken. Er sprach, als wenn er hunderttausend Mann hinter sich gehabt hätte. Nach rechts und links teilte er Schläge aus, setzte den girondistischen Bürgermeisterkandidaten ins



Gefängnis, der von den Royalisten unterstützt wurde, und sperrte ebenso den Lyoner Marat, Laussel, ein, bis er Licht in seine zweifelhafte Buchführung gebracht hatte. Die angeblichen Girondisten meinten ihn durch eine aufrührerische Drohschrift zu erschrecken; er zerriß das Papier vor ihren Augen und sagte zu ihnen: „Man mag es mit mir ebenso machen; man soll mich tot, in vierundachtzig Stücke zerteilt, an die Departements schicken. Frankreich soll eure Ruchlosigkeit erfahren."

Ein merkwürdiges Mißgeschick verfolgte die Gironde.

Diese Lyoner Royalisten, welche mit den Waffen in der Hand die republikanischen Klubs schlossen, die Behörden beleidigten und sogar den Abgesandten des Konvents bedrohten, nannten sich Girondisten.

Dumouriez, dessen ersten Mißerfolg man jetzt erfuhr, war von der girondistischen Presse unterstützt worden und wurde es noch. Die Girondisten, die im Ministerium und in den Ausschüssen noch die Leitung in Händen hatten, mußten ja den unentbehrlichen Mann verteidigen, den einzigen General, den sie nicht hätten ersetzen können. Die Bergparteiler hatten diese Verantwortlichkeit nicht und gaben ihrem Mißtrauen gegen Dumouriez nach Belieben Ausdruck. Sie verfehlten nicht, zu unterstreichen, sie hätten diese Rückschläge vorausgesehen, den großen Verrat des girondistischen Generals.

Alles also klagte die Gironde an.

Am 5. kam der Streit zum Ausbruch. Man verlangte, daß die Nachrichten aus Belgien mitgeteilt würden. Man forderte, die Föderierten von Brest und andere, die noch in Paris waren, sollten zur Armee geschickt werden. Die Gironde spaltete sich. Es war bei der großen öffentlichen Gefahr ein wenig beschämend, für die eigene Gefahr ein Korps zurückzuhalten, das an der Grenze so nützlich werden konnte. Ein Teil der Girondisten, mit dem jungen Fonfrède an der Spitze, vertraute auf die Treue von Paris. Mochte es gehen wie es wollte: sie stimmten der Entfernung der Föderierten zu. Die Gironde war nun schutzlos. Würde die Festigkeit des Konvents groß genug sein, sie zu verteidigen, sich selbst zu verteidigen, falls der Aufruhr an seinen Türen brüllte? Die Hauptfrage der Freiheit, der einzigen Gewalt, die in Frankreich blieb, stand hier auf dem Spiel.

Die Lage war erschreckend. In Paris, in Lyon, in Lüttich und in ganz Belgien, wo unsere vom Feinde bedrängte Armee leicht von den Bauern aufgerieben werden konnte[79]). Und bei alldem kannte

[79]) Hier gibt Michelet also selbst zu, daß die belgische Landbevölkerung den Trägern der französischen „Freiheit" keineswegs allzu wohlwollend gegenüberstand. Anmerkung des Herausgebers.



N° 167.

LE PUBLICISTE

DE

LA RÉPUBLIQUE FRANÇAISE,

PAR MARAT L'AMI DU PEUPLE,

DÉPUTÉ A LA CONVENTION.

Auteur de plusieurs ouvrages Patriotiques.

Ut redeat miseris, abeat fortuna superbis.

Du Vendredi, 12 Avril, 1793.

CONVENTION NATIONALE.

PRÉSIDENCE DE *DELMAS*.

Les trahisons de Louis Capet, & des principaux émigrés, démontrées par la correspondance de l'ex-comte d'Escar, capitaine des gardes de l'ex-comte d'Artois; dénoncée par l'Ami du peuple, & saisie par le comité de sûreté-générale. Réflexions sur les défauts capitaux de l'organisation de ce comité. Observations essentielles, sur les perfides officiers des hussards de la liberté

Plusieurs membres de la faction des hommes d'état & de la clique Rolland, ou plutôt royaliste,

Titelseite der von Marat herausgegebenen Tageszeitung.



man nur die Hälfte der Gefahr. Am 3. hob sich der Schleier über der ungeheuren dunklen Verschwörung der Aufständischen in der Bretagne. Am 10. stand die Vendée auf. Von diesen neuen Gefahren wußte man in Paris noch nichts.

Offenbar versank Frankreich. Und das schrecklichste war, daß der Konvent es allem Anschein nach versinken ließ. Er wußte nicht zu handeln und wußte nicht zu wollen. Er hatte seit einiger Zeit unter dem versteckten Einfluß von Sieyès, Barère und anderen die beklagenswerte Gewohnheit angenommen, die Ausführung der von ihm angenommenen Anträge der Bergpartei denjenigen anzuvertrauen, die diese Anträge bekämpft hatten und sie nicht ausführen wollten, ich meine die Girondisten. Alles an der Versammlung war lahm, außer der Sprache. Der Berg schrie, die Gironde redete, Barère hielt Reden, Robespierre predigte. Und nichts geschah.

Frankreich hatte in sich einen furchtbaren Feind, der es in den Tod trieb. Dieser Feind war das Gesetz.

Überall war das Gesetz gemacht worden in Haß und Mißtrauen gegen die Exekutivgewalt, die damals der König war, in Haß gegen alles Handeln. So stieß man also jedesmal, wenn man handeln und einen Schritt vorwärts tun wollte, unfehlbar an einen Stein. Dieser Stein war das Gesetz.

Und damit man nicht hinausginge über diesen Markstein, standen die bezeichneten Freunde des Gesetzes, die girondistischen Advokaten, neben ihm, mit ihrem beredten, aufrichtigen und um so hartnäckigeren Widerstande. „Gehen wir nach dem Gesetz unter!“ Das war ihr ganzes Rezept, das war die ganze Hilfe, der einzige Trost, den sie für Frankreich hatten.

Die Gesetze von 1791, kaum verändert im Jahre 1792, waren für eine andere Zeit, ich möchte fast sagen, für ein anderes Jahrhundert gemacht; verdienten sie wirklich diese Aufopferung und diesen Fanatismus? Man konnte mit Grund daran zweifeln.

Die Gironde war das wahre Hemmnis in dieser Zeit. Und sie wurde es besonders, als die girondistische Presse, mitten in der Krisis, da eine Stunde, ja eine Minute Verspätung alles verderben konnte, die Gefahr leugnete und behauptete, man übertreibe unsere Mißerfolge, und so den heilsamen Aufschwung des Volkes behinderte.

In diesem beklagenswerten Zustand fand Danton Paris und den Konvent bei seiner Rückkehr von Belgien.

Am 8. März wird das Eis gebrochen. Danton und Lacroix, die Kommissare für Belgien, erscheinen in der Versammlung. Lacroix als Militär nimmt zuerst das Wort und beschuldigt den Minister Beurnonville, er verheimliche die Vorgänge; Lacroix hat alles gesehen.



Will die Versammlung, daß man die Einzelheiten bekannt gibt? — Ja. — Da gibt er den traurigen Bericht. Alle, Freiwillige und Soldaten, müssen sich unverzüglich, in Wegabschnitten von etwa sieben Meilen am Tag zur Armee begeben. Das wird einstimmig beschlossen.

Danton fügt hinzu, daß das Rekrutierungsgesetz zu langsam arbeiten wird. Paris muß einen gewaltigen Anlauf nehmen. Dumouriez ist nicht so strafbar wie man meint; man hat ihm dreißigtausend Mann Verstärkungen versprochen, und er hat nichts bekommen. Kommissäre müssen die achtundvierzig Sektionen durcheilen, die Bürger zu den Waffen rufen und sie auffordern, ihre Eide zu halten.

„Und die Journalisten müssen schweigen," fügt der Jakobiner Duhem hinzu, „sie dürfen den öffentlichen Geist nicht verwirren."

„Ihr wollt also," ruft Fonfrède, „die Zensur und die Inquisition wiederherstellen?"

„Nein, das werden wir nie tun," antwortet für die Bergpartei der fanatische, aber anständige Jean-Bon-Saint-André. „Nur könnte der Konvent seinen Verhandlungsraum den Pamphletisten verschließen, die ihn herabwürdigen."

Abends wiederholt sich der Vorgang in der Kommune. Man richtet einen ungestümen Aufruf an die Pariser. Wenn sie zögern, so ist alles verloren. Ganz Belgien ist vom Feinde besetzt. Valenciennes ist die einzige Stadt, die den Feind kurze Zeit aufhalten könnte. Der grollt besonders den Parisern. Sie mögen rüsten, für ihren Schutz sorgen, ihre Frauen und Kinder retten. Auf dem Hotel de Ville wird man die große Fahne aufziehen, welche anzeigt, daß das Vaterland in Gefahr ist, und auf den Türmen von Notre-Dame wird die schwarze Fahne wehen.



Einunddreißigstes Kapitel

Bewegung vom 10. März 1793
Das Revolutionstribunal

Nationale Bewegung in Paris am 9. und 10. März. — Was wollten die revolutionären Führer? — Sie wollten die Gironde lähmen, aber nicht umbringen (9. und 10. März 1793). — Gewalttätige Absichten des Ausschusses im erzbischöflichen Palais, Varlets, Fourniers usw. (9. März 1793). — Die girondistische Presse begeht das Unrecht, die Gefahr zu leugnen. — Frankreichs dreifache Gefahr wird am 9. morgens bekannt (März 1793). — Die girondistischen Druckereien werden zerstört (am Abend des 9. März 1793). — Die Zerstörer versuchen, die Sektionen und die Kommune mit fortzureißen (10. März 1793). — Sie treiben das Volk zu den Jakobinern. — Der Konvent am 10. März. — Rede Dantons, edelmütiger Aufschwung, Drohungen. — Organisation des Revolutionstribunals, die von Cambacérès gefordert und von Robert Lindet vorgeschlagen wird. — Widerstand Cambons und der Girondisten. — Dringende Vorstellungen Dantons. — Die bedrohte Gironde verläßt den Konvent. — Die Kommune unterstützt die Mordpläne nicht. — Das Revolutionstribunal wird in der Abendsitzung errichtet.

Zweifellos mußte am 9. März irgendeine Bewegung stattfinden, um Frankreich zu retten oder zu vernichten, um Leben oder Tod. Man wagte nicht sehr zu hoffen, diese Bewegung werde ein großer militärischer Aufschwung sein. Paris schien gelämt. Die Versammlungen der Sektionen waren beinahe verödet. Die Klubs wurden immer leerer. Die Werbung hatte wenig oder gar keinen Erfolg. Dieser letztere Punkt wird von den Blättern aus jenen Tagen festgestellt und beklagt (noch am 4. März). Was war aus der Begeisterung des Aufmarsches von 1792 geworden? War dies dasselbe Paris? Und gab es noch ein Paris? Der Winter, das völlige Stocken von Handel und Arbeit, die Kälte, der Hunger und das ganze Elend hatten die unglückliche Bevölkerung langsam zermürbt und entnervt. Und noch schwerwiegender war die Wirkung der Septembertage. Sie hatten der Seele einen Schlag versetzt. All die Wechselfälle im Prozeß des Königs, der innere Streit, der sich daraus in jeder Familie entspann, die Klage der Frauen hatten die moralische Haltung sehr erschüttert. Dennoch, als man am 9. morgens von allen Enden der Stadt aus auf den Türmen von Notre-Dame die düstere schwarze Fahne sah, als man sah, wie sich auf dem Rathause die schon historische Standarte im Winde entfaltete, die Gefahr des Vaterlandes verkündend, die Standarte der Freiwilligen von Valmy und Jemap-



pes, da fand sich Paris noch einmal wieder. Noch einmal schwellte ein frischer Hauch die magere Brust, und in den hohlen Augen stand noch einmal eine Träne. Die nicht gegessen hatten, fühlten sich gesättigt, und die nicht getrunken hatten, waren wie trunken. Die Haltung des Faubourg Saint-Antoine war prachtvoll, heldenmütig. Der Faubourg ging nicht nach Paris hinein, machte kein unnützes Geschrei. Statt sich an den Wirren zu beteiligen, bot er am 11. März dem Konvent eine Schutzwache an. Er beschäftigte sich einzig mit der allgemeinen Gefahr; er hatte das Herz an der Grenze und dachte nur daran, schleunigst zu rüsten. Die in Menge sich anbietenden Freiwilligen einstellen, sie so gut es ging ausstatten, die Erledigung all der kleinen Familiendinge, die ein plötzlicher Aufbruch erfordert, das Abschiednehmen, die Tränen der Mütter: das war die ganze Bewegung im Faubourg.

Anders verliefen die Dinge in den Hallen. Zwischen den Ausrückenden und ihren Verwandten und Freunden, die sie verlieren sollten, wurde verabredet, am Sonntagabend (am 10. März) noch einmal gemeinsam zu essen, noch einmal das Brot miteinander zu brechen. Düster war der Ausmarsch von 1793! Wann würde die Heimkehr sein? Niemals. — Es begann jene Wanderung des ewigen Juden, die Frankreichs Männer über die ganze Erde geführt hat und erst auf Rußlands Schneefeldern zur Ruhe gekommen ist.

Die armen Leute hielten ihr Abschiedsmahl unter sich, eine gewaltige bürgerliche Mahlzeit, unter den Pfeilern der Hallen, an der sich Tausende von Menschen beteiligten. Jeder brachte seine Lebensmittel mit, wenigstens die taten das, die welche hatten; wer Brot hatte, brachte Brot, und wer nichs hatte, bekam trotzdem zu essen. Wer Geld hatte, gab oder bezahlte den Wein. Warum sollte man sparen unter den obwaltenden Umständen? Konnte man noch auf ein Morgen rechnen? Der Feind war in Frankreich, sagte man; er sah ihn schon in Valenciennes und bald vor Paris. Aber die Köpfe wurden noch mehr verwirrt durch die furchtbaren und sicher übertriebenen Berichte, die im Volke über die Katastrophe unserer Freunde in Lüttich, welche sich für uns geopfert hatten, umgingen. Man glaubte, die Stadt sei völlig geplündert worden; man behauptete sogar, die Österreicher wären verrucht genug gewesen, die Ärzte umzubringen, welche die französischen Verwundeten pflegten. Das Mitgefühl mit den flüchtigen Lüttichern war außerordentlich; sie wurden mit einer Herzlichkeit und einer Teilnahme aufgenommen, durch die sich Frankreichs Seele für immer ehrte. Das Stadthaus wurde ihr Haus; man brachte hier ihre Archive unter, die man in rührend feierlichem Zuge durch Paris geführt hatte. Lüttich selbst

und sein altes Recht nahm Platz am Herde der großen Stadt. Man stiftete zu seinem Empfang das Fest der Brüderlichkeit.

Tief und stark und bleibend war der Eindruck des Banketts vom 10. März. Es gehörte nicht zu denen, deren Wirkung mit dem Weindunst verraucht. Eine Sektion allein, die Getreidehalle, die zu den wohlhabenderen gehörte, weil ihr Handel Beständigkeit besitzt, und die vielleicht die wenigsten müßigen Arme aufwies, stellte an diesem Sonntag tausend Freiwillige, die abends bei den Jakobinern vorbeimarschierten. Diese starken Männer, deren Worte Taten bedeuten, verwirklichten durch Hingabe und Opfer augenblicklich, was ihr Herz ihnen eingab, zu Frankreichs Rettung, zur Rache für Lüttich, für die Sache der Freiheit der Welt. Besonders die Lastträger oder, wie sie sich seit diesem Tage selbst nannten, die „Forts pour la Patrie" (Starke fürs Vaterland), zogen aus, ließen ihre Familie, ihr Handwerk, ihren guten Lohn zurück, um zu leiden und zu kämpfen mit einer Armee, bei der es nicht einmal Brot gab.

Das war die Volksbewegung vom 9. und 10. März 1793. Sie war ganz ähnlich den schönsten Tagen von 1792. Nur war hier weniger Jugend und Hoffnung, weniger Schwung, als gewollter Heldenmut.

Was dachten nun die revolutionären Führer? Wie beabsichtigten sie, diese Bewegung zu benutzen, um vom Konvent die kräftigen und durchgreifenden Maßregeln zu erlangen, welche die öffentliche Gefahr erforderten?

Die Ansicht der Bergpartei und der Kommune ging übereinstimmend dahin, daß Frankreich verloren war, wenn der Konvent nicht sein schüchternes System der Gesetzlichkeit aufgab, wenn er nicht alle Gewalten in seiner Hand vereinigte, einschließlich der richterlichen Gewalt, die er durch einen eigenen in Paris im Herzen der Revolution unter seinen Augen tagenden Gerichtshof ausüben sollte.

Dieser Auffassung hatten zuerst die Girondisten selbst Ausdruck gegeben. Sie hatten mehr als einmal zugestanden, inmitten der ungeheuren royalistischen Verschwörung, in der die Revolution gleichsam eingeschnürt sei, bedürfe man eines besonderen Gerichtshofes, mit abgekürztem, wirksamem Verfahren, eines Revolutionstribunals. Die gewöhnlichen Gerichte hatten sich unwirksam erwiesen; sie waren den öffentlichen Feinden ein Spott. Als sie einen erklärten Gegenrevolutionär freisprachen, ein Geschöpf Ludwigs XVI., den Marineminister Lacoste, beklagte Buzot diesen Freispruch und erklärte, bei solcher Schwäche und solcher Ohnmacht sei es tatsächlich aus mit der Revolution.

Anderseits wollten die Girondisten nicht, daß der von ihnen geforderte Spezialgerichtshof vom Konvent ernannt würde; er sollte



direkt vom Volke gewählt werden. Sie erbebten vor der ungeheuren Macht, welche die Versammlung durch die Ernennung ihrer Richter vereinigen würde. Sie wollten wohl Gesetze, Strafgesetze machen, aber sie nicht durch ein Tribunal aus ihrer Mitte, durch eine abhängige Kommission, anwenden. An das Schwert der Gerechtigkeit rühren, aus Gesetzgebern zu Richtern werden, ja noch mehr, Richter ein- und absetzen, die lediglich Werkzeuge der politischen Macht wären — das machte sie schaudern. Das wäre ihnen erschienen, als machten sie die ganze Revolution ungeschehen, als verstiegen sie sich höher als die Monarchie, bis zur Tyrannei des Altertums.

Ein edler, ruhmvoller Widerstand! Für Frankreichs Ehre war es notwendig, daß der Grundsatz so verteidigt wurde. Indessen war die Gefahr ungemein drohend, und die Gironde hatte nur unklare und weitab liegende Vorschläge.

Wer erlebt hat, was ein Ertrinkender in den letzten Augenblicken aus Selbsterhaltungstrieb alles tut, wie krampfhaft, mit wie eisernem Griff er alles packt, was er findet, und wenn es ein zweischneidiges Schwert wäre — der wird verstehen, wie groß bei diesem Schiffbruch Frankreichs die Wut gegen die Girondisten war.

In einigen Köpfen entstand der Gedanke an ein grausames, verruchtes Heilmittel. „Wenn die Girondisten das Hemmnis sind, so ist das allereinfachste: wir erwürgen die Girondisten." Mit anderen Worten: „In dem Augenblick, da wir die Einheit wollen und die Gironde als Feind der Einheit angreifen, beginnen wir mit ihrer Vertilgung den Bürgerkrieg."

Man muß zugeben, daß man im März noch keinem der großen revolutionären Führer diese abscheuliche Tollheit vorwerfen kann: weder Danton noch Robespierre und den Jakobinern, noch der Kommune, noch selbst Marat. Der Verdacht der Gironde in dieser Hinsicht ist wirklich ungerecht. Jene wollten ihren Untergang nicht; sie wollten sie nur lähmen, wollten bewirken, daß sie die völlige Vereinigung der Gewalten, die Schaffung eines Revolutionstribunals nicht verhindern konnte.

Marat hat gesagt, er habe in diesen bewegten Tagen die patriotischen Gesellschaften gewarnt und sie zurückzuhalten versucht: „Ich würde mit meinem Leibe die Volksvertreter gedeckt haben", erklärte er. Ich glaube nicht, daß er gelogen hat. Der natürliche Verstand sagt einem, daß die Ermordung der Girondisten damals den Berg zerschlagen und ihn für immer gehindert hätte, das Steuer der Revolution zu ergreifen.

Aber Marat war noch der beste der Maratisten. Den verhaßten Namen „Staatsmann", den er den Girondisten gab, gaben seine



Schüler und Nachahmer ihm, Marat, selbst. Sie hielten seine Mäßigung und seine politischen Rücksichten für Mitleid.

Die Männer der Kommune, Hébert und Chaumette, waren durchaus nicht der Meinung, man solle Blut vergießen. Wir werden sehen, wie sie dem Drängen derer auswichen, die eine Hinrichtung wollten.

Es gab in Paris eine irreguläre Versammlung von Abgeordneten der Sektionen, die meistens im bischöflichen Palast tagte[80]). Wir haben gesehen, wie sie sich schon im Oktober 1792 bei Eröffnung des Konvents in der gewaltsamsten Weise bemerkbar machte. Wir haben gesehen, wie Couthon (das heißt Robespierre) bei den Jakobinern versuchte, dieser Gewaltsamkeit durch die Autorität der großen Gesellschaft zu begegnen. Von Zeit zu Zeit fanden unter ververschiedenen Vorwänden (besonders in der Lebensmittelfrage) neue Zusammenkünfte im bischöflichen Palais statt. Stets glühte hier ein Herd des Aufstandes. Die Führer blieben dunkel. Im Oktober war es der Spanier Gusman, im März 1793 ist überhaupt kein eigentlicher Führer festzustellen. Die Radikalsten aus dem bischöflichen Palais kamen nachts, wenn die Klubs und die Sektionen geschlossen waren, oft mit gewissen Cordeliers zusammen, mit gewissen Männern der Kommune (zum Beispiel Tallien), mit gewissen Jakobinern (Collot d'Herbois). Der Treffpunkt war das Café Corazza im Palais-Royal. Diese Cordeliers und Jakobiner waren zwar große Schreier, predigten Blut, Mord und Brand, waren aber keine Männer der Tat. Die aus dem erzbischöflichen Palais waren mit Ausnahme von drei oder vieren viel ungeduldiger und viel bereiter zu einem Streich. Da war der junge Varlet, den es ärgerte, daß er immer noch nur in Worten töten konnte; die Lorbeeren vom September ließen ihn nicht schlafen. Da war der Auvergnat Fournier, ein harter amerikanischer Pflanzer, der aus Veranlagung und Gewohnheit gern raufte und Blut vergoß. Ihnen gesellten sich ein paar andere, die weniger verderbt, aber rasend vor Wut waren, wie der Pole Lazowski, der sich am 10. August hervorgetan hatte und der es gern gesehen hätte, wenn jeder Tag ein 10. August gewesen wäre. Er war ein schöner Mann, mit schönem schwarzen, natürlich gelocktem Haar, er war der Held und der Abgott des Faubourg Saint-Marceau, und um diese Rolle spielen zu können, durfte er niemals nüchtern werden.

[80]) Kein öffentliches Archiv hat, soviel ich weiß, die Protokolle des Zentralausschusses im bischöflichen Palais und der Sektion der Cité aufbewahrt. Diejenigen der Sektion hat man unter die „Archives Nationales" und die Archive der Polizeipräfektur verteilt; sie haben aber gerade für die wichtigste Zeit breite Lücken. Der bedauerliche Verlust läßt diese so eigentümlichen Tage der Revolution in ziemlicher Dunkelheit.



Dieses weise Kleeblatt beschloß, auf jeden Fall zu handeln, ohne sich um die Einwendungen und die Schwächen Marats oder um die Vorsicht der Kommune zu kümmern. Sie scheinen geglaubt zu haben, wenn sie am Samstagabend das Volk durch irgendeine Gewalttat in Bewegung brächten (wenn sie zum Beispiel Druckpressen zertrümmerten, bevor sie Menschen niederschlugen), so würden Sonntags zahlreiche Zusammenrottungen stattfinden, die man aufhetzen konnte; das große Bürgermahl, der Wein, die patriotischen Lieder könnten die Menge berauschen, sie veranlassen, zu den Jakobinern zu ziehen und diese letzteren vielleicht mit fortreißen. Anderseits genügte es, wenn man eine Sektion aufwiegelte, eine große und volkreiche Sektion, die Gravilliers oder die Cordeliers: Dann müßte die Kommune mittun und wohl oder übel die Gewalt an sich reißen. Die folgsame Kommune würde den Konvent säubern. Die Girondisten würden verjagt oder getötet werden. Das Vaterland wäre gerettet.

Sie waren geneigt zu glauben, daß Danton und Robespierre keine Schwierigkeiten machen würden. Am 8. abends war Robespierre bei der Sektion Bonne-Nouvelle gewesen und hatte heftig auf die Gironde geschimpft. Während seiner Rede stand einer seiner Leute an der Türe und sprach fortwährend davon, man müsse nicht allein die Girondisten niedermachen, sondern alle Unterzeichner der berüchtigten Eingabe.

Jedermann sagte sich Sonnabend, den 9., früh: „Es wird etwas geschehen." Man wußte, daß es zur Tat entschlossene Männer gab, doch vermutete man bei weitem nicht deren kleine Zahl. Viele hatten, teils aus guter Absicht, teils auch um sie zu erschrecken, ihren Frauen, die in den Konvent zu gehen pflegten, gesagt: „Geht heute nicht hin."

An diesem Morgen nun, gegen 9 Uhr, bei Eröffnung der Versammlung, suchte Fonfrède, der sich als Girondist ziemlich gut mit dem Berge stand, Danton auf und fragte ihn, was er über die Bewegung wisse: „Ach was, es ist nichts," erwiderte der mit einer wunderlichen Heiterkeit, die er an den Tagen großer Wirren hatte, „man soll sie nur ruhig ein paar Druckpressen zertrümmern lassen."

Er wußte genau, daß dies der Plan der Wütenden war. Diese hatten bei ihrer kleinen Zahl nur eine Möglichkeit, das Volk mit fortzureißen: Sie mußten sich den berechtigten Unwillen gegen die girondistische Presse zunutze machen. Die letztere blieb am 8. und noch am 9. hartnäckig bei ihrer Behauptung, „es sei unmöglich, daß der Feind es wage, in Belgien einzudringen, Lüttich könne wohl geräumt worden sein, aber die Stadt sei nicht genommen." Und dabei waren die Kommissare des Konvents angekommen, um das Unheil



zu bezeugen; und die Lütticher selbst waren da, hatten nichts gerettet als ihr nacktes Leben; ihre Wehklage drang zum Himmel, sie riefen die Rache Gottes an und forderten, Frankreich solle Wort halten!

Fonfrède war durch Dantons Sorglosigkeit wenig beruhigt. Er drang in ihn und fragte: „Es gibt also eine Verschwörung?“ — „Ja, ja,“ sagte Danton, „es gibt eine große royalistische Verschwörung.“

Die Girondisten bezogen dies Wort auf Paris. Danton sprach von Frankreich.

Tatsächlich gab es in Frankreich ein großes royalistisches Komplott. Das Zusammentreffen der Daten beweist hinreichend, daß die verschiedenen Bewegungen, die in so weit voneinander entfernten Gegenden Frankreichs zum Ausbruch kamen, keineswegs zufällige Volksaufstände waren. Der Aufbruch in Lyon, in der Bretagne und der Vendée erfolgte gleichzeitig. Ebenso fanden Unruhen statt in Burgund, in der Auvergne, in Calvados. Und all dies rührte nicht etwa einzig von dem Widerstand gegen die Aushebung her, wie man so oft wiederholt hat. Die Vorgänge in Lyon hatten damit nichts zu tun und trugen ganz anderen Charakter. Die Lösung aller dieser Rätsel, das Signal zu diesen Bewegungen findet man im Lager der Österreicher: Es ist der Angriff auf unsere Linien, das Eindringen des Feindes. Alle Unruhen im Inneren sind erst ausgebrochen, als die österreichisch-preußische Armee gegen Lüttich vorrückte.

Man kann schwindlig werden, wenn man an die Zahl der furchtbaren und tödlichen Schläge denkt, die gleichzeitig auf Frankreich niedersausten. Dantons Heiterkeit am Morgen des 10. März, das tragische Lächeln, mit dem er auf Fonfrèdes Fragen antwortete, bewiesen zur Genüge, daß die Gefahr aufs höchste gestiegen war. So pflegte er in den bedenklichsten und fast verzweifelten Lagen zu sein. So war er am 10. August gewesen und in den Tagen des preußischen Einfalls. Am 10. März 1793 war die Gefahr viel größer.

Sehen wir, was Danton alles wußte am 9. morgens.

Er wußte, daß Lyon einen Girondisten zum Bürgermeister gemacht hatte, da es noch keinen Royalisten offen dazu machen konnte; daß sich die Bataillone der Fils de Famille des Arsenals bemächtigt hatten, des Pulvers und der Kanonen; daß der furchtlose Legendre, den der Konvent ohne Hilfsmittel und ohne Truppen entsandt hatte, und der keine Stütze hatte als die revolutionäre Kommune, diese letztere zu dem gewagten Schritt veranlaßt hatte, den Bürgermeister in der Nacht vom 4. zu verhaften. — Was die Folge dieser Kühnheit sein würde, wußte man noch nicht. Am 10. durfte man annehmen,



war Legendre vielleicht schon niedergemacht, wehte die weiße Fahne auf Fourvière, waren die Sardinier auf dem Marsch nach Lyon.

Danton kannte das tragische Ereignis vom 3. März, bei dem die ganze Bretagne erbebte, und durch das die Erhebung entschieden wurde. Dantons Agent Latouche war von England gekommen und hatte dem Sondergesandten des Konvents den verhängnisvollen Faden der großen Verschwörung enthüllt, die sich rings durch die Halbinsel zog. Der letztere, Morillon-Laligant, sollte ein Hilfskorps von siebentausend Mann empfangen. Von den siebentausend kam nicht einer. Morillon besaß den Mut, ganz allein für seine Person, nur von ein paar Nationalgarden begleitet, die düstern Burgen zu betreten, in denen die Empörung gesponnen wurde. Er fand, zusammen mit dem exhumierten Leichnam de la Rouéries, die Liste der Verschwörer, die man in einen Becher gesteckt und in der Erde verborgen hatte. Die ganze adlige Bretagne stand darin und wurde entdeckt. Die Veröffentlichung der Liste zwang eine große Anzahl von Adligen zum Anschluß an die bewaffnete Empörung, da sie vor der Wahl standen, zu kämpfen oder kampflos unterzugehen. Sie erwarteten einen neuen Führer, den tapferen Malseigne, den besten Kämpen der Emigranten. Sie erwarteten eine Flotte, die ihnen die Emigranten von Jersey zuführen sollte. Eine noch sicherere Hilfe erstand ihnen aus der Aushebung, die am 10. beginnen sollte, und die schon vorher, am 4. in Cholet in der Vendée, Anlaß zu blutigen Unruhen gegeben hatte. Morillon, der allein und wie verloren in dieser Flut von wütenden Bauern ausharrte, bewies einen unzähmbaren Mut. Er verhaftete mit eigener Hand dreiundzwanzig Personen, die Hehler der Liste, und setzte sie noch vor dem 10. in Saint-Malo fest. — Aber wer wußte das in Paris am 10. morgens? Viel berechtigter war der Glaube, daß Morillon in der Bretagne und Legendre in Lyon schon tot waren, daß die Gegenrevolution an beiden Enden Frankreichs gesiegt hatte.

Die Lage in Belgien war furchtbar, wie wir sahen. Man mußte nicht allein den Rückzug, sondern die Vernichtung der Armee befürchten. Und die wäre auch erfolgt ohne die Langsamkeit des Generals Coburg, der sich weder seiner leichten Truppen, der schrecklichen ungarischen Husaren, zu bedienen wußte, noch der Erbitterung der Belgier; hätten die letzteren die Unterstützung jener Vorhut gefunden, so wären sie, besonders in Brabant, über die Franzosen hergefallen [81]). Als einzige Hoffnung in der Gefahr blieb die Rückkehr Dumouriez', der in Holland beschäftigt war. Aber was sollte man von Dumouriez selbst halten? Niemand traute ihm; und dennoch

[81]) Vergleiche Anmerkung Seite 429 und Seite 482.



sagte jedermann auf die Kunde von dem Unglück, er allein könne noch den Zusammenbruch abwenden. Das war nicht nur die Auffassung der Girondisten und Dantons, sondern auch Robespierres und Marats. Frankreich war gezwungen, den Abgrund zu überschreiten, an dem es stand, und besaß dazu nichts als diese morsche Planke, die unter seinen Schritten krachte.

Das war die schauerliche Lage, das der Sturm erschreckender Nachrichten, wie sie sich im Kopfe Dantons am 9. morgens zusammenfanden. Sie machten ihn weder ängstlich noch verwirrt. Er faßte zunächst seinen Entschluß. Der Berg erkannte wohl die Übel, aber er war zu erregt, um sich über die Heilmittel zu verständigen. Die Rechte war vorwiegend mit der Bewegung in Paris beschäftigt, die sie für einen künstlich hervorgerufenen Aufstand hielt; die entfernten Ereignisse, die doch die Ursache der Bewegung in Paris waren, trafen sie nicht genügend. Waren denn diese geistvollen Männer taub und blind? Sie saßen in den Ausschüssen, kannten genau alle Berichte; Frankreich ging vor ihren Augen unter, und sie sahen nur Paris!

Man mußte diese Erstarrung, diese verhängnisvolle Lähmung brechen, mit der die Rechte den ganzen Konvent ansteckte. Die Radikalen behaupteten, der würde nicht wach werden ohne die Sturmglocke, die klaren Kanonen und die Donnerstimme von Paris. Die Politiker, besonders Danton, Pache und die Kommune, erkannten sehr gut, daß man mit solchen Mitteln Gefahr lief, die Bewegung blind und zufällig zu machen und sie von ihrem eigentlichen Ziele abzulenken. Sie wiesen die Mittel des Schreckens nicht etwa zurück, sondern benutzten sie auch mit Mäßigung und erreichten so, ohne daß es einen Tropfen Blut kostete, beim Konvent die revolutionären Maßnahmen, die er freiwillig niemals gewährt hätte.

Frühzeitig begaben sich der Bürgermeister und der Vorsitzende der Kommune in den Konvent. Sie forderten zwei Maßnahmen, eine der Dankbarkeit und eine der Gerechtigkeit: „Unterstützung für die Familien der Kriegsteilnehmer, ein Revolutionstribunal zur Aburteilung und Überwachung der Verräter und schlechten Bürger."

Die ausrückenden Freiwilligen, denen man erlaubt hatte, im Saale vorüberzuziehen, gaben die natürliche Erklärung zu diesem Antrag: „Väter des Vaterlandes," sagten sie, „euch hinterlassen wir unsere Kinder."

„Wir werden nicht nur Leute an die Grenze schicken," entgegneten die Volksvertreter, „wir werden selbst gehen." Auf Carnots Antrag beschloß man, daß ein bedeutender Teil der Versammlung (zweiundachtzig Mitglieder) sich zu den Armeen begeben sollte.

Die Abgeordneten, die den Auftrag hatten, die Sektionen zu besuchen, berichteten, jene beharrten auf der Schaffung eines Revolutionstribunals: „Ohne dieses Tribunal, hätte man gemeint, könnt ihr niemals der Hartherzigkeit jener Selbstsüchtigen Herr werden, die weder selbst kämpfen, noch denjenigen helfen wollen, die sich für sie schlagen."

Der Antrag wurde von Jean-Bon Saint-André unterstützt und von Levasseur abgefaßt; er wurde vom Konvent angenommen.

Allein der Name dieser beiden Männer, die sich in den Militärmissionen so ruhmvoll bewährten, beweist, daß das neue Tribunal als Kriegswaffe betrachtet wurde; man schmiedete damit nicht nur ein Schwert der Gerechtigkeit, sondern ein Kampfschwert. Die Männer, die gewissermaßen den Konvent zwangen, zu dieser furchtbaren Waffe zu greifen, waren dieselben, die sich selbst am wenigsten schonten. Levasseur und Saint-André gehörten zu den aufopferndsten und unverzagtesten Menschen. Sicherlich ahnten sie nicht, welchen Gebrauch sie selbst gezwungen sein würden, von diesem Schwerte zu machen. Sie waren Helden und nicht Henker. Das Blut, das sie für Frankreich vergießen wollten, war vor allem ihr eigenes.

Levasseur war ein Arzt, und so groß war in ihm der Glaube, daß einmal ein Wort, ein Blick von ihm genügte, um eine in voller Empörung befindliche Armee zu zügeln. Jean-Bon war ein protestantischer Pfarrer, und so groß war in ihm der Glaube, daß er im Augenblick erschuf, was der Augenblick am wenigsten vermag: Eine Marine; er ließ sie vom Stapel, übernahm den Befehl und führte sie gegen den Feind.

Der Antrag wurde als Grundsatz fast ohne Widerrede in allgemeinen Ausdrücken angenommen. Bis dahin gab es wenig Schwierigkeiten. Die Gironde selbst schien noch kurz zuvor die unumgängliche Notwendigkeit eines Ausnahmegerichts erkannt zu haben.

Blieb also noch die Einrichtung dieses Gerichts zu regeln. Hier begannen die Schwierigkeiten. Um das Widerstreben des Konvents zu besiegen, hielt Danton es für nötig, mit dem Schrecken nachzuhelfen.

Er machte der Versammlung einen bedeutsamen Vorschlag, aus dem sie entnehmen konnte, daß ein Gemetzel möglich sei, aber durch die schnelle Errichtung des Tribunals vermieden werden könnte. Wie man sich erinnert, hatte man im September die Schuldgefangenen dadurch gerettet, daß man ihnen die Gefängnisse öffnete. Danton stellte am 9. März den Antrag, sie freizulassen.

Dies geschah, ohne einen Gedanken an Einschüchterung dabei auf-

kommen zu lassen, unter der edlen und würdigen Form der Bestätigung eines Grundsatzes. Er sagte: „Bestätigt den Grundsatz, daß nur der seiner Freiheit beraubt werden kann, der sich an der Gesellschaft vergangen hat. Es darf keine Schuldgefangenen mehr geben, keine Körperschaft für Schuldner. Schaffen wir die Tyrannei des Reichtums über die Not ab. Die Besitzenden mögen sich nicht beunruhigen; sie haben nichts zu befürchten. Achtet ihr die Not, so wird sie die Fülle achten.“ Die Versammlung verstand den Sinn und die Tragweite dieser Betrachtung sehr gut; sie erhob sich eilfertig und machte Dantons Wunsch einstimmig zum Gesetz.

Die Bande, von der man Gewalttätigkeiten befürchtete, war nicht zu den Gefängnissen gezogen. Sie handelte unmittelbarer. Sie zog in die Rue Tiquetonne, zu den wichtigsten girondistischen Druckereien, zu den Häusern Gorsas und Fiévé, zertrümmerte die Pressen, zerriß und verbrannte das Papier, verstreute die Lettern. Gorsas durchschritt mit der Pistole in der Hand den wüsten Haufen, und da er das Tor bewacht fand, stieg er über eine Mauer in den Hof des Nachbarhauses. Von dort ging er unerschrocken zu seiner Sektion. Damit war alles zu Ende. Die Bande, die kaum zweihundert Mann stark war und nicht größer wurde, glaubte es bei diesem Unternehmen bewenden lassen zu sollen und zerstreute sich weislich.

Die Nachricht gelangte abends zum Konvent und hatte eine unheilvolle Wirkung. Gorsas war Volksvertreter. Der Konvent war gekränkt und bestürzt über diesen Schlag gegen die Unverletzlichkeit. Er schien zu einer energischen Maßregel bereit. Indessen begnügte er sich mit dem Beschluß, in Zukunft habe man zu wählen zwischen der Eigenschaft als Volksvertreter und der als Journalist. Diese Maßregel traf Gorsas und Marat zugleich; Gorsas, der schon durch den Aufruhr genügend getroffen war, fand sich nun außerdem noch bestraft. Wahrlich, eine sonderbare Gerechtigkeit; der Konvent zeigte sich schwach und grollte in seiner Schwäche der Bergpartei, die er (zu Unrecht) beschuldigte, die Gewalttat gewollt zu haben. Man konnte wetten, daß die Errichtung des Revolutionstribunals nicht durchgehen würde.

Wie weit würden Danton, die Kommune und die großen revolutionären Führer der Bande des Aufstandsausschusses am Sonntag freies Spiel lassen? Das war eine furchtbare Frage, wenn man an den Beginn der Metzeleien am Sonntag, dem 2. September, dachte. Eins ist uns jetzt klar: sie wollten lediglich der Rechten Furcht einjagen und sich den Konvent gefügig machen. Alles Blutvergießen lag jenseits ihrer Absichten und konnte ihnen selbst verderblich werden.



Um vier Uhr morgens, noch mitten in der Nacht, eilten Varlet und die Seinigen zu den Gravilliers. Die Sektion tagte in Permanenz; aber es waren nur wenig Anwesende, und diese waren eingeschlafen. „Wir sind," erklärten jene frech, „von den Jakobinern geschickt worden. Die Jakobiner wollen den Aufstand; sie wollen, daß die Kommune sich der Herrschaft bemächtigt und den Konvent säubert." — Die Sektion der Gravilliers pflegte nur auf Veranlassung des Priesters Jacques Roux zu handeln (desselben, der Ludwig XVI. auf seinem Todesgang begleitete). Roux gehörte zur Kommune, und diese wollte nichts überstürzen; sie wartete die Wirkung des Bürgermahles ab, das am Abend stattfinden sollte. Die Sektion setzte die angeblichen Jakobiner gemächlich und höflich vor die Türe. So in der Morgenfrühe hinausgewiesen, wandten sie sich an eine noch kleinere Sektion, an die der Quatre-Nations, die sich in der Abbaye versammelte. „Die Cordeliers haben uns geschickt," sagten sie diesmal, „wir sollen euch ihren Wunsch mitteilen." Durch diese neue Lüge erlangten sie die Zustimmung einiger eingeschüchterter Leute, die zu dieser Stunde die ganze Versammlung der Sektion ausmachten.

Mit der Zustimmung versehen, begaben sie sich zum Beginn des Bürgermahles ins Hotel de Ville; sie hatten dort ihre Agenten und hofften die Menge mit fortzureißen. Indem sie gerade diese Stunde wählten, betraten sie die Kommune nicht nur als Überbringer der Adresse der Cordeliers und der Quatre-Nations, sondern als Stimmführer des großen Volkes, das bei Tische saß und keine Ahnung hatte von dem, was man in seinem Namen sagte. Der Bürgermeister Pache war mehr erschreckt als geschmeichelt über das Angebot, die Kommune solle die Diktatur des Aufstandes übernehmen; er ließ die Leute unter irgendeinem Vorwande warten. Auch Hébert hielt sie hin. Man mußte zunächst sehen, wie das Bürgermahl verlaufen würde.

Es war zu Ende. Man machte dem erhitzten Volke und den Freiwilligen der Halle den Vorschlag, aufzubrechen und „mit unseren Brüdern von den Jakobinern" sich zu vereinigen. Das wurde begeistert aufgenommen. Man zog durch die Rue Saint-Honoré, mit patriotischen Gesängen und vor allem mit dem Ruf: „Siegen oder sterben!" — Ein paar angeheiterte Leute trugen den Säbel in der Hand. Sie traten ein. Ein Freiwilliger — kein Pariser, sondern aus dem Süden — verlangt in schauderhaftem Dialekt, einen Antrag stellen zu dürfen. Nach ihm kann das Vaterland nur gerettet werden, wenn man die Verräter tötet. Diesmal „muß man reinen Tisch machen und die hinterlistigen Minister, die treulosen Volksvertreter umbringen." Dieser Vorschlag zum Morde

paßte den Jakobinern nicht; einer von ihnen erhebt sich: „Machen wir es besser, verhaften wir zuerst die Verräter." Der so verbesserte Vorschlag sollte zur Abstimmung gebracht werden. Glücklicherweise war der Berg gewarnt. Ein Abgeordneter der Bergpartei (der sehr wahrscheinlich von Danton und Robespierre geschickt war), Dubois-Crancé, trat in diesem Augenblick ein und bat ums Wort. Er war ein Hüne und von großer militärischer Energie. Er sprach sehr kühn und sagte, man würde das Vaterland zugrunde richten, während man es doch retten wolle. Da waren sie plötzlich wie ausgewechselt: „Er hat recht," sagten sie. Sie verließen das Jakobinerlokal. Die meisten zogen in langen Kolonnen über die Seine zu den Cordeliers, um sich mit ihnen zu verbrüdern. Die Hartnäckigsten gingen zum Kriegsministerium und stießen Todesdrohungen aus gegen den Minister Beurnonville, dessen Verrat, wie sie sagten, alle Mißerfolge der Armee verursacht hätte.

Der Vorgang bei den Jakobinern hatte einen Zeugen gehabt, der ganz dazu veranlagt war, einen lebhaften Eindruck des Terrors zu empfangen und weiterzugeben. Es war die Gattin Louvets, sie wohnte in der Nähe, hatte den Lärm gehört und war eiligst auf eine Tribüne geschlüpft. Sie hörte den Mordantrag und eilte sofort, Louvet zu warnen, ohne Dubois-Crancé zu hören, ohne die friedliche Wendung zu kennen, welche die Sache schließlich genommen hatte; Louvet warnte die ganze Rechte.

Ich muß berichten, in welchem Zustand sich der Konvent befand. Die Vormittagssitzung an diesem Tage (Sonntag, dem 10.) hatte mit einem Skandal auf der Rechten begonnen. Die Rechte hatte den Einschüchterungsversuch zur Sprache gebracht (daß die Frauen nicht kommen sollten). Barère predigte Mut und Würde, denn er hatte selbst nichts zu fürchten. Er sagte starke Worte: „Wie sollte man für die Köpfe der Abgeordneten fürchten? Ruhen diese nicht sicher auf der Existenz aller Bürger? Sind sie nicht über jedes Departement der Republik gesetzt? Wer sollte also wagen, an sie zu rühren? Beginge Paris dieses Verbrechen, so wäre es am gleichen Tage zerstört." Man ging zur Tagesordnung über.

Man verlas die Briefe Dumouriez', und Robespierre erklärte wider alles Erwarten, daß er noch Vertrauen zum General habe, ohne für ihn zu bürgen. Dies Wort war politisch sehr klug und auch wahrhaft patriotisch; es wäre höchst gefährlich gewesen, den Glauben der Armee an den Mann zu erschüttern, der die öffentliche Wohlfahrt in der Hand hatte. Robespierre fügte sehr gut hinzu, der Augenblick verlange eine starke, verschwiegene und schnelle Gewalt, ein energisches Handeln der Regierung. Indessen konnte er seine Natur nicht



verleugnen, konnte das Anklagen nicht unterlassen. Er begann seine ewigen Beschuldigungen gegen die Gironde wiederzukäuen und sagte, Dumouriez verlange seit drei Monaten, in Holland einzufallen, und die Girondisten hinderten ihn.

„All dies ist wahr," erwiderte Danton, „aber es handelt sich weniger darum, die Ursachen unseres Unglücks zu prüfen, als es wieder gut zu machen. Wenn ein Haus brennt, so laufe ich nicht den Schurken nach, die die Möbel fortschleppen, sondern ich lösche den Brand. Wir haben keine Zeit zu verlieren, um die Republik zu retten. Wollen wir frei sein? Wenn wir es nicht mehr wollen, so müssen wir untergehen, denn das haben wir alle geschworen. Wollen wir es aber, so müssen wir marschieren. Nehmen wir Holland, und Karthago ist zerstört; dann kann England nur noch für die Freiheit leben. Die Partei der Freiheit ist nicht tot in England, sie wird sich bemerkbar machen. Reicht allen denen die Hand, die nach Befreiung rufen; dann ist das Vaterland gerettet und die Welt frei.

Sorgt, daß eure Kommissare abreisen; sie mögen heute abend, diese Nacht abreisen. Sie sollen zu den Reichen sagen: ‚Die Aristokratie Europas muß unseren Anstrengungen erliegen, muß unsere Schuld bezahlen — oder ihr müßt sie bezahlen; das Volk hat nur Blut und verschwendet es. Vorwärts, ihr Elenden, verschwendet ihr euren Reichtum.' (Lebhafter Beifall.) — Seht, ihr Bürger, welch schöne Bestimmung uns erwartet! Wie! Ihr habt eine ganze Nation zum Hebel und die Vernunft zum Stützpunkt, und ihr habt noch immer nicht die Welt aus den Angeln gehoben. (Der Beifall verdoppelt sich.) Dazu muß man Charakter haben, und die Wahrheit ist, daß es daran fehlt. Ich lasse alle Leidenschaften beiseite; sie sind mir alle vollkommen fremd, ausgenommen die für die öffentliche Wohlfahrt. Unter den schwierigsten Umständen, als der Feind an den Toren von Paris stand, habe ich den damals Regierenden gesagt: ‚Eure Erörterungen sind kläglich, ich kenne nur den Feind, schlagen wir auf den Feind.' (Erneuter Beifall.) Ihr, die ihr mich ermüdet mit euren privaten Zänkereien, statt euch mit der Wohlfahrt der Republik zu befassen, ich verschmähe euch alle als Verräter am Vaterlande, ich stelle euch alle auf die gleiche Stufe."

Bei dieser völligen Enthüllung der Gedanken Dantons entstand ein allgemeiner Taumel der Bewunderung und Begeisterung; jeder vergaß sich selbst und wuchs über sich selbst hinaus; die Parteien schienen verschwunden. Aber Danton kannte den schnell wechselnden Geist der Versammlung zu gut, um sich damit zufrieden zu geben; er sicherte und stützte den Erfolg, indem er einen Stachel des Schreckens in die Seelen trieb: „Ferner sagte ich ihnen: was küm-



mert mich mein Ruf! Wenn Frankreich nur frei ist, so möge mein Name besudelt sein! Was schiert es mich, wenn ich Blutsäufer genannt werde? Gut denn! Wenn nötig, wollen wir das Blut der Feinde der Menschheit trinken; kämpfen wir, und erobern wir die Freiheit.“

Nach diesem wilden Wort zweifelte niemand, daß Danton in vollkommenem Einverständnis mit denen war, die Blut wollten. Das Gegenteil war richtig. Er ließ selbst heimlich die Girondisten benachrichtigen ,daß man ihnen ans Leben wollte.

Die Versammlung hätte sich gern mit einer kleinen Maßregel begnügt, mit der Verhaftung zweier verdächtiger Generale. Da erhob sich ein Mitglied, ein Mann, der selten sprach und sich sonst gern zurückhielt, und gab eine bedeutsame Anregung. Er sagte ohne Leidenschaft, man bedürfe allgemeiner Mittel, man müsse noch in dieser Sitzung die Errichtung des Revolutionstribunals beschließen.

Dieser Mann war ein geachteter Anwalt, Kollege Cambons in der Abordnung von Montpellier, ebenso gemäßigt, wie Cambon heftig war; er war der erste Berichterstatter des Code civile (August 1793), später der zweite Konsul, Erzkanzler des Kaiserreiches, der würdige und sanfte Cambacérès. Er schloß sich gern an Männer an, die im höchsten Grade jene Eigenschaft besaßen, die ihm selbst fehlte, ich meine die männliche Energie. Wie er sich in einer anderen Zeit an Bonaparte anschloß, so hielt er sich hier, 1793, in zwei entscheidenden Momenten, ganz zu Danton. Er allein im Konvent unterstützte am 9. Januar den Antrag Dantons, der Ludwig XVI. gerettet hätte; und dann stimmte er gegen den Tod. Jetzt, am 10. März, stimmte er, kann man sagen, für den Tod, indem er mit seinem stets mäßigen und ruhigen, der Mittelpartei immer angenehmen Wort dem unheilvollen Vorschlag des Revolutionstribunals Gewicht verlieh.

Und er fügte in demselben Ton hinzu: „Alle Gewalten sind euch anvertraut; ihr müßt sie alle ausüben. Es besteht keine Trennung mehr zwischen dem beratenden und dem ausführenden Körper.“

Stürmische Rufe: „Zur Abstimmung, zur Abstimmung!“ Da sagte Buzot sehr schön, beredt und energisch: „Man will einen viel schrecklicheren Despotismus als es die Anarchie ist (wütendes Geschrei). Ich sage für jeden Lebenstag, der mir bleibt, denen Dank, die ihn mir noch lassen. Sie mögen mir nur Zeit gewähren, mein Andenken vor Unehre zu schützen und mich gegen die Tyrannei des Konvents stimmen lassen; es ist nebensächlich, ob der Tyrann nur einer ist oder vielfältig. Wenn man euch unbegrenzte Vollmacht gegeben hat, so geschah es nicht darum, damit ihr die öffentliche Freiheit an euch reißt. Wenn ihr alle Gewalten vermengt, wenn alles hier entschieden

wird, wo soll dann dieser Despotismus enden, dessen ich schließlich selbst müde bin?"

Lacroix setzte durch, daß man fortfuhr. Und Robert Lindet, der Advokat aus Evreux, zog den völlig ausgearbeiteten Plan aus der Tasche. Lindet verdiente seinen Beinamen „Hyäne" nicht; er war ein normannischer Advokat des ancien régime, hatte einen gemäßigten Charakter, stammte aber aus der alten monarchischen Schule, die an Rechtsprechung durch Kommissionen gewöhnt war, und wandte unbedenklich die gewalttätigen Gesetze Ludwigs XVI., besonders die zur Unterdrückung der Protestanten, auf die revolutionären Notwendigkeiten an. Er fand in dem alten Arsenal des monarchistischen Terrors die Waffen für den neuen Terror völlig vorbereitet. Man brauchte sich keine Kosten zu machen; es war nur ein Wort zu ändern. Man mußte das Wort „König" durchstreichen und stattdessen „Konvent" hinschreiben.

Neun vom Konvent ernannte Richter sollen das Urteil fällen über die Leute, die ihnen auf Beschluß des Konvents überwiesen werden. Es gibt keine Voruntersuchung. Keine Geschworenen. Alle Mittel zur Erbringung des Schuldbeweises sind zugelassen.

Man wird nicht allein die belangen, die ihre Amtspflicht verletzen, sondern auch die, die ihr Amt verlassen oder vernachlässigen; ferner die, die durch ihr Betragen, ihre Worte oder Schriften das Volk irreführen könnten; schließlich die, die durch ihre früheren Stellungen an die von den Despoten angemaßten Vorrechte erinnern.

Eine scheußliche Unbestimmtheit! Grausame Finsternis, in der das Gesetz mit verbundenen Augen seine Hiebe in die Nacht führen mußte!

Und nun bedenke man noch jene kindisch gehässigen, betont tyrannischen Bestimmungen, wie zum Beispiel: „Im Gerichtslokal soll immer ein Mitglied anwesend sein, um Klagen anzunehmen."

„Das ist Inquisition," sagte Vergniaud, „und sie ist schlimmer als die in Venedig."

„Sicherlich," sagte Cambon, „bedarf es einer revolutionären Gewalt; ich habe das hundertmal gesagt. Aber wie, wenn ihr euch täuscht? Das Volk hat sich sehr getäuscht bei den Wahlen. Welchen Damm wollt ihr der Tyrannei eurer neuen Richter entgegensetzen? Wenn sie nun die Versammlung selbst treffen?"

„Ihr wollt Geschworene?" sagt Duhem wütend. „Haben etwa die Patrioten, die man in Lüttich umbringt, Geschworene? Das Tribunal soll abscheulich sein? Um so besser, dann ist es gut für Mörder."

„Seid auf der Hut," nahm Cambon noch einmal das Wort. „Bei

einem solchen Tribunal werdet ihr keine guten Männer mehr finden, die öffentliche Ämter übernehmen wollen."

Barère stimmte lebhaft zu: „Jeder freie Mensch," rief er, „kann Geschworene verlangen."

Bei diesem schönen Wort schien die Bergpartei den Stich im Herzen zu fühlen. Billault-Varennes erklärte, er teile die Ansicht Cambons, ein solches Tribunal sei gefährlich, es müsse Geschworene haben, die von den Sektionen ernannt würden.

Die Bergpartei teilte sich. „Keine Geschworenen," sagte Phelippeaux. Andere Bergparteiler wollten Geschworene haben, aber nur solche aus Paris.

Das Geschworenengericht wurde durchgesetzt. Nur legte der Konvent seine Hand darauf, indem er sich die Ernennung vorbehielt; er nahm die Jury aus allen Departements.

Die Versammlung wollte die Sitzung aufheben. Da sah sie Danton auf der Tribüne, der sie mit mächtiger Gebärde und Stimme an ihren Plätzen festhielt: „Ich fordere die guten Bürger auf, ihren Posten nicht zu verlassen."

Alle setzten sich wieder. „Wie, Bürger, ihr wollt nach Hause gehen, ohne die großen Maßregeln zu ergreifen, welche die öffentliche Wohlfahrt verlangt? Bedenkt dies, wenn Miranda geschlagen ist, so kann Dumouriez umstellt und gezwungen werden, die Waffen niederzulegen. Die Feinde der Freiheit erheben dreist die Stirn; da man sie überall verwechselt, so stiften sie überall Unruhen. Da sie den ehrbaren Bürger am häuslichen Herd beschäftigt sehen, den Handwerker in seiner Werkstatt, so sind sie dumm genug, sich in der Mehrzahl zu glauben. Nun denn, die Menschlichkeit befiehlt euch, sie der Rache des Volkes zu entreißen. Dies neue Gericht wird das höchste Gericht der Volksrache ersetzen. Da man es gewagt hat, an jene Tage zu erinnern, die jeder gute Bürger beklagt, so sage ich, hätte ein Gericht bestanden, so hätte das Volk diese Tage nicht mit Blut befleckt. Errichten wir ein Tribunal; kein gutes, das ist unmöglich, aber ein möglichst wenig schlechtes.

Ist das geschehen, dann zu den Waffen! Sorgen wir für die Abreise unserer Kommissare, schaffen wir das neue Ministerium, besonders ein Marineministerium. Wo ist eure Flotte? Eure Fregatten liegen in den Häfen, und England nimmt eure Schiffe weg. Entfalten wir alle Mittel der nationalen Macht, aber vertrauen wir deren Leitung nur Männern an, deren beständige Berührung mit euch die einheitliche Ausführung der Maßregel sichert, die ihn für gut befindet. Ihr seid keine fertig konstituierte Körperschaft, ihr könnt alles konstituieren.



Fassen wir zusammen: noch an diesem Abend erstehe das Tribunal und das Ministerium; morgen möge das Militärische erledigt werden und die Abreise eurer Kommissare; man soll nicht mehr einwenden, daß diese zur Rechten oder zur Linken gehören. Dann möge sich Frankreich erheben und gegen den Feind marschieren, man möge in Holland einfallen, Belgien frei machen und den Freunden der Freiheit in England den Rücken stärken. Unsere siegreichen Heere sollen den Völkern die Befreiung und das Glück bringen! Die Welt gerächt werden!"

Die Sitzung wurde um sieben Uhr abends aufgehoben. Im letzten Augenblick kam Louvet, der durch seine Frau von dem Vorgang bei den Jakobinern unterrichtet war, um die Rechte zu benachrichtigen, daß ein bewaffneter Haufe auf den Konvent marschiere, einen Teil der Abgeordneten niederzumachen. Dann eilte Louvet von Haus zu Haus, um die zu warnen, die er nicht in der Sitzung fand. Die meisten hielten es trotz ihres großen Mutes (der bei ihrem Tode deutlich wurde) nicht für nützlich, sich am 10. März zu opfern und durch ihre Zusammenkunft die Pläne der Mörder zu begünstigen. Der Girondist Kervélégan begab sich in den Faubourg Saint-Marceau, um seine tapferen und ehrlichen Landsleute zu benachrichtigen, die bretonischen Föderierten, die noch immer in Paris waren; der Kriegsminister Beurnonville stellte sich an deren Spitze und unternahm Streifwachen mit ihnen. Man begegnete keinem Menschen mehr. Der Haufe hatte sich zerstreut, wozu ein starker Regen nicht wenig beigetragen hatte. Ein Girondist hatte die Lage sehr gut beurteilt. Es war Pétion; statt anderswo seine Zuflucht zu suchen, fiel es ihm nicht ein, aus dem Hause zu gehen. Als Louvet sehr erhitzt zu ihm kam, von Gefahr redete und er solle sich in Sicherheit bringen, öffnete Pétion, der von Natur kaltblütig war und zudem schon um einige Jahre in seiner revolutionären Erfahrung älter geworden war, nur das Fenster: „Es wird nichts geschehen," sagte er, „es regnet."

Zwei der am wenigsten bedrohten Minister, Garat und Lebrun, hatten es übernommen, selbst zu jener schrecklichen Kommune zu gehen und den Bürgermeister Pache zu fragen, was eigentlich los sei. Sie fanden Pache durchaus ebenso ruhig wie gewöhnlich. Im Generalrat war großes Geschrei; aber das war immer so. Pache erzählte ihnen, Varlet und Fournier, das „Aufstandskomitee", seien genarrt worden; sie hätten lange in der Kommune gewartet und mit Hébert gesprochen, der sie hinhielt, dann seien sie wütend fortgegangen und hätten erklärt, diese Kommune wäre nur ein Schlupfwinkel für Aristokraten.

Sei es aus Behutsamkeit, sei es aus Klugheit und Ergebenheit für

Danton, für Robespierre und die die Häupter der Bergpartei: die Kommune hatte sich nicht gerührt. Der Bürgermeister Pache, der gestern Girondist, heute Jakobiner war, ja noch mehr, der im Hotel de Ville neben Hébert und Chaumette saß, zögerte zweifellos noch, die Niedermetzelung der Freunde, die er kaum verlassen hatte, gutzuheißen, der Girondisten und Rolands, die ihn (den Sohn eines Portiers) zum Minister und zum Bürgermeister von Paris gemacht hatten. Hébert, Chaumette und Jacques Roux waren sehr erbittert über die Frechheit des kleinen Varlet und seiner Bande, die ohne ihre Einwilligung sich am Morgen für Jakobiner ausgegeben und versucht hatten, die Gravilliers mit sich zu reißen. Die Sektionen waren ungerührt geblieben; nur in der Sektion Poissonnière hatte man gesagt, die Dinge würden nicht gut gehen, wenn man nicht zweihundert Mitglieder verhafte. Die Sektion Bon-Conseil wurde von Lhuillier geführt, dem Vertrauensmann Robespierres, der durch seinen Mund zu reden pflegte. „Man solle nicht zweihundert Mitglieder, sondern nur die Girondisten verhaften."

Was tat der Faubourg Saint-Antoine? Wäre hier ein Ausbruch erfolgt, so wäre alles entschieden gewesen; Santerre hätte getan wie der Faubourg, und alles übrige hätte wie Santerre gehandelt. Der Generalbrauer saß abwartend in seiner Brauerei. Als er sah, daß der ehrbare Faubourg friedlich zu Hause blieb, ging er endlich zum Hotel de Ville und stotterte eine unklare Rede, die man zum mindesten zwiefach deuten konnte.

Da sich der Wind entschieden gegen den Aufstand gedreht hatte, so eilten die Männer mit dem doppelten Gesicht, der Bürgermeister und der General, Pache und Santerre, zum Konvent, um sich hier als gute Bürger sehen zu lassen. Sie hatten verabredet, die ganze Sache als ein royalistisches Komplott darzustellen und wenn nötig, die vorgeschobenen Leute, Varlet, Fournier usw., preiszugeben. Santerre schilderte die Sache in dieser Weis und sagte, das einzige Ziel sei gewesen, wieder einen König einzusetzen, Égalité zum König zu machen; aber es sei nichts mehr zu befürchten. Prahlerisch wies er auf die Zurückhaltung des großen Faubourg hin, als wenn das sein Verdienst wäre.

Die Versammlung, der Santerre diese Dinge vorredete, war nicht zahlreich. Sie hatte um neun Uhr abends die Sitzung wieder aufgenommen; aber viele Abgeordnete hatten es nicht für richtig gehalten, wieder hinzugehen. Hier und dort wiesen die Bänke große Lücken auf. Man hätte glauben können, daß bereits die Sichel von 1793 darüber hingegangen sei. Der ganze Eindruck war unfreundlich und düster. Die Mitte war schlecht besucht, und die Abgeordneten



standen herum; manche Leute wollten sich in diesen schweren Tagen nicht setzen. Sehr bezeichnend war die tiefe Stille auf der Rechten. Sie bezeugte zur Genüge, daß die Versammlung schon im voraus beunruhigt war und keine Sicherheit bot. Der Schrecken, der vom Konvent ausgehen sollte, saß bereits im Schoße des Konvents selbst.

An der Stelle der Rechten, welche die Gironde einzunehmen pflegte, bemerkte man nur — oder fast nur — Vergniaud.

Er hatte die Warnungen Dantons ebenso wie die Louvets verachtet. Sei es, daß der überlegene Scharfsinn seines großen Geistes ihn erkennen ließ, daß man nur erschrecken und nicht umbringen wollte, sei es, daß sein Lebensüberdruß ihn auch dieser letzteren Möglichkeit trotzen ließ: er nahm seinen Platz auf den verlassenen Bänken ein, über denen der Tod zu schweben schien. Geduldig hörte er Artikel für Artikel die Verlesung des furchtbaren Entwurfs Lindets und die Abstimmung darüber an[82]). Er sagte nur ein Wort: „Ich verlange namentlichen Aufruf, man muß die Leute kennen lernen, die nur um sie zu vernichten die Freiheit unaufhörlich im Munde führen." Der namentliche Aufruf wurde auch von einem anderen Ehrenmann verlangt, von La Reveillère-Leppeaux.

Dieses Wort Vergniauds allein genügte als Äußerung des sterbenden Gesetzes.

Ein Bergparteiler meinte, es dürfe keine Geschworenen geben. „Nein," sagte Thuriot, Dantons Freund, „Geschworene müssen sein, aber sie sollen ihre Stimme öffentlich abgeben." Der Konvent nahm dies an. Dieses Wort barg den Schrecken in höherem Grade als der ganze Entwurf.

Der Konvent, der weder Geld noch Macht noch eine organisierte Armee hatte, schuf an diesem Abend, um allen Anforderungen zu genügen, ein Gespenst.

Da die Royalisten in ganz Europa den Schrecken gegen Frankreich aufgeboten hatten, so wurde der Schrecken auf sie zurückgehetzt wie ein blutiger Traum.

Die Armee zog sich halb in Auflösung zurück. Sie kehrte heim. An der Grenze stand der Schrecken vor ihr.

Der Staatsschatz war leer. Wir besaßen am 1. Februar, den all-

[82]) Der Entwurf war furchtbar, aber nicht unsinnig, wie er es in der Fassung vom Vormittag gewesen war. Das Gericht sollte nur vollendete Handlungen verfolgen, Attentate, Verschwörungen. Die Gemeindebehörden hatten die Überwachung und die Anklagebefugnis. Aber die Anklagen gelangten erst nach ihrer Prüfung durch einen Konventsausschuß an das Gericht; der Ausschuß mußte dem Konvent Bericht erstatten, die Anklageakten anlegen, die Voruntersuchung überwachen, mit dem Tribunal in Verbindung bleiben und der Versammlung Rechenschaft geben.



gemeinen Krieg zu bezahlen, dreißig Millionen in Papier. Die angenommene Milliarde war nicht erhoben. Auf den Boden der leeren Kasse legte man den Schrecken.

Was konnte man nach Lyon schicken? Nichts. In die Vendée, in die Bretagne? Nichts. Nach Belgien? Nichts. Nach Mainz? Nichts.

Nur eine Macht blieb Frankreich: die revolutionäre Justiz. Sie kostete nur einen Beschluß und ein Blatt Papier.

Und das Herz Frankreichs selbst:

Den Tod der Gründer der Republik, der besten Freunde des Vaterlandes, den Kopf Dantons und Vergniauds, das Blut derer, die dafür und derer, die dagegen gestimmt hatten, derer, die den Protest des Gesetzes vertraten und derer, die die Notwendigkeit waren.

Notwendigkeit, Verhängnis! Was 1792, vor den Septembertagen, frei war, wurde 1793 Schicksal.

An demselben Sonntag, dem 10. März, um die Stunde, da der Konvent in Paris sein Revolutionstribunal errichtete, errichteten die royalistischen Aufständischen das ihrige in Machecoul, zwischen der Loire-Inférieure und dem vendéeischen Marais. Das Gemetzel war morgens von aufrührerischen Bauern begonnen worden und wurde abends durch einen Ausschuß von „anständigen Leuten“ weiter fortgeführt, der in sechs Wochen fünfhundertzweiundvierzig Patrioten in den Tod schickte.



Inhaltsverzeichnis

Band 5.

Der Sturz des Königtums. Beginn des Krieges gegen Frankreich.
(August bis Dezember 1792.)

Band 6.

Prozeß und Hinrichtung Ludwigs XVI.

Verzeichnis der Bildbeigaben

Farbtafeln.

Textillustrationen.



Seite



